Deutsche Rundschau.

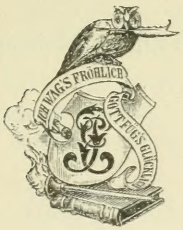
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXIII.

(April — Mai — Juni 1895.)



37446
26/3/96

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.83

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundachtzigsten Bande (April — Juni 1895).

		Seite
I.	Der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck .	1
II.	Wasser! Ein Weinmärchen von **Hans Hoffmann**	5
III.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **Wilhelm Lang.** Am Hofe König Jerome's. (1808—1813.) VI./IX. .	21
IV.	Sic et Non. Neue Actenstücke aus der Zeit der Christenverfolgungen. Von **Paul Rohrbach**	42
V.	Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode. Herausgegeben von **Rudolf Krauß.** IV./V.	53
VI.	Der Aufschwung Südafrika's. Von **Albrecht Wirth.** III./VIII.	83
VII.	Udo in England. Eine Briefsammlung von **Marie von Bunsen.** I./XI.	105
VIII.	Gedichte von **Julius Petri**	135
IX.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs** . .	139
X.	Zeitweilige Dictatur des Proletariats. Aus den Acten des Pariser Wohlfahrtsausschusses	146
XI.	Politische Rundschau	150
XII.	Literarische Notizen	156
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Claudia's Garten. Eine Legende. Von **Ernst von Wildenbruch**	161
XV.	Abenddämmerung. Erinnerung an Maxime Du Camp. Von **Franz Xaver Kraus**	189
XVI.	Der Wallenstein der Schiller'schen Tragödie im Lichte der neuesten Geschichtsforschung. Von **R.** Freiherr **von Liliencron**	212
XVII.	Biene und Honig. Ihre Symbolik und Poesie. Von **Bernhard Kübler**	236

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Ein englischer Consul und Diplomat in Ostasien. Von **M. von Brandt**	257
XIX.	Johanna Ambrosius. Von **Herman Grimm**	281
XX.	Udo in England. Eine Briefsammlung. Von **Marie von Bunsen.** XII./XXII. (Schluß.)	290
XXI.	Ein Vierteljahrhundert General-Postmeister. Von **J. Ronge**	303
XXII.	Politische Rundschau	311
XXIII.	Literarische Notizen	317
XXIV.	Literarische Neuigkeiten	319
XXV.	Die gute Lorelei. Novelle von **Adolf Wilbrandt.** I./X.	321
XXVI.	Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71. Von **J. von Verdy du Vernois.** I./IV.	361
XXVII.	Das Princip der Entwicklung in der Geistesgeschichte. Von **Ludwig Stein** in Bonn	397
XXVIII.	Staatskunst und Seegeltung. Vom Viceadmiral **Batsch**	420
XXIX.	Wie sehen die Insecten? Von **August Weismann**	434
XXX.	Dem Andenken Gustav Freytag's. Von **Erich Schmidt**	453
XXXI.	Drei ostpreußische Lehrer. Von **L. Friedländer**	465
XXXII.	Politische Rundschau	473
XXXIII.	Literarische Notizen	479
XXXIV.	Literarische Neuigkeiten	480

Der achtzigste Geburtstag

des

Fürsten Bismarck.

In diesem Jahre kehren, lebendiger als sonst, die großen Erinnerungen von 1870 wieder, und an ihrer Pforte gleichsam steht der achtzigste Geburtstag des Mannes, dessen Namen für immer mit ihnen verbunden sein wird. Von den Dreien, die wir recht eigentlich als die Begründer des Deutschen Reiches betrachten, weilt nur er noch unter uns, aber auch er schon eine historische Persönlichkeit, der Zeit noch angehörig, und doch ihr schon entrückt, ungebeugt in der Energie seines Geistes, der Gewalt seines Wortes, und doch fernab dem Kampf und Streit, aus dem auch der Sieger nicht immer hervorging, ohne daß die menschlichen Züge seines Bildes gelitten hätten. Jetzt ist das Werk vollbracht, und was von der Leidenschaft des Momentes oder der Härte beleidigten Ehrgeizes an ihm noch haften mochte, das ist hinweggenommen worden mit dem Augenblicke, wo die Macht dieses einst Unumschränkten aufgehört hat, um eine solche zu werden, die niemals aufhören wird. Die Welt hat sich nun wohl in einem gewissen Sinne daran gewöhnen müssen, ohne Bismarck zu leben; aber vielleicht die größte von allen ihm gewordenen Genugthuungen ist die, daß er es selber noch gesehen, wie wenig sie ohne ihn leben will und kann. Nicht vielen sterblichen Männern mag

es, gleich ihm, vergönnt gewesen sein, ein so starkes und deutliches Vorgefühl ihrer Unsterblichkeit zu haben. Wir reden nicht nur von den Denkmälern, die sich überall schon, bei seinen Lebzeiten, in den Städten erheben; auch nicht an die Pilger- und Huldigungsfahrten aus dem Norden und Süden, dem Westen und dem Osten unseres Vaterlandes wollen wir erinnern. Aber eine Stimme der Zukunft spricht doch auch in ihnen. Immer, gewiß noch in den fernsten Zeiten, wird das deutsche Volk, wenn es ihm gut geht, den Namen Bismarck dankbar nennen, und wenn es ihm schlecht geht, an seiner Heldengröße sich wieder aufzurichten suchen. Sein irdisches Dasein wird im Verlaufe der Jahre zu Ende gehen; aber nicht zu Ende gehen wird der Zauber, der es umgibt. Künftige Poeten werden ihn feiern, besser als die gegenwärtigen, welche die herkulische Gestalt in der Kürassieruniform, mit dem Helm auf dem Haupte, dem Säbel an der Seite, dröhnenden Schrittes an sich vorübergehen sahen; in einer dritten Blüthenperiode der deutschen Dichtung wird er seinen Schiller oder auch seinen Shakespeare finden. Die Kritik der Einzelnen, Menschen oder Parteien, wird verstummen vor dem Richterspruch der Geschichte, vor der die Sache, nicht die Person gilt; aus dem Gegenstand einer Bewunderung, die nicht immer frei von persönlichem Mißbehagen war, wird der Reformator des politischen Lebens in Deutschland eine Potenz werden, wie der Reformator seines religiösen Lebens es längst geworden; und diese Herrschaft hat er heute schon angetreten.

Der Tag des 26. Januar 1894 hat den Tag des 20. März 1890 in dem Empfinden des deutschen Volkes nicht völlig zu verwischen vermocht. Nicht so sehr einen plötzlichen Bruch oder Riß bedeutete dieser Tag, als vielmehr einen Vorgang, der die ganz alltägliche Wahrnehmung bestätigt hat, daß, wenn das Neue Platz haben soll, das Alte weichen muß. Es ist in der Weltordnung so begründet, bleibt aber nichtsdestoweniger ein herbes Gefühl, und Tausende theilten es, ja vielleicht Alle, welche die Mitkämpfer des Depossedirten gewesen. Sie sagten sich: unsere Zeit ist dahin; wir, die wir dies Alles gethan und gemacht haben, werden bei Seite geschoben, und an unsere Stelle setzt sich das junge Geschlecht, dem der Preis unserer lebenslangen Arbeit und unserer schwer errungenen Siege mühelos in den

Schoß fällt. Aber freilich, ganz so liegt die Sache nicht; und selbst wenn dem so wäre, wer könnte darin etwas Anderes erblicken, als daß ein Gesetz der Natur sich erfüllt? Die Natur ist einmal grausam, und rücksichtsvoll war auch Bismarck nicht, als er mit der Blut- und Eisenpolitik begann, den Bruderkrieg entzündete, Fürsten abgesetzt, Länder annectirt und auf Frankreichs Schlachtfeldern das Deutsche Reich proclamirt hat.

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen und mit ihm der Enthusiasmus, der das Unerhörte möglich gemacht. Und die Nüchternheit des nationalen Lebens wäre nicht einmal das Schlimmste; denn zwischen Sonntag und Sonntag bedarf es, wenn die Welt im Gange bleiben soll, der kleinen Geschäfte des Alltags, und diese sind immer nüchtern. Aber es kommt darauf an, wie sie besorgt werden; und erscheint sie darum nicht berechtigt, die Klage der Alten, daß von dem Geiste, der vor fünfundzwanzig Jahren Wunder that, so wenig übrig geblieben, daß das Niveau der Gegenwart gesunken, Zweck und Ziele niedrigere geworden sind in allen Aeußerungen unseres intellectuellen, moralischen und öffentlichen Lebens, daß die Kunst sich vergröbert hat, die Literatur auf Abwegen geht und die Politik ins Schwanken gerathen ist?

Wenn man heute das Jahr 1870 im Geiste noch einmal durchlebt, wie da das nationale Dasein gehoben war, und jeder Einzelne freudig sich hingab, wie jede Scheidewand des Ranges, des Standes, des Glaubens fiel, und Alle sich mit heiligem Entschluß um den Einen scharten, den greisen König, tausendmal bereit, für ihn und das Vaterland zu sterben: dann erst hat man das richtige Gegenbild zu dem Unmuth, der Verdrossenheit, der Verneinung und dem herostratischen Zuge der Gegenwart; dumpfen Groll im Herzen stehen die Massen der Minderheit gegenüber, welche die Macht in Händen hat, und diese Minderheit selbst ist unter sich durch Neid und Hader zerrissen. An die Stelle der großen politischen Principien ist vielfach der Eigennutz getreten, und der Kampf, den er mit der ganzen ihm eigenen Brutalität führt, ist nahe daran, in einen Existenzkampf auszuarten.

Aber mitten hinein, wie eine große Mahnung, fällt die Feier des Tages, welcher noch einmal alle besseren und edleren Instincte der deutschen Volksseele zu wecken scheint; und in

Eintracht um die deutsche Fahne schart sich mit den Alten, die sie zu Sieg und Herrlichkeit getragen, die Jugend, die berufen ist, das Erbe der Väter in Ehren zu halten. Nicht ohne bange Sorge haben wir sie von den auflösenden Tendenzen, den zersetzenden Elementen unserer Zeit ergriffen gesehen; doch ihr schöner Enthusiasmus an diesem Tag ist uns ein Zeichen dafür, daß sie noch Ideale hat, daß die Tugenden der Pietät und Dankbarkeit nicht ausgestorben sind in ihr. Mit der deutschen Jugend steht und fällt das Vaterland: sie wird die Probleme zu lösen haben, die das scheidende Geschlecht am Ende des Jahrhunderts und mit dem Blick in eine unsichere Zukunft ihr hinterläßt. Zwei Weltanschauungen, die der Politik im alten Sinn und die des modernen Socialismus begegnen sich in diesem Moment und trüben ihn; aber daß der Ausgleich, wann immer und in welcher Gestalt er erfolgen möge, sich auf dem festen Boden eines mächtigen, staatlich geeinten Gemeinwesens vollziehen wird: Das schulden wir dem Manne, dessen achtzigsten Geburtstag wir heute, ohne jeden Unterschied der Parteien, als einen nationalen Festtag begehen. Das ist Bismarck's unsterbliche That, die, von keinem Nebelfleck mehr verdunkelt, durch die Jahrhunderte strahlen wird; und vielleicht, daß dann, wenn der Achtzigjährige sein Volk noch einmal um sich versammelt sieht, die Vision des Dichters sich ihm verwirklicht:

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!

J. R.

Wasser!

Ein Weinmärchen

von

Hans Hoffmann.

Ein deutscher Mann studirteren Standes, Namens Walther Vogel, machte mit der jungen Gattin Marianne seine Hochzeitsreise nach Tirol, und da es schon gegen den Herbst ging, fuhr er gleich über den Brenner und ein Stück den Eisack hinab, bis er Weinberge sah und daraus den Schluß zog, daß hier eine warme Sonne scheine und auch ein guter Tropfen um ein Billiges werde zu haben sein. Denn er war von Natur ein Feind jedes Umsturzes und gedachte die Sitten seiner Junggesellentage in der Ehe wohl zu reformiren, aber nicht zu revolutioniren; so betrachtete er die Reise als die schickliche Gelegenheit für einen vorsichtigen Uebergang zu mehrerer Enthaltsamkeit. Marianne aber freute sich auf die süßen Trauben.

Als man sich Bozen, dem Mittelpunkte des tirolischen Weinbaues und Weinhandels, schon näherte, trieb doch die Gewissenhaftigkeit, einen Umweg über die Berge zu nehmen und der echten Höhenluft mit Fernsicht die gebührende Ehre zu erweisen. Man stieg von Waidbruck auf den Schlern, bewunderte die weit aufgethane Gebirgswelt und Nachts den gewaltigen Sternenhimmel und wanderte dann weiter auf dieser großen Kammhöhe in die ungeheuren Felszackenwildnisse des Rosengartengebirges hinein; denn die junge Frau war eine handfeste kleine Person und hatte tüchtige Bergschuhe. Von diesen kahlen Höhen sah man das Bozener Weingelände schon lockend heraufschimmern, und man machte denn endlich, daß man da hinunterkam.

Als man Abends da war und im „Stiegl" sich einquartirt hatte, war die Frau sehr müde und der Mann sehr durstig; das ist beides zu begreifen. Jedes ehrte duldsam das Bedürfniß des Andern und folgte dem eigenen; Marianne ging zu Bett, und Walther erklärte, seinen Kraftüberschuß noch zu einem Spaziergang im Mondschein verwerthen zu wollen. Es stand in der That der lieblichste Vollmond am wolkenlosen Himmel.

Er ging auch in den „Mondschein"; ebenso in die „Löwengrube", in den „Zallinger Buschen", in die „blaue Traube", in die Schwemme der „Kaiser-

krone" und zuletzt ins „Batzenhäusl". Hier waren wie gewöhnlich trinkbare Reisende aus dem Reich versammelt, und es gingen viele lehrsame Gespräche über Land und Leute, Geschichte und Sage, Gesteine und Weine über den Tisch hin und her.

Am Ende aber wurden diese starken Männer doch auch müde und suchten ihre Lagerstätten. — Walther Vogel aber empfand nun erst recht noch die Sehnsucht, die Klarheit des Mondlichts mit fühlender Brust zu genießen. Doch geschah es ihm wie manchen Leuten, wenn sie etwas reichlich getrunken haben, daß sie von der dunklen Sorge gefoltert werden, sie möchten beim Nachhausegehen vor Durst verschmachten; er ließ sich deshalb die leichte Kürbisflasche, die er bei sich trug, noch mit gutem Magdalener füllen und wagte sich so in die offene Leere des Mondscheins hinaus.

Er war der letzte Mensch in den Gassen; nicht einmal ein Nachtwächter verunzierte die schöne Einsamkeit. Die alterthümlichen Häuser mit ihren Erkern und den seltsamen Dachhauben schienen selbst zu schlafen, eine träumerische Ruhe überlagerte die Plätze, die am Tage so voll Lärm und Leben sind. Auch die Luft war völlig unbewegt und lautlos; der einzige Ton, der immer gleichmäßig vernehmbar blieb, war das unterirdische Rauschen der verdeckten Kanäle, die das hurtige Wasser des Talerflusses durch die Stadt leiten. Dieses Rauschen hatte etwas wunderlich Geheimnißvolles wie ein dunkles Gemurmel; und auch aus den finstern Hallen hinter den hellbeschienenen Pfeilern der Laubengasse schienen allerlei stumme Geheimnisse zu hauchen. Hoch hinein in die Gasse aber leuchtete aus silberner Ferne das große Wunder der Rosengartenkette mit ihrem phantastischen Zackengewirre und dem doch in herrlicher Klarheit gegliederten Aufbau.

Der empfindende Nachtschwärmer trat nun hinaus auf den breiten Johannsplatz, der recht einem freundlichen Festraume gleicht. Er fühlte sich gleichsam eingeladen, setzte sich an einen der Tische vor Kräutner's Gasthof, die man draußen hatte stehen lassen, stellte seine Kürbisflasche und seinen Reisebecher darauf und hub leise wieder an zu zechen. Denn der Mondschein kam hier wirklich zu wundervoller Wirkung, und in der warmen Nachtluft war's überaus lieblich zu weilen.

In der Mitte des Platzes steht über einem plätschernden Brunnen das hohe Bild Walther's von der Vogelweide. Die Mondesstrahlen flossen an dem weißen Marmor hernieder mit leisem Spiel und blinkten an den Wassersäulchen kräftiger auf; fast schien ein still athmendes Leben in der Gestalt zu erwachen. Ja, so stark wurde für Augenblicke diese Täuschung, daß dem einsamen Beschauer etwas wie ein gelindes Grauen den Rücken hinablief.

Solchen Unfug darf man natürlich nicht aufkommen lassen.

„Prosit, alter Bursche!" rief er mit lauter Stimme, seinen Becher erhebend, dem steinernen Manne entgegen. „Uebrigens finde ich es nicht hübsch von dir, daß du mir so andauernd den Rücken zukehrst. Daß du tagsüber gerne nach dem Bahnhof hinsiehst und die ankommenden Fremden deiner Kritik unterwirfst, finde ich ganz begreiflich; jetzt aber, wo wir hübsch unter uns sind, könntest du das anständiger Weise doch anders einrichten."

Kaum hatte er dies gesprochen und dazu ein kräftiges Schlückchen genommen, als er schaudernd bemerkte, wie die weiße Gestalt sich plötzlich verdoppelte und ganz unzweifelhaft zwei Marmorbilder neben einander den Brunnen zierten. Anfangs schienen die beiden sich vollkommen zu gleichen, bald aber ward ihm ersichtlich, daß die eine wie zuvor ihm den Rücken, die andere aber das Gesicht und die ganze Vorderseite zugekehrt hielt.

Mit dumpfem Entsetzen starrte er auf die unerhörte optische Erscheinung. Doch in der That verging diese unter seinem scharf gespannten Blicke, indem er versuchsweise ein Auge zukniff, und die Figur war wieder einfach; aber trotzdem konnte sein Schauder nicht weichen, denn er sah mit zweifelloser Deutlichkeit: sie kehrte ihm das Gesicht zu. Sie hatte sich also umgedreht.

Eiskalt lief es ihm über alle Glieder. Doch, ehe er sich erholt hatte, verspürte er eine neue seltsame Naturerscheinung an seinem eigenen Leibe. Er hatte ein leises, schwindelartiges, aber nicht ganz unangenehmes Gefühl, als ob er, von einem unsichtbaren weichen Netze umstrickt, langsam vorwärts und weiter auf den offenen Platz hinaus gezerrt würde.

Aufschreckend griff er nach der Lehne seiner Bank; allein vergebens, denn auch diese und zugleich der Tisch war mit ihm so in sanft schwebender Bewegung nach vorwärts. Es blieb gar kein Zweifel, er kam dem marmornen Walther von der Vogelweide immer näher und näher und konnte seine schönen, ernsten Gesichtszüge immer klarer unterscheiden.

Jetzt ergriff ihn eine Angst, jener Krankheit ähnlich, die man die Platzscheu nennt; er fühlte sich grenzenlos unsicher und haltlos auf dem weiten Raume, und eine tiefe Sehnsucht quälte ihn nach den festen Mauern der umgebenden Häuser. Allein er war unfähig, sich zu erheben und dorthin zu entfliehen; seine Füße klebten trotz jenes Schwebens an dem Fußboden fest. So blieb ihm nichts übrig, als sich scharf an die Bank zu klammern und sein Schicksal zu erwarten.

Jetzt war er dem Marmorbilde endlich so nahe, daß er ihm hätte die Hand reichen können. In gesteigerter Angst griff er nach seinem Becher und versuchte einen Schluck zu thun. Doch siehe, der entglitt ihm sänftlich aus den Fingern und schwebte langsam, wie von den Mondstrahlen getragen, dem marmornen Antlitz entgegen, bis er die Mundhöhe erreicht hatte. Dann plötzlich hielt der verwirrte Zecher ihn wieder zwischen den Fingern, aber leer bis auf die Nagelprobe.

Jetzt aber kam wirklich Leben in das Bild. Eine leichte Röthe überzog die weißen Wangen und Lippen, die Wimpern zwinkerten leise, und den Mund schien ein stilles Verlangen zu schwellen. Da faßte der Zecher einen ungeheuren Entschluß; er goß das Glas wieder voll und hob es hoch dem Bilde entgegen. Die marmornen Finger zuckten und arbeiteten, vermochten sich aber noch nicht zu lösen und zu heben. Der Becher schwebte noch einmal von selbst an die Lippen. Aber sobald er geleert war, kam Bewegung in den steinernen Arm; er ergriff das Gefäß und reichte es dem Geber zurück, sogar schon mit einer zarten Gebärde, die verständlich einen höflichen Dank ausdrückte. Ja, die Marmorhand griff zu, schenkte ein, hob auf und trank zum dritten Mal.

Nunmehr war die völlige Belebung erzielt; die Gestalt machte einige kräftige Reckbewegungen mit den Armen, knickste und schlenkerte ein wenig mit den Beinen, und dann that sie einen Ruck und stand nicht mehr, sondern saß auf ihrem Sockel, nur nicht in jener Stellung, wie sie beschrieben ist:

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf satzt ich den ellenbogen;
ich hete in mine hant gesmogen
daz kinne und ein min wange —

sondern ganz einfach mit den Beinen baumelnd und die Daumen um einander drehend. Seine Färbung war inzwischen noch kräftiger geworden, nur nicht völlig naturalistisch, sondern etwa in jener zarten goldbraunen Tönung, wie sie manchen antiken Statuen im Laufe der Jahrhunderte eigen geworden ist.

„Walther von der Vogelweide," stellte er sich vor mit einer leichten Verbeugung.

„Walther Vogel," stotterte der Andere.

„Sieh, sieh," sagte der Marmorne, „das ist ja so eine Art Verkleinerungs- oder Koseform meines Namens. Freut mich um so mehr, einen Vetter zu begrüßen. Sie sind fremd hier, wie mir scheint. Wie gefällt Ihnen Bozen?"

„Ausgezeichnet," antwortete Jener, der etwas Muth faßte, „zwar bin ich heute Abend erst angekommen, habe aber schon ziemlich viel genossen."

„Da werden Sie mit der Zeit sehr viel mehr noch genießen," sprach der von der Vogelweide freundlich.

„Ich glaube auch," meinte Vogel etwas schüchtern.

„Es ist ein allerliebstes Städtchen," fuhr Jener fort, „und die Gegend einfach entzückend. Ich habe meiner Zeit viel von der Welt gesehen, von Paris bis Jerusalem, aber kaum etwas Schöneres. Ich bin recht zufrieden, daß man mich gerade hierher gesetzt hat, obgleich ich dies Vergnügen vielleicht einem Irrthum verdanke."

„Wieso?" fragte Vogel bescheiden.

„Ich bin wahrscheinlich gar kein Tiroler von Geburt, wie man annahm," versetzte der Vogelweider, „die Gelehrten werden es aber niemals herausbringen, wo ich eigentlich geboren bin. Und das ist auch recht gut so. Denn ein Dichter wie ich gehört ganz Deutschland an, ist gleichsam überall geboren, wo immer die deutsche Zunge klingt. Aehnlich ist es ja auch mit meinem größeren Nachfolger Goethe. Das heutige Geschlecht nimmt ja noch allgemein an, er sei in Frankfurt zur Welt gekommen; wartet aber nur ein halbes Jahrtausend, so wird man mit Leichtigkeit beweisen, daß dies ein Irrthum ist. Er ist eben ein Kind aller deutschen Stämme zugleich, keineswegs bloß der Franken vom Rhein und Main: selbst wenn einer behauptete, der Goethe und ich wären in Mecklenburg oder Pommern geboren, thäte er uns kein Unrecht: einzig in Berlin und in Potsdam, glaube ich, sind wir beide fast gar nicht geboren. Daß man mich aber hierher in die letzte deutsche Stadt vor der welschen Grenze gesetzt hat, war ein äußerst vernünftiger Gedanke; nur wäre ich an mancher anderen Stelle vielleicht noch viel nöthiger, in Böhmen und in Posen zum Beispiel, am meisten in Berlin natürlich, um da die französelnden Poeten zu Paaren zu treiben."

„Wie denken Sie über das Heine-Denkmal in Mainz?" fragte Vogel neugierig.

„Ich kenne ihn zu wenig," gestand der von der Vogelweide, „ist er nicht ein arger Franzosenfresser gewesen? Mir dämmert so etwas auf. Das ist mein Geschmack nun gerade auch nicht; aber es ist doch immer noch besser als das Treiben der dummen Kerle, die wie die kleinen Kinder sich von den paar blinkenden Vorzügen der Franzosen so verblüffen lassen, daß sie sich selbst daneben verachten und in ihren Landsleuten beschimpfen. So lange es solche Burschen gibt, ist es immer von Werth, nahe der westlichen Grenze so ein Trutzdenkmal für das geistige Deutschthum aufzustellen als Ergänzung zu dem kriegerischen Niederwalddenkmal. Uebrigens ist ja Mainz auch eine prächtige Stadt, und was den Wein betrifft, so ist das ebenfalls keine üble Gegend."

„Ich glaube doch, Sie sind über Heine ein wenig im Unklaren," bemerkte Vogel kopfschüttelnd, „für den Wein hat er wohl kaum ein rechtes Herz gehabt. Wissen Sie nicht, was Treitschke von ihm sagt? War er doch schlechthin der einzige unserer Lyriker, der niemals ein Trinklied gedichtet hat; sein Himmel hing voll von Mandeltorten, Goldbörsen und Straßendirnen, nach Germanenart zu zechen vermochte der Orientale nicht. Was sagen Sie dazu? Verdient Einer ein Nationaldenkmal, der nicht einmal zechen kann?"

Der von der Vogelweide zeigte eine leichte Verlegenheit.

„Trinklieder habe ich allerdings auch keine gedichtet," bekannte er zögernd, „es ist heute das erste Mal, daß ich mir dieser klaffenden Lücke bewußt werde. Ich bemerke mit Schrecken, daß ich sogar einmal gesagt habe:

Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket.
Wie ziemt dem biedern Mann, daß ihm die Zunge hinket?

— Nebenbei bemerkt, mein lieber Herr Vogel, Sie haben einen kleinen Fehler in der Aussprache, eine gewisse Schwerfälligkeit der Zunge; Sie sollten einmal mit einem Arzte sprechen, ob sich die nicht besser lösen läßt. Oder liegt das vielleicht nur in der Härte des modernen Hochdeutsch? Doch das nur beiher, es fiel mir nur so grade dabei ein. — Ein andermal sage ich:

Ich trinke gerne, wo den Wein mit Maß man schenket —

Aber sagen Sie, läßt sich gegen diesen Satz eigentlich wohl etwas Stichhaltiges einwenden? Ich meine natürlich, theoretisch betrachtet."

„Theoretisch, nein," beeilte sich Vogel zu versichern, „hingegen in der Praxis — vielmehr streng genommen läßt sich die Ausnahme auch theoretisch begründen. Ganz einfach, indem man Ihre Vorschrift des Maßhaltens auch auf die Mäßigkeit selbst anwendet: und das ist doch nichts weiter als consequent und die simpelste Logik. Wer maßlos mäßig ist in irgend einem Thun, beispielsweise im Trinken, der ist eben ein unmäßiger Mensch, das ist klar wie alter Muskateller. Wer beispielsweise ein großes Freudenfest kaltherzig an sich vorübergehen läßt, ohne mal kräftig über die Strenge zu schlagen, sagen wir den Tag der Siegesnachricht von Sedan oder die Denkmalsenthüllung Walther's von der Vogelweide, oder Bismarck's achtzigsten Geburtstag, oder wenn man ganz wider Erwarten sein Examen bestanden hat, oder das Wiedersehen mit

einem lieben Freunde, oder das Erwachen einer neuen Liebe, oder den Abschied von den Schwiegereltern, oder den Tag der Ankunft in einem Weinlande — wer in solchen Fällen nicht Maß zu halten weiß in der Mäßigkeit, der ist ein unlogischer Kopf und ein inconsequenter Charakter, und solche Leute nennen wir Philister, Duckmäuser, Kameele, Spießbürger, Nachtmützen oder hängen sonst ein schmutzig Beiwort an ihre Namen. Das ist eben germanisch."

Als er dieses gesprochen und sich dabei ein wenig in Hitze geredet hatte, sprang Walther von der Vogelweide jählings mit einem echt tirolischen Juchzer von seinem Sockel, griff freudig nach dem Becher, leerte ihn gründlich und rief mit einem herzlichen Händedruck feierlich:

„Walther, nenne mich Du!"

Und nachdem sie die Arme verschränkt und Brüderschaft getrunken hatten, fuhr er heiter fort, indem er auf der Tischkante Platz nahm:

„Dieser Regel haben zu meiner Zeit alle Bessern getreulich nachgelebt, ich nicht am letzten, und wir wußten die Festgelegenheiten immer mit sicherer Findigkeit auszuspüren. Das Unglück war nur, daß wir's theoretisch noch nicht zu formuliren verstanden. Hätten wir Deine tiefsinnige Formel schon gehabt, so würde ich ohne jeden Zweifel das volksmäßige Trinklied, das seit germanischer Urzeit bestand, als der Erste in die Literatur eingeführt haben; wieviel fülliger wäre dann mein Ruhm! So aber muß ich leider bekennen, daß ich trotz meiner sonstigen Selbständigkeit in diesem Punkte doch der Mode gewichen bin und nach französischer Art ein wenig zu viel von Minne und viel zu wenig vom Trinken gesungen habe. So kann ich denn auch die Strafe, die mich erreicht hat, nicht mehr so ganz ungerecht finden trotz ihrer fast raffinirten Härte: daß man mich nämlich in einem Weinlande vom Range Bozens auf einen Wasserbrunnen gesetzt hat."

„Eine unbeschreibliche Härte!" bestätigte Vogel nicht ohne tiefen Schauder.

„Nicht wahr?" sagte der Vogelweider beinahe weinerlich, „und es rinnt, es rinnt immerfort, dieses Wasser, vom Morgen zum Abend und vom Abend zum Morgen, es rinnt, es rinnt. Und dabei zu wissen, daß im nächsten Umkreise an den verschiedensten Stellen ein trefflicher Wein verzapft wird, der so wohlfeil ist, daß sogar ein deutscher Dichter ihn erschwingen kann! — Du hast vom Bozener doch wohl schon gekostet?"

„Gekostet, ja," sagte Vogel lässig.

„Nun? Und?" fragte der Marmorne.

„Es ist eine Sache!" urtheilte Jener mit tiefer Ueberzeugung. „Ich kann nur sagen: eins ist sehr schade, daß die Fracht nach Norddeutschland und der Zoll so hoch ist; außerdem soll sich freilich der Wein auch nicht so gut halten."

Walther von der Vogelweide heftete einen scharfen, forschenden, doch nicht unfreundlichen Blick auf ihn.

„Hast Du schon einmal tausendjährigen Wein gekostet?" fragte er dann plötzlich nach einem längeren Schweigen.

„Nein, das wahrhaftig nicht!" rief Vogel erstaunt, „dreihundertjährigen Rheinwein aus der Rose im Bremer Rathskeller, das war das Aeußerste, und der ist schon gar nicht mehr süffig. Uebrigens pumpen sie ihn ja auch immer

wieder neu auf, vom ersten Jahrgang werden kaum noch ein paar Tropfen dabei sein."

„Das ist ein unsolides Verfahren," bemerkte der Marmorne, „aber hättest Du Lust, einmal tausendjährigen Bozener zu versuchen, der niemals aufgepumpt wird und verteufelt süffig ist?"

„Und ob ich Lust habe! Welch' eine Frage!" entgegnete Vogel mit mildem Vorwurf.

„Aber auch Muth?" forschte Jener ernst.

„Auch Muth," versicherte Vogel, gleichfalls mit schönem Ernst.

„Es wird aber ein bißchen unterirdisch," flüsterte der Marmorne warnend.

„Natürlich, Keller sind allemal unterirdisch," warf Vogel leicht hin, doch nicht ganz ohne einen geheimen inneren Schauder.

„Aber sehr viel unterirdischer!" betonte der Vogelweider.

„Macht nichts," brummte der Andere, „an Hölle und Teufel glaubt man heute nicht mehr, und schließlich hat Virgil den Dante auch da glücklich durchbugsirt."

„So schlimm wird es in der That nicht," beruhigte der Dichter, „die christlichen Teufel wohnen mehrere Stockwerke tiefer, als wohin wir gelangen, denn das ist die allerniederträchtigste Sorte, gegen die alle heidnischen Dämonen klassischer wie germanischer Abkunft nur schüchterne Waisenknaben sind. An sich betrachtet freilich sind die auch ein ganz hanebüchnes Geschlecht."

„Und da sollen wir hin?" fragte Vogel, nun doch schon leise verängstigt.

„Es ist etwa an dem," bestätigte der Marmorne, „Du kennst die Geschichte vom Zwergkönig Laurin und seinem wunderbaren Rosengarten, in welchem er die schöne Similde gefangen hielt?"

„Ich sollte wohl meinen," versicherte Vogel.

„Laurin hatte einen Ring und einen Gürtel, deren jeder ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh, das macht zusammen vierundzwanzig," so erzählte der Dichter, „dazu eine Kappe, die ihn unsichtbar machte. Aber Dietrich von Bern kam mit seinen Recken und besiegte ihn endlich doch, ihn und alle seine Riesen und Zwerge, die für ihn stritten, trotz des trügerischen Friedensmahls, wo die Helden hinterlistig durch einen Zaubertrank betäubt wurden. Und der Garten ward zerstampft und die Jungfrau befreit. Aber Mühe und Gefahr hat es doch selbst dem großen Berner gekostet, und es hing an einem Haare, so wäre er doch unterlegen."

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Vogel etwas ungeduldig.

„Nun gut," sprach der Vogelweider ruhig, „diese Dinge sind geschehen vor reichlich tausend Jahren. Und der Garten ist tief in den Berg versenkt, der jetzt der Rosengarten heißt, und ist eingerichtet zu einer großartigen Kellerei: und die wollen wir jetzt besuchen und zusehen, ob wir mit Laurin und seinem Gesinde fertig werden können."

„Sind die jetzt unschädlich?" fragte Vogel bedeutsam.

„Das kann man nicht behaupten," beschied ihn der Marmorne, „sie sind solide bei Kräften. Allein ich denke, zwei Männer wie Du und ich: Du sagtest, Du habest Muth —"

„Hab' ich!" knurrte Jener. „Indessen ein Haufe Kerls von so und so viel Pferdekraft, das ist doch immer mißlich. Sind denn wenigstens die gothischen Helden noch da, die uns als Landsleute ihren Beistand leisten könnten? Ich stamme nämlich von der Ostsee, wo die Gothen ursprünglich saßen."

„Nein, die sind ja doch als Sieger von dannen gezogen," sprach achselzuckend der Dichter, „und die schöne Similde ist freilich auch nicht mehr da, aber statt ihrer weilt jetzt dort eine Andere, und diese zwar eine Specialität ersten Ranges: nämlich nichts Geringeres als das schönste Weib der Erde."

„Von allen, die leben?" fragte Vogel hoch aufhorchend.

„Von allen, die leben und je gelebt haben," sprach der Vogelweider feierlich. „Und ihrer Hülfe sind wir zuletzt sicher, wenn wir etwa wirklich Anfangs unterliegen sollten. Sie hat von der Similde den Zauberring geerbt, der alle Thüren öffnet; was wollen wir mehr? — Ich kann mir nicht denken, daß Du jetzt noch zögern magst. Das schönste Weib der Erde! Ich kann Dir nur sagen,

Du wirst an ihrem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn.

Und dazu tausendjähriger Wein. Ich meine, das muß genügen."

„In der That," erwiderte Vogel in lebhafter Erregung, „für meine Person genügt das vollauf, und ich würde zu jedem Wagniß bereit sein: nur bin ich nicht ganz sicher, ob meine kleine Frau mit dem Abenteuer recht wird einverstanden sein — den Inbegriff von allen Himmeln, hm! — ich habe sie heute ohnehin schon ein bißchen lange warten lassen."

„Ja, wenn Du so unterm Pantoffel stehst, Bruder," sagte der von der Vogelweide mit leisem, aber doch sehr empfindlichem Spotte, „in diesem Punkte haben wir zu unserer Zeit trotz all' unserm Minnegesäusel uns doch immer einen breiteren Spielraum gewahrt. Uebrigens ist es bis zum Sonnenaufgang noch ziemlich weit, und den wirst Du doch wenigstens abwarten wollen. Für alle Fälle bietet so ein Naturschauspiel einen prächtigen Vorwand. Doch da fällt mir ein: in den Tiefen des Rosengartens harren Deiner hochinteressante und wissenschaftlich bedeutsame Aufschlüsse über gewisse Urwurzeln altgermanischer Sagenbildung, wie sie bisher noch von keinem Gelehrten erkannt und bloßgelegt worden sind. Vor dem Ernste der Wissenschaft aber muß, wie Du weißt, jede Rücksicht auf die liebenswertheste Gattin zurückstehen, und sie selbst wird diesem Zauberworte sich bedingungslos beugen. Mulier taceat in ecclesia. Gegen Wein und Schönheit mag sie die Fackel ihres Zornes schwingen, vor dem Ruhme und der Wissenschaft muß sie erbleichen. Bist Du anderer Meinung, so heiße ich Dich mit Deinen eigenen Worten einen Philister, einen Duckmäuser, ein Kameel, eine Nachtmütze, ja einen Frosch."

Vogel war überwunden.

„Nun denn, es sei — um der Wissenschaft willen," sagte er tiefernst, „ich stehe zur Verfügung."

„Nun, denn also los!" sagte Walther von der Vogelweide, „aber, bitte, recht freundlich!"

Und er schlug seinen weiten weißen Mantel um ihn, der sie beide gänzlich umhüllte.

Im gleichen Augenblicke hatte Vogel ein Gefühl, als ob er Carousſel führe oder richtiger in einer ruſſiſchen Schaukel, denn es war eine lothrechte Kreisbewegung; doch ſeltſamer Weiſe ſchwebte er trotz alles Kreiſens immer nur aufwärts und weiter, niemals zurück und wieder in die Tiefe. Und als er ſich an den anfänglichen Schwindel ein wenig gewöhnt hatte, ſah er, oder glaubte er zu ſehen, daß er in Wahrheit vollkommen unbewegt in der freien Luft ruhte, daß aber das mondbeſchienene Roſengartengebirge langſam und in ungeheurer Majeſtät auf ihn zu und näher und näher geſchwebt kam.

Das war ein Anblick voll erhabenen Entſetzens. Immer deutlicher zeichneten ſich die rieſigen Felsmaſſen, die jähen Zacken und Thürme, die eingeriſſenen Schluchten, die ſenkrecht abſtürzenden glatten oder narbigen Wände; und ehe er ſich's verſah, löſte ſich die geſchloſſene Kette vor ſeinen Augen mehr und mehr auf in ihre einzelnen Rieſenglieder, und dieſe verworrenen Steinklumpengebilde, Kuppen, Klötze und Spitzen ſchoben ſich in gelaſſenem Gleiten rund um ihn her, bis ſie endlich ſtillſtanden und er ſich ruhend in der gewaltigſten Bergeinöde befand, die mit Felstrümmern überſät und hie und da von ſtreifigen Schneeflocken bedeckt war.

Grade vor ſeinen Füßen aber ſchimmerte im Mondlicht ein ganz kleiner See, in deſſen ſpiegelklarem Waſſer ſich die wilden Berggeſtalten ringsumher mit ſo ſcharfen Linien und Farben ſpiegelten, daß er meinte, da in einen unergründlich tiefen Keſſel hinabzuſchauen, und darob von einem ſchweren Schwindel überwältigt ward.

„Hier iſt die Stelle," ſprach der von der Vogelweide dumpf. „Alſo, ich bitte ſehr — hopp!"

Und Vogel fühlte einen ſtarken Ruck, und es gab einen Plumps, und er ſank in das Waſſer. Und er ſank ſehr lange, gewiß mehrere Minuten, in unendliche Tiefen. Aber es war ein angenehmes, faſt beruhigendes Gleiten, nicht wie durch eiskaltes Waſſer, ſondern eher wie durch einen molligen, lockeren und wohlriechenden Kuchenteig.

Endlich gab es wieder einen ziemlich harten Ruck, und er ſtand auf feſtem, ſteinigem Grunde. Als er ſich aber ermannte und die Augen zum Umſchauen aufthat, ſah er mit gewaltigem Staunen, daß er ſich genau an derſelben Stelle befand, von der aus er ins Waſſer geſprungen war: den See vor ſeinen Füßen und die mächtigen Felsgebilde rings um ſich her, Alles im flimmernden Mondſchein und ſchaurig zu ſehen.

Doch allmälig bemerkte er, daß ſich etwas veränderte. Nebel ſtiegen aus dem Waſſer, huſchten hin und her, zertheilten ſich in Streifen, ballten ſich in Klumpen und klommen an den Felſen beweglich hinauf und hinab wie ſpielende Luftgeiſter. Und zugleich erklang eine wunderſame Muſik von allen Seiten, gedämpften Schalles und doch dröhnend und gewaltig; das hörte ſich an wie ein Rieſeln und Plätſchern und Rauſchen und Brauſen von tauſend rinnenden Quellen. Und manchmal ein Paukenſchlag dazwiſchen wie von ſtürzendem Geſtein.

Und unter dieſer Muſik verwandelten mit den luftigen Nebeln zugleich auch die Felſen ihre Geſtalten. Sie formten ſich langſam aus ihrer Wirrniß

zu geordneten Gebilden; gegliederte Pfeiler reihten sich an Pfeiler, feste Wände glätteten sich und schoben sich an einander, der See festigte sich zu einem spiegelglatten Estrich, und über dem ganzen klar durchgestalteten Raume wölbte sich eine mächtige Kuppel von bläulich dunkler Färbung, mit wenigen mattschimmernden Goldpünktchen übersprengt.

Indem er den so erwachsenen großartigen Saal mit immer neuer Verwunderung übermusterte, entdeckte er je zwischen den Pfeilern gewisse runde derbe, dicke, bauchige Gebilde, die sich bei näherer Betrachtung als gar nichts Anderes denn als richtige Fässer erwiesen, allerdings nicht aus Holz gefügt, sondern aus röthlich-grauem Dolomitstein und mit granitenen Dauben gebunden. Merkwürdig war, daß sie zweierlei Größe hatten, die einen kolossalisch zu Dreimannshöhe aufragend, die andern die Länge eines kleinen Kindes nicht übersteigend.

Eine viel seltsamere Erscheinung aber war die, daß sie bei flüchtigerem Hinblicken erkennbare Gesichter hatten, gluthfunkelnde Augen, kupferrothe Nasen und höchst kriegerische Schnurrbärte, und zwar das Alles die kleinen noch schlimmer als die großen: wenn man sie aber fester und ernster ins Auge faßte, war dies verschwunden und nur die gewöhnliche plumpe Tonnenform sichtbar. Doch war dies Wesen um so unheimlicher, als es immer wieder und wieder auftauchte und nie für längere Zeit aus den Blicken zu bannen war.

Der menschliche Gast war wirklich dadurch recht sehr verängstigt und beklommen, doch sein marmorner Gefährte schlug ihm nunmehr ermunternd auf die Schulter und mahnte freundschaftlich: „Bitte nur zuzugreifen."

Und da Jener doch zögerte, machte er selbst den Anfang, drehte den Hahn eines der Riesenfässer und ließ das rothe Naß in einen Becher aus Bergkrystall fließen, den er aus irgend einem Winkel geholt hatte.

„Dies ist tausendjähriger Magdalener," sagte er kredenzend, „sogar noch etwas älter, Jahrgang 814, Todesjahr Karls des Großen."

Vogel trank und that einen Aufschrei beglückten Staunens.

„Herr des Himmels!" murmelte er, fromm emporblickend. „Welches Feuer! Welche Blume!"

Weitere Worte vermochte er nicht mehr hervorzubringen, sondern schlürfte und schlürfte in nur gesteigertem Entzücken.

„Dies ist ein weißer Kreuzbichler von 843 — Vertrag von Verdun — sehr ausgesprochen im Geschmack und besonders fein," sagte der kundige Dichter und füllte das Glas aus einem andern Fasse.

Vogel trank lautlos und nickte nur begeistert.

„Und hier ein Leitacher, etwas jung, 955 — Schlacht auf dem Lechfelde — aber schon recht gut gelagert; etwas herbe, Lagreinertraube."

Vogel trank lautlos.

„Muscatellertraube von Sancta Justina; fällt schwer auf die Zunge, 891, Sieg Arnulf's von Kärnthen über die Normannen bei Löwen."

Vogel trank lautlos.

„Ein älterer Seewein — ein weißer Terlaner — ein leichter Traminer Bergwein —“ so ging das weiter, und Vogel trank lautlos, nur seine Augen leuchteten immer gerührter.

Endlich waren die großen Fässer alle durchgeprobt und die kleinen kamen an die Reihe.

Der von der Vogelweide nahm auch ein winziges Gläschen und ließ einen goldhellen Trank dahinein rinnen. Vogel kostete bedächtig.

„Ah — Schnaps! Cognac!“ rief er überrascht.

„Freilich ist's ein Weinschnaps,“ bestätigte lächelnd der Dichter; „wenn er aus Frankreich kommt, nennt man ihn Cognac. Aber dieser Tiroler ist auch kein übles Gewächs.“

„Zum Teufel, nein,“ rief Vogel mit Feuer, „eine großartige Sache. Wie Milch sag' ich bloß. Ja, wirklich, die reine Milch.“

„Aber allerdings für Männer,“ bemerkte Walther von der Vogelweide. „Ja, ja, tausend Jahr Lagerung liefern schon etwas Liebliches. Aber willst Du glauben, daß so ein Fäßchen zwölf Männer bequem unterkriegt?“

„Glaub' ich! glaub' ich!“ erwiderte Vogel mit vergnüglichem Lallen und trank sich von Fäßchen zu Fäßchen so weiter.

Nun aber begann sich's gewaltig in seiner Seele zu regen; er schlug hinten und vorne aus, wie man zu sagen pflegt. Zunächst umarmte er seinen freundlichen Führer mit tausend Thränen und schwur ihm ewige Freundschaft; dann rollte er eines der Zwergfässer mitten in den Kuppelraum und versuchte darauf zu reiten, fiel aber immer wieder herunter und schlug sich zahlreiche Beulen, ohne das Geringste davon zu merken. Darauf verfiel er eine Zeitlang in ausbündige Schwermuth und klagte sich an, ein verruchter und unseliger Mensch zu sein; und als das überstanden war, bemühte er sich in unsäglicher Heiterkeit, eines der großen Fässer zu überreden, daß es Brüderschaft mit ihm trinke. Doch als dieses keine Gegenliebe zeigte, kam er in leidenschaftlichen Zorn und warf ihm die schauerlichsten Injurien an den Hahn. So gerieth er in Kampfstimmung im Allgemeinen und schwoll von ausschweifendem Heldenmuthe.

„Her mit dem Gesinde Laurin's!“ rief er mit dröhnender Stimme, „her mit den Riesen und Zwergen, daß ich sie zerschmettere! Her mit dem Rosengarten, daß ich ihn zerstampfe, wie Dietrich's Recken gethan haben!“

Und dabei fuchtelte er mit dem Krystallbecher in der Luft herum, als ob er eine Keule schwänge.

„Riesen her! Zwerge her!“ brüllte er noch einmal.

„Da sieht man's wieder,“ sagte Walther von der Vogelweide, „wie schon mein College Goethe bemerkt,

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Ja, lieber Freund, seit etlichen Stunden stehst Du im wüthendsten Kampfe mit Laurin's Riesen und Zwergen, hast Dich wacker gehalten, das muß ich zugestehen, aber jetzt, fürchte ich, haben sie Dich doch bald unter — und Du, blinder Prophet, merkst davon gar nichts!“

Verblüfft blickte Vogel ihn an und dann im Kreise umher. Jetzt sah er schärfer denn je die glühfunkelnden Augen, die kriegerischen Schnurrbärte und die kupferrothen Nasen. Da schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es klatschte, und sprach mit fast ehrfurchtsvollem Staunen:

„Das Ei des Columbus! Siehe da die Dämonen unseres deutschen Urmythus!"

„Ja," sagte Walther von der Vogelweide und ergriff ihn freundlich am Arme, „Du hast in diesem feierlichen Augenblicke die Urwurzel der germanischen Heldensage aufgegraben in der Hand. Geh' hin und verkünde der Welt Deine Erkenntniß, und Dein Ruhm wird unsterblich sein unter Menschen und Germanisten. Seltsam gedankenloses Völkchen, das wir Menschen doch sind, so lange wir dumpf und nüchtern unter den Lebenden wandeln! In der That, nie ist es auch mir bei meinen Lebzeiten eingefallen, nach der tiefen innern Symbolik des Siegfriedsmythus zu fragen, und doch ist sie, wie alle Wahrheit, so wundersam einfach. Held Siegfried, der mühelos den Lindwurm erschlagen, das will sagen, das Trinkhorn mit Bier und Meth siegreich bewältigt, gelangt vom Niederrhein, wo kein Wein mehr gedeiht, nach Worms, dem Lande der Liebfrauenmilch und andrer edler Marken: die kennt er nicht, er säuft sie wie Bier und muß unterliegen. Ist das klar und überzeugend?"

„Verblüffend klar und einfach!" bekannte Vogel, und der Dichter fuhr fort:

„Die edlen Burgunden hinwiederum sind an Liebfrauenmilch gewöhnt; aber nun kommen sie nach Hunnenland und finden den schweren Tokayer und Oedenburger: dem sind sie nicht gewachsen, sie müssen zu Grunde gehen. Begreifst Du den ganzen Tiefsinn altgermanischer Symbolik?"

„Ich begreife und staune," versetzte Vogel, und nach einigem Nachsinnen fügte er die Frage hinzu:

„Aber warum muß auch mein Liebling Rüdiger von Bechelaren mit ihnen zu Grunde gehen? Warum in so tragischem Conflict der Pflichten?"

„Rüdiger," erklärte der Vogelweider, „versinnbildlicht die Tragik eines Mannes, der, beim Ungar herangewachsen, später den Rheinwein kennen lernt: der schmeckt ihm eigentlich besser, aber da ihm die feineren Marken zu kostspielig sind, muß er aus finanzieller Gewissenhaftigkeit sich schließlich doch, halben Herzens zwar, zum Tokayer zurückwenden. Dieser innere Zwiespalt wird sein Verderben."

„Groß, tief und erleuchtend!" rief Vogel voll Bewunderung. „Aber wie ist es mit Hildebrand und Hadubrand, dem erschütternden Kampfe zwischen Vater und Sohn?"

„Diese Sage," versetzte der Dichter, „wurzelt noch enger im Lokalen. Hildebrand, der den Süden vertheidigt gegen seinen Sohn, der von Norden her zurückkehrend gegen ihn andringt, ist die Traminer Rebe, die, aus unserem benachbarten tiroler Tramin nach Norden an den Rhein verpflanzt, dort trefflich gedeiht und bald den Kampf aufnimmt mit der alten Traube, der sie entstammt. In der ältesten Gestalt unserer Sage besiegt der Vater den Sohn und erschlägt ihn: ein sicherer Beweis, daß der rheinische Traminer es

damals mit der Mutterrebe in Tirol noch nicht aufnehmen konnte. Später hat sich die Weinkultur dort beträchtlich gehoben, daher in dem jüngeren Volksliede des sechzehnten Jahrhunderts Hildebrand und Hadubrand, versöhnt und sich gegenseitig anerkennend, mit einander heimreiten. Ein heutiger Dichter müßte, wie ich meine, den Sohn Sieger bleiben lassen, denn dem Forster Traminer und ähnlichen Lagen ist unser tiroler Product doch nicht mehr gewachsen. — Und da wir gerade bei Tirol sind, zum Schlusse noch ein Wort über Dietrich von Bern und Laurin's Zaubergarten. Dies ist natürlich das wunderbare Bozener Weinland zu Füßen des wilden Rosengartengebirges: Dietrich kommt her von dem herben Oberitaliener, hat einen furchtbaren Kampf zu bestehen mit den Riesen, den edleren Bozener Sorten, und dem teuflischen Gezwerg, dem infamen Weinschnaps, geht aber doch zuletzt als Sieger hervor und symbolisirt damit den endlichen Sieg der germanischen Volkskraft über die widerstrebenden Mächte des Weins und anderer gewaltsamer Getränke. Wir haben also als den eigentlichen Kern unserer herrlichen Heldensage nichts Anderes gefunden als den uralten heldenhaften Kampf des Germanen wider den Durst, einen Kampf, der sich ewig erneuert und nach manchem Unterliegen immer wieder zum Siege führt. Bist Du zufrieden?"

„Entzückt! Begeistert!" rief Vogel, „das ist ja eine halbe Mandel Columbuseier auf einmal! Ich bin in Versuchung, die gefundene Methode sogleich weiter auszudehnen und beispielsweise jenen Zweig germanischer Volkssage, der auf fremdem Boden erwachsen ist, mir gleichfalls nach ihr auszudeuten, ich meine die Karlssage — Rolands Fall bei Ronceval — der Bordeauxtrinker unterliegt dem schweren Portwein und Xeres — — ja, ich gehe weiter; mir dämmert etwas: der hellenische Mythos — die zwölf Arbeiten des Herakles zwölf schwere Weinsorten — die Irrfahrten des Odysseus, das vergebliche Umhertaumeln und Hausschlüssellochsuchen eines vom Dionysos Geschlagenen; nur schlafend kehrt er heim, von Fremden befördert, erkennt seine eigene Stube nicht; die Gattin will anfangs nichts von ihm wissen, überzeugt sich aber endlich, daß er trotz seiner derangirten Toilette immer noch der Alte ist, und gewährt ihm Versöhnung; der Freiermord — Bekämpfung des Katzenjammers durch scharfe Sachen — — ja, ich sehe Licht, immer mehr Licht in dem Dämmer der Sagenbildung; vielleicht daß sogar die Perserkriege — —"

„Halt!" rief hier der Vogelweider mit einiger Strenge, „Du schweifst aus, guter Freund; meine Methode duldet Anwendung ausschließlich auf germanisches Wesen. Der Grieche und Orientale vermag niemals nach Germanenart zu zechen, da traue Deinem Treitschke. Aber da Du von Dämmer sprachst, will ich nur noch sagen, die berühmte Götterdämmerung versinnlicht einen Zustand, dem Du, wie ich fürchte, Dich immer bedenklicher näherst; glaub' meiner Erfahrung: ein einziges Schnäpschen noch, und Du bist hinüber."

„Was?" schrie Vogel auf einmal sehr wüthend, „Du willst doch nicht sagen, daß ich etwas angetrunken sei? Eine ganz alberne Behauptung. Ich vermuthe, was ich getrunken habe, ist Dir zu Kopfe gestiegen. Ich will gern

zugeben, mir sind die Beine etwas schwer, aber das kommt von den schweren Knödeln, die ich heut' im „Stiegl" zu Abend gegessen habe. Mein Kopf hingegen ist so klar und frei, wie ich's Dir nur wünschen möchte; wie vermöchte ich sonst so schwierigen mythologischen Problemen mit Verständniß zu folgen?"

„Gewiß," sagte der Dichter freundlich beruhigend, „ich habe auch gar nichts sagen wollen. Aber wenn ich nicht irre, sprachst Du vor kurzem den Wunsch aus, Laurin's Garten zu sehen. Auch wirst Du Dich erinnern, ich versprach Dir noch etwas Besonderes —"

„Das schönste Weib der Erde!" rief Vogel mit Feuer, „ja, jetzt laß mich sie sehen! Jetzt bin ich in der Stimmung, Schönheit zu genießen. Wein und Ruhm gewann ich, es fehlt noch das Weib. Ich brenne vor Begierde."

„Komm!" sagte Walther von der Vogelweide, gelassen winkend.

Vogel zauderte auf einmal.

„Nein!" sprach er düster, „ich lasse es lieber. Sie könnte doch gar zu schön sein und mir am Ende gefährlich werden."

„Na, na," sprach der Dichter, „traust Du Dir so wenig schon auf der Hochzeitsreise?"

„Oho!" rief Vogel auffahrend, „— jetzt geh' ich mit Dir."

Sie durchschritten nun den Raum zwischen zweien Pfeilern, wo kein Faß im Wege stand, und gelangten an eine goldbeschlagene Prachtthür, die bei ihrem Nahen von selber aufsprang. Und allsogleich zeigte sich die Weite des Gartens, der eigentlich nichts war als zwischen himmelhohen Bergschroffen ein wonnigliches Thalgefilde, so dicht übersäet mit einer nie gesehenen Fülle der herrlichsten Alpenrosen, daß dies Ganze aussah wie ein flammend rother, entzückender Teppich für luftwandelnde Götterfüße.

Mitten durch diese Blumenmassen führte ein einziger Pfad, der aber nicht breiter war als eines Mannes Fuß, zum andern Ende des Thales, wo ein schlichtes Gartenhäuschen zu sehen war, von Reben umrankt, die voll dunkler Trauben hingen.

„Du mußt etwas vorsichtig schreiten," mahnte der Führer, „wenn Du nichts zertreten willst."

Vogel versuchte es; doch es mißlang kläglich. Er taumelte hülflos von dem schmalen Pfade hinweg bald zur Rechten, bald zur Linken, verhedderte sich in dem zähen Gestrüpp, stürzte hundertmal zu Boden und vermochte zuweilen kaum sich wieder aufzuheben. Je länger das dauerte, desto schlimmer wurde es; er keuchte und stöhnte und schien doch kaum vorwärts zu kommen. Bald sah das schöne Gefilde weit um ihn her aus, als wenn sich eine Elephantenherde darin vergnügt hätte.

Walther von der Vogelweide sah lange kopfschüttelnd dem Unwesen zu; endlich sagte er gemüthsruhig:

„Ja, ja, so ist es Dietrich's Recken hier auch ergangen. Böse Absicht war es nicht. — Komm, ich will Dir helfen."

„Oho!" rief Vogel zornig, „bildest Du Dir ein, ich könnte nicht allein gehen? Ich soll wohl wieder ein bißchen angetrunken sein? Lächerlich. Ich brauche keine Hülfe. Ich finde mich allein nach Hause."

„Nach Hause?“ fragte der Dichter, „das ist etwas Anderes. Allein ich meinte, wir wollten zu dem schönsten Weibe der Erde.“

„Ach so,“ sagte Vogel, „das hatte ich vergessen. Das kann ich freilich nicht wissen, wo die zu finden ist. Also magst Du mich führen.“

Jener rührte ihn leise mit der Hand, und alsobald schritten beide wie schwebend auf dem Pfade dahin, bis sie das Gartenhaus erreichten. Die Thür wich einem leisen Druck auf die Klinke, und Vogel sah nicht in ein Prunkgemach, sondern in ein einfaches, aber behagliches Zimmer, wie man es in guten Tiroler Gasthäusern älteren Schlages zu finden gewohnt ist. Zwei Betten standen darin, das eine war aufgeschlagen und leer, in dem andern ruhte in lieblichstem Schlummer — —

Allein schon schlummerte sie nicht mehr, sondern fuhr in die Höhe, sie rief mit etwas verschlafener, aber doch sehr deutlicher, ungemein wohlklingender, aber nicht so durchaus zärtlicher Stimme dem Eintretenden entgegen:

„O Du Abscheulicher! Diese Rücksichtslosigkeit schon auf der Hochzeitsreise! Die ganze Nacht lieg' ich schlaflos und ängstige mich um Dich, und Du treibst Dich umher und denkst nur an Deine verfimpelte Mondscheinschwärmerei — — Aber du lieber Himmel, wie siehst Du denn aus? Der ganz neue Reiseanzug! Ja, bist Du denn vielleicht auf dem Monde selber gewesen, oder wo hast Du Dich so zugerichtet? Mein Gott! aber Du strauchelst, Du schwankst — Du hast den Fuß verletzt — Du bist blaß und so stumm, — o Du armer, lieber Mann, Du bist krank, bist verwundet — vielleicht schon stundenlang, Du kannst Dich verbluten — großer Gott, und ich Ungeheuer liege hier träge im Bett und schlafe wie eine Ratze — aber warte, Geliebter, ich komme —“

Allein sie kam nicht dazu, zu kommen, denn Vogel war soeben, in schneller Erfüllung seines dringenden Wunsches, in die Erde gesunken. Und plötzlich stand er mit seinem Führer wieder in der Halle unter den Fässern.

„Aber das war ja meine Frau!“ stotterte er, noch immer halb fassungslos.

„Ja, was dachtest Du sonst?“ fragte Walther von der Vogelweide in verwundertem Ton, „hast Du eine Andere zu sehen erwartet? Ei, kleiner Schwerenöther! Aber bisher hast Du doch immer in ihr das schönste Weib der Erde gesehen und hast es ihr tausendmal betheuert — und jetzt schon auf der Hochzeitsreise verwandelst Du Deine Meinung? Das begreife ein Anderer.“

„Ja, wenn Du's so meinst,“ sprach Vogel kleinlaut, „dann bin ich ganz einverstanden, und Alles ist in Ordnung. Nur schade, daß ich nicht gleich dableiben konnte. Ich habe jetzt wirklich Sehnsucht nach Ruhe. Mir ist etwas sonderbar, ein wenig schwindlig — weißt Du, von dem vielen Stolpern in dem verdammten Alpenrosengestrüpp — sag' 'mal, ist hier im Lokal wohl schwarzer Kaffee zu kriegen?“

„Kaffee? Kein Bein!“ versetzte der Dichter. „Wir sind hier nicht im Orient. Die alten Germanen tranken keinen Kaffee.“

„Schade!“ klagte Vogel; nach einer Weile fragte er noch etwas dringender:

„Aber vielleicht Selterw—"

„Halt!" donnerte der Vogelweider, „sprich hier das Wort nicht aus, das Dir auf der Zunge schwebt, oder wir sind verloren; Alles stürzt über uns zusammen. Ueberdies tranken die alten Germanen auch so etwas nicht."

Erbleichend senkte Vogel das Haupt.

„Das ist scheußlich," jammerte er, „und ich habe einen so ganz entsetzlichen Durst!"

„Aber bitte," sprach freundlich der von der Vogelweide, „alle diese herrlichen Weinsorten stehen nach wie vor zu Deiner Verfügung. Auch wirst Du ein Schnäpschen jetzt vielleicht wieder genehmigen dürfen."

Vogel machte eine trostlos abwinkende Handbewegung.

„Ich habe Durst," ächzte er, „nicht solchen Durst, sondern solchen. Jetzt bloß keinen Wein! Wenn's nicht Selter sein kann, dann meinetwegen ganz gewöhnliches Quellw—"

„Schweig!" donnerte der Dichter. „Scheue den Fluch dieses Wortes an dieser Stätte! Ueberdies verstehe ich Deine Unterscheidung nicht zwischen solchem Durst und solchem. Die alten Germanen —"

„Brand, meine ich!" unterbrach ihn der Unglückliche, „ich habe einen fürchterlichen, grausamen, verzehrenden Brand. Ein Goldstück für eine einzige Kanne W—"

Doch er schwieg erschreckend und verschluckte das Wort.

Und wie er so verstummt stand, vernahm er ringsumher durch alle verborgenen Adern des Berges das Rieseln und Plätschern und Rauschen und Brausen der rinnenden Gewässer. — Und „Wasser! Wasser!" schrie er laut auf.

Da geschah alsbald ein nimmer erhörtes Krachen und Dröhnen, und ein Schwingen und Schüttern; die Pfeiler senkten sich, barsten und polterten auseinander, die Kuppel schwankte, sank, stürzte zusammen — und der ungeheure Bergsturz begrub alles Lebendige und alles Todte.

Walther Vogel aber fand sich durch Zauberkraft gerettet und unversehrt auf dem Bozener Johannsplatze und blickte verworren umher.

Alles war friedlich und einsam; nur ein frischer Morgenwind hatte sich erhoben und schlug bisweilen die Stange des aufgezogenen Zeltdaches mit erheblichem Gepolter gegen die Mauer des Hauses. Er selbst saß auf seiner Bank und geschah ihm nichts Uebles. Nur seine Kürbisflasche war leer.

Die Marmorgestalt Walther's von der Vogelweide stand weiß, schweigend und regungslos hoch auf ihrem Sockel, von fahlem Morgenlicht umspielt, und drehte ihm den Rücken; darunter plätscherte lieblich geschwätzig das rinnende Wasser des Brunnens.

Walther Vogel erhob sich und schritt zu dem Brunnen, neigte sich und trank in langen, heißbegehrenden, wonnevollen, unendlichen Zügen.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

Wilhelm Lang.

Am Hofe König Jerome's.

(1808—1813.)

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Während Jerome in Paris war (1. November 1809 bis 6. Januar 1810), wurde ihm ein längst gehegter Wunsch erfüllt, von dem er die Rettung aus der unerträglich gewordenen Finanzlage seines Reiches hoffte. Der Kaiser beschloß nämlich Hannover mit Westfalen zu vereinigen. Als man freilich die näheren Bestimmungen kennen lernte, wurde die Freude rasch gedämpft. Die Uebergabe war an solche Bedingungen geknüpft, daß die Vortheile durch die Nachtheile weit aufgewogen wurden. Die Uebernahme einer starken Schuld, die Bestimmung der hannoverschen Domänen zu Dotationen an französische Generäle und die Auflage, künftig 18500 Mann französische Soldaten zu unterhalten, machten das Geschenk zu einem Danaergeschenk. Anstatt einer finanziellen Erleichterung war das Gegentheil der Fall.

Reinhard wurde vom Kaiser mit der Uebergabe Hannovers an Westfalen beauftragt. Seine Weisungen für die Fassung des Vertrages waren bestimmt. Auch wollte er rasch zum Ende kommen, stieß aber auf hartnäckigen Widerstand der westfälischen Minister, die günstigere Bedingungen zu erlangen hofften, und als die Acte endlich glücklich unterzeichnet war, verweigerte der Kaiser die Ratifikation. Er war mit zwei Bestimmungen unzufrieden, welche die Dotationen und den Unterhalt der französischen Truppen betrafen. Reinhard hatte nicht schonungslos genug die Interessen Frankreichs gewahrt.

„Herr Reinhard" — schrieb der Kaiser am 20. März an Champagny — „hat das Gegentheil von dem gethan, was ich angeordnet hatte, und seine Weisungen überschritten. Der Vertrag besagt, daß meine Truppen ernährt werden sollen wie in Deutschland, d. h. auf dem Kriegsfuß, nicht auf dem Friedensfuß. Erklären Sie in einer Note an den Minister Westfalens, daß ich die Clauseln des Herrn Reinhard nicht billige, der nicht das Recht hatte, Aenderungen in dem Vertrag der Uebergabe zu machen; daß ich will, daß die Donatäre in Hannover während zehn Jahre keiner Steuer unterworfen sein sollen und keine Verminderung ihrer Einkünfte erleiden.

Herr Reinhard hätte sich nach Hannover begeben sollen. Er hat sehr schlecht meine Absichten in dieser Sache erfüllt. Tadeln Sie ihn wegen seiner Haltung und schicken Sie ihm den Entwurf einer dem Minister Westfalens vorzulegenden Note“ [1]).

Die Folge war eine neue endlose Correspondenz zwischen beiden Regierungen. Gleichzeitig versäumte Reinhard nicht, seine Berichte über tägliche Vorkommnisse fortzusetzen, aus denen der Kaiser entnehmen konnte, wie wenig Hof und Regierung es verstanden, das Volk zu gewinnen. In einem Bericht vom 28. April ist eine ganze Reihe solcher Thatsachen zusammengetragen. Der schöne Augarten ist dem Publicum fast unzugänglich geworden, weil der Großjägermeister dort Rebhühner hegt. Die Sucht, für die Hofhaltung möglichst viel herauszuschlagen, führt zu den größten Belästigungen. Kein Hase darf auf den Markt gebracht werden, ohne einen Schein, für den der Großjägermeister eine Gebühr erhebt. Die Polizei ist ihrerseits erfinderisch in neuen Steuern: von Bettlern und Leiermännern, von Bären- und Affenführern wird ein Tribut erhoben. Im Bad Hofgeismar, sonst einem vielbesuchten Vergnügungsort für die ganze Umgegend, hat man Alles gethan, das Publicum zu verscheuchen. In Cassel spielte früher abwechselnd eine französische und eine deutsche Truppe. Die deutsche Truppe machte ganz gute Geschäfte, während die französische es vorzog, nach Napoleonshöhe (Wilhelmshöhe) zu gehen. Trotzdem hat man das deutsche Schauspiel verbannt, weil es nach der Ansicht des Intendanten gegen die drei Einheiten verstößt und einen zu häufigen Wechsel der Decorationen verlangt. „Es gibt jetzt keine gute Musik mehr, aber man hat ein schlechtes Ballet.“ Der König verlangt, daß die hier befindlichen Franzosen ihre französische Staatsangehörigkeit aufgeben, sie sollen ihr Glück in seinem Dienste machen: Die Folge ist, daß die Zahl der Glücksritter und Abenteurer nur noch mehr anschwillt. Um den Bau neuer Häuser zu befördern, hat der König angeordnet, daß den Bürgern Soldaten ins Quartier gelegt werden, neugebaute Häuser sollen davon befreit sein: Die Folge ist eine Vertheuerung der Wohnungen. Den Kaufleuten, die die Casseler Messe besuchten, hat man unerschwingliche Steuern auferlegt: „Zuerst für den König, dann für die Stadt, zuletzt und hauptsächlich für Herrn von Barcagny. Sie schwuren, nicht wieder zu kommen.“ Mit dem Sündenregister des genannten Herrn, des Chefs der hohen Polizei, schließt Reinhard, der einmal gründlich die Beschwerden namentlich der hauptstädtischen Bevölkerung zusammenstellen wollte.

Wie in eine andere Welt sind wir versetzt, wenn wir die Briefe zur Hand nehmen, die Goethe und Reinhard in dieser Zeit austauschten. Wenn der französische Gesandte die Amtsgeschäfte hinter sich hatte, gehörten seine Stunden dem Freundesverkehr und dem, was der Büchermarkt Neues brachte. Von Goethe selbst kam damals Gabe um Gabe. Nach den „Wahlverwandtschaften“, die ja ausdrücklich als eine Art Rundschreiben an die Freunde gemeint waren, schickte er seine Sonette, dann die Dichtungen für den Weimarer Carneval dieses Jahres, und jetzt war er auch mit dem zweiten Theil der Farbenlehre, dem geschichtlichen, fertig geworden, er konnte Probebogen und bald den voll-

[1]) Correspondance de Napoléon, XX, 273.

endeten Band senden. Von Neuem belebt sich auch Reinhard's Antheil, und er verwahrt sich dagegen, daß es bloß die Freundschaft sei, die ihm ein Interesse für solche ferne und fremde Dinge einflößte. Er freut sich, immer wieder willige Jünger für das Farbenwesen des Freundes zu gewinnen. Diesem kann er freilich seine Zweifel nicht verbergen, ob er bei der Mitwelt gegen Newton durchdringen werde. Namentlich hatten sich die auf Frankreich gesetzten Hoffnungen gar nicht erfüllt.

In demselben Jahre war es, daß durch Reinhard der so bedeutungsvoll gewordene Verkehr zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée eingeleitet wurde. Die Brüder Boisserée hatten, nachdem das berühmte Altargemälde wieder im Cölner Dom aufgestellt und die Domzeichnungen vollendet waren, Cöln verlassen, um für ihre Sache zu werben und die Herausgabe ihres Domwerks vorzubereiten. Vor Allem lag ihnen daran, Goethe zu gewinnen. Hiezu sollte ihnen Reinhard, der gemeinschaftliche Freund, behülflich sein. Das war recht eine Aufgabe für einen Diplomaten, denn es ließ sich denken, daß Goethe nicht leicht für eine Sache zu gewinnen war, die seinen damaligen Kunstanschauungen gänzlich zuwiderlief. Am 19. April theilte ihm Reinhard mit, daß Sulpiz den Wunsch habe, die Zeichnungen ihm vorzulegen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Goethe widerräth für jetzt den Besuch. Er versprach sich nicht viel Erfreuliches oder Auferbauliches von dieser Annäherung, er mißtraute einem Schüler Friedrich Schlegel's; auch war er zur Zeit von Geschäften bedrängt, und er ließ den warm Empfohlenen auf Herbst oder Winter vertrösten, wenn er selbst wieder in Weimar wäre. Sulpiz aber wollte keine Zeit verlieren. Unter Berufung auf Reinhard's Empfehlung und auf Goethe's Einladung für den Herbst sandte er die vollendeten Zeichnungen nach Weimar und begleitete sie mit einer ausführlichen Erklärung nicht bloß der Zeichnungen, sondern seiner Absichten überhaupt. Goethe nöthigte das Studium der Blätter doch die größte Achtung und Anerkennung ab. Er richtete eine freundliche Einladung an Sulpiz für Michaelis und schrieb einen längeren Brief an Reinhard, den dieser wieder an Sulpiz übermittelte. Dem Lob waren noch immer Vorbehalte beigemischt. Vor Allem wehrte Goethe eine Ueberschätzung der mittelalterlichen Kunst ab. Der Gegenstand hatte ihn gefaßt, und doch sträubte er sich, sich gefangen zu geben. „Ich bin überzeugt, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken." Doch Sulpiz, kühner geworden, läßt durch Reinhard bereits den Wunsch an Goethe gelangen, daß die erste öffentliche Ankündigung des Unternehmens durch ihn geschehe. Der Besuch Boisserée's zog sich noch bis zum Mai des folgenden Jahres hinaus, und erst durch sein persönliches Erscheinen ist es ihm gelungen, das Mißtrauen des alten Herrn zu besiegen und ihn endlich ganz zu gewinnen. „Bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." Sulpiz hatte nach Ueberwindung von Goethe's Vorurtheilen das Gefühl eines errungenen Sieges und gestand: „Ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen."

Einen Urlaub hatte sich Reinhard, seit er in Cassel war, noch nicht erbitten können. Wir erfahren von einem Ausflug, den er in diesem Sommer nach dem Meisner machte, in Gesellschaft des russischen Gesandten Fürsten Repnin, eines gebildeten, in Kunst und Naturwissenschaften erfahrenen Mannes. Wir erfahren von Ausflügen nach Göttingen, wo Reinhard allmälig mit einer Anzahl Professoren bekannt wurde, und wo zur Zeit auch Villers sich aufhielt. Sehnsüchtig aber verlangte er auch wieder, sein geliebtes Falkenlust besuchen zu können. Am 4. August brachte er Frau und Kinder nach Pyrmont. „Diese werden einen Monat dort zubringen; mich selbst wird die Feier des 15. (Napoleonstag) nach Cassel zurückrufen. Nachher wird es sich zeigen, ob es mir vergönnt sein werde, meine Wallfahrt nach Falkenlust anzutreten, um in meiner Muscheln-Capelle vierzehn Tage lang mein Beatus ille ꝛc. zu beten." Auch diesen bescheidenen Wunsch hat er sich versagen müssen. Er kam nicht weiter als bis nach Pyrmont und nach Detmold. An letzterem Ort besuchte er die Fürstin Pauline, mit der er bereits einen Briefwechsel, theils politischen, theils schöngeistigen Inhalts unterhielt. Sie war eine große Freundin der neueren Literatur, und Reinhard war von ihr erst kürzlich durch das Geschenk von Bildnissen Goethe's, Herder's, Wieland's, Schiller's (nach Kügelgen) erfreut worden, die sie für ihn hatte copiren lassen. Auf seine Anregung hatte sich die Fürstin auch an die Farbenlehre gemacht, und nun erwartete sie, daß er mit seinen Kenntnissen ihrem Eifer zu Hülfe komme. Wirklich brachte er ihr einen vollständigen Apparat zur Farbenlehre, den er in Cassel hatte anfertigen lassen. Reinhard hatte sich in letzter Zeit viel mit praktischen Versuchen abgegeben, für die sich der Graf Repnin gleichfalls interessirte. Auch Villers wurde zu den Versuchen zugezogen, so oft er von Göttingen herüberkam, und jetzt, da Goethe sein Werk abgeschlossen hatte, kam er von Neuem auf den Gedanken zurück, Villers zu seinem Mittelsmann bei den Franzosen zu machen, ein Gedanke, von dem man doch schließlich abkommen mußte, da Villers, trotz seiner „gutmüthigen, kindlichen, etwas Don Quixotischen Leidenschaft für das von ihm erkannte Bessere in der deutschen Nation und Literatur", doch gerade für diese Aufgabe nicht zu brauchen war.

Im Januar nächsten Jahres aber — Villers war inzwischen nach Lübeck zurückgegangen — konnte ihm Reinhard seine Ernennung zum Professor der französischen Sprache und Literatur an der Universität Göttingen anzeigen. Damit war ein Herzenswunsch Villers' erfüllt. Er schob das Hauptverdienst bei seiner Ernennung, wohl mit Recht, Reinhard zu. Dieser aber wehrte den Dank ab.

„Alles, was Sie mir Liebenswürdiges darüber sagen wollen, ist ein allzu edelmüthiger Tribut, den Ihr vortreffliches Herz mir spendet. Wenn Göttingen Ihnen paßt, so passen Sie noch viel mehr Göttingen, und es ist an uns, Ihnen zu danken. Uebrigens gibt es hier eine ehrgeizige Person, die fast ausschließlich das Verdienst beanspruchen möchte, Sie zu einem deutschen Professor gemacht zu haben, wie Sie aus beiliegendem Billet ersehen werden."

Von der Hand Christinen's lagen nämlich folgende Zeilen bei:

„Ich begrüße den Professor der Philosophie! und mache eine kleine Verbeugung vor mir selbst. So kann also doch zuweilen aus dem Kopf einer Frau eine vernünftige Idee hervor-

kommen; besonders wenn das Interesse mit ins Spiel kommt, und das war ein wenig mein Fall, indem ich Sie in unsere Nähe ziehen wollte. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, damit Sie recht bald von dem Zimmer Besitz nehmen können, das vollkommen bereit ist, den Freund zu empfangen, der mit Ungeduld erwartet wird."

VII.

Längst schon war der westfälische Schatz nicht mehr im Stande, seinen Verbindlichkeiten gegen Frankreich nachzukommen. Es war nicht einmal Geld vorhanden, den französischen Soldaten ihren Sold auszuzahlen. Jetzt nahm der Kaiser die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten zum Vorwand, das hannoversche Geschenk wieder zurückzunehmen. Ein Brief an Jerome vom 11. September 1810 wiederholte alle Vorwürfe gegen diesen und seine Regierung und enthielt die Drohung: „Ich will Hannover wieder nehmen und den Vertrag als nichtig betrachten, da er Ihnen lästig fällt." Wirklich zeigte eine Note Champagny's vom 25. October an, daß der Kaiser den Vertrag von Seiten Westfalen's als gebrochen ansehe, und der Senatsbeschluß vom 10. 13. December, der Holland und das ganze Mündungsgebiet der deutschen Nordseeströme dem Kaiserreich einverleibte, riß auch die Hälfte von Hannover wieder ab und vereinigte sie mit Frankreich.

Wurden Hof und Regierung in Cassel dadurch in die größte Bestürzung versetzt, so war auch im Hause Reinhard's Trauer eingekehrt. Das Schicksal ihrer Vaterstadt schnitt der Frau des Gesandten tief ins Herz. „Heute sehe ich aus dem Moniteur, daß das Schicksal der Städte entschieden ist. Ueber das Unabänderliche ziemt Schweigen; aber dem schwachen beschränkten Weibe, das den großen Maßstab weder zu halten noch zu begreifen vermag, ist es erlaubt, eine stille Thräne zu weinen." So schrieb Christine am 20. December an Freund Oelsner nach Paris. Das Weihnachtsfest stand vor der Thüre, und im Hause des französischen Gesandten ging es zu, wie in einem deutschen Hause. Christine hatte Spielsachen für die Kinder eingekauft und war beschäftigt, den Christbaum aufzuputzen. „Schon jubeln die Kleinen dem Weihnachtsabend entgegen, und der Vater und ich wollen uns ihrer Freude freuen. Wer aber wird uns Weihnachts- oder Neujahrslieder singen? Schiller hat, seit er am Schluß des Jahrhunderts das seinige sang, sich schlafen gelegt und hat wohl gethan."

Vom Tage des Weihnachtsfestes ist folgender Brief Reinhard's an seinen Schwiegervater:

„Wir haben, mein verehrungswürdiger Herr Vater, diesen Morgen den niedergeschlagenen und niederschlagenden Brief der Großmutter erhalten und zusammen gelesen. So, ich gesteh' es, erwartete ich's nicht, selbst bis zum letzten Augenblick nicht; und doch würde Villers Ihnen sagen können, daß ich ihm schon vor zwei Jahren schrieb, es würde sich ein Streifen französischer Departements, sowie von den Alpen zum adriatischen Meer, so vom Rhein zum baltischen hinziehen. Allein das Intermezzo vom October 1809, die Rede Montalivet's gaben andere Erwartungen; daran mußt' ich mich halten; und da es nun anders gekommen ist, so bleibt nichts übrig als Resignation. Daß in dieser allgemeinen Klage auch noch Privatrücksichten Sie ängstigen müssen, hat mir schmerzlich weh gethan; glücklicherweise scheinen sie mir zum größten Theil ungegründet. Es ist nicht im Charakter der französischen Regierung, einen verdienten Greis seines Gehalts zu berauben. Was die Capitalien bei der Kammer betrifft, so läßt sich freilich eine

Operation voraussehen, die diese reduciren wird, aber die Renten werden nicht geschmälert werden .... Von den beiden Staatsräthen, die zu Mitgliedern der Commission ernannt sind, sagt man viel Gutes. Ich werde, wiewohl ich sie nicht persönlich kenne, an Beide schreiben. Es ist sogar möglich, daß wir wegen der von Westfalen abgeschnittenen Theile in Amtsverhältnisse treten. Mit Schonung und Milde wird gewiß zu Werk gegangen werden, das sieht man schon aus dem Organisationsdecret. Und Sie, mein alter, ehrwürdiger Vater, wenn auch diese Vaterstadt, wo Sie in enger, aber freier Sphäre Dienst um Dienst, Liebe um Liebe tauschten, nun in den Ocean des neuen Weltreichs versenkt wird, Sie gehören allen besseren Welten an. Ich umarme Sie."

König Jerome war von der Behandlung durch seinen Bruder aufs Tiefste verletzt. Zuerst wollte er selbst nach Paris eilen, dann schickte er seinen Finanzminister Bülow dahin, der wenigstens Entschädigungen für diesen Verlust erlangen sollte. Wie peinlich Reinhard's Lage zwischen dem unerbittlichen Kaiser und dem gekränkten König war, zeigt ein langes Gespräch, das er am 24. März 1811 mit dem Letzteren hatte und das er seinem Minister ausführlich erzählt. Vergeblich stellte Reinhard dem König die Nothwendigkeit vor, sich in die Rückgabe Hannovers gutwillig zu fügen. Niemals, sagte Jerome, werde er einen entehrenden Vertrag unterzeichnen. Die weitere Unterredung drehte sich um den Finanzminister Bülow, der längst als Preuße von den Höflingen angefeindet und dem König selbst verhaßt war. Der König hatte sogar Briefe an Bülow abfangen und erbrechen lassen und einige Beamte desselben als Preußen abgesetzt; er wollte überhaupt keine Preußen mehr im Dienste haben. Reinhard vertheidigte die Treue und Ehrenhaftigkeit des Ministers und erklärte, daß er in seinem Amte nicht zu ersetzen sei, was der König zugeben mußte. Der Herzog von Cadore schrieb unter diese Note vom 25. März: „Der Kaiser ist nicht zufrieden mit dieser Unterredung des Herrn Reinhard."

Bülow konnte in Paris nichts ausrichten, und da auch Jerome zuletzt zur Unterwerfung unter den Kaiserlichen Willen rieth, unterzeichnete er die Uebereinkunft, welche die Zerreißung des Königreichs guthieß. Am Tag nach seiner Rückkehr, am 8. April, erhielt er seine Entlassung. Er zog sich nach seinem Landgut bei Braunschweig, zurück, das er von Spionen umstellt fand. Es war sogar die Rede von seiner Verhaftung, der sich aber Reinhard mit seiner ganzen Autorität widersetzte. Der französische Gesandte duldete nicht, daß die westfälische Polizei sich an einem Großoffizier der Ehrenlegion vergriff. Er hatte der französischen Partei die Freude verdorben, an Bülow auch noch polizeilichen Unfug zu verüben, und von da an wurde er selbst, nach Harnier's Zeugniß, bestimmter und dringender in Paris als das eigentliche Haupt der deutschen Partei angeklagt. Man begreift es, wenn er am 17. Mai an Oelsner schrieb: „Meine Lage ist seit einigen Monaten nichts weniger als angenehm; im Grunde wundre ich mich oft darüber, daß sie sich zwei Jahre lang so gut aufrecht gehalten hat. Permitto Divis caetera." Als sein Gesandtschaftssecretär Lefèbvre in dieser Zeit nach Berlin versetzt wurde, argwöhnte er, diese Veränderung möchte die Vorläuferin einer anderen, seiner eigenen Abberufung sein. Er kam sich, wie er an Goethe schrieb, vor, wie jener persische Hofmann, der sich jeden Morgen an den Kopf griff, um zu sehen, ob er noch auf seinen Schultern stehe. Uebrigens war es günstig für ihn, daß

er an Champagny's Nachfolger, dem Herzog von Bassano, einen Chef gewann, der ihm wohlwollte. Reinhard und Maret kannten sich schon von London her, wo Jener im Jahre 1792 unter Talleyrand's Auspizien die ersten diplomatischen Dienste leistete, dieser nach dem 10. August eine außerordentliche Sendung auszuführen hatte; bis in seine letzten Tage unter dem Julikönigthum ist Reinhard keinem der französischen Staatsmänner so nahe befreundet gewesen und geblieben.

Im Sommer 1811 nahm Reinhard den ältesten Sohn seines im Jahre 1798 verstorbenen Schwagers Sieveking in sein Haus auf. Carl Sieveking hatte seine juristischen Studien beendet, war dann auf Reisen gegangen, für die ihn Reinhard mit den besten Empfehlungen ausgestattet hatte, promovirte im December 1810 in Göttingen und kam nach Hamburg zurück, als eben die Stadt dem Kaiserreich einverleibt worden war. Die Aussichten, hier eine Stellung zu finden, waren schlecht. Reinhard's Zuversicht, daß die Stadt „mit Schonung und Milde" behandelt werden würde, war durch die Thatsachen nicht bestätigt worden. Mit eisernem Druck lag die Hand des Marschalls Davoust auf der unglücklichen Stadt. Die Handelswelt hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ein Haus nach dem anderen erlag unter diesem Druck, und im April 1811 war auch das berühmte Sieveking'sche Haus genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Neumühlen, an das sich glänzende Erinnerungen einer ganzen Epoche knüpften, mußte verkauft werden, und Frau Sieveking ging wieder zu ihren Eltern Reimarus. Für Carl, der jetzt zweiundzwanzig Jahre alt war, wollte Reinhard weiter sorgen. Er dachte daran, den deutschgesinnten Jüngling, der von Steffens in Halle in die tugendbündlerischen Pläne eingeweiht worden war, in den französischen Staatsdienst, in die Diplomatie zu ziehen. Seinen Neigungen gemäß hätte Sieveking am liebsten eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen. Doch das schien nach dem Unglück des Hauses nicht durchführbar. Reinhard lud ihn jetzt ein, zu ihm als Privatsecretär nach Cassel zu kommen, und der Neffe folgte gern dem Rufe, der ihn über den vorher empfundenen Druck hinaushob. Seine Stellung im Hause war die angenehmste, mit dem Oheim theilte er sich in den Unterricht der Kinder, er half ihm bei den Geschäften und behielt Muße genug für seine gelehrten Studien, die vornehmlich der Geschichte der italienischen Renaissance galten. Je genauer er Reinhard kennen lernte, um so mehr stieg dieser in seiner Achtung. „Der männliche Ernst, mit dem er die kleinen Rücksichten einer weichlichen Freundlichkeit verschmäht, hat ihn vielleicht abgesondert, aber dafür auch nicht auseinandergewischt. Ich werde thun, was ich kann, um durch Arbeit die Güte, die er für mich hat, wenigstens zum Teil auszugleichen. Er gewinnt bei jeder näheren Berührung, man trifft überall auf festen Grund und männliche Ansicht."

Noch in demselben Sommer begleitete Sieveking den Oheim auf einer Geschäftsreise nach Braunschweig. Reinhard hatte den Auftrag erhalten, sich persönlich zu der berühmten Augustmesse dahin zu begeben; durch besondere Agenten sollte er vornehmlich den Handel mit verbotenen Waaren überwachen lassen. Sie reisten über Göttingen. Reinhard fand, wie er seinem Minister

schrieb, „Gefühle der Liebe und des Dankes an dieser allgemeinen Werkstätte menschlicher Kenntnisse, wo man mehr und mehr sich mit dem Geiste der französischen Einrichtungen zu durchdringen und damit diejenigen zu verbinden sucht, die in Deutschland durch die Erfahrung und die Gewohnheit von Jahrhunderten geheiligt, durch das Alter nichts von ihrem Nutzen und ihrer Wichtigkeit eingebüßt haben." So vorsichtig mußte der Diplomat sein Fürwort für die Erhaltung der bestehenden Universitätseinrichtungen einkleiden. In Braunschweig fand er, daß die Messe unter dem Druck der Handelsbeschränkungen ungemein leide. Colonialwaaren entdeckte er keine. Auf der Rückreise von Braunschweig (17. bis 22. August) führte er mit Sieveking noch einen Ausflug nach dem Harze aus. Auf einen längeren Urlaub, einen Aufenthalt am Rhein, wohin Boisserée ihn und Goethe dringend eingeladen hatte, mußte er auch in diesem Jahre verzichten.

Im Reinhard'schen Hause zu Cassel ging es stille zu. Man beschränkte sich auf die nothwendigsten gesellschaftlichen Verpflichtungen. Weder die Neigung des Hausherrn noch die schwankende Gesundheit der Frau erlaubte viel Geselligkeit. Die Anfälle von Nervenkrämpfen kehrten bei Christine häufiger wieder, und im September dieses Jahres litt sie noch überdies schwer durch ein Wochenbett, in dem sie ein todtes Kind geboren hatte. Um so willkommener war es, wenn alte Freunde, wie Villers, sich im Hause einstellten. Mit welch' eifriger Theilnahme die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur aufgenommen wurden, wissen wir bereits. Daß auch die Himmelskunde zu den im Hause des französischen Gesandten gepflegten Liebhabereien gehörte, erfahren wir aus einem Brief an Villers, der von einer auffälligen Erscheinung in der Mondscheibe berichtet, die Reinhard am 30. August zuerst durch ein Erdfernrohr, dann durch sein Herschel-Teleskop beobachtet hatte. Gelehrte von Ruf, die durch Cassel reisten, waren am Theetisch der Tochter des Hamburger Reimarus stets willkommen. Und vom nächsten Winter an treffen wir auch die Brüder Grimm unter den Bekannten und Besuchern des Hauses. Für Jakob, der damals Auditeur im Staatsrath und Bibliothekar des Königs war, hatte der französische Gesandte schon ein erfolgreiches Fürwort einlegen können. Jener gedachte den Reinhart Fuchs aus der vaticanischen Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, zugleich mit dem ältesten französischen Roman du Renard herauszugeben. Er wandte sich an Reinhard's Vermittelung, um die Handschriften des Letzteren aus der Kaiserlichen Bibliothek in Paris zu erlangen. Die Absicht wurde erreicht, und Jakob war überaus glücklich, als er im Sommer 1811 die Pariser Handschriften nach Cassel geschickt bekam. In einem von Jakob Grimm an Villers geschriebenen Briefe vom 24. Februar 1812 lesen wir: „Zu Reinhard gehen wir jetzt öfter und haben neulich angefangen, die Nibelungen vorzulesen, was auch vollführt werden soll." Sie brachten, was sie fertig hatten, so Ende des Jahres ihre Ausgabe des Hildebrandliedes und des Wessobrunner Gebets. Sieveking aber schloß eine Herzensfreundschaft mit den ihm gleichaltrigen Brüdern, in deren stillem, wissenschaftlichen Ernst er eine Bürgschaft für die Erfüllung seiner vaterländischen Hoffnungen sah.

VIII.

Das Jahr 1811 schloß unter schlimmen Zeichen für das Königreich. In der Nacht vom 24. November brannte das Schloß nieder, wobei der König in Gefahr war, zu ersticken. Am 24. December versetzte die Ermordung des Oberstallmeisters Generals Morio, eines Vertrauten des Königs, den Hof in Bestürzung. Der Thäter war ein Franzose, ein Hufschmied, der sich gegen deutsche Arbeiter zurückgesetzt glaubte. Reinhard schrieb in seinem Bericht über den Fall:

„Der General Morio wurde das Opfer einer weisen und von der Gerechtigkeit eingegebenen Maßregel, indem er nämlich in seinem Dienst deutsche Arbeiter neben französischen Arbeitern angestellt hatte. Jedermann, Franzosen und Deutsche, finden eine Milderung der Trauer über diese Katastrophe darin, daß der Mörder kein Deutscher ist. Alles zittert bei dem Gedanken, welche Folgen es hätte haben können, wenn man die That hätte dem Parteigeist zuschreiben müssen."

Daß die Stimmung im Lande eine den Franzosen feindselige sei, überall in den Rheinbundstaaten das deutsche Nationalgefühl sich rege, hatte Jerome selbst, auf Angaben seiner hohen Polizei gestützt, wiederholt nach Paris geschrieben. Jetzt, da der Krieg mit Rußland in Sicht tritt, neue Anforderungen des Kaisers an Westfalen drohen, wiederholt Jerome dringender seine ängstlichen Befürchtungen. Diese Hülferufe veranlaßten den Herzog von Bassano, von Reinhard einen ausführlichen und gründlichen Bericht über die Stimmung in Westfalen einzufordern. Wie immer, bemüht sich Reinhard, in seiner Antwort den übertriebenen Befürchtungen entgegenzutreten, ohne den traurigen Zustand des Königreichs zu verhehlen. Das Land, ist der Inhalt seines Berichts vom 19. Januar 1812, verdient mehr Mitleiden als Mißtrauen. Die Polizei hat vereinzelte, unbedeutende Vorfälle aufgebauscht; sie selbst trägt durch ihre Gewaltmaßregeln dazu bei, daß die Stimmung immer schlechter wird. Eine Gährung, eine Agitation ist nicht vorhanden, wohl aber eine allgemeine Unzufriedenheit. Aber trotz der Verarmung, der Abnahme des Credits, der Mißachtung der Regierung, trotz des militärischen Drucks, unter dem Hannover und Magdeburg am schwersten leiden, ist seit zwei Jahren keine Unordnung in Westfalen vorgekommen. Alle Minister, mit denen er sprach, seufzten über die Finanznoth, aber alle bürgten für die völlige Ruhe des Reichs.

Der Kaiser selbst war nicht geneigt, den Befürchtungen seines Bruders Glauben zu schenken. Er beantwortete sie mit harten Anklagen gegen Jerome und seine schlechte Regierung, und eben jetzt hatte Reinhard Dinge zu berichten, die den Kaiser nur noch mehr gegen seinen Bruder aufbringen mußten. Zum Neujahr hatte nämlich der König einer Reihe von Günstlingen die unsinnigsten, verschwenderischsten Geldgeschenke gemacht. Einen Bericht vom 23. Januar 1812 schloß Reinhard mit den Worten: „Die Bevölkerung von Cassel, die von den letzten Freigebigkeiten des Königs gehört hat und Zeuge der Carnevalsvergnügungen ist, behauptet, der Hof werfe deshalb das Geld zum Fenster hinaus, weil der König wisse, daß Cassel nicht mehr lange seine Residenz sein werde." Das ging auf die Gerüchte, daß Jerome zum König von Preußen oder von Polen bestimmt sei. Es sollte in einem anderen Sinne zur Wahrheit werden. Reinhard hielt es in dem Augenblick, da der Kaiser alle Kräfte

zu einem Riesenkampf zusammenfaßte und von seinen Vasallen die höchsten Anstrengungen verlangte, für seine Pflicht, schonungslos die Verschleuderung der Mittel und die Mißhandlung des Landes aufzudecken, durch die ebenso die Zwecke des Kaisers gehemmt wurden, als die Zustände im Innern sich immer verzweifelter gestalteten. Die Sprache des Gesandten ist mit den Jahren zusehends schärfer geworden, unnachsichtiger, bei Schilderung der Lage des Landes mitunter ergreifend. Jetzt, in seinen Berichten vom Januar 1812, ist es besonders die wachsende Entfremdung zwischen König und Volk, zwischen Franzosen und Deutschen, und die unter dem Finanzminister Malchus eingerissene Unordnung und Corruption, die er aufs Eindringlichste hervorhebt.

„Die Niedergeschlagenheit," fährt er dann fort, „ist allgemein. Ich bin sicher, noch ist keine dringende Gefahr, aber die Unzufriedenheit in Westfalen ist groß. Die Idee, die man vom Luxus, vom asiatischen Pompe des Hofes hat, muß, anstatt zu imponiren, die Geister entfremden. Man glaubt nicht an die Reinheit der Sitten. Ohne Zweifel übertreibt man in den Erzählungen, die umlaufen, aber all' dies erzeugt eine große Mißachtung, und dann verursachen die immer neuen Steuern immer neue Klagen und führen zur Verzweiflung. Die Länder Hessen, Paderborn sind keineswegs reich. Sie haben keine Mittel mehr, sie haben nur noch Thränen. Wenn man von möglichen Gefahren, von Aufständen spricht, so läßt sich nicht leugnen, daß Keime dazu vorhanden sind. Vielleicht, wenn man mit anderen Ländern zu thun hätte als mit Deutschland, so wäre es noch schlimmer. Aber Sie wissen, der Deutsche ist ruhig, geduldig, ein Freund der Ordnung, wenig für Revolutionen gemacht: aber man darf ihn nicht zum Aeußersten treiben."

Doch auch die eingehendsten Berichte Reinhard's über die gänzliche Unfähigkeit Westfalens, den Verpflichtungen gegen Frankreich nachzukommen, machten keinen Eindruck auf den Kaiser. Als Reinhard sich erlaubt, einen Vorschlag zu machen, der wenigstens für den Augenblick die Lasten des Königreichs erleichtern sollte [1]), läßt ihm der Kaiser wieder einen förmlichen Tadel ertheilen. Die wiederholte Erklärung des Königs, die Krone niederlegen zu wollen, nannte der Kaiser eine lächerliche Drohung und beantwortete sie mit Vorwürfen wegen der übermäßigen Ausgaben des Hofs. Unter diesen Umständen wird die Stellung des Gesandten immer schwieriger. „Aus Achtung und Zartgefühl" unterläßt er es, die starken Tadelsäußerungen des Kaisers dem König selbst vorzutragen und begnügt sich, sie den Ministern mitzutheilen. In einer Depesche vom 9. März beklagt er sich über eine Reihe von Rücksichtslosigkeiten, die sich der Hof gegen die Mitglieder des diplomatischen Corps erlaubte, und fügt bei: „Der König sieht unglücklicherweise in uns bloß Spione; es wäre vielleicht richtiger, uns als unterrichtete, unparteiische Beobachter zu betrachten, deren Pflicht es ist, die Berichte der Spione zu berichtigen."

Am 5. April reiste Jerome zur Armee ab. Er hatte den Oberbefehl über den rechten Flügel der großen Armee erhalten. Die Königin führte während seiner Abwesenheit die Regentschaft. Reinhard benützte diese Zwischenzeit wieder zu einer eingehenden Schilderung der Zustände und Personen des Königreichs. Bemerkenswerth ist, was er in diesem Bericht, der vom 30. April

[1]) Er hatte vorgeschlagen, die fällige Summe von 400 000 Francs für die Kriegscontribution zum Unterhalt der im Lande stehenden französischen Truppen zu verwenden.

datirt ist, von den Fortschritten der Verschmelzung sagt, nicht zwischen Franzosen und Deutschen, aber zwischen Deutschen und Deutschen. Vor drei Jahren habe noch eine scharfe Demarcationslinie Hessen und Hannoveraner, Braunschweiger und Preußen getrennt; heute könnte man kaum eine Thatsache anführen, worin diese Schattirungen sich geltend machten. Sonst beschäftigen sich seine Berichte meist mit der trostlosen Finanzlage, mit den Vorschlägen zur Beseitigung des Deficits, mit dem beständigen Krieg, den der Generalintendant des Schatzes, Pichon, mit dem Finanzminister Malchus führte. So günstig er Bülow beurtheilt hatte, so abfällig sprach er sich stets über dessen Nachfolger aus.

Indessen hatte Carl Sieveking das Haus des Oheims wieder verlassen. So angenehm seine Stellung daselbst war, so widerstrebte er doch dem Gedanken, seine Zukunft auf den französischen Staatsdienst zu stellen. Schon bald nach seiner Ankunft in Cassel hatte er dem Grafen Schlabrendorf in Paris geschrieben:

„So sehr ich durch Reinhard's Beispiel überzeugt bin, daß ein rechtlicher Mann, den das Schicksal in diese Bahn geworfen, sich die Achtung seiner Landsleute erhalten kann, so liegt doch für mich etwas Peinliches darin, während mein ganzes Vaterland auf dem Amboß liegt, mit zum Hammer zu gehören. Ich zweifle also daran, daß mein Aufenthalt in Cassel der Eintritt in eine diplomatische Laufbahn sein wird."

Reinhard that Alles, ihn festzuhalten. Er führte ihn wie in die Geschäfte, so in die diplomatische Gesellschaft ein und schrieb für ihn empfehlende Briefe nach Paris, auf die freilich keine Antworten kamen. Sieveking aber bestärkte sich immer mehr in dem Entschlusse, es mit einer gelehrten Laufbahn zu versuchen und bereitete sich zu geschichtlichen Vorträgen vor, die er an der Universität Göttingen halten wollte. Im April 1812, als er gegen ein Jahr in Cassel gewesen war, kam es zu einer langen Auseinandersetzung mit Reinhard, und dieser mußte, wenn auch widerstrebend, die Gründe des Neffen gelten lassen. Er wünschte nur noch einen Aufschub. Der Kaiser stand eben im Begriff, nach Deutschland zu reisen. Reinhard hoffte zu ihm gerufen zu werden, vielleicht führte das auch eine Wendung im Schicksal des Neffen herbei, wie Reinhard sie wünschte. Allein jene Berufung unterblieb, und auch der letzte Versuch, den Reinhard damit machte, daß er Sieveking mit Depeschen an den Herzog von Bassano nach Aschaffenburg schickte, schlug fehl, da Sieveking den Herzog verfehlte. So war er jetzt frei, sein Entschluß fand die freudige Billigung seiner Freunde, seiner Mutter und der Großeltern Reimarus, und auch Reinhard widerstrebte nicht länger. Am 27. Mai verließ er Cassel, nachdem er den Kindern hatte versprechen müssen, die Weihnachtsferien dort zuzubringen. In seinem ersten Brief aus Göttingen, 29. Mai, schrieb er an seine Mutter:

„Reinhard hat mir noch besonders in den letzten Tagen recht warme Theilnahme bewiesen, und den Eindruck, den er auf mich gemacht hat, sehe ich als einen der besten Theile meiner Erziehung an: auch hat er mich, in freundlicher Anerkennung dessen, was ich bei ihm geleistet, so gestellt, daß ich ohne Sorgen ein Jahr hier werde zubringen können" [1]).

[1]) Poel, Bilder aus vergangener Zeit, II, 1, 165.

Reinhard hatte gehofft, in der Abwesenheit des Königs einen Urlaub auf seine Güter am Rhein zu erhalten, um so mehr da die Königin das diplomatische Corps nicht zu empfangen pflegte, aber auch in diesem Jahr mußte er darauf verzichten. Die einzige Zerstreuung bot eine im Juni unternommene Reise an die kleineren Höfe der Nachbarschaft, bei denen Reinhard unlängst gleichfalls beglaubigt worden war. Arolsen, Detmold, Bückeburg kamen zuerst an die Reihe. Frau Christine begleitete den Gesandten, und auf dem Rückweg wurde in Göttingen ein Abend mit Villers und Sieveking zugebracht. Ein zweiter Ausflug war den anhaltinischen Höfen zugedacht, kam aber nicht zur Ausführung. Christine schrieb ihrem Neffen nach Göttingen am 12. Juli:

„Reinhard ist acht Tage bettlägerig gewesen, jetzt kann er den Fuß wieder gebrauchen, aber Geschwulst und Schmerz sind noch nicht ganz vorüber; daß es ein Anfall von Podagra war, läßt sich wohl nicht mehr verleugnen. — Reinhard ist so mit Geschäften überhäuft, daß an unsere zweite Ausflucht wohl nicht zu denken ist. Sie haben sich wirklich zu rechter Zeit aus dem Staube gemacht, um ruhig schlafen zu können. Malartie (der Gesandtschaftssecretär) muß richtig fast jede Nacht zweimal aufstehen, weil die Staffetten fast immer Nachts durchgehen. Cassel wird immer stiller. Nur einige Fremde, die vorige Woche aus Frankfurt, Waldeck und Bernburg hier waren, machten wenigstens unser Haus lebendig. Seit gestern hat man Gerüchte von einer großen gewonnenen Schlacht, aber noch nichts Officielles, und ein Philosoph wie Sie, der nur im Mittelalter lebt, hat zu wenig Neugierde, als daß ich ihm Gerüchte vorerzählen dürfte. Sagen Sie Villers, daß wir auf sein Versprechen, die Septemberferien bei uns zuzubringen, rechnen. Ich hoffe, lieber Sieveking, daß Sie sich auch entschließen, ihn zu begleiten."

„Cassel ist nun öde, alle Blicke sind nach Norden gerichtet." Spärliche und unsichere Nachrichten kamen vom Vormarsch der großen Armee. Die Königin Catharine schrieb am 11. Juli in ihr Tagebuch: „Reinhard erhält über nichts, was vorgeht, eine amtliche Nachricht, er ist ganz verblüfft, daß die Welt auch so ihren Gang weitergeht." Um so größer war die Aufregung, als man eines Tages erfuhr, daß König Jerome plötzlich die Armee verlassen habe. Schon am 12. August kam er in seine Hauptstadt zurück. Auch diesmal hatte ihm seine Kriegführung das Mißfallen und die Ungnade seines Bruders zugezogen. Es war ihm noch die besondere Kränkung zugefügt worden, daß der Kaiser den Oberbefehl über den rechten Flügel der Armee dem Herzog von Eckmühl, Jerome's geschworenem Feinde, übertrug. Jerome hatte darauf ohne Weiteres das Heer verlassen. Mit den polnischen Träumen war es vorbei, und zu Hause erwartete den schwer Gekränkten das Elend eines gänzlich ausgesogenen Landes. Reinhard berichtete nach Paris:

„Nachdem er die Wohlfahrt seines Reiches der Schöpfung einer Armee aufgeopfert, die man nicht von ihm verlangte, und die er bis auf 36 000 Mann steigerte, verliert der König durch seine beklagenswerthe Unbeständigkeit heute die Frucht aller seiner Anstrengungen und sieht sich von allen seinen Hoffnungen weit zurückgeworfen. Er findet seinen Schatz erschöpft, seine Unterthanen zu Boden gedrückt, seine Minister trostlos, seine Achtung geschmälert, den Credit vernichtet, die Mittel für die Zukunft im Voraus verschlungen. Möchte Seine Kaiserliche Majestät einen Blick des Erbarmens auf dieses unglückliche Land werfen und nicht einen jungen König verlassen, dessen Fehler zum Theil von seinen guten Eigenschaften kommen, von den Schwierigkeiten seiner Lage, der Bitterkeit seines Kummers und den Verirrungen seines Alters."

Am 20. August machte der König mit der Königin einen Ausflug nach dem Meisner und forderte Reinhard zur Begleitung auf, für den die vulcanischen Formationen des höchsten Bergs im Hessenland stets einen Anziehungs-

punkt bildeten. Es war dies in denselben Tagen, da der Generalintendant des Schatzes, Pichon, den Dienst verließ, nachdem sein ehrgeiziges Verlangen nach dem Rang eines Ministers nicht gewährt worden war. Rechtlich gesinnt und überaus thätig, hatte er es durch hochfahrendes Wesen mit allen Ministern verdorben. Christine schrieb an Sieveking am 3. September:

„Sie können denken, daß Cassel seit des Königs Zurückkunft wieder viel lebendiger geworden ist. In den letzten Tagen aber hat mich Krankheit im Zimmer und oft im Bett gefesselt. Auch sind manche Fremde in dieser Zeit durchgekommen. Pichon's Weggehen wird Sie befremdet haben. Ich verliere die Leute ungern, sowohl ihn als sie; sie gehörten zu den Besseren, muß aber gestehen, daß die Zerstörung ihres Glücks ganz ihre eigene Schuld ist. Das große Hôtel hatte der kleinen Frau den Kopf verdreht; sie hatte den Mann zu den absurden Forderungen um Rang und Geld angetrieben, da doch ihre jetzige Lage schon alle Erwartung, womit sie in das Land kamen, übertraf."

Der Brief schließt, wie immer, mit Aufträgen für den Buchhändler in Göttingen und mit der dringenden Einladung an den Neffen wie an Villers. Eine Zeitlang wurde auch Poel aus Altona erwartet, und von Benjamin Constant hörte man, daß er den Winter mit seiner Frau in Cassel zubringen wolle. „Kommt vollends Constant," so schrieb Christine an ihren Neffen, „so hätten wir das Häuflein der Weisen und Frondeurs beisammen." Es beweist doch eine starke Zuversicht und Unbefangenheit Reinhard's, daß Männer, deren politische Gesinnung so wenig verhüllt war, als die nächsten Freunde in seinem Hause ein- und ausgingen. Frau Christine hielt es allerdings für gerathen, an den sorglosen Villers eine Mahnung zu größerer Vorsicht gelangen zu lassen, „damit er nicht seine Freunde und Beschützer compromittire." Zum 2. October, Reinhard's Geburtstag, ist dann der Wunsch von Villers und Sieveking wirklich ausgeführt worden. Den Bitten Christinens und der Kinder, „nach alter Weise des Vaters Geburtstag mit uns zu begehen," hatten sie nicht widerstehen können.

Ende September erfuhr man den Brand Moskau's. Die Nachricht erschreckte Reinhard nicht bloß wegen der voraussichtlichen Folgen des ungeheuren Ereignisses, sondern auch aus persönlichen Gründen. Er hatte, wie wir wissen, einen Bruder in der verbrannten Stadt, in dessen Familie auch die Schwester Auguste, Wittwe des Professors Ide, lebte, und da das Universitätsgebäude, wo sie wohnten, völlig zerstört wurde und er lange keine Nachrichten erhielt, war er um das Schicksal der fernen Angehörigen in großer Sorge. Erst im Februar des folgenden Jahres erfuhr er, daß sein Bruder, der Universitätsprofessor, am Tag vor dem Einzug der Franzosen die Stadt mit seiner Familie verlassen hatte und daß dann er und seine Frau in Nischnij-Nowgorod von der herrschenden Seuche hingerafft worden waren, mit Zurücklassung mehrerer Kinder[1]), die zunächst in der Obhut ihrer Tante Auguste blieben. Eine andere Trauerbotschaft erhielt Reinhard in diesen Unglückstagen aus Königsberg. Seine Schwester Mine hatte im Reimarus'schen Hause den jüngeren Loder kennen gelernt; das Paar hatte sich nach Königsberg ver-

[1]) Ein Sohn des Moskauer Professors, Ludwig Reinhard, wurde württembergischer Diplomat und war von 1850—1866 Bundestagsgesandter.

heirathet, wo Loder zum Professor der Arzneiwissenschaft ernannt worden war. Nach kurzer Ehe wurde er dort in seinem Berufe vom Hospitalfieber weggerafft.

Mit welchen Empfindungen Reinhard dem neuen Jahre entgegensah, erkennt man aus der kurzen Bemerkung, die den Brief an Goethe vom 26. December 1812 schließt: „Das neue Jahr, sagt man, sei längst durch unzählige Prophezeihungen als inhaltsschwer vorausbezeichnet. So wie es sich ankündigt, bedarf es keiner Prophezeihung. Was uns betrifft, so wollen wir das kommende Unabwendbare abwarten in Ergebung, Liebe und Freundschaft."

Am 24. Februar berichtet Christine ihrem Neffen Sieveking, daß ihr Geburtstag zwei Tage zuvor wieder durch Verse Reinhard's gefeiert worden war, die der Lehrer der Kinder in Musik gesetzt hatte, und fährt dann fort:

„Ihr Zimmer ist jetzt durch einen jungen Menschen, den Reinhard noch als Copisten angenommen, bewohnt, aber Ihr Platz im traulichen Kreise ist nicht besetzt und wird es auch nicht werden. Die Geschäfte häufen sich so, daß Malartie allein sich nicht durchfinden konnte. Reinhard schreibt oft bis spät in die Nacht. Die Zukunft liegt dunkel vor uns. Wir wissen nicht mehr wie Sie. Die aufgeschlossene Reihe der Möglichkeiten macht unsere Ansichten vielleicht nur verworrener! Auch wir haben die Nachricht von des guten Professors in Moskau Tode aus Hamburg erhalten. Wie sie uns erschüttert, können Sie denken! Was soll aus der verlassenen Auguste und den unglücklichen Kindern werden? Karl hat Sillem durch Hermann (Sieveking) bitten lassen, vorläufig für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Fouqué hat heute bei uns gegessen. Madame Constant leidet an Zahnschmerz und seufzt nach ihrem Mann. Auch wir wünschen seine Zurückkunft."

Benjamin Constant, der seit zwei Jahren, hauptsächlich durch Villers angezogen, in Göttingen lebte, war wirklich mit seiner zweiten Frau, Charlotte von Hardenberg, im December 1812 nach Cassel übergesiedelt. Er fand die Stadt langweilig und leer, und es gefiel ihm da herzlich schlecht. Dennoch blieb er nicht bloß die Wintermonate, sondern er hielt sich bis zum Ende des Königreichs Westfalen abwechselnd in Göttingen und in Cassel auf. Bei Reinhard's war der ehemalige Tribun, nach Harnier, willkommener täglicher Gast. Eben hatte er angefangen, seinen Roman Adolphe im Reinhard'schen Hause vorzulesen, als die Kosaken Tschernitscheff's zum ersten Mal in Cassel erschienen und Hof und Regierung vor ihnen auseinanderstäubten.

Noch ehe dieses Ereigniß eintrat, der verfrühte Vorbote des allgemeinen Umschwungs, konnte für Reinhard das, was er an seinem Neffen Sieveking erlebte, ein untrügliches Zeichen sein. Der junge Privatdocent hatte eben seine erste Vorlesung über die florentinische Geschichte in der Renaissancezeit beendet, als ihn der Sturm der Zeit wieder aus der wissenschaftlichen Laufbahn herausriß. Mitte März hatten die Franzosen Hamburg geräumt, und nun zog es den Sohn mächtig zur Mutter, den patriotischen Deutschen in die befreite Vaterstadt zurück. Doch wollte er seinen Entschluß nicht fassen, ohne Reinhard zu benachrichtigen, dem er sich verpflichtet fühlte. Er kam selbst nach Cassel, und der Oheim bewog ihn, wenigstens noch bis Ende des Monats zu warten. Doch die Frist wurde dem Neffen zu lang, er wandte sich schriftlich, noch einmal Rath begehrend, an Reinhard, und dieser, wohl fühlend, daß Sieveking's Entschluß innerlich gefaßt war, schrieb ihm zurück:

„Es ist schwer, einen Rath zu ertheilen, wenn auf der anderen Seite schon ein Entschluß gefaßt ist, und nicht Ueberlegung, sondern Gefühl zur Ausführung hindrängt. Sie sind Hamburger, Mutter und Familie befinden sich dort und rufen Sie; auf der anderen Seite werden Sie dem Plane untreu, den Sie sich für das künftige Leben vorgezeichnet haben. Sie bürden mir keine Responsabilität auf. Sie ist uns durch die Vergangenheit aufgebürdet, und Sie können sie mir nicht abnehmen. Was jetzt in Hamburg vorgeht, ist nichts Entscheidendes; es ist ungleich wahrscheinlicher, noch in vier Wochen die Russen hinter der Oder, als diesseits der Elbe zu sehen. Die Ebenen der Niederelbe sind unbedeutend für das Ganze, und doch werden wir sie nicht aufgeben, und glauben Sie, daß der Kaiser seine Zeit verliert? Ueberlegen Sie nur mit Gott, meine Wünsche werden Sie überall begleiten, lieber Sieveking!"

Im Herzen hat Reinhard den Entschluß Sieveking's, so schmerzlich es ihm war, nicht mißbilligen können. Benjamin Constant schrieb an Villers:

„Der Weggang Sieveking's wird seinen Oheim sehr bekümmern und verdrießen. Wir haben darüber eine Unterredung gehabt, worin er mir sehr vernünftige Dinge sagte, dabei aber so gerecht war, zuzugestehen, daß er im Alter Sieveking's vielleicht anders denken würde."

IX.

„Von der westfälischen Armee bei der großen Armee existirt nichts mehr" — dieses lakonische Wort des Kaisers an seinen Bruder leitete die Forderung neuer Opfer für den Unersättlichen ein. Westfalen sollte wieder ein Heer stellen und vor Allem Magdeburg als einen Hauptstützpunkt der kriegerischen Operationen mit allem Nöthigen versehen. Jerome erklärte sich außer Stand, diesen Forderungen zu entsprechen, wenn ihm der Kaiser nicht mit Geldmitteln zu Hülfe komme, und wenn nicht Frankreichs Schuld an Westfalen — für den Unterhalt der überzähligen französischen Truppen — erstattet würde. Um diese Dinge drehte sich in den nächsten Monaten Reinhard's Correspondenz. Dem Vorwurf, den der König am 1. März 1813 dem französischen Gesandten machte, daß er in seinen Berichten die Erschöpfung des Landes nicht wahrheitsgetreu in ihrer ganzen Trostlosigkeit geschildert habe, konnte Reinhard mit gutem Grunde die Versicherung entgegenhalten, daß er stets pflichtgetreu und freimüthig die Wahrheit mitgetheilt und nichts verschwiegen habe. Jetzt konnte er berichten, daß, was auch früher gefehlt worden sei, in diesem Augenblick die westfälische Regierung das Menschenmögliche thue, um den Befehlen des Kaisers nachzukommen.

Bis zum März war dem ausgesogenen Lande immerhin noch eine Zeit verhältnißmäßiger Erholung vergönnt. Dann aber begann für dasselbe eine doppelte Bedrängniß: nicht genug, daß den Einwohnern — nach dem Ausdruck des Königs selbst — das letzte Stück Brod abgepreßt wurde — zu den Durchzügen der französischen Truppen kam nun noch die Annäherung der Heere der Verbündeten, deren Reiterzüge bald über die Elbe setzten, in die Nähe der Hauptstadt schwärmten und ebenso Verwirrung in die regierenden Kreise brachten, als sie andererseits die Hoffnungen der auf Erlösung harrenden Bevölkerung stärkten. Die Steuern gingen nicht mehr ein, die Regierungsmaschine begann still zu stehen. Schon die Nachricht von der Räumung Berlins durch den Vicekönig Eugen hatte einen Schrecken verbreitet, der zu dem Entschluß führte, die Königin außer Landes zu bringen. Sie hat Cassel

nicht wiedergesehen. Daß auch Jerome die Hauptstadt verlasse, duldete der Kaiser nicht. Als aber Anfangs April die Linie der unteren Elbe an die Kosaken Tschernitscheffs verloren ging, auch Hannover aufgegeben werden mußte, schien auch die Hauptstadt ernstlich bedroht; in den Osterfeiertagen erreichten Schrecken und Bestürzung den höchsten Grad, und dringend schrieb Reinhard um Verstärkungen zum Schutz des wichtigen Platzes. Für jetzt verzog sich die Gefahr wieder, doch erst der Waffenstillstand, der nach den Schlachten von Lützen und Bautzen am 4. Juni geschlossen wurde und bis zum 17. August dauerte, befreite nach und nach Westfalen von den eingedrungenen Russen und Preußen. In der Zwischenzeit umgab sich der König, auf den Rath des Kaisers, mit einer improvisirten Leibgarde von französischen Husaren. Er hatte sich ganz in die Arme des Generals Allix geworfen, der die westfälische Artillerie in Rußland befehligt hatte, eines tapferen, entschlossenen Offiziers, der nun als Gouverneur von Cassel Alles that, um die wenigen Kräfte des Widerstandes energisch zusammenzufassen. Durch seine bis zur Tollheit rücksichtslosen Manieren war er bei den Ministern unbeliebt, von Jedermann gefürchtet; er und Reinhard waren persönliche Gegner.

Der Waffenstillstand war durch den gewaltigen diplomatischen Ringkampf ausgefüllt, der zuletzt zu der österreichischen Kriegserklärung führte. Der Kaiser befand sich zu Dresden. Ueber die Verhältnisse Westfalens war er durch Reinhard aufs Genaueste unterrichtet. Dieser hatte keinen Zweifel darüber gelassen, daß das Königthum Jerome's keine Wurzeln im Lande habe. Einen Bericht vom 2. Juni schloß Reinhard, seine fünfjährigen Erfahrungen am westfälischen Hofe zusammenfassend, mit dem schmerzlichen Eingeständniß, er könne nicht verhehlen, daß es in den Grundsätzen der Verwaltung, in Fähigkeiten und Kenntnissen, vor Allem in der Sittlichkeit immer bergab gegangen sei. Jetzt aber wünschte der Kaiser noch mündliche Berichterstattung. Er ließ im Juni den König und einen Monat später, als schon die Verhandlungen in Prag begonnen hatten, auch Reinhard nach Dresden kommen. In Gegenwart des Herzogs von Bassano hatte Reinhard am 23. Juli Audienz beim Kaiser. Er hatte die Reise mit größter Schnelligkeit gemacht und bis zur Stunde der Audienz, mitten unter der Aufregung und geistigen Spannung, worin die Besuche und die Geschäfte ihn versetzt, von seinen körperlichen Anstrengungen sich keinen Augenblick erholen können. In fieberhafter Erregung und fast in einem Zustand von Somnambulismus erschien er vor Napoleon. So erzählt Guhrauer, der auch eine von Reinhard selbst niedergeschriebene Skizze des mit dem Kaiser geführten Gesprächs mittheilt[1]), das die Aufregung des Moments lebhaft vergegenwärtigt. Kurze abgerissene Fragen, rasche Antworten, dazwischen peinliche Pausen. Der Kaiser fragte nach den Finanzen, nach der Truppenzahl, nach dem Geist im Lande, nach dem König, der keinen Rath annimmt, das Geld verschleudert, nicht einmal deutsch spricht. Dann der Schluß des Gesprächs: „Glaubt man bei Ihnen an den Frieden?" — „Sire! man hofft ihn wenigstens." — „Wünscht man ihn?" — „Alle Welt,

[1]) Historisches Taschenbuch. Neue Folge. Bd. VII, S. 258 f.

Sire!" — Nach diesen Worten wurde Reinhard „in ziemlich wohlwollender Weise" entlassen, und als ich beim Aufschlagen der Augen sie auf ihn fixirte, erhielt ich von ihm einen Blick von so zu sagen offizieller Gnade." Auch gegen Goethe hat Reinhard später wiederholt geäußert, daß er bei dieser Audienz in einer Art Schlaftrunkenheit war und „wohl Dinge sagte, die nicht von dieser Welt waren." Napoleon schrieb sein seltsames Benehmen ehrfurchtsvoller, verlegener Scheu zu. Reinhard aber war froh, daß der Kaiser durch diese Unterredung die Lust verlor, ihn zu den Verhandlungen des Prager Congresses zu schicken, deren Ausgang ihm keinen Augenblick zweifelhaft war.

Der Waffenstillstand war die letzte Gnadenfrist für das zusammenbrechende Königreich gewesen. Mit dem Wiederbeginn des Krieges erneuerte sich auch die Besorgniß vor einem Ueberfall der Hauptstadt. Reinhard schrieb am 12. September an den Herzog von Bassano, er sei in diesem Augenblick weniger beruhigt, als er im April gewesen, und hielt Angesichts der feindlichen Bewegungen eine weitere Verstärkung durch französische Truppen für unerläßlich. Der Brief wurde aufgefangen und scheint den Entschluß Tschernitscheff's, nach Cassel vorzurücken, vollends bestärkt zu haben. Einen Augenblick spielte Jerome mit dem Gedanken, ob er nicht die Ankunft der Verbündeten abwarten und mit ihrer Zustimmung, unter ihrem Schutze König bleiben könne, ein Einfall, den ihm Reinhard selbstverständlich ausredete. Als die Kosaken näher kamen, am Morgen des 28. September bereits auf der Höhe des Forsts sich zeigten, entschloß sich der König zur Flucht. Reinhard begleitete ihn, seine Familie und die meisten Papiere mit Malartie zurücklassend. Am 3. October erreichten die Flüchtigen Coblenz. General Allix war in Cassel zurückgeblieben; doch schon am 30. September übergab er, von einer Abordnung des Gemeinderaths gedrängt, die Stadt an Tschernitscheff, der als Befreier von der Fremdherrschaft mit Jubel empfangen wurde.

In Coblenz traf Reinhard wieder mit seiner Familie zusammen. Und von hier aus war es ihm endlich vergönnt, auch sein Falkenlust wiederzusehen. Freilich nur zu flüchtigem Besuch. Ein kurzes Aufathmen von den Erregungen der letzten Tage, doch weit entfernt von dem idyllischen Behagen, das an dieser Stätte zu finden er sich so oft vergeblich gesehnt hatte. Die Gattin erlitt in Folge der Aufregungen einen neuen Krankheitsanfall. Mitten in diese sorgenvollen Tage fiel die Wiederkehr des Vermählungstages, und den Flüchtigen trieb es, auch seinen jetzigen Empfindungen dichterischen Ausdruck zu geben. Die Verse, die er an die Gattin richtete, lauteten:

Der 12. October 1813.

Am Königshof, im Prunk der goldnen Kette,
Auf die der Schweiß von trüber Stirne quoll,
Gedacht' ich sehnend dieser Ruhestätte,
Wenn Aehren reiften, wenn die Traube schwoll.
Doch immer noch ergoß sich fern vom Bette
Der wilde Strom, von seinen Leichen voll,
Da stürzt' es her von Beresina's Eise,
Da ward zur Flucht die heimathliche Reise.

Ich floh mit ihm, dem keine Thränen flossen,
Du, mit der Kinder süßer Last beschwert,
Verlassen er von Männern und von Rossen,
Der Knecht des Herrn — des Lohns die Ehre werth.
Du — treue Lieb' in treuen Schoß ergossen,
Den Schlummer schützend mit des Engels Schwert.
Da nahm uns auf in freudigem Vereine
Die Nachbarstadt am schicksalvollen Rheine.

Das Haus, den Hain, den Tempel sah ich wieder,
Den Kranz ums Bild, uns beiden unbewußt,
Sie kam vielleicht zurück, die Zeit der Lieder,
Ich fand bewährt den Talisman der Brust.
Das Fest erschien — da warf dich Krankheit nieder,
Und hier ist nicht die Heimath deiner Lust.
Wo ist der Quell des holden Zauberglanzes,
Wo frische Blumen statt des welken Kranzes?

In deinem Norden sproßt die starke Tanne,
Sei Rebe du, die sich um Ulme rankt
Und — liebend gleich dem Gatten sie umspanne —
Mit reifer Frucht in ihrem Schatten prangt.
Der Sinn, die Kraft, der Wille sei dem Manne,
Das Herz dem Weib, das im Entschlusse wankt.
O laß es strömen aus der reichen Fülle,
Dann glimmt der Docht, dann bricht der Blüthen Hülle.

Die Freude der Stadt Cassel über die Abschüttlung der Fremdherrschaft war verfrüht gewesen. Schon am 3. October zog Tschernitscheff wieder ab, die Stadt ihrem Schicksal überlassend. Vor seinem Weggang ließ er durch den Gemeinderath eine Commission, bestehend aus dreizehn der achtbarsten Bürger, wählen, die in der Zwischenzeit die Ordnung aufrecht erhalten sollte. Am 7. October zog General Allix wieder in Cassel ein, und am 16., dem ersten Tag der dreitägigen Entscheidungsschlacht in Sachsen, kam auch der König mit den anderen Flüchtlingen aus Coblenz in seine Hauptstadt zurück, aufgeregt, schwer gekränkt, voll Rachegedanken. Den Staat fand er in voller Auflösung, sein Heer war auseinander gegangen, Geld war nirgends vorhanden: er bereute es, zurückgekehrt zu sein. Das Volk empfing ihn beim Einzug nicht unfreundlich: er sagte sich selbst, dies geschehe nur, weil man jetzt vom Regiment des Generals Allix erlöst zu werden hoffte. Dieser hatte nämlich seit seiner Rückkehr eine Schreckensherrschaft geübt, massenhafte Verhaftungen vornehmen lassen, und eben war er im Begriff, eine blutige Rachethat auszuführen, die Reinhard glücklicher Weise noch abwenden konnte. In diesen letzten Tagen war es dem Gesandten des Kaisers vergönnt, durch sein nachdrückliches Dazwischentreten sich ein unvergängliches Denkmal in der Achtung und Dankbarkeit der Einwohner von Cassel zu sichern, und für ihn selbst schloß das dornenvolle Amt mit einem Erfolge ab, auf dem künftig seine Erinnerung gerne verweilte. General Allix stellte nämlich den Satz auf, daß am 30. September die Uebergabe der Stadt an die Russen nur durch Verrath und Empörung der Bürger erzwungen worden sei. Er suchte die

Schuldigen, um sie vor das Kriegsgericht zu stellen, und er fand sie in jener Commission von Notabeln, die bei dem Abzug der Russen eingesetzt worden war. Sein Antrag, die Mitglieder dieser Commission vor das Kriegsgericht zu stellen, wurde vom König genehmigt. Doch forderte dieser noch einen zweiten Bericht vom Ministerium ein. Allein auch der Ministerrath, der am 18. October zusammentrat, bestätigte den Antrag des Generals Allix. „Ich bin überzeugt," schrieb Reinhard am selben Tag an seinen Minister, „der König beabsichtigt, Gnade zu üben, aber er will, daß sie zum Tode verurtheilt werden." Doch Reinhard begnügte sich nicht, seinem Minister zu berichten. In der Stadt herrschte die größte Bestürzung, und der französische Gesandte wurde von allen Seiten bestürmt, zu helfen. Er machte Besuche bei den Ministern und mußte sich endlich entschließen, selbst zu Allix zu gehen. In einer zweistündigen erregten Unterredung bemühte er sich, dem Unerbittlichen gegenüber, die Vorgänge des 30. September in das rechte Licht zu stellen.

„Ich kann nicht," schrieb er am 19. October an seinen Minister, „in die Einzelheiten der Discussion eingehen; ich muß mich für diesmal auf meine Eigenschaft als ehrlicher und vernünftiger Mann berufen und verlangen, daß man mir aufs Wort glaube. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, daß, während der General Allix daran festhält, dieses Verfahren sei nothwendig, um ein Exempel aufzustellen, ich dagegen behaupte, daß, wenn auch die Menschen, um die es sich handelt, verdient hätten, den Kopf zu verlieren, jetzt nicht der Zeitpunkt ist, sie abzuurtheilen. Wehe dem Manne, der fähig ist, in diesem Augenblick das Leben von einem Dutzend achtbarer Männer und — durch die Wirkung, die dieses Verfahren auf ein zum Aeußersten gebrachtes Volk ausüben kann — das der Franzosen im Fall eines zweiten Rückzugs, vielleicht die Sicherheit des Königs, vielleicht die werthvollsten Hülfsquellen der großen Armee einer gereizten Eigenliebe aufzuopfern."

Es gelang Reinhard nicht, den rachedürstenden General umzustimmen, und nun blieb nur noch ein Mittel übrig: er wandte sich in seiner amtlichen Eigenschaft unmittelbar an den König. Er setzte eine Denkschrift auf, die ebenso klug und berechnet, als eindringlich und beredt geschrieben war und die Auffassung des Generals von den Vorgängen des 30. September aufs Nachdrücklichste zurückwies. Reinhard stellte den Satz voraus, daß es jetzt darauf ankomme, alle verfügbaren Kräfte Westfalens zu sammeln und im Volke die Gesinnungen der Liebe und des Vertrauens zu erhalten. Strenge sei unter Umständen nothwendig, aber sie sei nicht anzuwenden auf Irrthum, Schwäche und Unerfahrenheit. Ungeheuerlich sei es, daß Allix den Ankläger und Richter in einer Person mache. Sein Beweggrund ist gereizte Eigenliebe, er will persönliche Beleidigung rächen. Ueberhaupt ist es nicht Sache des Soldaten, über Akte der Verwaltung abzuurtheilen. Ein solches Urtheil, so schloß das Schriftstück, würde einen tiefen Eindruck in der Bevölkerung machen; die Interessen der Regierung, die Interessen des Kaisers fordern gebieterisch die Freilassung der Verhafteten. Reinhard hatte seine ganze Autorität als Vertreter des Kaisers zur Rettung der Unglücklichen eingesetzt. Das wirkte. Der König entschied sich für Aufschub des Verfahrens, und Aufschub war in diesem Falle die Rettung. Harnier bat sich, als Reinhard Cassel verließ, aus seinen Händen die Originalhandschrift dieses Schreibens an den König als Andenken

aus, und nach Reinhard's Tode hat er dieses schönste Denkmal von dessen Thätigkeit in Cassel veröffentlicht[1]).

Reinhard hatte in dem Schreiben an den König ungescheut auf den möglichen Fall einer zweiten Flucht hingedeutet. Sie wurde bald genug zur Nothwendigkeit. Am 23. October Abends brachte ein französischer Offizier, der unmittelbar von Leipzig kam, die Nachricht vom Ausgang der großen Schlacht, worauf sofort die Abreise beschlossen wurde. Ohne Cassel wiederzusehen, verließ der König am Morgen des 26. zu Pferde, umgeben von seiner französischen Garde, Napoleonshöhe, um auf dem nächsten Weg über Arolsen an den Rhein zu gelangen. Reinhard schlug in einem Wagen die Poststraße nach Arolsen ein, wo er sich mit dem König wieder vereinigte. In Köln trennte sich Reinhard vom König, er ging mit seiner Familie wieder nach Falkenlust, während Jerome nach Aachen weiterreiste, ungeduldig, den Fuß wieder nach Frankreich zu setzen. Das war gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, der wollte, daß Jerome in irgend einem der rheinischen Schlösser bleibe. Reinhard erhielt den Auftrag, gleichfalls nach Aachen zu gehen und Jerome die letzten Befehle des Kaisers auszurichten. Am 9. November überbrachte er persönlich Jerome den Willen des Kaisers. Jerome zeigte sich aufgeregt, bitter über sein Schicksal und entschlossen, dem Kaiser nicht zu gehorchen. Am 11. erhielt Reinhard vom Grafen von Fürstenstein die Anzeige, daß der König im Begriff sei, nach Pont-sur-Seine, der Besitzung der Kaiserin-Mutter, abzureisen. Jetzt war es genug. Der Gesandte erklärte, es bleibe ihm nichts übrig, als seine Regierung von diesem Entschluß des Königs in Kenntniß zu setzen, und an den Herzog von Bassano schrieb er: „So ist denn, Monseigneur, meine Mission beendet. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich vom König nicht verabschieden; außer wenn er mich rufen läßt."

So hatte Reinhard auf seinem Posten bis zum letzten Augenblick ausgeharrt, bis der Thron, bei dem er beglaubigt gewesen, in Stücke gebrochen war. Er empfand, daß die weltgeschichtliche Katastrophe eine Wendung auch für sein persönliches Schicksal sei. Wiederum war ihm eine Täuschung zergangen. Auf den Schneefeldern Rußlands war auch der Traum einer Verschmelzung deutscher und französischer Nationalität, eines Staatswesens, das die Vorzüge französischer Neuerung und deutscher Ueberlieferung in sich vereinige, endgültig zerronnen. Weiter als jemals that sich die Kluft zwischen gallischem und germanischem Volksthum auf. Da schien auch dem Einzelnen nur ein Für oder Wider, ein Hier oder Dort zu bleiben. Dort war das Kaiserthum an seiner Unersättlichkeit zu Grunde gegangen und hatte seine Schöpfungen mit in seinen Sturz gerissen. Hier aber war das deutsche Volksthum aus dem Riesenkampfe als eine Macht hervorgegangen, die alle bisherigen Urtheile des Kleinmuths und Unmuths über die „geduldigen Deutschen" zu nichte machte. Nach der Kunde vom Moskauer Brande noch hatte Reinhard

[1]) Bran's Minerva. Mai 1838. Zweiter Band.

an Oelsner geschrieben: „Diese zerknickte und zersplitterte Nation hat durchaus nichts von sich selbst zu erwarten;" wie Goethe noch im April 1813 gegen Schiller's Freund, Körner, äußerte, als dessen Sohn zu den Lützowern gegangen war: „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten, so viel Ihr wollt; der Mann ist Euch zu groß." Jetzt war die Größe des Mannes in Scherben gegangen, und wer noch deutsche Empfindung besaß, dem mußte das Herz von Stolz und von freudiger Zuversicht geschwellt werden, daß endlich für die zerknickte und zersplitterte Nation eine neue Zeit angebrochen sei. Das war wohl für den französischen Diplomaten deutscher Herkunft ein Augenblick, Einkehr in sich zu halten, Zweck und Inhalt des eigenen Lebens zu prüfen und schlüssig zu werden über die Frage: Was nun?

Am 26. November kehrte Reinhard nach Paris zurück, um zunächst abzuwarten, was sich aus dem Chaos entwickeln werde. Still und zurückgezogen brachte er hier den Winter zu. Was er erlebt hatte und was er jetzt in Frankreich vor sich gehen sah, erweckte ihm zum ersten Mal den Gedanken der Rückkehr ins Vaterland. Als vollends nach dem Einzug der Verbündeten zahlreiche deutsche Freunde und Bekannte in Paris erschienen, zog es ihn mächtig nach der deutschen Seite. Briefe an Harnier und an Sieveking bezeugen nicht bloß den inneren Kampf in seiner Seele, sie bezeugen, daß sein Entschluß schon so gut wie gefaßt war. „Ich gehöre, vermöge meiner Besitzungen, Deutschland an; für meine Person, wann oder sobald es die Umstände erlauben; meine Kinder gewiß." Dennoch hat er den halb gefaßten Entschluß nicht durchzuführen vermocht. Widerstrebend und doch, wie immer, mit fatalistischer Ergebung dem Zug des Schicksals folgend, ließ er sich von Talleyrand wieder in die Geschäfte ziehen. Gerade im entscheidenden Augenblick versagte der stärkste Impuls für die deutsche Seite: der Zuspruch der Gattin, die am 19. Februar 1815 in Paris ihrem langjährigen Nervenleiden erlag. So blieb Reinhard im Dienste seines Adoptivvaterlandes, das ihn zu fesseln nicht versäumte (im August 1815 wurde er in den Grafenstand erhoben), während die Andeutungen seines Wunsches, in preußische Dienste zu treten, kein Entgegenkommen gefunden hatten. Er blieb, wie unter dem Convent, unter dem Directorium und dem Kaiserreich, so unter den Bourbons und unter dem Julikönigthum. Um so mehr aber schätzte er es als eine Gunst des Schicksals, daß er nach Herstellung des Friedens fortan Stellungen in Deutschland bekleiden durfte, wodurch er, wie er sich selber einredete, zugleich dem alten Vaterlande wieder geschenkt wurde, und die Zeitläufte waren so geartet, daß diese Täuschung auf keine ernstliche Probe mehr gestellt wurde.

Sic et Non.

Neue Actenstücke aus der Zeit der Christenverfolgungen.

Von

Paul Rohrbach.

[Nachdruck untersagt.]

Zu den Erkenntnissen, welche die neuere kirchengeschichtliche Forschung gebracht hat, zählt auch die Einsicht in die wirkliche Politik des römischen Staates gegenüber dem Christenthum. Zwei Perioden sind in dem Verfahren der Regierung angesichts der neuen Religion zu unterscheiden: die Zeit der Anwendung des bestehenden Apparates an Gesetzen — dazwischen einzelne Acte persönlicher Cäsarenwillkür oder Ausbrüche eines aufflackernden Fanatismus in gewissen Kreisen der Bevölkerung; hierauf dann die Epoche der Ausnahmegesetzgebung. Jene erste Periode reicht bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts; die zweite beginnt ebendaselbst mit der Regierung des Kaisers Decius (249—251) und endet schon nach zwei Menschenaltern, mit den Toleranzedicten Constantin's.

Aus beiden Zeiträumen hat uns die jüngste Zeit literarische Funde von Bedeutung gebracht: der eine stammt aus der Zeit des Commodus (um 180); zwei andere Stücke führen uns mitten in die brennendste Hitze der Decianischen Verfolgung hinein (250).

Seltsam sind bisweilen die Wege, auf denen solch ein' Bild altchristlichen Lebens auf unsere Zeit herübergelangt. Bischof Eusebius von Cäsarea, der Geschichtschreiber des christlichen Alterthums, der uns so viel, wie er noch wissen konnte, von dem Bilde der Kirche aus den drei vergangenen Jahrhunderten, der Urzeit des Christenthums, erhalten hat — er hat auch in praktisch-kirchlicher Hinsicht eine literarische Thätigkeit entfaltet. Für die neue Hauptstadt des Weltreichs erhielt er den Auftrag, die nöthige Anzahl von Bibelhandschriften zu besorgen; vierzig sollten es sein — unter diesen vielleicht auch der berühmte Codex, den Constantin von Tischendorf auf dem Sinai entdeckte und zur Grundlage unserer heutigen Ausgaben des Neuen Testaments machte. Dem Zwecke religiöser Erbauung diente ebenfalls eine Sammlung von Märtyrergeschichten des Eusebius, die aber verloren ging. Nur Weniges daraus ist auszugsweise in seinen übrigen Werken erhalten, und

besonderes Interesse erregte darunter, was er über einen gewissen Apollonius erzählte, einen vornehmen Römer, der, unter Commodus des Christenthums angeklagt, eine Vertheidigungsrede für seinen Glauben, eine Apologie, gehalten haben soll, über die Eusebius eben auf sein specielles Werk verweist.

Nun kam neulich einem gelehrten Engländer, Herrn Conybeare, ein armenischer Druck vor Augen, den die Congregation der Mechitaristen — eine Gesellschaft armenischer, mit Rom unirter Mönche zu Venedig, die es sich zum Ziel gesetzt hat, in wissenschaftlicher Hinsicht zwischen Armenien und dem Abendlande zu vermitteln — schon vor einer Reihe von Jahren herausgegeben hatte, und es erwies sich, daß die eusebianische Apologie des Apollonius in armenischer Uebersetzung hier vorlag. Die eigenthümliche Form dieses Denkmals macht es des allgemeinen Interesses nicht weniger werth, als der Inhalt. Im Wesentlichen ist es nämlich nichts Anderes, als das Protocoll eines römischen Christenprocesses um 180, in einer Gestalt, die sich vielleicht nicht sehr von der ursprünglichen actenmäßigen Niederschrift bei der gerichtlichen Aufzeichnung unterscheidet. Das merkwürdige Document ist für die Kenntniß des römischen Rechtswesens nicht weniger wichtig, als in kirchengeschichtlicher Hinsicht; es gibt interessante archäologische Fingerzeige und noch manches Andere — aber sein Hauptwerth liegt darin, daß es uns, gleichsam als historische Momentaufnahme, ein Bild aus altchristlicher Zeit festgehalten hat: was für eine Anschauung damals ein vornehmer und gebildeter, christlich überzeugter Mann von Religion hatte, insbesondere von der seinigen, und wie man sich von Seiten der Regierung und der guten Gesellschaft zu solch' einer christlichen Persönlichkeit stellte.

Das folgende Stück aus dem Protocoll gewährt gleich merkwürdige Einblicke in diese Fragen. Apollonius hat in der Vorverhandlung vor dem Senat das Opfer verweigert, hat drei Tage Bedenkzeit erhalten und steht nun vor dem obersten Gericht des Generalgouverneurs von Rom und kaiserlichen Stellvertreters, des Präfectus Prätorio Perennis.

„Und nach drei Tagen befahl er (der Präfect) ihn vorzuführen und sprach zu ihm: Was für einen Rath hast Du für Dich gefaßt? Apollonius antwortete: Ich bin und bleibe gottverehrend, wie ich vorher gesagt habe. Der Präfect antwortete: Um der Senatssentenz willen gebe ich Dir den Rath, zu bereuen und den Göttern zu opfern, denen die ganze Erde Anbetung und Opfer darbringt; denn es ist vortheilhafter für Dich, mit uns zu leben, als elend zu sterben. Ich glaube, daß Du der Sentenz des Senats nicht unkundig bist. Apollonius sagte: Ich kenne die Sentenz des allmächtigen Gottes; ich bin und bleibe gottverehrend, und ich bete die Idole nicht an, die mit Händen gemacht sind, die von Gold und Silber und Holz sind, die nicht sehen und nicht hören, weil sie das Werk von Menschenhänden sind, und die wahre Verehrung Gottes kennen sie nicht. Aber ich habe gelernt, den himmlischen Gott anzubeten und nur vor ihm niederzufallen, der allen Menschen den lebendigen Hauch eingeblasen hat und ihnen immerdar Leben spendet. Und ich werde meine Person nicht erniedrigen und in den Abgrund stürzen, denn es ist eine große Schande, vor unwürdigen Dingen niederzufallen, und es ist ein Sclavendienst, die Nichtigkeit zu verehren; die Menschen versündigen sich, wenn sie solches anbeten. Die Erfinder davon waren Thoren; seine Diener und Anbeter noch toller.

„Die Aegypter beten in ihrer Verirrung die Zwiebel an. Die Athener beten bis auf den heutigen Tag den von Kupfer gemachten Ochsenkopf an, und sie nennen ihn das „Glück der Athener“; sie haben ihn auch aufgestellt auf dem berühmten Platz nahe beim Bild des Zeus und Herakles, damit sie zu ihnen beten. Nun, um was sind sie besser als der getrocknete Thon und das gebrannte Gefäß? Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Hände und ergreifen nicht, sie haben Füße und gehen nicht, weil die bloße Form das Dasein nicht verbürgt. Ich glaube, daß auch Sokrates sich über die Athener lustig gemacht hat, wenn er bei der Platane, beim Hunde und trockenen Holze schwur.

„Die Menschen versündigen sich erstens gegen sich selber, indem sie die Götzen anbeten; zweitens aber verleugnen sie Gott, weil sie die Wahrheit verkennen. Die Aegypter haben die Zwiebel und den Lauch Gott genannt, und die Früchte, von denen wir uns nähren und die in unseren Magen eingehen und auf den Düngerhaufen geworfen werden, die haben sie angebetet. Aber man hat auch den Fisch, die Taube, den Hund, den Stein und den Wolf angebetet, und ein Jeder hat zu dem Gebilde seiner eigenen Phantasie gebetet. Drittens versündigen sich die Menschen, wenn sie Menschen, Engel und Dämonen anbeten und sie Götter nennen.

„Der Präfect sagte: Du hast viel philosophirt und uns erfreut, aber weißt Du das nicht, Apollonius, daß es Senatssentenz ist, daß überhaupt nirgends ein Christ sich blicken lassen soll?“

Merkwürdig, der Angeklagte hat eine von tendenziösen Ausfällen und heftigen Invectiven strotzende Rede gegen den heidnischen Cultus öffentlich vor dem Richter gehalten, während er doch gerade wegen seiner Weigerung, eine officiell geforderte Cultushandlung zu vollziehen, vor Gericht gestellt war — und der Vorsitzende findet es mit keinem Worte für nöthig, Verwahrung dagegen einzulegen, daß in so nichtachtender Weise gegen die Religion gesprochen wird, deren Autorität durch das ganze Verfahren gegen Apollonius doch gewahrt werden zu sollen scheint. Noch mehr, er sagt: „Du hast viel philosophirt und uns erfreut,“ also hat er gegen die Ausführungen des Apollonius wider den Götzendienst vom philosophischen Standpunkte aus gar nichts einzuwenden, er findet sie augenscheinlich sogar ganz anziehend, aber nichtsdestoweniger erledigt er den Fall, als ob die subjective Stellung der Betheiligten zu der ganzen religiösen Frage höchst nebensächlich sei, durch die kühle Appellation an das formale, im Reiche geltende Recht: „Weißt du nicht, Apollonius, daß es Senatssentenz ist, daß überhaupt nirgends ein Christ sich blicken lassen soll?“

Ganz offenkundig verzichtet also der Staat auf die innerliche Zugehörigkeit seiner Glieder zu einer anerkannten Religion, fordert aber die Betheiligung am officiellen Cultus als staatsbürgerliche Pflicht. Als der Christ sich weigert, scheut sich der Präfect nicht vor dem, sittlich betrachtet, ganz frivolen Argument: „Es ist vortheilhafter für dich, mit uns zu leben, als elend zu sterben — den Göttern zu opfern, denen die ganze Erde Anbetung und Opfer darbringt.“ Darauf kommt die vernichtende Kritik des Angeklagten gegen diese Götter, denen „die ganze Erde“ huldigt und die auffallende Entgegnung des Präfecten. Unter welchem Gesichtspunkte stand dieses Verhalten der Staatsgewalt? Die Antwort darauf findet sich gleich in den ersten Sätzen des Protocolls:

„Der Präfect befahl, ihn (Apollonius) vor den Senat zu bringen und sagte zu ihm: Apollonius, warum widersetzest Du Dich den unbesiegbaren Gesetzen und dem Befehle der Kaiser, und warum willst Du nicht den Göttern opfern? Apollonius antwortete: Weil ich ein Christ bin und Gott fürchte, der Himmel und Erde geschaffen hat, und nicht den eitlen Götzen opfere. Der Präfect sagte: Aber Du sollst eine solche Gesinnung bereuen der kaiserlichen Befehle wegen und bei der Fortuna des Selbstherrschers Commodus schwören." (Den Treueid.)

Der Standpunkt der Regierung ist also der, daß die Gesetze an sich ohne Rücksicht auf ihren Inhalt sacrosanct sind und Befolgung verlangen; weiterhin aber, und hier lag eine Hauptwurzel der Conflicte mit den Christen, kam der religiöse Anspruch des Cäsarenthums ins Spiel. Die Menschenvergötterung des Kaisercultus und der ihm verwandten Religionsübungen, hier z. B. der Dienst der Fortuna oder Tyche, des persönlichen Genius des Autokraten, war es, dem die Bekenner der neuen Religion ihr non possumus entgegensetzten. Worin der tiefste Grund dafür lag, wird sich noch später in Deutlichkeit aus diesen Apolloniusacten zeigen: es ist die zum breitesten Durchbruch gekommene, dem Nerv des religiösen Empfindens eingesenkte Erkenntniß, daß Religion und Sittlichkeit nicht minder in der transscendentalen Welt, als im praktischen Leben des Tages untrennbar sind. So weit bei Einzelpersönlichkeiten des Heidenthums diese Position geahnt, erkannt, begriffen, getheilt wurde, befand man sich mit einem großen Theil des alten Christenthums schon auf principiell vergleichbarem religiösen Boden; von hier aus leuchtet aber von selber die Unmöglichkeit ein, diejenige Idee von der Staatsgewalt, welche der Präfect zeigt und wie sie dem römischen Staate eigenthümlich ist, anzuerkennen: die Idee, daß die in formal gültiger Weise erfolgte Willensäußerung der verkörperten Staatsgewalt bereits an sich Recht ist, ohne Rücksicht darauf, ob sie den Forderungen einer transscendental bestimmten, religiös gefaßten Sittlichkeit entspricht. Was den Christen Apollonius und den Präfecten Perennis schied, war dieses, daß dem einen das Staatsgesetz an sich absolute Norm des Thuns, ein Thun nach seinem Willen als unsittlich gar nicht denkbar, für den anderen aber der Wille des Gesetzes nach einem kategorischen Imperativ außer ihm kritisirbar, ja eine solche Kritik Pflicht war. Auch das erweist sich weiterhin an unserem Document, daß für weite Kreise des damaligen Christenthums die principielle innere Verschiedenheit von dem philosophisch gearteten Heidenthum überhaupt erst dann zu Tage trat, wenn dieses, den römischen Begriffen fremde Verhältniß zwischen Religion und Sittlichkeit, oder daraus folgende Stücke der christlichen Anschauung, berührt wurden. Wie fremdartig, unverständlich das Bewußtsein eines Christen in dieser Sache der damaligen Gesellschaft war, zugleich aber auch, daß es ihr theilweise bis zu einem gewissen Grade imponirte, geht aus dem weiteren Verlaufe des Processes hervor.

Apollonius antwortet, als der Präfect sich auf die objective Autorität des Gesetzes, auch abgesehen von der subjectiven Kritik an den von ihm sanctionirten Dingen beruft, mit dem Hinweis darauf, daß die Christen den

Tod für ihre Ueberzeugung nicht fürchten. Sie hielten es keineswegs für verkehrt, für den wahren Gott zu sterben.

„Denn indem wir leben, leben wir für Gott und ertragen die Martern für ihn, auf daß wir nicht grausam den ewigen Tod sterben. Wir wollen uns auch nicht grämen über die Einziehung unseres Vermögens, weil wir wissen, daß wir, ob wir leben oder sterben, des Herrn sind. Es kann Fieber oder eine andere Krankheit dem Menschen den Tod bringen. Ich kann annehmen, daß ich an einer solchen Krankheit stürbe. — Der Präfect sagte: So bestehst Du auf Deinem Tod? Apollonius antwortete: Ich will in Christus leben, fürchte indessen auch nicht etwa wegen der Liebe, die ich zum Leben habe, den Tod; denn es gibt nichts Schätzenswertheres als das ewige Leben, welches die Mutter der Unsterblichkeit der Seele ist, die hier ein edles Leben geführt hat.

„Der Präfect antwortete: Ich habe nicht verstanden, was Du gesagt hast. Apollonius antwortete: Was soll ich für Dich thun? Der Ergründer des Herzens ist das Wort Gottes, wie die Leuchte des Auges das Licht. Ein Philosoph, der zugegen war, sagte: Apollonius, Du verhöhnst Dich selber, denn Du bist weit abgeirrt, obgleich Du wähnst, Tiefes zu reden. Apollonius sagte: Ich habe gelernt zu beten, aber nicht zu verhöhnen, jedoch Deine Heuchelei erweist die Blindheit Deines Herzens; denn nur den Thoren scheint die Wahrheit ein Hohn. Der Vorsitzende (d. h. der Präfect) sagte: Setze mir deutlich auseinander, was Du meinst."

Bemerkenswerth ist die besonnene Ruhe des Apollonius gegenüber der Todesdrohung; er räumt die Liebe zum Leben ein und ist weit entfernt, nach der bei den altchristlichen Märtyrern häufigen Art, sich zum Zeugentod für seinen Glauben zu drängen; aber er fürchtet den Tod nicht, hinter dem ihm „das ewige Leben" steht. Hier wird jenes Etwas offenbar, in dem der Christ von der heidnischen Gesellschaft auf das Tiefste getrennt war: die Bestimmung des Sittlichen durch die religiöse Ueberzeugung vom Jenseits. Perennis bekennt ehrlich, den Mann nicht zu verstehen; ein Philosoph, der bei der (jedenfalls öffentlichen) Verhandlung zugegen war, mischt sich ein und erklärt das Unverständliche brutal für einfachen Unsinn, wofür er von dem Angeklagten, dessen Aeußerung gegen den Präfecten seinen Verzicht auf die Hoffnung, verstanden zu werden, zeigt, gleichfalls derb abgefertigt wird. Indeß das bestimmte Inanspruchnehmen der Wahrheit für seinen Glauben ans ewige Leben erweckt doch das Interesse des Präfecten, der nach der Weise vieler Gebildeten jener und unserer Zeit die Frage „was ist Wahrheit?" so oder so oft gestellt haben mag; er fordert den Apollonius auf, das eigenthümliche Wesen seiner Religion doch näher zu erklären.

Die Rede, die nun folgt, ist ein neuer Beleg für die bisher schon gut begründete Anschauung der neueren kirchengeschichtlichen Wissenschaft von dem Christenthum der gebildeten Männer jener Zeit als einer mit den Begriffen und Kategorien der damaligen Epoche operirenden philosophischen Weltanschauung, die aber orientirt ist durch einen geistigen Monotheismus in strengster Form und eine schroffe, auf dem Princip der jenseitigen Vergeltung ruhende Sittenlehre. Und was ist Christus selber in diesem Christenthum? Die Antwort auf diese Grundfrage nach dem Wesen des damaligen Christenthums wird am besten gegeben durch die Rede selbst, die Apollonius auf jenen

Wunsch des Präfecten nach Aufklärung über seine Religion an ihn richtet — wir sehen, daß er zu dem Zwecke eine Erörterung über das Werk Christi gibt. Es heißt weiter:

„Apollonius antwortete: Der Logos Gottes, des Erlösers der Seelen und Leiber, wurde Mensch in Judäa, vollbrachte alle Gerechtigkeit und wurde mit göttlicher Weisheit herrlich erfüllt. Er lehrte die wahre Religion, die für die Menschenkinder passend war, um das Princip der Sünde zum Schweigen zu bringen; denn er lehrte, den Zorn zu bändigen, die Begierde zu mäßigen, die Sinnenlust zu mindern, die Trübsal zu verscheuchen, mitleidig zu sein, die Liebe zu pflegen, die Eitelkeit abzulegen, keine Rache zu üben und nicht rachsüchtig zu sein, den Tod zu verachten — aber nicht mit Ungerechtigkeit, sondern indem man sich gegen die Ungerechten geduldig erweist, den göttlichen Gesetzen zu gehorchen, die Herrscher zu ehren, Gott anzubeten, an die unsterbliche Seele, die in Gott ist, zu glauben, das Gericht nach dem Tode zu erwarten, auf Belohnung nach der Auferstehung zu hoffen, die den Frommen von Gott verliehen wird.

„Das Alles lehrte er mit Worten und Thaten mit großer Standhaftigkeit, und nachdem er von Allen für die Wohlthaten, die er that, gepriesen war, wurde er zuletzt getödtet, wie auch vor ihm die Philosophen und Gerechten; denn die Gerechten sind den Ungerechten verhaßt; wie auch die göttliche Schrift sagt[1]): ‚Laßt uns den Gerechten binden, denn er ist uns ein Aergerniß.' Aber auch einer von den griechischen Weisen hat gesagt[2]), daß ‚der Gerechte leiden wird, verspieen und gekreuzigt wird.' Wie die Athener das ungerechte Todesurtheil aussprachen und abgaben[3]), vom Pöbel überredet, so haben auch (hier) zuletzt die Ungerechten das Todesurtheil ausgesprochen, indem die Ungerechten neidisch gegen ihn geworden sind, wie auch gegen die Propheten, die vor ihm gelebt haben, die in Bezug auf ihn vorausgesagt haben, ‚daß er kommen und Allen Gutes thun und alle Menschen durch seine Tugend überreden wird, Gott den Vater, den Schöpfer aller Dinge anzubeten;' an den (den Logos) wir glauben und vor dem wir uns niederwerfen, denn wir haben von ihm fromme Gebote erlernt, die wir nicht kannten, und wir werden ferner nicht irre gehen, sondern wir leben ein sittliches Leben und hoffen auf das Jenseits" [4]).

Das also gibt Apollonius als die Summe seines Christenthums. Christus selbst aber ist ihm „der Logos Gottes" und derjenige, welcher den Menschen die wahre Religion bekannt gegeben hat. Darum wird auch er göttlich verehrt. Sehr eigenthümlich, aber wohl auf den Zweck berechnet ist der Anfang der Rede: „Der Logos Gottes wurde Mensch in Judäa — — — er lehrte die wahre Religion." Apollonius stellt mit Absicht diesen Ausdruck — Logos — an die Spitze seiner Rede. Er thut es aus demselben Grunde, aus dem Johannes sein Evangelium so anfängt: „Im Anfang war der Logos und der Logos war bei Gott und Gott war der Logos . . . . und der Logos ward Fleisch und wohnete unter uns." Die Rede des Apollonius ist eine Paraphrase des Prologs zum Johannesevangelium aus der Sprache religiöser Metaphysik

[1]) Jesaias, Kap. III, V. 10.

[2]) Plato, Republik, Bd. II, S. 361 ff. Die Stelle ist wegen ihrer Merkwürdigkeit viel behandelt worden.

[3]) Ueber den Sokrates.

[4]) Das Harte und Ungelenke des Ausdruckes erklärt sich, wenn man bedenkt, daß die Acte vielleicht zuerst lateinisch war, dann griechisch, dann ins Armenische und endlich von da ins Deutsche übersetzt worden ist.

in die eines religiösen Moralismus; beiden gemeinsam ist die Voranstellung des Logosbegriffs und die Anknüpfung der Aussage über Christus an diesen Ausdruck. Luther hat bekanntlich „das Wort" übersetzt. Thatsächlich bedeutet „Logos" in dem wissenschaftlichen und philosophischen Sprachgebrauche der Zeit soviel wie das handelnde vernünftige Princip in der Gottheit oder die in der Welt activ erscheinende, schöpferisch thätige, ordnende Vernunft Gottes — ein Begriff, den als gesonderte Realität sich vorzustellen, nur dem damaligen Bewußtsein der Menschheit möglich war.

Dieser Logos Gottes gehörte für die Zeit zum festen Inventar alles Denkens über Gott und Welt, und sehr frühe geschah christlicherseits die Identificirung dieser Art von zweiter Person in der Gottheit mit Christus. Die Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieser Vorstellung erleichterte es für einen gebildeten Christen ungemein, Heiden gegenüber einen derartigen Ausgangspunkt bei der Erklärung des Christenthums zu nehmen, daß die Frage zunächst auf einem Boden zu bleiben schien, der auch für jene Kreise philosophisch bereits bearbeitet war; alsdann wurde durch die Gleichsetzung von Logos und Christus, der personificirten Gott-Weltvernunft mit dem Bringer der wahren Religion, der Heide mit einem Ruck mitten ins Christenthum gestellt, das ihm nunmehr nicht ungebildet, sondern gleichfalls philosophisch orientirt erscheinen sollte; dazu aber, im Gegensatz zu den vielfachen sich bestreitenden Systemen der Philosophie, durch die directe göttliche Offenbarung im festen Besitz der alleinigen Wahrheit und absoluten Autorität.

Was nun Apollonius auf diese Art als die den Menschen durch den Logos geoffenbarte „passende" Religion einführt, ist das Christenthum der sogenannten Apologeten des zweiten Jahrhunderts — eine mit Elementen des Stoicismus aufgebaute christliche Moralphilosophie. Neu ist darin nur die Alles beherrschende Kraft, mit welcher der Gottesbegriff und die irdische Sittlichkeit verbunden sind; so lange dieses Band nicht sichtbar gemacht wird, erscheint als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen einem Christen wie Apollonius und einem heidnischen Philosophen wie etwa Epiktet nur die absolute Sicherheit, mit welcher jener seine religiöse Moral auf die göttliche Offenbarung im Logos zurückzuführen vermag — freilich ist dies ein sehr bedeutendes Moment der Ueberlegenheit. Daß Apollonius für seine Person sich der eigentlichen Wurzel für die Kraft seines Glaubens wohl bewußt war, haben wir gesehen; was er hier dem Präfecten als Darstellung gibt, ist bis zu einem gewissen Grade darauf berechnet, ihm das Christenthum als Moralphilosophie erscheinen zu lassen, um von dieser Seite sein Verständniß als das eines gebildeten Mannes zu gewinnen. Die Person Christi ist mit Absicht als die des Lehrers und Stifters dieser Philosophie ganz in den Vordergrund gestellt, und geschickt ist die oft verwerthete Analogie mit Sokrates auch hier herangezogen. Nur flüchtig streift Apollonius zum Schlusse seiner Rede dasjenige an seinem Christenthum, was zu erwähnen am bedenklichsten war: die Anbetung Christi und den Auferstehungsglauben.

Die Worte des Angeklagten blieben, wie überhaupt sein ganzes Verhalten, nicht ohne Eindruck: Perennis versuchte noch schwach, den Apollonius umzu-

stimmen; auf dessen Antwort, er hätte im Gegentheil gehofft, den Richter selbst zum wahren Gott zu bringen, gab dieser den Versuch auf und fällte mit Bedauern das Urtheil. Das Protocoll schließt:

„Der Vorsitzende sagte: Ich wünsche Dich frei zu lassen, aber ich kann es nicht wegen der Senatssentenz; jedoch will ich ein humanes Urtheil fällen[1]). Er befahl, ihn mit dem Schwerte zu enthaupten. Apollonius sagte: Ich danke meinem Gott für Dein Urtheil."

Zweierlei zeigt sich als eigenthümliches Ergebniß aus diesem altchristlichen Document. Wir sehen erstens, daß ein gebildeter Christ gegen Ende des zweiten Jahrhunderts bei aller Entschiedenheit und allem Festhalten an einem christlich-religiösen Sondereigenthum, dennoch in seiner Lebensanschauung und Moral ganz auf demselben Boden steht, wie die ethisch interessirten Schichten der damaligen Gesellschaft überhaupt; wir sehen auch, daß er seine Religion selbst einordnet in den Kreis der religiösen Bestrebungen seiner Zeit und nur ihre einzigartige Begründung als Sondergut festhält. Das Zweite ist, daß man auf der anderen Seite an der christlichen Kritik des Polytheismus gar keinen Anstoß nimmt, solange es sich um seine principielle theoretische Vernichtung handelt, sondern daß der Conflict erst eintritt, wenn aus dieser Theorie auch da die praktischen Consequenzen gezogen werden, wo das formale, vom Staate sanctionirte Recht des polytheistischen Princips auf äußere Devotion aller Staatsangehörigen Beachtung fordert. Die Aufrechterhaltung dieses formalen Rechtes schien der römischen Regierung aber durch das Staatsinteresse gefordert, insbesondere der Kaisercultus; deshalb konnte sie nicht nachgeben, und je weitere Kreise der Gesellschaft vom Christenthum ergriffen wurden, desto unabweislicher wurde die Nothwendigkeit, den Kampf gegen die dem Staate von hier drohende Gefahr vermittelst einer Ausnahmegesetzgebung aufzunehmen. Sobald dieser Schritt geschah — um die Mitte des dritten Jahrhunderts — war der bisher chronische Conflict zwischen Staat und Christenthum zur acuten Krisis getrieben, die nicht eher enden konnte, als bis klar erwiesen wurde, wer der Stärkere von beiden sei.

Kaiser Decius nahm den Kampf auf; in die nach ihm benannte Verfolgungszeit gehören die beiden anderen Actenstücke, die uns hier beschäftigen. Es sind zwei vollkommene Seitenstücke zu einander, sogenannte libelli, in diesem Falle Quittungen der Staatsbehörden über von Christen auf Grund erfolgter Sistirung vollzogene Betheiligung am heidnischen Cultus. Interessanter Weise sind die Originale erhalten: es sind zwei allerdings stark defecte Papyrusblätter, die aus Aegypten stammen. Der eine libellus befindet sich im Berliner, der andere im Wiener Museum; muthmaßlich haben sie dem Provinzialarchiv von Arsinoë in Fajjum angehört. Die Originalsprache ist griechisch, die Schrift eine Kanzleicursive. Die Lesung des Textes wird durch Vergleichung der beiden Stücke im Wesentlichen gesichert. Der 1. libellus lautet in der Uebersetzung:

[1]) Nach dem Gesetz hätte der Christ den wilden Thieren im Circus vorgeworfen werden können.

„Den Opfercommissaren im Dorfe Alexanderinsel von Aurelius Diogenes, dem Sohn des Satabus, aus dem Dorfe Alexanderinsel, 72 Jahre alt, eine Narbe am rechten Augenlide. Ich habe beständig den Göttern opfernd gelebt und jetzt in Eurer Gegenwart dem Edict gemäß geopfert, gespendet, vom Opferfleisch gekostet, und ich bitte, daß Ihr es bescheinigt. Seid gesund. Ich Aurelius Diogenes habe die Eingabe gemacht.

„*Aurelius (sah ich) opfernd, kostend — — — — — —*[1]) *bescheinigt.*“ Im ersten Jahre des Autokraten Cäsar Gaius Messius Quintus Trajanus Decius Pius Felix Augustus; am 2. Epiph.“ (= 26. Juni 250.)

Nr. 2 ist leider am Schluß verstümmelt, sonst dem ersten sehr ähnlich:

„Den Opfercommissaren im Dorfe Philadelphia von den Außenwohnern, den Aurelianern Syrus und Pasbes, seinem Bruder, und unseren Frauen . . . , Demetria und Sarapias. Wir haben beständig den Göttern opfernd gelebt und jetzt in Eurer Gegenwart dem Edict gemäß gespendet und vom Opferfleisch gekostet, und bitten Euch, es uns zu bescheinigen. Seid gesund. Aurelius Syrus und Pasbes, wir haben die Eingabe gemacht.

„Ich Isidor habe für sie geschrieben, da sie schriftunkundig sind. —

Die Männer, denen diese Schriftstücke gehört haben, sind sogenannte libellatici gewesen, mit dem libellus haben sie sich Freiheit von der Verfolgung gegen Verleugnung ihres Glaubens eingetauscht. Wer hätte glauben sollen, daß wir noch heute den Originalzeugen dieser Handlung geschenkt erhalten würden! Wir sehen deutlich in das Verfahren den Christen gegenüber hinein und können mit Hülfe anderer altchristlicher Quellen nunmehr das ganze kaiserliche Edict reconstruiren. Decius hat angeordnet, daß überall im ganzen Reiche, auch in den Dörfern, die Christen, die als solche Verdächtigen, zu den heidnischen Cultushandlungen sistirt und vor die Alternative gestellt werden sollten, daran theilzunehmen oder die Todesstrafe zu erleiden. Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Christen damals schon eine außerordentliche große war, so wird es einleuchten, daß damit den Behörden eine enorme Arbeitslast aufgebürdet wurde; daher wurden sie an jedem Orte durch eine Commission von fünf angesehenen Männern daselbst verstärkt, und diese außerordentliche Instanz hatte die Pflicht, Alles, was christlich war, selbst Brustkinder ausdrücklich eingeschlossen, zum Opfer, resp. dem dazu gehörigen Essen und Spenden vom Opfermahle zu zwingen. War das geschehen, so erhielten die betreffenden Personen oder Familien ihren libellus, den sie vorher selbst eingereicht haben mußten, mit der Unterschrift des controlirenden Beamten zurück, um sich fernerhin, falls nöthig, als loyale Staatsbürger legitimiren zu können.

Freilich muß man wissen, daß es thatsächlich von Seiten der Behörden mit den libelli nicht so genau genommen wurde. Zwar zeigen unsere beiden Exemplare, daß wirklich auch Greise und Frauen dem Edict gemäß einen libellus haben mußten; aber ob die fünf Personen, von denen hier die Rede ist, wirklich die in aller Umständlichkeit hergezählten Stücke der Opferhandlung vollzogen haben, ist deshalb doch nicht sicher. Es gab ganze Dorfschaften und Gegenden, in denen das Christenthum bereits überwog, wo also ohne Militär

[1]) Hier hat vielleicht der Name des Beamten gestanden, der die Urkunde ausstellte.

nichts auszurichten war; und wenn auch, wie wir wissen, die Zahl der Gefallenen, der „lapsi", in der Decianischen Verfolgung sehr groß war, so erlebten die Beamten andererseits doch so ausgebreiteten und entschlossenen Widerstand und stellenweise ein förmliches gewaltsames Andrängen der Christen zum Martyrium, daß sie an der Möglichkeit verzweifeln mußten, dem Befehle des Edicts nachzukommen und wirklich alle Christen entweder zum Opfern zu nöthigen oder abführen zu lassen. Da die Verordnung nur die Wahl ließ zwischen Opfer und Tod durch Feuer oder Eisen, so wäre es eine maßlose, ja schlechthin undenkbare Menschenschlächterei im Reiche geworden, wenn selbst nur ein Zehntel der Christen wirklich dabei fest blieb, die Bethätigung am heidnischen Cultus zu verweigern. Da andererseits das Edict strenge Strafe auch den in der Durchführung Lässigen androhte, so griff man auf heidnischer Seite zu dem Mittel, die libelli im Nothfalle auch zu geben, ohne daß die betreffenden Christen wirklich opferten. Sie brauchten nur mit ihrer Eingabe zu kommen, die ja freilich in ihrem Wortlaut, wie ersichtlich, bereits eine Verleugnung enthielt, und bekamen die Unterschrift des Opfercommissars, der nun, falls Controle geübt werden sollte, dadurch gedeckt war, daß die dann vorgeladenen Christen ihre libelli präsentirten. Vielfach suchte man den Christen dieses Auskunftsmittel von Seiten der Beamten selbst möglichst plausibel zu machen, wobei diese sich auch finanziell bemühten, bei der Gelegenheit ihr Schäfchen zu scheren.

Wir wissen namentlich aus den Schriften Cyprian's, der als Bischof von Carthago die Decianische Verfolgung erlebte, welche Schwierigkeiten innerhalb des Christenthums selbst in Folge dieser Praxis entstanden. Es erhob sich die Frage, erstens was von Seiten der Kirche mit den libellatici geschehen solle, wenn sie nachher reuig um Wiederaufnahme baten; zweitens wie man sich zu Denen stellen solle, die den libellus genommen hatten, ohne wirklich geopfert zu haben.

Wer war überhaupt ein libellaticus? Offenbar ein solcher, der den libellus sich besorgt und den Opfercommissaren mit der Bitte um Bestätigung eingereicht hatte. Eventuell konnte man das Schriftstück auch gar nicht wieder an sich nehmen, sondern für vorkommende Fälle auf dem Bureau der Behörde liegen lassen, und vorsichtige Leute unter den Christen, die sich vor dem Zorn ihrer Glaubensgenossen fürchteten, werden das oft gethan haben. Wie wenig Arges sich selbst manche Christen dabei dachten, wenn sie sich mit einem libellus, ohne zu opfern, durchhalfen, geht z. B. aus einem Briefe Cyprian's hervor, der für eine möglichst milde Behandlung der lapsi, der Gefallenen, eintrat. Er läßt einen solchen libellaticus sagen: „Ich habe früher gelesen und vom Bischof (in der Predigt) gehört, daß ein Knecht Gottes nicht den Götzen opfern und die Bilder anbeten dürfe; daher, um nicht zu thun, was verboten ist, ging ich, als ich Gelegenheit erhielt, einen libellus zu erwerben, den ich ohne diese Gelegenheit mir gar nicht besorgt hätte, zur Behörde (oder beauftragte Jemanden, der hinging): ich sei ein Christ und dürfe nicht opfern noch zu den Altären des Teufels kommen, daher wollte ich dafür zahlen, um nicht zu thun, was verboten ist."

Angesichts des vorgeschriebenen Inhalts eines solchen libellus, durch den sich der Antragsteller dazu bekannte, daß er bereits geopfert hatte, ist eine solche Auffassung der Sache allerdings sehr naiv. Es gab auch eine bedeutende Partei in der Kirche, welche Alle, die in der Verfolgungszeit ihr Gewissen befleckt hatten, definitiv aus der Kirchengemeinschaft ausschließen wollte — ein Rest der alten Strenge der christlichen Urzeit, wo die Gemeinde wirklich eine Gemeinde von Heiligen sein sollte; und die Streitigkeiten über die Kirchenzucht haben sich aus diesem Anlaß noch Jahrhunderte lang fortgesponnen, als es gar kein officielles Heidenthum mehr gab. Damals, nach der Decianischen und — ein halbes Jahrhundert später — nach der Diocletianischen Verfolgung, siegte die laxere Praxis.

Vielleicht könnte man in Bezug auf unsere libelli annehmen, daß z. B. Aurelius Diogenes gar kein Christ, sondern ein fälschlich in den Verdacht des Christenthums gekommener Heide war. An sich ist es ja möglich, aber Angesichts dessen, daß die vier Personen des zweiten libellus genau in derselben Form ihre Treue gegen die Staatsreligion versichern, liegt es doch näher anzunehmen, daß die Behörden der arsinitischen Provinz die Atteste überhaupt nur so ausgestellt haben, daß die Inhaber als Leute erschienen, die von jeher des Christenthums unverdächtig gewesen waren.

Die Verfolgung erlosch diesmal sehr bald, nach kaum einjähriger Dauer, Decius fiel im nächsten Jahre (251) im Kriege gegen die Gothen, und nach seinem Tode hatte man Anderes zu thun, als sich um die Christen zu kümmern. Das Imperium selber wankte unter der folgenden Regierung Valerianus-Gallienus in seinen Grundvesten; erst unter Diocletian konnte man wieder an die Christenfrage denken. Die Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert sah dann den zweiten Versuch, durch eine groß angelegte Haupt- und Staatsaction der Christen Herr zu werden. Natürlich war dieser Versuch noch um ein Beträchtliches aussichtsloser, ja verzweifelter als die Decianische Verfolgung; wenige Jahre später wurde das Christenthum officiell erlaubt und fast gleichzeitig Staatsreligion.

Eduard Mörike.

Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode.

Herausgegeben
von
Rudolf Krauß.

[Nachdruck untersagt.]

IV.

Ende 1827 wurde Mörike auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses „von aller Vicariatsknechtschaft befreit", d. h. er erhielt vom Consistorium einen halbjährigen Urlaub. Er verbrachte diesen — nach vorübergehendem Aufenthalt im mütterlichen Hause zu Nürtingen — als Gast bei Verwandten in Oberschwaben, und zwar zum kleineren Theil bei einem Vetter, Amtmann Heinrich Mörike in Buchau am Federsee, zum größeren bei Bruder Karl, fürstlich Thurn- und Taxis'schem Amtmann in Scheer, der sich bereits einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Mörike ließ es in dieser Zeit an Versuchen nicht fehlen, sich eine angemessene Stellung zu erringen. Er correspondirte nach verschiedenen Seiten hin, am eifrigsten mit Freund Mährlen, und knüpfte namentlich Unterhandlungen mit Cotta an, die indessen nicht zum ersehnten Ziele führten. So heiß sein Wunsch gewesen sein mag, seine Bemühungen von Erfolg begleitet zu sehen, macht es doch nicht den Eindruck, daß er seine Sache am rechten Orte mit dem gehörigen Nachdruck verfochten habe. Das lag überhaupt nicht in seiner Natur, und insbesondere war das entlegene Scheer nicht der geeignete Platz, um Verhandlungen, die persönliches Auftreten und Eintreten erforderten, zum glücklichen Ende zu bringen. Hierher gehören die folgenden zehn Briefe.

22. An Mährlen[1]).

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist von Nürtingen aus im Februar 1828 geschrieben.

Liebster M.!

Wenn ich Dir die Gründe meines langen silere alle hersetzen wollte, so wäre das eine Papier und Zeit fressende Arbeit, und am Ende, wenn Du Dir einmal in

[1]) Mährlen war inzwischen nach Augsburg übergesiedelt und in Cotta'sche Dienste getreten.

Kopf gesetzt hättest, böse über mich zu sein, wäre doch nichts gewonnen. Wär's aber möglich, meine Ursachen nach ihrem totalen Zusammenhang vor das innerste Forum Deiner Vernunft zu bringen, so sollte mir um die Verzeihung nicht bange sein. Ich habe zeither eine wahre Sturm- und Drangperiode durchgemacht, vornehmlich in poetischer, aber auch in anderer Hinsicht. Was die erstere betrifft, so hab' ich in einer verzweifelten Krisis und Revolution gar Manches und Liebes abstreifen gelernt, was mich bisher in die Gefahr gesetzt hatte, niemals etwas allgemein Ansprechendes zur Welt bringen zu können. Vielleicht verstehst Du, was ich damit meine, wenn mich auch Niemand sonst darin versteht. Ich habe jetzt etwas unter der Hand, das einen Uebergang in einen völlig neuen Menschen hinsichtlich des Poetischen bilden wird. Aber ich hüte mich, pro tempore meine Brut viel zu beschreien: wenn sie gediehen sein wird, sollst Du mein Richter sein. Was nun aber für jetzt ein Hauptargument bleibt, und worauf Du in Deinem letzten Billet wieder anspielst, das ist allerdings, mir das geistliche Leben noch auf längere Zeit oder auf immer in Rücken zu bringen. Ach! bester M., ich hatte mir niemals deutlich und ernsthaft genug darüber Rechenschaft geben mögen, inwiefern das Letztere nothwendig sei, und zwar deswegen es nicht mögen, weil mir theils eine heimliche Furcht vor der äußeren Unmöglichkeit, theils aber auch eine cunctatio pia instinctmäßig den Gedanken verbot. Allein ich bin jetzt über Beides entschieden, wenn ich nur erst sähe, daß mir das Glück — ich will nicht sagen: die Hand, denn diese muß ich nachher selber an mich ziehen — sondern nur einen kleinen Finger hinstreckte. Darunter verstehe ich gar keinen Deus ex machina, keinen pas phantastique, wie sich etwa der Nast hatte träumen lassen, sondern eine ganz schlichte bürgerliche Concurrenz der Umstände, daß z. B. die geistloseste Secretärstelle, etwa beim Consistorium, oder meinethalben gar ein Kanzlistenpult erledigt und mir durch Georgii oder Weishaar[1]) zugeschanzt würde — höchst bescheidene und gar nicht unmögliche Wünsche, auf welche ich zeither mit aller Macht hinzuwirken gesucht habe — aber immer ohne bestimmte Hoffnung zu erhalten. Alles, nur kein Geistlicher! Hier bin ich ganz und durchaus gelähmt. Gott mag mich strafen, wenn dies bloß ein übereiltes, leichtsinniges, übermüthiges Geschwätze von mir ist. Doch diese Exclamation bedarf ich Dir gegenüber nicht.

Mein Freund, siehe! so liegen meine Sachen. Ich habe den Compaß noch immer in den Händen und sehe mich nach neuen Ufern um, nach lang ersehnten. Jetzt verlangt mir innig, wie Deinen Bruder verlangt mich's zu wissen, wie Dir's geht. Du hast Deinen Sitz auf einem schwanken Brett, und doch halt' ich Dich für glücklicher, weil Du den Scheeren Süskind's auf längere Zeit, als ich, entflohen bist. Oder wie lang' gedenkst Du noch Dein jetziges Geschäft zu betreiben? Und was dann? Denkst Du wohl noch daran, daß wir unsere Wege zusammenstoßen wollten? Du weißt, ich bin dabei, sei's auch, was es wolle. Aber an ein und demselben Orte müßten wir sein; denn unter dieser Bedingung könnte eine Idee zu Stande kommen, die ich längst im Stillen nährte, und auf die Du vielleicht selber schon verfallen sein mußt.

Genug! Ich habe nichts mehr hinzuzusetzen. Neues weiß ich nichts. Apropos, bei Bauer war ich noch nicht. „Versteht sich," wirst Du sagen. Aber diesmal wird überhaupt nichts draus, bis ich über mein Schicksal frei athmen kann. O quando veniet dies mea?

Ich kam indessen mit Niemand zusammen als mit Schöll. Das ist ein trefflicher Mensch, sag' ich Dir. Einmal auch mit dem lieben Buschack, der jetzt sein Vicariat verlassen hat und in einigen Monaten nach Genf reiset.

Leb wohl! Dein brüderlicher E. M.

Vom 20. Februar an bin ich in — Scheer an der Donau.

---

[1]) Wohl der damalige Kammerpräsident Weishaar (1775—1834), 1832 vorübergehend Minister des Innern und Cultus.

23. An Mährlen.

Scheer, den 14. März 1828.
Freitag Abends.

Mein treugeliebter M.!

Nein, es ist nicht möglich und nicht nöthig, von etwas Anderem zuerst anzufangen als von den vortrefflichen zehn Kupferstichen. — Ich hatte mich gestern Abends nach dem Nachtessen früher als gewöhnlich auf mein eigenes wohlgeheiztes Zimmer zurückgezogen, und etwas exaltirt von Wein, der aber diesmal eine sonderbar melancholische Wirkung auf mich gemacht hatte, saß ich einsam vor'm ungeputzten Licht, und nach einiger Zeit tritt der Bote mit Briefen aus Tübingen, Ernsbach und Augsburg herein. Innerhalb fünf Minuten war ich von diesen drei Flaschen, die ich erst nur im Flug berührte, mit so viel elektrischer Materie angefüllt, daß sich mein Gehirn zu drehen anfing vor Freude und Freundschaftsungeduld. Meine Brust gohr und sprudelte von tausendfachen Empfindungen, ich hätte mögen den nächsten besten — leeren Bücherschrank umarmen, und doch war Alles um mich her so todt und theilnahmslos, daß mir meine Schätze und Entzückungen ordentlich zur Last wurden. Noch hatte ich in das Bilderpäckchen erst ein und den andern schüchternen Blick geworfen und ihn sogleich wieder (wie der Professor Sicheré[1]) sagen würde) mit fröstelnder Ahnung zurückgezogen. Aber jetzt breitete ich die Blätter keck vor mir aus. Laute, kindische Exclamationen! Als ich an die siebente Plage Aegyptens kam, da stieg ein Orplid[2]) vor mir auf, aber ein herrlicheres, als meine Phantasie sich jemals vorstellen konnte. Ich kann mit Wahrheit sagen (und meine ganze Stimmung brachte dies mit sich), ich schauderte tief bei diesem Anblick, mir war als entlade jener schwarze Himmel sich auch über meinem Haupt mit begeisterndem Verderben. Ich brannte vor Lust. — Bewundernswerth scheint's mir selber, daß man auf einem ein paar Zoll langen Bildchen so großartige Eindrücke veranlassen kann; doch es war nicht anders. Nimm aber auch, wie gesagt, meinen heißen Kopf und die Situation beim späten einsamen Licht hinzu! — Und nun die übrigen Darstellungen! Ich sage nichts von dem Schiffbrand, von dem Mädchen, das, vom reinen Hauch der morgendlichen Landschaft durch's offene Fenster beseelt, ihr Skizzenbuch vor sich genommen hat. Ich komme nur auf das Blatt, das ich zuletzt besah, das Traumgesichte. Lange, lange sah ich in diese Scene hinein, während meine Seele den Athem anhielt und allmälig mein geistiges Ohr sich schärfte, die Melodien eines so reinen Traumes zu vernehmen, wie dieser ist. Welch' ein Schlaf! Hier steht der heilige Geist der Nacht selber vor dem Bette, er lüpft den Vorhang vor der Werkstatt der Träume und spricht, den Finger auf dem Mund: Siehe her!

Merkwürdig ist, ich dachte, noch bevor mir dieses Blatt vor Augen gekommen war: wem könnt' ich nur auch nach Herzenslust die Wunderbildchen gleich zeigen? Und wehmüthig, mit einem Gefühl der Verarmung, fiel mir sogleich meine Schwester ein. Genug davon! Ich danke, danke Dir.

Es ist Abends punkt 8½ Uhr jetzt. Ich bin, wie gestern früh, auf meinem Zimmer. Neben mir liegen schon fertige weitläufige, zierliche Briefe an Herrn von Cotta[3]),

---

[1]) Eine Mörike'sche Phantasiegestalt. „Professer Sicheré" galt bei Mörike und seinen Freunden als der Typus eines anmaßenden Halbwissers, man schrieb ihm eine besondere affectirte Redeweise zu, und die professorischen Ausdrücke wurden zu geflügelten Worten.

[2]) Ein von Mörike's und L. Bauer's Phantasie geschaffenes und mit Geschöpfen aller Art bevölkertes Wunderreiland (vergl. „Der letzte König von Orplid" im „Maler Nolten" und die einleitenden Bemerkungen dazu).

[3]) Mährlen hatte gegen Mörike's Absicht, sich um eine Kanzlistenstelle zu bemühen, lebhaften und sehr berechtigten Einspruch erhoben und dafür dem Freunde vorgeschlagen, sich an Cotta zu wenden, um von diesem ebenfalls eine Anstellung, zum mindesten einen Correcturauftrag

an Grüneisen[1]) — und Ephorus Hutten[2]), den mein Bruder über sich nahm. Ob ich auch an Schwab schreibe, besinn' ich mich noch. Er könnte mir durch seine vortheilhafte Meinung von mir viel nützen, allein er kam aus Veranlassung meines Changierplans schon früher einmal (etwa vor zwei Monaten) in eine Collision mit meinem Onkel Georgii. Indessen hab' ich auf alle Fälle gute Hoffnung. Bei Cotta gab ich deutlich zu verstehen, daß wir ihm noch wesentlichere als bloße Correctorsdienste zu leisten fähig wären.

Wenn wir nur eine ganze Redaction an uns reissen könnten! Läßt sich dies nicht noch jetzt einleiten?

Nein, es ist kein Selbstbetrug, den ich Dir zu Liebe bei dieser Veränderung mit mir spiele. Ich weiß deutlich, was ich will, weiß aber auch deutlich, daß ich ohne Dich es nicht wollen würde. Wär' ich heut' schon bei Dir!

Eh' ich abreise — wenn's so weit kommt — geh' ich aber auch noch zu Bauer. Er und Du sind und bleiben mir doch die Nächsten!

Leb' wohl, mein Geliebter!

Den Bogen aus dem neuen Faustus[3]) hab' ich mit großem Interesse gelesen. Ein curiöses, aber nicht unkräftiges Schattenspiel: doch will sich der griechische Faust dem deutschen schlecht amalgamiren. Ein Minister *ποιήσεως* aber ist zu allem Möglichen privilegirt.

Mein Bruder Karl läßt Dich namentlich herzlich grüßen.

Dein getreuer E.

24. An Mährlen.

Scheer, den 30. und 31. März 1828.

Den 30. März.

Liebster M.!

Ich will Dir das liebliche Resultat nur gleich mit drei Worten sagen: der Cotta nimmt mich nicht an. Diese Nachricht hat mich um so mehr betroffen, da ich mit großer Zuversicht auf einen günstigen Erfolg rechnete: auch waren ja in der That die besten Hebel zur Hand und in Bewegung. Schwab war der erste, der mich beim Alten empfahl, ein paar Stunden danach stieg Grüneisen mit meinem Brief und seiner Suada auch an ihn, erhielt aber gleichen höflichen Bescheid: er wäre mit Leuten gegenwärtig überhäuft. Dies Alles theilte mir der gute Schwab in einem Briefe mit, dessen Freundschaftlichkeit mich auf den Eifer schließen läßt, womit er sich für mich verwandt haben muß. Und dennoch nichts gewirkt! Ich könnte mich zerreißen vor Aerger und vor Stolz, daß ich nur den Versuch machte. Aber das Wasser ging mir ja an die Kehle und, ich darf es sagen, die Sehnsucht nach Deinem Umgang.

Statt des Briefes an den Stallmeister G. Cotta hieß mich Grüneisen nach seines Vaters[4]) Rath ein einfaches Schreiben an den Alten selber zu richten, ohne Excellenz und Gnaden. Der Sohn stehe mit dem Vater nicht auf demjenigen Fuße, daß dieser bei dergleichen Empfehlungen sonderlich auf Jenes Stimme hörte. Du darfst mit Gewißheit darauf zählen, daß Georg Deinen Vorschlag beim Alten vorbringt.

---

zu erhalten. Uebrigens muß ein zwischen Nr. 22 und 23 fallender Brief Mörike's an Mährlen verloren gegangen sein.

[1]) Karl Grüneisen, der nachmalige Prälat und Oberhofprediger, geb. 1802, † 1878, damals Hofcaplan in Stuttgart.

[2]) Ephorus Hutten (1755—1834), ehemaliger Vorstand des Uracher Seminars, seit 1823 pensionirt.

[3]) Damals erscheinende Bruchstücke aus Goethe's Faust, zweiter Theil (die Helena-Scenen).

[4]) Oberregierungsrath Grüneisen († 1831), der erste Herausgeber des Morgenblattes.

Nun stehen aber Laube und Merz am Berg und wissen nicht Hitt oder Hott. Was räthst Du mir praeter ecclesiam? Ich bin auf dem Aeußersten und habe fast Lust, im Meer das Schwimmen zu probiren, ob kein Delphin, wie weiland dem Zitherschläger, den Buckel darstreckt. Aber einige Melodien muß ich doch noch auf festem Lande machen, und wär's auch nur in Scheer. Nimm mir die Hoffnung noch nicht gar, daß wir zusammen schwimmen: Du hast einen breiten Rücken. Ich denke hie und da an die Unternehmung eines Journals Bavaria barbara[1]). wie Du sagst. Da müßte dann freilich wieder der alte Hexenmeister[2]) dran. Bauer und Andere würden auf meinen Betrieb und den Deinen gewiß mithalten.

Ich lasse mir wirklich ein paar scharlachrothe Pluderhosen machen, nur um meinen Entschluß, vom Consistorium abzuhalten, stets vor Augen zu haben.

Lege Deinen Verstand auf Schrauben und hecke einen gescheidten Coup aus! Kitzle Deinen Muth und glaube, wo Kraft ist, da ist auch der Sieg! Schreibe mir ungesäumt! Dein treuer Eduard.

Den 31. März.

NB. Es wurde gestern versäumt, den beiliegenden Brief auf die Post zu thun, und um ihn heute fortzubringen, weiß ich kein besseres Mittel, als daß ich ihn dem Maluff[3]) beilege, den ich Dir längst gerne mitgetheilt hätte. Ich hoffe, er wird Dir zum größten Theil sehr gefallen.

Noch was: gestern Abends langte auch ein Brief vom Secretär des alten Cotta an, worin er sagt, daß ein aufsteigendes Talent zwar mit — ꝛc. sich auch sehr gerne mit ihm in Verbindung setze — ꝛc., daß aber gegenwärtig für den Augenblick sich keine bestimmte Stelle bei einem seiner verschiedenen Institute erledigt finde, also . . . . . .

Nach einem Brief von Dettinger, der ebenfalls gestern einlief, und der mir sagt, daß sich Hutten ernstlich zu Empfehlungen für mich anbiete, scheint es zwar, ich könnte den Handel noch einmal anfangen, um — noch einmal abzulaufen.

Schreibe mir doch, lieber Mährlen!

25. An Mährlen.

Scheer, den 15. April 1828.

Geliebter, treuer Freund!

Ich habe gestern Abends Deine 4—5 Briefe[4]) zumal erhalten, und eile, Dir die nöthige Antwort zukommen zu lassen, die kurz ausfallen muß, wenn sie noch zu rechter Zeit bei Dir eintreffen und also heute noch auf die Post soll. Deine Briefe schreien Zetermordjo, wie Einer, der am Versinken ist — ich springe mit Dir auf die letzte Planke, umarme Dich und jauchze in den Sturm. Ich gebe Dir Vollmacht, alle und jede Unterhandlung in meinem Namen und für mich mit Cotta oder dem Teufel selber einzuleiten. Ich bin dabei, wenn Du's auch bist. Und man mag mir sagen was man will: so gewiß ich noch meinen Kopf auf der Schulter trage und Du den Deinigen, so gewiß landen wir noch auf einem grünen Eiland an. Schaffe nur einen Ausweg vor dem Consistorium und seiner Stickluft, so will ich mich regen und umthun und Tinte aus allen Poren spritzen. Alter, schau! dies sag' ich Dir weder im Rausche noch in der Laune eines Renommisten,

[1]) Mährlen war auf den Gedanken gekommen, ein neues ästhetisches Blatt, wie es in Bayern noch ganz mangele, „zur Bildung dieses Landes" zu gründen.

[2]) Cotta.

[3]) Ein Drama von Ludwig Bauer (Schriften, S. 229 ff.).

[4]) Darin hatte Mährlen dem Freunde vorgeschlagen, mit ihm den Correcturauftrag zu theilen, und daneben zahlreiche andere Pläne zu ihrem gemeinsamen Fortkommen in Augsburg geschmiedet.

sondern im Gefühl eines Kerls, dem der Steiß brennt, sich auf eine größere Bahn zu stürzen, und der, ohne eben sublimi vertice an die höchsten Sterne prallen zu wollen, doch weiß, was er sich etwa zutrauen darf. Und das treibt auch Dich, und das muß zum rechten Loch 'naus. Ich bin heute Nacht, wo mir von Dir träumte, wie an einem Blitz, der neben meinem Bettpfosten einschlug, mit dem Gedanken erwacht: Du und ich müssen sich sprechen, eh' eine Woche vergeht. Das ist das Erste, ohne was wir immer ins Blaue hinein schwadroniren. Ich faßte auch auf der Stelle den großartigen Gedanken, nach Augsburg zu schnurren, aber

„Unternehmungen voll Kraft und Mark
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt."

Was die begeisternde Nacht ausgesonnen hatte, sah mir der aufdämmernde Morgen schon mit einem Molkengesicht scheel an. Der Doctor hat mich letzthin für todtkrank in einem Testimonium dem Consistorium signalisirt (denn der Termin war zu Ende), und noch hab' ich keine Antwort. Diese macht mir zwar nicht bange, sie mag Hitt oder Hott lauten (ich gehe nicht in Stall zurück, und wenn der alte Griesinger[1]) selber hieher reitet und ordonnanzt): allein ich würde mit diesem Streich einen Spectakel unter meinen theuren Verwandten anrichten, der all' meinen Plänen den Hals bräche (abgesehen vom Reisegeld). Höre! wenn ich ein Sprachrohr hätte, neunzigmal so weit als Herschel's Teleskop, das zugleich weit genug in die bayerische Grenze hinreichte, und dazu eine Gosche wie der nordische Riese Giaffaur, so würde ich aus einer gleich hyperbolischen Brust Dir zurufen: „Komm heraus, Mährlen!" so höllenmäßig stark, daß alle dürren Kanzlisten, die über den Augsburger Markt liefen, wie todte Mücken an der Wand umfielen, und der alte Neptunus selbst sein grünzottiges Haupt aus dem Ocean streckte. So aber, wie ich dasitze vor meinem armen Tintenfaß, schreib' ich nur mit dem Kiel einer vor Hunger und Freundschaft crepirten Gans aus dem Württembergischen die Worte: Komm Freund, wenn Dir's irgend möglich ist, ohne den Cotta für immer in die Schanze zu schlagen! Kannst Du aber, nachdem Du Dich auf des Herzens Grund gefragt hast, nicht, so will ich sehen, wie ich's mache, und mag draus werden was da will. Sprechen muß ich Dich. Und dabei wird der Hauptinhalt sein: Wollen wir die Idee mit der „Barbara Bavaria, ein Zeitungsblatt", nicht ausführen? Uebersetzen thu' ich nicht, und wenn Du mich auf den Rost legst, Novellen schreiben (d. h. für den Buchhandel) auch nicht. Den Gedanken, daß ich, wenn die Umstände darnach sind, im Dramatischen noch etwas werde zu Stande bringen können, geb' ich nicht auf. Und Du mußt auch dran. Das Alles muß besprochen werden. Kerl, in Dir steckt mehr Witz, als Du bis dato selber noch weißt und an Tag gelegt hast.

Schreib' cito! Baize den Cotta!

Der herzenstreue Jung[2]) hat mir einen rührenden Brief geschrieben, dessen sentiment in sonderbarem Contrast mit dem merkantilischen Comptoirstil steht. Er verspricht in zwei bis drei Wochen, wenn's nur überhaupt menschenmöglich sei, Geld zu schaffen. Der gute Jung! — Nein, soll mich der Teufel holen, wenn mir das „gut" wegen des Gelds in die Feder geschlupft ist!

Adieu! Dein treuer Eduard.

26. An Mährlen.

Scheer, den 4. Mai 1828.

Liebster M.!

Ferdinand Jung hat mich besucht, aber Dich nicht mitgebracht. Ich gestehe Dir, daß ich noch immer heimlich darauf gerechnet hatte und meine sauer getäuschte Erwartung gleich beim Empfang des guten F. J. kaum mit den Zähnen verbeißen

[1]) Prälat Dr. von Griesinger, Ehrenmitglied des evangelischen Consistoriums.

[2]) Ferdinand Jung, Kaufmann, ein Ludwigsburger Jugendfreund Mörike's.

konnte. Nun er fort ist, empfinde ich erst recht, wie mir's an allen Ecken und Enden um Dich gefehlt ist. Ich suche Dich vergeblich im Park, auf meiner Stube, im Wirthshaus, wo wir schliefen, im Wald, auf der Wiese. Ich sehe wohl, daß Dir's nicht möglich war, aber ich meinte immer: er findet sicherlich eine kleine List aus und kommt wie der Dieb in der Nacht. Er kam aber nicht! Sonst glich die Zeit, da F. J. hier war, einem höchst lustigen Fastnachtsrausch, und mein herziger Amtmann zechte, wie immer, vortrefflich mit. Doch Du wirst vor allen Dingen wissen wollen, wie tief ich ungefähr dem Jung in seine Kasse gelangt habe[1]). Aufrichtig, nach der Art, wie er sich in einem Brief an mich über diesen Punkt verbreitete, hatt' ich die Stirn nicht, ihm weiter zuzusetzen. Ich verlor kaum einige feine Laute darüber, und ließ es, wie billig, bei seiner schriftlichen Erklärung bewenden, daß er nach Freundeskräften an uns handeln werde, nachdem er zu Hause Repositen angegriffen hätte. Ueberhaupt aber, bester Mährlen, will mir der prekäre, ephemeridische Erwerb, den Du mit einem Vorschuß von beiläufig 50 fl. für uns gründen wolltest, nicht recht einleuchten. Eine solche Summe könnte uns etwa noch durch meinen Bruder werden: allein mit verzettelten, kurzen Arbeiten würden wir uns nachher doch schwer auf den Beinen erhalten haben. Davon ist übrigens nun schon gar kein Gedanke mehr in meinem Kopf, seitdem Du mich mit der Hoffnung auf eine zweispännige Redactionsstelle oder dergleichen angehaucht hast. Ich brenne nach neuen Nachrichten hierüber und schweige für jetzt davon, um nachher, wenn der Satan wieder das Ei geholt hat, nicht zu viel jubilirt zu haben. Halt' aber den Leim warm, Alter, halt' den Leim warm! Wann wird einmal Dein Brief mit den Worten kommen: „Komm nacher Augsburg! es ist Platz für Dich." Außer der Sehnsucht nach einem bestimmten Wirkungskreis hab' ich hier ein vortreffliches Leben und bin NB. keineswegs unthätig.

Laß Dir einmal ein paar Worte über mein Verhältniß zu meinem Bruder, dem Amtmann, sagen! Ich begleite ihn, fast seit meinem Hiersein, wöchentlich vier- bis fünfmal auf seinen Amtsreisen im Gefährt über Feld: ich und er solo auf dem hintern Sitz in brüderlicher Harmonie. Du müßtest aber den Amtmann besser kennen, um Dir vorzustellen, was für ein Vergnügen ich da habe. Es ist ein Familienäther und eine Geistesübereinkunft zwischen uns, die eine um so interessantere Wirkung hervorbringt, je mehr wir dennoch in Nebendingen von einander abzuweichen scheinen, während gegenseitig eine stillschweigende und gewissermaßen delicate Anerkennung Desjenigen vorwaltet, was Einer vor dem Andern voraus haben mag. Immer werden unsere hitzigsten Debatten auch zugleich die lustigsten und innigsten, und wir [reichen] einander dabei quasi sub rosa mitten unter den Dornen die Hände. Nebenher, ich weiß nicht, wie es kommt, maße ich mir unwillkürlich einige Domination an, was in den Augen eines Dritten in der That höchst lächerlich aussehen muß (und zuweilen auch in meinen eigenen), wenn man bedenkt, daß ich ohne das, was mir mein Bruder zusteckt, keinen Heller bei mir führe. Aber das ist, als wenn sich's von selbst so gemacht hätte. Kurz, wir sind für einander gegossen und gemünzt. Du solltest nur zwei Wochen unter uns leben, was gilt's? Du würdest sagen: Dieser Thurn und Taxis'sche Amtmann in S[cheer] hat, wenn er will, etwas Unbeschreibliches an sich, das man lieben muß, unwiderstehlich, zwar anders als jene homines rotundi, die einem im ersten Augenblick so nett und ganz in die Hand fallen. Du würdest jenen originellen Punkt an ihm entdecken und schätzen, in welchem ein gründliches Studium der Mathematik und Physik sich mit religiösen Ansichten und mit wahrem Geschmack berühren. Enfin, Du würdest ihn kennen lernen, wie ich ihn kenne.

Ich will abbrechen davon, weil ich mein eigen Blut sonst zu sehr loben müßte. Lieber Alter, wann kommen aber wir zusammen? Du hast mit großer Zuversicht

[1]) Einer von Mährlen's Vorschlägen hatte dahin gelautet, mit Hülfe eines Anlehens als Privatleute zusammen in Augsburg zu leben und zu schriftstellern.

vorausgesetzt, daß ich mit J[ung] nach Heilbronn und von da zum Herzens-Bauer reisen werde; das hat mich auch gewaltig gejuckt, aber ich werde ihn auf einem kürzeren Weg und vielleicht bald in Stuttgart sehen. Das kranke Prädicat, unter dem hier ich bin, würde eine Reise im Lande herum schon gar nicht zulassen. Es treibt mich starke Sehnsucht nach ihm, und ich selber, meines Herzens Kündiger, wüßte nicht genau zu bestimmen, ob er oder Du am meisten an mir zieht. Aber so, wie mein Schicksal zunächst auch es fordert, gäbe ich Deiner Wagschale nach. Bauer hat sein Trauerspiel „Alexander“ [1]) jetzt fertig und will es zum Druck bringen. Es muß vorzüglich sein nach Allem, was er theils selber, theils was Grüneisen und Hartlaub mir davon geschrieben hat. Ich bin begierig, wie es sich zum Maluff verhält. — Rudolf Lohbauer hat, wie Du ohne Zweifel im Kunstblatt wirst gelesen haben, seine Don Juans-Conturen herausgegeben und angezeigt. Sieh'! so vergoldet jetzt Jeder seinen Namen und seinen Beutel. Sprich mit mir:

„Ich auch stech' in die See, der schlechteste unter den Kämpfern
Nicht und auch nicht der beste vielleicht, doch immer zu brauchen.“

Wenn ich zu Dir komme oder Du zu mir, mehr hierüber, und was ich treibe, und was Du treiben mußt — abgesehen von unseren materiellen Plänen. (Jener Vers ist aus dem Theokrit, einem Dichter, den ich neuerdings kennen lernte und trefflich schön gefunden habe.)

Dein letztes Schreiben war, namentlich zu Anfang, sehr wehmüthigen Inhalts. Du schreibst von einem gewissen beklommenen Gefühl der Freiheit — ich kenne diesen klimpernden Holzwurm unserer menschlichen Brust, die zwischen Erd' und Himmel athmet und nicht weiß, welches von beiden ihre Heimath ist. Ich kenne es, besonders von früher, so genau, daß ich mit R. Lohbauer (in den alten Zeiten unserer halb verschütteten Freundschaft) einen besonderen Namen dafür erfand und es — den „Wimmemimir“ nannte, einen Ausdruck, womit wir eine kleine Schlange von äußerst bösartiger Natur und unsichtbaren Wesens bezeichneten. Du siehst aber diesem Brief an, wie wenig ich jetzt aufgelegt bin, Deine Expectoration darüber zu erwidern. So viel weiß ich und sag' [ich], es hilft kein Mittel wider diesen Wurm als die Nähe eines Freundes, von dessen Seelenstärke und Treue wir versichert sind. Kennst Du keinen solchen? Und wenn ich ihn Dir nennte?

Leb wohl! Schreib bald! Dein Eduard.

Wilhelm Nast ist nach dem Willen seiner Verwandten kürzlich nach Amerika auf die See gegangen: er wird eine Art von Predigerstelle dort annehmen.

27. An Mährlen.

Scheer, den 13. Mai 1828.

Deinen Brief vom 7. Mai nebst seiner sehr angenehmen Beilage [2]) hab' ich gestern Abends erhalten. Der selige Ovidius Naso hätte seine Tristia schwerlich rührender können anfangen lassen, als Du Dein Schreiben mit Katarrh, Halsweh ꝛc. ꝛc. Was diese Leiden betrifft, so bin ich wenigstens nicht daran schuldig und wünsche Dir gute Besserung. Aber Du beklagst Dich ebenso bitter über meine Vernachlässigung unserer Correspondenz; indessen wirst Du bereits einen Brief von mir in Händen haben, und ich könnte mich also insoweit beruhigen, wenn nicht Dein niedliches Geschenk und einige dringende Fragen in Deiner letzten Sendung mir eilig wieder die Feder aufzwängen. Die letzteren, so dringend sie lauten, schienen mir doch ziemlich überflüssig. Ich habe Dir ja, mein Lieber, schon mehr als einmal feierlich genug erklärt, daß ich unter jeder nur halbwegs annehmlichen Bedingung Dein College sein werde. Wenn Dir diese Erklärung noch zu clausel-

[1]) Schriften, S. 1 ff.

[2]) Eine Ansicht von Augsburg, von einem mit Mährlen befreundeten Maler gezeichnet.

haft klingen sollte, so will ich sie zum Ueberfluß (denn hoffentlich kennst Du mich) noch dahin bestimmen: Mein Freund J. Mährlen, insbesondere weil er der liebe J. Mährlen ist, darf und soll mich, seinen getreuen E. Möricke, insbesondere weil er der getreue E. Möricke, der gute E. M., der ehrliche E. M., der tapfere E. M. ist, dem Herrn Cotta oder dessen Factoren zu jedwedem Geschäft empfehlen, wofern es nicht rein mechanisch ist, ihme des Tages noch 4—5 Stunden zu Privatarbeiten übrig läßt und ihn mit besagtem J. M. in Eine Stadt zusammenführt. Gott gebe seinen Segen und Du Deinen Senf dazu! so wird's wohl werden. — In der That diesmal will es mich nach der ganzen Art, wie Du mir diese neu eingeleitete Hoffnung antrugst, ziemlich bedünken, als hätte der goldene Fisch, von dem wir nun bald schon ein Vierteljahr herunter schwatzen, endlich ein wenig eingebissen. Man sieht zwar noch nicht deutlich durch, denn das Wasser, in dem wir fischen, ist trüb', was, wie die Leute sagen, sonst ein großer Vortheil sein soll.

Was soll ich aber zu gewissen Anspielungen sprechen, die mir der Ausgang Deines Schreibens ganz subtil unter die Nase reibt? Ich sah nämlich im Spiegel Deines Briefes auf einmal mit Verwunderung, wie Du unter Deiner weltlichen Cravatte sachte und ängstlich zu zupfen und zu nesteln anfingst; ich wartete, was da werden will, ich sehe endlich ein weißes Eckchen zum Vorschein kommen und wieder ein Eckchen, bis zwei Lappen herunter hingen, aus denen ich durchaus nichts Vernünftiges zu machen wußte. — Was soll ich dazu sagen? — Nichts vorderhand. Das soll Deine Strafe sein. Nichts! denn ich will mir meine gute Morgenlaune nicht verderben.

Nun dank' ich Dir für die äußerst zierliche, fest und fertig entworfene Zeichnung; ich konnte mich recht daran erquicken. Empfiehl mich doch Deinem Maler aufs Schönste! Ich wollt', ich dürfte ihm auch eine vorläufige Visitenkarte schicken. Wie heißt er?

Hier sitz' und schreib' ich in dem besonnten Garten des hiesigen (katholischen) Pfarrers, eines lebhaften, siebzigjährigen, reinlichen Männchens. Die Laube, wo mein Tisch und Schreibzeug steht, läßt durchs Geißblatt die Sonne auf mein Papier spielen. Der Garten liegt etwas erhöht; über die niedrige Mauer weg, auf der man sich wie auf einem Gesimse setzen kann, sieht man unmittelbar auf den Wiesenplan, auf welchem die Donau ihre Scheere bildet. Links mild ansteigende Hügel, rechts ein weiter Bogen von Bergwald. Eine Wachtel schlägt in der jungen Saat. Hier hast Du einen Vers, der erst diesen Morgen ausgeschlüpft ist.

„Da lieg' ich auf dem Frühlingshügel"[1]) u. s. w.

Jetzt leb wohl, liebster M.! Dein tr. Eduard.

28. An Mährlen.

Mengen, den 16. Mai, und Scheer, den 18. Mai 1828.

Mengen auf der Post, den 16. Mai.

Gestern Abends hab' ich Deinen lieben vierblättrigen Brief erhalten nebst einigen anderen, die aber, von ganz anderem Inhalt, der Freude, bald zu Dir zu ommen — so ziemlich das Gegengewicht hielten. Sie betreffen eine unerwartet traurige Familienangelegenheit, zu deren Berathung ich nächstens $1^1/_2$ Tage von hier verreisen werde, und wovon ich Dir besser mündlich mehreres oder — noch besser — auch gar nichts erzählen will. Genug, daß es in unsere Pläne nicht eingreift.

Ich schreibe dieses in einer nicht unangenehmen Wirthshauslaune, und Du solltest diesen Zeilen schwerlich ansehen, daß mein Herz seit jenen Neuigkeiten tiefe und gewaltige Stiche zu verwinden hat.

---

[1]) Gedichte, S. 32.

Ich ging heute früh mit meinem guten Amtmann hieher, uns wegen eines Postkurses zu erkundigen. Im Wein und einer Art von desperater Lustigkeit hätten wir fast Mittag vergessen und nahmen deshalb um dreiviertel auf zwölf Uhr ein Gefährt, um womöglich noch zu rechter Zeit heimzukommen. Ich fuhr mit dem Bruder bis an die Thor' von Scheer, wo mich aber eine unwiderstehliche Aversion vor aller häuslichen Atmosphäre anwandelte. Ich hieß den Postillon mit mir umkehren nnd trug dem Amtmann auf, er solle zu Haus nur sagen, ich hätte, ohne Appetit, in einer Art Seelenkatzenjammer die Grille gefaßt, auf dem Mengener Kirchhof Mittagsruhe zu halten. Dort läge ich unter einem Holderstrauch und sähe die warmen Kräuter auf den Hügeln der Sonne entgegendampfen, während aus der Thür' der nahen Capelle kühle Schauer auf mich zuwehen. Da hätt' ich so allerlei auszubrüten. Er versprach's, und man ist dergleichen schon an mir gewöhnt. Nun sitz' ich aber, viel vernünftiger, hier auf der Post, trinke Kaffee und schreibe, während der Wind am offenen Fenster dort die langen weißen Vorhänge segelartig bläht — und sitze und schreibe Dir, guter, alter Herzenskamerad! Ich wollt', Du lägest, wie sonst, neben mir in Hemdärmeln auf dem Kanapee hingestreckt, halb träumend und humselnd, und ich, am Boden, hätt' meinen Kopf auf Deiner breiten Brust gelegt. Weißt Du noch? Da brach ich zuweilen einen Blumenstiel aus einem Fensterstrauß und kitzelte Dir sachte das Haar in der Nase. —

O merveille! da kommt mein Bruder zurückgefahren, im Sonntagsrock und mit der Nachricht, er habe schnell den Entschluß gefaßt, an diesem schönen Nachmittag mit mir auf den Bussen, einen durch sein vortreffliches Panorama berühmten Berg —

Nachtrag.

Scheer, den 18. Mai.

Schließ nur den Pakt ab mit Cotta! Ich unterschreibe Alles, was Du[1]).

In einer Woche siehst Du mich vielleicht in Augsburg, und wär's auch nur auf einen Besuch von drei Tagen. Schreib', ob ich mich auf länger versehen kann!

Ich kann nicht mehr schreiben für jetzt.

Leb wohl! Der Deinige Eduard.

29. An Ludwig Bauer.

Buchau, im Juni 1828.

Mein getreuester Freund!

In diesem Augenblick hab' ich Deinen Brief vom 15. Juni bekommen. Wie ich ihn gelesen hatte, schossen mir die heißen Thränen übers Gesicht, theils wegen meines Schicksals, theils wegen Deiner getreuen Liebe. Ich muß Dir jetzt wenigstens ein paar Worte schreiben, und es können nur wenige sein, wenn der Brief so bald in Deine Hände kommen soll, als ich will. Ach, ich stehe mit Dir, mit allen meinen Geliebten in so großem Rückstand. Ach, Liebe und Freundschaft, ja fast jeden Herzensgenuß hab' ich mir schmerzlich vorenthalten, seit ich mit meiner äußeren Existenz so zerfallen bin.

Das muß ich aber gleich sagen, eh' ich's vergesse: Deine Einladung nach Stuttgart auf den 11. Juni hab' ich erst — am 19. in meine Hände bekommen. (Seit einigen Monaten bin ich in Oberschwaben bei freundlichen Leuten, entweder bei meinem Bruder in Scheer oder Vetter Heinrich Möricke, Amtmann in Buchau.)

Du schlägst mit Fäusten auf mich los wegen meines Entschlusses. Glaubst Du denn aber, ich werde über ein halbes Jahr die Blattläuse dem Cotta fangen müssen. Glaubst Du, ich werde mich nebenher nicht mit Arbeit nach meinem

[1]) Diese erneute Aussicht auf eine Anstellung Mörike's bei Cotta in Augsburg an Mährlen's Seite verwirklichte sich wiederum nicht.

Sinne rühren? Was Du von dem Vortheil eingeklemmter Zeit sagst, das ist schon lang' mein eigenes Gefühl. Der Mährle (das ist schon lang' mein einziger Correspondent) schreibt mir indessen aus Augsburg, daß ich neben ihm und seinen Schultern des Tages nicht über drei bis vier Stunden an dem miserabeln Geschäft zu thun habe. Uebrigens will die Sache neuerdings durch meinen Onkel Procurator, der mit dem Schwager des Cotta (Herrn von Hügel) genau bekannt ist, ein hoffnungsvolleres Ansehen bekommen. Er wird mit ihm reden und sicherlich etwas ausrichten.

Es kann mir nicht schlecht gehen, dies ist zu manchen Stunden meine felsenfeste Zuversicht.

Ich werde Dir bald wieder schreiben. Jetzt muß ich aufhören.

Gestern habe ich Schöll's Recension Deines Maluff gelesen. Nach meiner Meinung hätte er ganz andere Dinge über ihn sagen sollen. Alles viel zu kalt. Orplid, o Orplid!

Leb wohl! Dein treuer Eduard.

Tausend und abertausend Grüße an Mariane ꝛc. Schreib' mir doch auch was von Deinem neuesten Trauerspiel! Ich bitte Dich. Und schreib' von den alten Zeiten!

30. An Gustav Schwab.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist wohl zu Buchau im letzten Drittel des Juni 1828 geschrieben.

Verehrtester Herr Professor!

Sie trauen es mir gewiß selber zu, daß es nicht Undankbarkeit sein konnte, warum ich bisher auf Ihr unverdient gütevolles Schreiben stille geschwiegen habe. In der peinlichen Ungewißheit über mein Schicksal verlegte ich unwillkürlich die Abtragung der Schuld und jeden Herzenswunsch auf die Zeit, wo jenes eine bestimmtere Wendung würde erhalten haben, und eben diese Wendung erwartete ich von Woche zu Woche.

Doch vor allen Dingen Ihnen, verehrter Mann, meinen lebhaften, innigsten Dank für Ihre Bemühungen, die gewiß Alles vermocht hätten, wenn irgend etwas möglich gewesen wäre. Mit großer Rührung hab' ich auch anderwärts gehört, wie unverdrossen Sie sich meiner angenommen hätten.

Ein Freund in Augsburg, der für Herrn von Cotta arbeitet, machte mir Hoffnung zu einer ähnlichen Anstellung; sie wird mir ohne allen Zweifel nicht fehlen, und ich nehme sie vorläufig an, so gewöhnlich sie auch sein mag. Uebrigens gibt Herr von C[otta], wie man mir geschrieben hat, in Bayern jetzt ein neues ästhetisches Blatt heraus; meinen Sie wohl, ich sollte ihn an das quasi — Versprechen erinnern, das er mir für einen solchen Fall in seinem früheren ablehnenden Schreiben gegeben hat?

Ich habe schon vor einiger Zeit einen dramatischen Versuch unternommen[1]), der, so weit er jetzt gediehen ist, mir ziemlichen Muth für dieses Fach macht. Dazwischen hinein entstanden zuweilen kleinere Gedichte, wovon ich etliche ausgewählt habe, um mir die Freiheit zu nehmen, sie Ihnen für das Morgenblatt zu überschicken.

Was dürfte oder könnte ich Ihnen weiter schreiben und sagen? Bauer von Ernsbach war ja in Stuttgart? In einem Brief vom Mitte Mai bittet er mich aufs Dringendste, daß ich auf den 11. Juni in Stuttgart sein sollte. Dieser Brief kam aber erst am 19. Juni in meine Hände.

---

[1]) Ein unvollendet gebliebenes Trauerspiel, dessen Held der Hohenstaufe Enzio sein sollte.

Vielleicht ist es Ihnen, ja gewiß ist es Ihnen angenehm, zu hören, daß es dem Waiblinger in Rom neuerdings gut geht[1]).

Mein Bruder in Scheer läßt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen . . . . . .

31. An die Mutter.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist wohl zu Buchau im letzten Drittel des Juni 1828 geschrieben.

Liebste Mutter!

Deinen Brief vom 16. Juni habe ich erhalten. Er hat mir in das Innerste meines Herzens geschnitten. Du glaubst nicht, wie unerträglich mir der Gedanke an die vielfache und unaufhörliche Sorge ist, die gerade Dich, die unschuldigste und beste Mutter, verfolgen und bedrücken muß. Aber wenn mir nach einem solchen Briefe, wie Dein letzter wieder war, aus der tiefsten Tiefe eines kindlichen Gemüths der starke und brennend heiße Wunsch aufsteigt, mit einem Mal Dich über alle diese Plackerei hinwegheben zu können, so kann er doch am Ende wieder nichts Anderes als in die ohnmächtigsten Thränen sich auflösen. Denn inwiefern ich, den blindesten Gehorsam vorausgesetzt, Deine Ruhe wesentlich und sogleich zu befördern möchte, sehe ich nicht ein. Du sagst, daß das Ungewisse meines Schicksals Dich nicht wenig beunruhigte. Aber glaube, glaube mir doch, daß eine jetzige Rückkehr in meinen alten Stand mit weit mehr Gefahr für mein persönliches Wesen verknüpft wäre, als Du auf der anderen Seite vernünftigerweise erblicken kannst. Ja vielmehr bin ich überzeugt, so fest wie von meinem Leben: meine Hoffnungen werden mich nicht betrügen, so nothdürftig auch — im Aeußerlichen — die erste Stufe ist, mit der ich mich ihnen nähere. Und nicht einmal so nothdürftig, als ihr euch vorstellt. Kein halb Jahr wird es dauern, so wird Cotta oder ein Anderer mich für ein erheblicheres Geschäft brauchbar finden und aufsuchen. — Ich soll mein Trauerspiel schnell vollends für den Druck zusammen schreiben, d. h. ich soll eine Arbeit übereilen, die ich mit Sorgfalt und Liebe so weit geführt habe, daß sie mir selber den besten Muth einflößt — einem Publicum gegenüber, das heutzutage Gottlob! schwerer zu befriedigende Ansprüche macht, als andere mir übrigens wohlwollende Leute sich vorstellen. Das ist Dein Ernst gewiß nicht, und jene Leute selbst werden billig genug denken.

Bauer hat mir kürzlich geschrieben, daß Schwab und Uhland angelegentlich mit ihm über mich gesprochen haben. Sie finden das Geschäft, worein ich mich vorläufig stecken will, nicht für mich geeignet, sie finden es, wenn ich ihren eigenen Ausdruck hier anführen darf, meines Talents im höchsten Grade unwürdig. Aber sie bedenken nicht, wie bald ich ihm einen angemesseneren Wirkungskreis werde gefunden haben, wie viel Zeit mir zu Privatarbeiten übrig bleibt. Außerdem haben sie die falsche Meinung, als ob ich mit dem Consistorium rein abgeschnitten hätte. Hierüber hab' ich Dir ja meine Meinung und die Bedingungen, unter welchen allein es möglich wäre, längst eröffnet.

Hier schließ' ich das Concept eines Briefes an Schwab bei.

Liebe Mutter, sei doch wegen meiner ruhig! Bin doch nicht so leichtsinnig und war es nie, daß ich mit selbstverhärtetem Eigensinn und mit blinden Augen in das Unglück stürzen sollte, wenn es sich mir einmal zeigte — —[2]).

Jetzt muß ich schließen. Immer tröstet mich der Gedanke, daß der liebe und kluge Louis bei Dir ist, daß Klärchen bei Dir ist.

Grüße Alles! Bald schreib' ich wieder. Dein treuer Eduard.

---

[1]) Schwab war des genial veranlagten, nachmals so unglücklich endenden Waiblinger's Lehrer gewesen, so lange dieser das Stuttgarter Gymnasium besuchte.

[2]) Einige irrelevante Sätze sind hier ausgelassen.

V.

Mörike mochte sich selbst sagen, daß eine allzu lange Ausdehnung seines Besuches im Oberland, wo er sich übrigens, von der Unsicherheit seiner Aussichten abgesehen, sehr wohl fühlte, zu nichts führe, und nur die Entscheidung über seine Zukunft ungebührlich hinausschiebe. So entschloß er sich denn, einem Vorschlag seines Onkels, des Obertribunalprocurators Mörike, Gehör schenkend, in dessen Haus nach Stuttgart überzusiedeln, wo er sich auf mannigfache Weise nützlich machen sollte. Zu diesem Behuf ließ er sich seinen Urlaub vom Consistorium verlängern[1]). Wie die Dinge lagen, konnte Mörike allerdings vorderhand kaum etwas Vernünftigeres thun, als den Vorschlag des Onkels annehmen. Er erhielt so doch eine Art von bestimmtem Wirkungskreis, der ihm in Ruhe abzuwarten gestattete, bis seine Hoffnungen der Erfüllung entgegenreiften; zudem mußte seine nunmehrige persönliche Anwesenheit in Stuttgart seinen Angelegenheiten förderlich sein. Zunächst unternahm unser Dichter als Gesellschafter seines Oheims eine kleine Reise nach Bayern, auf der auch München berührt wurde: die einzige größere Stadt, die er — von Stuttgart abgesehen — jemals betreten hat. Unterwegs sind die Briefe 32—34 geschrieben.

32. An Mährlen.

Landsberg, den 13. Juli 1828.

Liebster M.!

So wäre ich denn einmal in persona auf Deinem geliebten bayerischen Boden. Aber noch weit von Augsburg, weit von meinem Freunde weg. Dieser ist auch, so heiß es mich verlangt, in der That nicht der Zweck meiner gegenwärtigen Reise. Ich bin als Gesellschafter und zum Theil auch als mitwirkende Person bei meinem Onkel Procurator, der in Familienangelegenheiten nach Polling (bei Weilheim) fährt, und am Ende hängt es von dem Resultat dieser Reise ab, ob ich über München nach Augsburg und also — zu Dir komme. Gar nicht unmöglich aber wäre dies und zum Entzücken auf alle Fälle. Jetzt aber muß ich mich kurz fassen. Also nur vorläufig das. Ich habe Dir lange nicht geschrieben, weil verteufelte Motionen gegen mein Augsburger Project indessen gemacht wurden, die meinen Entschluß wie ein armes Huhn hin- und herscheuchten. Ich erhielt mehrere Briefe von Bauer, der in Stuttgart war (er hatte mich inständig nach Stuttgart geladen, aber ich empfing seinen Brief, der nach Nürtingen adressirt war, viel zu spät), und von Schwab, wo sie mich wörtlich um Gotteswillen bitten, mich in kein Correcturwesen einzulassen: Uhland auch sprach in heftigen Ausdrücken dagegen und ließ mir sagen, dies Geschäft werde mich verderben für jede eigene Production u. s. w. Diese Leute bedenken aber nicht, wie bald wir diese Stallarbeit im Rücken haben und

[1]) In dem betreffenden Gesuch an den König bittet Mörike, „ihm einen Zeitraum von etwa einem Jahre zum Aufenthalt im Auslande allergnädigst zu verwilligen, dessen zweckmäßige Anwendung ihm ebenso sehr in geistiger Hinsicht förderlich sein werde, als er wohlthätig auf seine körperliche Disposition wirken solle. Der Unterzeichnete wünscht nämlich die Gelegenheit zu ergreifen, um bei einer der literarischen Anstalten des Herrn Cotta in Augsburg beschäftigt zu werden. Da jedoch der Eintritt daselbst noch nicht genau bestimmt ist, so würde der Unterzeichnete diese Zwischenzeit nicht unangemessen dahin benützen, daß er dem Wunsche seines Oheims, des Herrn Obertribunalprocurators Mörike, entspräche, welcher ihn als Hauslehrer für seine Kinder und nebenher als freundschaftliche Unterstützung für seine eigene Person in seiner Krankheit bei sich in Stuttgart haben möchte." (Nach dem Conceptentwurf.)

etwas Angemesseneres erwerben werden. Allein sie scheinen dem Cotta keine Nuß zuzutrauen. Mir eins! Indessen regt sich Schwab mit einem Eifer [für] mich, den ich kaum verdiene. Er will nach der Rückkunft von Cotta aufs Neue mit diesem unterhandeln und hat indessen ohne mein Wissen Versuche bei anderen Buchhändlern gemacht. Ich glaube, Schwab, dem ich kürzlich ein Heftchen mit neuen, größtentheils Liebesgedichten, zuschickte, wird noch unser guter Engel, und noch mehr versprech' ich mir von — meinem Onkel Procurator. Dieser ist gut befreundet mit dem Herrn von Hügel in Stuttgart, dem Schwager und Vertrautesten von Herrn Cotta, bei dem er Alles vermag. Ich soll diesen Hügel in Kurzem selbst kennen lernen. Was gilt's, ich bin's am Ende noch, der auch Dir in den rechten Sattel hilft? Ohne Dich wär's mir nicht wohl. Was für jetzt mein Onkel mit mir vor hat, siehst Du aus dem beiliegenden Concept an das Consistorium. Inzwischen so ganz entschieden hab' ich ihm dieses Project, auf das er äußerst versessen ist, noch nicht zugesagt. Ich will noch zusehen, was Schwab bei Cotta auswirkt.

Von Jung ist noch kein Trost gekommen. Ich erwart' es aber bestimmt.

Deinen nächsten Brief laß mich wieder in Buchau antreffen; in wenigstens sechs Tagen bin ich wieder dort. Schreib' auf alle Fälle dorthin, selbst in der Voraussetzung, daß wir uns in Augsburg sehen!

Leb wohl, Getreuer! Dein Eduard.

NB. Von der Reise meines Onkels sagst Du nirgends etwas.

33. An Mährlen.

Buchau, den 20. Juli 1828.

Liebster M.!

Gestern Nachts kam ich wieder an, und diesen Mittag fahre ich mit meinem Onkel auf zwei Tage nach Scheer; ich beeile mich also, Deinen Brief vom 17. Juli, wenn auch nur mit ein paar Linien, zu beantworten. Deinen lieben Brief! Doch zuvor noch ein Wort über diese letzte Reise. Wir waren zwei Tage in München, ich habe aber von den Schönheiten dieser Stadt so viel als nichts und den Schreiner[1]) gar nicht gesehen. Ich mußte mit meinem Onkel von einem Privathaus ins andere ziehen, jeder Hauptgenuß wurde verschoben, und am Ende war's zu spät. (Indessen hab' ich an Herrn Hofrath von Wening-Ingenheim[2]), einem jungen, sehr berühmten Juristen, eine Bekanntschaft erworben, die mir in Zukunft viel nützen kann.) Ueber Augsburg wäre der Umweg allzu groß gewesen. Aber geschmerzt hat mich's, wie ich an der Straße vorbei fuhr, die dorthin geht, geschmerzt, sag' ich Dir, und geärgert auch deshalb, weil ich Dir brühwarm gern ein Projekt mitgetheilt hätte, das mir in München aufstieg, und das ich gewiß weiter verfolge, wenn Du auch bereit wärest. Ich erstaunte nämlich über das unangebaute Feld in München hinsichtlich der Zeitungs- und Journalcultur für Kunst und ästhetische Unterhaltung. Nirgends, glaube ich, ließe sich ein Blatt derart besser eröffnen als dort, und mein Gedanke zu dessen Einrichtung ist einigermaßen neu. Ich glaube, daß die Galerie der Gemälde besonders eine originelle Veranlassung geben könnte, eine fortlaufende Reihe von Novellen, Künstlerkritiken und (aber ohne Gehässigkeit) auch selbst Personelles, Anekdoten u. s. w. anzuknüpfen. Die Mannigfaltigkeit des Städtelebens, die tausend Reisenden bieten dem ungewohnten und unbefangenen Auge des Ausländers einen Schatz von Bemerkungen, witzigen, ernsthaften und phantastischen Combinationen dar, die, in der Ausführung auf specielle Localitäten, Straßen, Wirthshausecken nach Novellenart gegründet, für den Münchener selbst höchst interessant werden müßten. Die ungeheure Menge von Künstlern schon

[1]) Johann Georg Schreiner aus Mergelstetten (württembergisches Oberamt Heidenheim), 1801 geboren, Lithograph in München.

[2]) Nepomuk von Wening-Ingenheim, † 1831 als Professor der Jurisprudenz in München.

würde dem Blatt seine Fortdauer zur Hälfte sichern. Der kritische Theil müßte von einem erfahrenen Künstler behandelt werden, den wir bald an der Hand hätten. Bei Gelegenheit theile ich dem Cotta den Plan schriftlich mit. Zuvor aber schreibst Du mir darüber. In München möcht' ich halt leben! Aber ich muß jetzt hiervon abbrechen.

Deinen Brief und seine ängstlichen Dehortationen betreffend, kann ich Dich beruhigen. Inzwischen leg' ich Dir hier einen Brief von Bauer bei, der schon wieder anders klingt, als er sich in seinem früheren über mein Project aussprach. Wir müssen zusammen; mein ganzes Herz hängt an Dir, wie an dem getreuen Bauer, der sich gleich bleibt wie Du.

Was die Stuttgarter Recommandationen anlangt, so versprech' ich mir allerdings noch am meisten, d. h. viel davon, aber wie mir scheint, stellst Du Dir meine Fortuna doch allzu sehr en carrière mit mir davon rennend vor. Bis jetzt hab' ich sie kaum an einem Zipfel.

Leb wohl, Alter, Bester! Dein treuester Eduard.

P. S. In Buchau gefällt's mir noch immer zu wohl. Ich gehe nicht ganz gerne nach Stuttgart . . . . Deinen nächsten Brief, der aber bald kommen müßte, richt' nur noch hieher![1])

34. An Mährlen.

Ulm, den 26. Juli 1828.
Morgens 8 Uhr.

Liebster M.!

Ich bin auf dem Weg nach Stuttgart begriffen und kann es nicht unterlassen, Dir auf diesem alten, ehrwürdigen Grenz- und Seitenpfeiler unseres Landes noch einen Gruß hinüberzurufen. — „Aber was macht der für Narrenwege? Buchau, Ulm, Stuttgart!" — Ja, ich bin wirklich der Windsbraut Sohn und werd' es vielleicht mein Leben lang bleiben. Mais c'est, comme il faut. Doch wie kam ich schon auf solche Reflectionen? Ich wollte Dir ganz gemüthlich über Ulm herunter schwätzen, Dir so einen Schnitzel aus der Donau, dem neu angefangenen Brückenbau oder dergleichen etwas im Papier ausschneiden. Dazu ist aber auch nicht Zeit. Genug, ich kam gestern mit meinem Onkel Nachts spät hier im Schwarzen Ochsen an. Aus dem Zimmer, wo wir noch zu Nacht speisten — wenn Du Dich noch erinnerst, führt eine Glasthüre auf einen artigen Altan und dieser mit einer Treppe in den Garten, unter welchem unmittelbar die Donau vorbei rauscht — dort hinunter trat ich noch in der späten Nachtluft, sah den Gewächsen in die stillen Kelche und flüsterte (im wörtlichen Sinne) der Donau einige Worte von Dir zu. Ich dachte auch an Deine liebe Mutter. —

Noch eine Hauptsache. Es hat ganz neuerdings, d. h. seit gestern, ziemlich den Anschein, als ob ein Theil meiner Hoffnungen wieder auf eine gefährliche Spitze gesetzt wäre. Ich hatte nämlich in dem projectirten Aufenthalt zu Stuttgart manches Gute vorausgesehen; nun machiniren aber meine Verwandten gegen diesen Plan, den übrigens mein Onkel Procurator mordicus tenet. Noch weiß ich nicht, wie's gehen wird: auf jeden Fall geschieht von Seiten des Procurators und der übrigen Herren, die ich Dir nannte, was irgend für meine Empfehlung bei G[otta] oder sonst möglich ist. Dann wollen wir schon weiter durchschauen. Ich bin ganz ruhig bei diesen Mücken- und Schnakenstichen, womit meine süßen Verwandten mich irre machen wollen.

Deinen nächsten Brief dirigire nach Stuttgart. Dein treuer Eduard.

Adresse: Eduard Möricke, theol. cand., bei Herrn Obertribunalprocurator Möricke, Stuttgart, Königsstraße.

---

[1]) Am Schluß eine Zeichnung Mörike's: „Ein Munchner Zeitung'schreiber in der Kneip".

VI.

In Stuttgart ließ es Mörike an Rührigkeit nicht fehlen; er knüpfte allerhand literarische Verbindungen an, erneuerte alte Bekanntschaften und machte neue. Während die wieder aufgenommenen Unterhandlungen mit Cotta sich diesmal dem Ziel zu nähern schienen, eröffnete sich ihm plötzlich eine andere Aussicht: die unternehmungslustigen Inhaber der Franckh'schen Verlagshandlung suchten das vielversprechende junge Talent an sich zu fesseln. Dies gelang ihnen mit leichter Mühe. Im Herbst 1828 schloß Mörike mit den Gebrüdern Franckh einen Vertrag ab, wonach er gegen festes Gehalt ihren belletristischen Zeitschriften seine Feder zu leihen sich verpflichtete. Er verließ nun das Haus des Onkels und bezog eine eigene kleine Wohnung. Aber schon nach wenigen Wochen erkannte er die Unmöglichkeit, den übernommenen Verbindlichkeiten nachzukommen, an denen er „vor Ekel fast crepirte", und löste die Beziehungen zu dem Franckh'schen Verlag. In Wirklichkeit war Mörike bei seiner ganzen physischen wie psychischen Veranlagung für den Beruf des Literaten, der seinen Lebensunterhalt lediglich mit den Einnahmen seiner Feder bestreitet, durchaus ungeeignet. Hastiges oder auch nur regelmäßiges Produciren war für ihn, dessen Productionsfähigkeit ganz von seiner inneren Stimmung abhing, ein Ding der Unmöglichkeit; eine handwerksmäßige Ausbeutung seines Talents verbot ihm überdies seine seltene künstlerische Gewissenhaftigkeit. Seine Muse hätte sich bei solcher Beschäftigung gewiß „die Schwindsucht geholt", er selbst sich vorzeitig aufgerieben. Es war ein Glück, daß er bei Zeiten zu dieser Einsicht gelangte, ein Glück aber auch, daß er durch eigene praktische Erfahrungen dazu gelangt war; denn nur so konnte er dauernd von dem Wunsch geheilt werden, die Laufbahn des Journalisten zu ergreifen. Die Warnungen der Verwandten und die Rathschläge wohlmeinender älterer Freunde, an denen es nicht fehlte[1]), hätten dies nicht allein zu Wege gebracht. Nachdem Mörike einmal zu der deutlichen Erkenntniß gelangt war, blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als in den Kirchendienst zurückzutreten. Er faßte diesen Entschluß, der den Seinigen durchaus genehm war, von selbst und ohne Zögern. Aus der Zeit des Stuttgarter Aufenthaltes rühren die Briefe 35—44 her[2]).

35. An Mährlen.

Stuttgart, den 20. September 1828.

Liebster M.!

Du wirst mich einen Flegel heißen, wenn ich Dir sage, daß ich gestern und vorgestern begierig auf den dritten Brief wartete, der zugleich einen an Dr. Kolb[3]) enthalten sollte, und wovon Dein letzter gesagt hat. Aber was hätte ich Dir

---

[1]) W. Menzel schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 255) dieses Verdienst sich zu. Was Fr. Notter (Eduard Mörike, S. 12 f.) in dieser Hinsicht von Pfarrer Renz in Köngen erzählt, muß auf Irrthum beruhen.

[2]) Ein Brief an die Mutter, der sich ausschließlich auf Familienangelegenheiten bezieht, ist hier ausgelassen.

[3]) Gustav Kolb (1798—1865), langjähriger Redacteur der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung; er galt bei Cotta viel, und durch seine Vermittelung hofften Mährlen und Mörike ihre gemeinsamen Wünsche bei Jenem durchzusetzen.

zwischen hinein schreiben können, und was kann ich jetzt Anderes als Dir wiederholt mein lebhaftes Verlangen nach Dir und unserer Conjunction ausdrücken?

Hätt' ich mir von Weitem einbilden können, daß Dir das Wörtlein „aufrichtig" einen so unziemlichen Skrupel mache[1]), so würde ich etwa weitläufiger so geschrieben haben: Wenn Dir's mit dem Wunsch, daß Dein Freund E. M. an Deine Seite komme, so zu Muth ist wie ihm selber, so kommt er trotz etwaiger materieller Unzulänglichkeit, die Du aus übertriebener Vorsicht, ihm des Guten lieber zu wenig als zu viel zu versprechen, nicht größer machen mußt, als unsere Lieb' ist, da dann manches drein geht. Verstehst Du? Und wenn ich einen anderen Sinn dachte, so mögen Castor und Pollux am Himmel ihren Schein verlieren.

Wenn die Sklavenarbeit nur nicht gar zu toll und kraus ist, wenn ich nur einige gesunde Luft zum Privatverbrauch habe, wenn nur ein Freund, wie Du, die ungesunde mit mir theilt, so bekomm' ich die von Allen gefürchtete Schwindsucht nicht, und es soll mich so bald nicht reuen.

Den Dr. Kolb hab' ich noch nicht gesprochen, mich aber unter der Hand erkundigen lassen, wann ich ihn zu Hause antreffen würde (denn er ist größtentheils in Cannstatt). Ein Verwandter von ihm äußerte, daß es ihm selber darum zu thun sei, mich zu sprechen; soll ich daraus was Gutes hoffen? Wenn er aber glaubt, einen französischen Uebersetzer in mir zu finden, so hat er sich verrechnet; für die Eilfertigkeit, womit solche Berichte geliefert werden müssen, reicht weder mein Wortschatz noch ganz meine Syntaxis hin. Wollen sehen, ob sich nicht insofern eine Aenderung im Plan machen läßt.

Du setzest so viel auf die Constellation bei Deinem gewesenen Geburtstag. Es ist schön, daß der meinige nur um acht Tage, und zwar um so viel früher als der Deinige, einfiel. Man wird also die Maschinerien am Himmel so ziemlich zu gleicher Zeit für uns eingeleitet haben. Auf alle Fälle wird, hoff' ich, lebenslängliche Dispensation vom theologischen Leben decretirt worden sein.

Neulich machte mir Einer herzbrechende Vorwürfe wegen des letzteren Punktes. Ich machte mir aber folgende Verse auf einer angenehmen Fußreise zum Trost, die ich Dir schließlich mittheile:

„Am frischgeschnittnen Wanderstab" u. s. w.[2])

Das sei unsere norma fidei. Nicht wahr?

Leb wohl indessen! Dein treuester E.

Ich denke immer: heut' kommt noch ein Brief von Dir.

36. An Mährlen.

Stuttgart, den 7. und 8. October 1828.

Den 7. October.

Lieber M.!

Ich kann Dir Deinen Zorn nicht verargen, aber ich kam gewiß und wahrhaftig auch sehr unschuldig zu diesem empörenden Stillschweigen. Allerdings hatte ich etwas Neues auf der Mücke (ich habe es noch) und wollte hierüber einige Gewißheit abwarten, eh' ich unsere Augsburger Verbindung fest zu machen rathen mochte, da sich ein Ausweg blicken ließ, vielleicht auf eine angenehmere Art und anderswo, d. h. hier, zusammenzukommen. Die Brüder Franckh heben sich mehr und mehr und sind die chimärischen Gelbschnäbel nicht, wofür ich wenigstens den einen lange gehalten hatte. Die Unternehmungen, welche sie neuerdings gründen, setzen ein großes Capital, große Zuversicht und hinreichenden Credit voraus. Sie besitzen nun auch ein Haus und eine Druckerei in der Königsstraße,

[1]) Ein Brief Mörike's an Mährlen, worin er den Freund ermahnt hat, aufrichtig zu sein, wie er es auch durchgehends sei, ist verloren gegangen.

[2]) Gedichte, S. 34.

und unser vis-à-vis war der Berührung vorzüglich günstig, die Fr[anckh] mit mir suchte. Er mag allerlei gute Vorurtheile schon früher für mich eingesogen haben, und zwar von verschiedenen Seiten her, z. B. von Bauer (dessen trefflichen Alexander er druckt), von Grüneisen, auch wohl von Menzel[1]) u. s. w. Er suchte mich von freien Stücken mehrmals auf und suchte mich bei der ersten Unterredung aufs Aeußerste von einem Verhältniß mit Cotta abzuschrecken, gab dann allerlei Winke, die ich jedoch absichtlich Anfangs gar nicht verstehen wollte, theils weil Cotta gewissermaßen zur fixen Idee bei mir geworden war, theils um nicht täppisch und feil zu sein — kurz, ich begnügte mich, mir seine Gedanken ad notam zu nehmen. Gestern früh war er wieder bei mir, ich versprach ihm eine Erzählung für seine bald erscheinende Damenzeitung, ich theilte ihm die Skizze[2]) mit, und er war nach seiner Art sehr enthusiasmirt — kurz, ich glaubte das Püppchen zugeknetet und zugerichtet zu haben, daß es nur auf mich ankäme, einen förmlichen Contract abzuschließen. Aber besser und vortheilhafter wäre es, wenn er selbst zuerst herausrückte, und doch scheint er politisch genug, das erste Wort von mir abzuwarten. So stehen wir einander lauernd und begierig gegenüber. Dein Brief hätte mich fast gezwungen, noch diesen Abend mir Klarheit zu verschaffen; aber ich halte es für das Klügste und Delicateste zugleich, mich durch einen Dritten bei F[ranckh] erkundigen zu lassen, ob er wirklich Absichten mit mir habe, und was in diesem Fall die Bedingungen wären. Ich verfalle auf den Hofcaplan Grüneisen: der soll gleich morgen sondiren und allenfalls unterhandeln.

Den 8. October.

Soeben komme ich von Grüneisen. Ich las ihm Deinen Brief, und er sah ein, daß die Sache auf der Spitze stehe und ich in Gefahr sei, zwischen zwei Stühle niederzusitzen. Er will diesen Mittag zu Fr[anckh], denn er ist gar sehr auch der Meinung, daß nicht ich der offerirende Theil sein müsse, sondern Franckh, der sich sonst leicht die Miene eines Patrons geben könnte u. s. w. Ich reise in einer Stunde mit meinem O[nkel] nach Tübingen auf 1½ Tage und treffe bei meiner Zurückkunft bei Grüneisen das Resultat seiner Unterredung an. Nun ist meine Bitte, daß Du das Loch in A[ugsburg] so lange offen halten mögest, bis ich Dir nächstens schreiben werde. Bringt Dir dieser Brief gute Post in Bezug auf mich, so darfst Du darauf rechnen, daß ich Alles anwenden werde, Dich nach Verfluß einiger Zeit auch an meine Deichsel zu selbständiger Arbeit zu gewinnen. NB. Ich habe Dir noch gar nichts von der Natur und Eigenschaft meines respectiven Geschäfts gesagt. Dies wäre aber schon bestimmt: fortwährende regelmäßige Beiträge in den unterhaltenden und kritischen Theil zweier Blätter, die Franckh unternimmt, wovon er aber die Unternehmung des einen (einer sogenannten Sonntagszeitung) vorläufig noch zum Geheimniß macht. Er hat anerkannte Männer, wie W. Menzel (lies seine Geschichte deutscher Literatur!) und den Dr. Spindler, auch einen gewissen Storch[3]) als Mitarbeiter und Redacteur. Vielleicht träfe mich auch ein Zweig der Correspondenz und dergleichen. Ich würde das Mögliche thun, vortheilhaft für das Renommé dieser Blätter mitzuwirken und mich dem F[ranckh] in einem gewissen Sinne unentbehrlich zu machen. Ich würde, wenn es nur erst einmal so weit ist, Alles aufbieten, Dich beizuziehen.

Sollte Alles wieder einmal eine Seifenblase gewesen sein, so ist's Zeit genug mit unserem Augsburger Vorschlag. Mache noch drei bis vier Tage das Loch frei! Sonst weiß ich nichts hinzuzusetzen.

---

[1]) Wolfgang Menzel (1798—1873), der damals schon eine beherrschende Stellung im Stuttgarter Literaturleben einnahm. Eines seiner Hauptwerke, „Die deutsche Literatur", war vor Kurzem erschienen.

[2]) Offenbar die ersten Ansätze zu „Maler Nolten".

[3]) Der Schriftsteller Ludwig Storch (1803—1881), der sich vorübergehend in Stuttgart niedergelassen hatte.

Der Bruder Butterſack iſt ſeit einiger Zeit von Paris zurückgekommen und ſchon ſeit mehreren Tagen hier. Wir ſind viel zuſammen geweſen. Er ſetzt Dir ſeinen Gruß eigenhändig bei.

Leb' wohl! Apropos: Dein Brief an Kolb! Ich gab ihn abſichtlich nicht ab und glaubte damit in Deinem Sinn zu handeln, weil ich ihn erſt commentiren ſollte und hiezu — zwei Minuten vor Kolb's Abreiſe — nicht mehr Zeit war, er aber Dich ohnehin bald in Augsburg ſprechen konnte.

Leb' wohl! Dein treuer Eduard [1]).

37. An Mährlen.

Stuttgart, den 12. October 1828.

Hier ſitz' ich Sonntag früh allein auf meinem Zimmer in Erwartung eines Billets, worin mir Grüneiſen das Reſultat ſeiner Unterhandlung mit Franckh ſchreiben wird. Ich kam nämlich erſt geſtern Nachts von Tübingen zurück (wo ich mich in den Angelegenheiten meines Onkels, der mit Profeſſor Wächter zu conferiren hatte, drei bis vier Tage aufhalten mußte). Ich traf hier Dein Schreiben vom 8. d. M. an; Du wirſt indeſſen das meinige erhalten haben, worin ich Dir eine allernächſte Entſcheidung verhieß, die denn auch dieſem gegenwärtigen Blatt noch angehängt werden ſoll.

In einer Stunde werde ich wiſſen, woran ich mit Fr[anckh] bin. Inzwiſchen ſage ich Dir Folgendes. Dein Gedanke mit den lateiniſchen Ueberſetzungen [2]) leuchtet auch mir ein. Mit wem aber ſoll ich zunächſt über Deine Abſicht reden? Das ſchreibſt Du nicht. Doch denke ich, iſt Menzel am eheſten der Mann, der hier ein Wort haben mag. Ich will mich auf alle Fälle gleich morgen auf Kundſchaft legen und Deinen Vorſchlag verfolgen. Bei dem jungen Cotta, der mir doch nichts hilft, war ich noch immer nicht, will aber Höflichkeits halber auch ohne Verzug meinen Bückling — — In dieſem Augenblick bringt man mir ein Briefel von Grüneiſen. Ich mache Dir einen Auszug, und denke Du in währendem Leſen fein ſachte an das Wörtchen, das ich Dir in meinem Letzten über eine anderwärtige Conjunction Deiner und meiner zuraunte!

„. . . . Ich traf Franckh an jenem Tage zweimal nicht in ſeinem Hauſe, beſtellte ihn aber Abends zu mir und habe von ihm die beſtimmte Zuſicherung erhalten, daß er Sie anſtellen wolle für literariſche Zwecke; Sie mögen ihn doch ſogleich beſuchen und ihm ſagen, ob Sie monatlich auf Abrechnung Ihrer Arbeiten voraus bezahlt oder lieber ein jährliches Gehalt haben wollen, und welches u. ſ. w." . . .

Comment? Was denkſt Du dazu? Glaubſt Du nun an Wunder? Ich muß nun den Fr[anckh] ſobald wie möglich ſprechen — heut' iſt nicht der Tag, denn es iſt Sonntag, und da excurriren die Buchhändler. Aber morgen früh, nachdem ich mich gehörig habe inſtruiren laſſen, denn in Geldaffairen (wenn es nicht juſt auf Durchbringen des Vorhandenen ankommt) und in Contracten bin ich blitzdumm u. ſ. w.

Höre nun! Wenn, was ich mir nicht träumen kann, nicht etwas höchſt Beſonderes und erhört Verfluchtes dazwiſchen kommt, ſo nehm' ich das Anerbieten an und entſchließe mich zum erſten Mal in meinem Leben zur Arbeit.

Du ſagſt aber 1. vorderhand Niemandem etwas von dieſer Unternehmung und 2. ſchreibſt Du mir mit umgehender Poſt Deine Gedanken darüber, und inwieweit Du Dir meinen Vorſchlag, mit der Zeit und, ſi D[eus] fav[et], bald an meine Seite zu kommen (auf welche Art, iſt noch zu beſprechen), haſt geſagt ſein laſſen.

---

[1]) Den Reſt des Bogens füllen Zeilen von der Hand L. Butterſack's.

[2]) Mährlen, dem ſeine Augsburger Stellung ſchon lange nicht mehr zuſagte, wünſchte ſich an einem von Cotta damals beabſichtigten Ueberſetzungsunternehmen, deutſche Chroniken betreffend, zu betheiligen.

Ferner, was ich wegen Deiner Uebersetzungsgeschichte u. s. w. und überhaupt für Dich indessen thun soll. Auf alle Fälle, wie gesagt, red' ich mit den geeigneten Personen.

Schreibe gleich, aber wohl überlegt, und erwarte schleunige Antwort von

Deinem treuen Eduard.

NB. Auf den äußersten Fall, daß ich nämlich mit Fr[anckh] nicht einig würde, verschütte mir den Zugang nach Augsburg noch nicht!

38. An Mährlen.

Stuttgart, den 20. October 1828.

Lieber Getreuer!

Ich ergreife nur ein kleines Stück Papier, um Dir kurz über eine Unterredung mit Professor Menzel zu berichten. Ich war über eine Stunde bei ihm und ließ, eh' ich auf Dich zu sprechen kam, wohl $^3/_4$ Theile davon unter anderwärtigen Gesprächen verstreichen, wodurch ich ihm zuerst einiges Zutrauen für mich, als Deinen praeco, abzugewinnen suchte. Dann schilderte ich ihm, so weit ich es für gut fand, Deine äußerliche Situation, ging hierauf zu Deiner vielseitigen Vortrefflichkeit über und hob in Bezug auf das Chronikenunternehmen besonders Deine gründliche Sprachkenntniß, historischen und ästhetischen Sinn und Takt ꝛc. höchlich hervor. Er sagte, wenn der bewußte Plan zur Ausführung kommen sollte, was jedoch eben immer von Cotta abhänge, so freue er sich sehr, Dich als Mitarbeiter zu erhalten. Er bat mich, ihm sogleich Deine Adresse aufzusetzen, um sich seiner Zeit an Dich selbst zu wenden. Uebrigens versicherte er mir auf meine Frage, bis wann denn etwa die Sache in Gang kommen würde, durchaus keine bestimmte Auskunft geben zu können. Cotta sei gegenwärtig wieder verreist u. s. w. Allein er werde sich Deine Empfehlung angelegen sein lassen. Kurz, auf diesen Menzel darfst Du Dich, im Fall was aus dem Ganzen wird, zuverlässig verlassen. Ich habe mich schon ziemlich bei ihm insinuirt, ich werde ihn seinem ausdrücklichen Wunsch gemäß jetzt öfter sprechen und immer Gelegenheit haben, Dich in Anregung zu bringen (NB. bis hieher wollt' ich schreiben und nicht weiter). Dieser Mann — nebenher gesagt — und sein Gespräch hat einen seltenen Eindruck auf mich gemacht. Ich könnte Dir mit Bewunderung von ihm erzählen, wenn es jetzt Zeit wäre. Ein klarer und reifer, neben aller Wärme sehr gemäßigter Geist von durchaus eigenen Ansichten, die mir um ihres reinen Princips, um ihrer großartigen Seele willen doppelt ehrwürdig sind. Tiefe Kenntniß der Geschichte überhaupt und besonders der Literatur, eine große Präcision und Anschaulichkeit im Ausdruck hörte man überall bei ihm; dann eine Offenherzigkeit, die mich überraschte, eine Lauterkeit der Gesinnung, die einen erquickt und rührt; ein frischer unverdorbener Jugendschein über sein Gesicht wie über seine Sprache ausgegossen. Er hat bei mehr Feinheit und doch zugleich bei mehr Kraft im Gesicht einige Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Repetenten Kling[1]), wenn ich mir ihn noch recht vorstellen kann.

Das nächste Mal schreib' ich Dir von Spindler. Ach, überhaupt, was möcht' ich Dir nicht Alles schreiben, über wie Vieles Dich hören, Dich mir rathen lassen! Von unsern Freunden nun gar. Ich mag nichts halb erzählen, und ganz, wie ich möchte, geht es nicht. Wir müssen durchaus zusammen kommen, ehe der Zeitungsteufel mich ganz besitzt. Ich muß sehen, wie ich's mache.

Kauffmann's Nähe ist mir sehr angenehm. Er hat ja nun lange seine Marie zum Weib. Herr Gott! zum Weib! Ist aber der brävste Kerl, dessen geistige

[1]) Christian Friedrich Kling (1800—1862), Professor der Theologie in Marburg und Bonn, zuletzt Decan in Marbach. Mörike's Begeisterung für Menzel kühlte sich übrigens im Laufe der Zeit sehr ab.

Atmosphäre immer eine unverwüstliche Verwandtschaft mit mir behält. Rudolf L[ohbauer] schwärmt ja wirklich in Bayern herum und kommt in einer Woche wieder zurück . . . . . Jung wird mich nächstens hier besuchen. L. Hetsch[1]), mit dem ich mich indessen auch näher befreundet habe, ist — musikalischer Gesellschafter bei der Prinzessin Elisabeth[2]) zu Kirchheim (auf unbestimmte Zeit); er schrieb mir gestern. Käferle[3]) kommt jetzt aufs Vicariat: sein theologisches Studium hat in den letzten Jahren Aufmerksamkeit erregt, die Du Dir vielleicht nicht geträumt hättest. Ich verstehe nichts davon: aber seine Aufsätze sollen eine seltene philosophische und consequente Selbständigkeit, die sich unter unscheinbarem Brüten in der Tiefe entwickelt haben mag, an den Tag legen. Ich habe diesen K[äferle] und seinen Geist immer höher geschätzt als ihr Alle. Flad ist immer noch krank, und Blumhardt hilft ihm aus. L. Bauer ist der alte Freund Bauer, Pfarrer in Ernsbach, der Erste und Letzte A und Ω, und das bist außer ihm nur Du mir noch.

Leb' wohl! Dein treuester Eduard.

39. An Onkel Neuffer in Bernhausen.

Stuttgart, den 22. October 1828.

Verehrtester, geliebter Herr Onkel!

Es ging schon lange mit mir um, Ihnen einmal selbst wieder Notiz von mir zu geben: allein ich glaubte von Woche zu Woche einer bedeutenden Veranlassung, einer neuen Wendung meiner Verhältnisse entgegenzusehen, und wollte es bis dahin ausgesetzt sein lassen, um mir alsdann Ihren Rath und Ihre Meinung, die mir, ich darf es sagen, zu jeder Zeit wichtig waren, zu erbitten. Eine solche Wendung hat sich nunmehr gezeigt. Sie haben bereits durch meine liebe Mutter Kenntniß davon, und mein Bruder Louis hat mir gesagt, daß Sie, abgesehen von alle dem, was sich gegen eine Unterbrechung oder Veränderung meiner Laufbahn überhaupt einwenden ließe, nicht eben unzufrieden mit dem Franckh'schen Project seien. Ebenso denkt auch Herr Onkel Präsident, dem ich es heute eröffnet habe. In der That scheint diese Unternehmung in jeder Hinsicht vortheilhafter, als jener Versuch bei Cotta zu sein. Es sind mir vorläufig doch auf jeden Fall 600 Gulden jährlich zugesichert, die ich in monatlichen Einnahmen von 50 Gulden beziehe. Dazu kommt der Umstand, daß ich nicht im Auslande, sondern in der Mitte meiner Verwandten lebe, daß namentlich meine Thätigkeit einen angemesseneren, freieren, selbständigeren Wirkungskreis hat, als es dort der Fall gewesen wäre. Ich bin verbunden, eine bestimmte Anzahl von erzählenden und anderen ästhetischen Aufsätzen in die neue Zeitung zu liefern, die Franckh unter dem Titel „Damenzeitung" und unter der Redaction des nun hiesigen Dr. Spindler herausgeben will. Ob nun gleich die Art von Productionen, die ich hier liefern soll, mit meiner eigentlichen, dem Dramatischen zugewandten Richtung, nicht überein kommt, so ist es in Bezug auf das Vorurtheil des Publicums vielleicht doch zunächst mein Vortheil, mich zuerst durch jene Gattung, die überdies die leichtere Aufgabe ist, zu empfehlen, und ich hoffe, dennoch Zeit für meine anderweitigen Absichten zu gewinnen.

Wenn Franckh's Unternehmung nur überhaupt von einem glücklichen Stern begleitet wird! So viel hiebei von dem Redacteur und einzelnen Mitarbeitern abhängt, hab' ich wenigstens Ursache zu guter Hoffnung. Dr. Spindler ist, wie

[1]) Ludwig Hetsch (1806—1872), der bekannte Musiker, Componist von Liedern seines Freundes Mörike.

[2]) Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, nachmals mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden vermählt (1802—1862).

[3]) Christian Käferle (1805—1885), zuletzt Pfarrer in Mössingen (Oberamt Rottenburg).

Ihnen vielleicht bekannt, ein durch einige neuere Romane bereits bei der Lesewelt sehr empfohlener und gesuchter Schriftsteller („Der Jude" z. B. ist von ihm), und sein Name wird, wie Franckh wohl zu berechnen wußte, schon im Voraus Vieles thun. Ich habe mich mit diesem Manne bereits recht gut verständigt, und ich darf aus Mehrerem schließen, daß sich ein angenehmes Verhältniß zwischen uns befestigen wird. Dieses und noch eine und andere Verbindung läßt mich zugleich auch das Genußreiche des hiesigen Aufenthaltes fühlen. Ein Anstand ist es nun aber, worüber ich besonders Ihr Urtheil zu vernehmen wünsche. Mein Onkel Procurator will durchaus, daß ich — wenigstens bis zur Rückkehr seiner Frau — in seinem Hause wohne. Er sucht mir dies von mehr als Einer Seite wünschenswerth für mich und nothwendig für ihn selber vorzustellen. Er ließ mich zwischen zwei bis drei Zimmern wählen, sprach von gänzlicher Unabhängigkeit u. s. w. Ich habe mich bis jetzt auf das Bestimmteste gegen diese Einrichtung erklärt, weil ich wohl vorauszusehen glaube, in wie mancher Hinsicht mein Geschäft, das ich mir besonders Anfangs einzig muß angelegen sein lassen, gestört und unterbrochen werden würde. Ich hatte bisher kaum Eine unzerstückte Stunde des Tages: bald war ein gemeinschaftlicher Ausgang zu machen, bald ein Brief zu schreiben, bald etwas zu besprechen, zu verabreden, oder er hatte überhaupt ein Bedürfniß, mich jeden Augenblick in seine traurigen Angelegenheiten, in seinen melancholischen Gedankenkreis hineinzuziehen. Nehmen Sie nun diese bisherige, ihm — wenn auch nur in der Einbildung — fast unentbehrlich gewordene Gewohnheit, und denken Sie sich, daß ich nun, über meiner Arbeit sitzend, einige Schritte von ihm wäre, ohne jenen bisherigen stündlichen Bedürfnissen auch nur zur Hälfte entgegenzukommen! Ich würde bei seinem leidenschaftlichen, kranken und wirklich bemitleidenswerthen Zustande auf wenig Rücksichtnahme und Discretion bei ihm rechnen können, ich würde seinen Unwillen hundertmal erregen, und eine gewisse Verbindlichkeit würde mich überall beschränken . . . . . [1])

40. An Friedrich Kauffmann.

Tübingen und Stuttgart, im October 1828.

Geschrieben zu Tübingen.

Das Tübinger Project, wovon ich Dir gesagt, hat sich hinausgezogen. Professor Wächter war verreist, ich bleibe nun bis Sonntag.

Da sitz' ich Nachmittags um zwei Uhr in einem der oberen Zimmer im Lamm, habe das Tischtuch zurückgeschlagen, die Pfeif' zwischen den Zähnen, Pantoffeln am Fuß und statt des Rocks einen großen englischen Mantel (der aber NB. nicht mir gehört), denn es ist ein kalter Herbsttag, wo man sich gern ganz in sich selber hineinstecken und wickeln möchte. Ich weiß nicht, was mir die Feder in die Hand gibt: ist's gute Laune oder ein Anlauf von Wehmuth? Auf jeden Fall herzliche Sehnsucht nach Dir, bester K. Das glaube nur!

Ich habe diesen Morgen einen Generalspaziergang durch die Stadt und um sie herum gemacht, und mehr als ein Gespenst begegnete mir am hellen Tage: das Deinige unter den ersten, doch munterer, anredsamer, als fast alle die übrigen. Soll ich Dir sagen, welche Erinnerung besonders lebhaft in mir ward und mir zugleich am wehesten gethan hat? Hermann Hardegg [2]). — Aber davon lieber nachher.

Tübingen ist in der Vacanz wie ein umgestürzter Handschuh: es liegt wie in einem recht leeren und stillen Katzenjammer da, und die gegenwärtige Jahreszeit, die trübe Witterung stimmt vollkommen dazu. Der Wind tummelt sich auf dem

[1]) Der Schluß des Briefes fehlt.

[2]) Geb. 1806 in Ludwigsburg, † 1853 als Obermedicinalrath und Hofarzt in Stuttgart. Uebrigens kam es bald zu einer Aussöhnung zwischen Mörike und Hardegg.

Wörth herum und ruht nicht, bis er die ganze Reihe von Pappeln aufs letzte Blatt wie zu Besen verkehrt hat. Meinethalb, denk' ich; den letztverflossenen Frühling und Sommer hab' ich doch nicht in T[übingen] verlebt; diese roth und gelben Läuber hab' ich nicht grün gesehen, und so kränkt's mich weniger. Die Wetterfahnen rufen einander in langgezogenen Tönen zu, einförmig genug, aber es thut auf mich jetzt doch eine Wirkung, wie die Klage der Aeolusharfe. Ein gleich bewölkter Himmel spinnt die Zinnen und Thürme des Schlosses in dünnen, schiefen Regen ein. Dort auf der Hinterseite der Küferei mit der Aussicht auf das Ammerthal ist die verlassene Laube, wo ich an einem eben solchen Tag mit Bauer zum erstenmal eine treue Uebersetzung des herbstlichen Macbeth las, die kleine unbesuchte Zechstube, die wir mitten in der schönsten Frühlingsnacht mit Armbrust und Pfeilen, Wein in der Tasche, beschlichen und zum Schauplatz von hundert Märchen machten. Ich sah alle die Plätzchen und heimlichen Gänge wieder, die seit Jahr und Tag nicht geläutete Glocke, die wir so gern gestohlen hätten[1]), um sie in den Sichern-Manns-Wald zu schleppen; sie hing wie im Traume da, ohne mehr zu wissen, daß eine Stimme in ihrem Metall schlafe; ich schlug sie leicht an, und sie erschrak über sich selber, wie auch ich über diesen Ton aus alten Zeiten innerlich zusammenfuhr.

Aber ich komme wieder auf die Stadt zurück. Da grüßten mich alte Philister, die mich noch kannten; ich grüßte auch einen jeden, so freundlich ich nur konnte, aber jedesmal fiel mir's aufs Herz, ob ich dem Kerl nicht noch schuldig sei, und ersann mir auf alle Fälle eine Formel, worin unter Anderm auch von schlechtem Gedächtniß, einem alten Familienfehler der Mörike, u. s. w. etwas vorkam. Betrübt war mir der Anblick der Kneipen um diese Zeit. Wie leer! wie abgestanden! Ich dachte, es wäre nicht übel, wenn ein Gesetz der Natur wäre, daß sich in der Vacanz Stühle und Bänke besauften, statt der Studios, und Commerslieder sängen, hohe patriotische Reden und Ehrensachen im Munde führten u. s. w. Ich bin überzeugt, Teutschland würde sich zwar um nichts besser, aber auch um kein Haar schlimmer befinden, wenn dies das ganze Jahr hindurch der Fall wäre; ja, wer weiß, wenn es den hundert Stühlen, worauf die wildesten Burschenschäftler fluchten und tranken, einmal einfiele, nach beendetem Türkenkrieg nun auch den teutschen Fürsten die Köpfe zurechtzusetzen, ob nicht mehr dabei herauskäme, als wenn fünf Universitäten ihre Sande ausschickten.

Stuttgart.

So viel hatte ich in Tübingen geschrieben kurz nach der Zeit, wo ich Dich hier in meines Onkels Hausöhrn gesprochen. Ich gab den Brief auf, weil ich merkte, daß der muntere Ton, in den ich unversehens gefallen war, mir nicht rein von Herzen ging. Ich wollte Dir über ganz andere Dinge schreiben. Auf der ersten Seite ist der Name berührt, der mir im Kopf umging. Ich schob dies Blatt weg und vergaß es. Heute nun, o merveille! merveille! kommt ein Brief von Dir, bei welchem ich eine Zauberei vermuthen würde, wenn ein aufgeklärter Theologe, wie ich einer bin, so was vermuthen dürfte.

Im Ernst, Kauffmann, Du hast, ohn' es zu ahnen, mit jedem Deiner Worte, besonders mit dem Wort „August" dieselben Saiten getroffen, die im Hintergrunde meines Innersten zitterten, als ich die vorstehenden Linien schrieb. Erkläre mir das seltsame Zusammenstoßen! seltsam immer noch, wenn gleich unsere Briefe eine gute Zeit lang auseinander liegen.

Ich wollte Dir beschreiben, wie ich in der Münzgasse zu T[übingen] eine gute Weile lang unter Hermann's Logis gestanden und die Hausthüre betrachtet habe, wo er mir oft spät Nachts, wenn nur noch verirrte Tritte durch die Straßen stolperten, nach seiner Art mit jenem Ausdruck von Liebe die Hand beim Gehen drückte, die er gleichsam nur nicht Wort haben will, was er bedeutet, den ich weit

[1]) Ein wichtiges Motiv zu der „Idylle vom Bodensee" reicht demnach in die Tübinger Zeit zurück.

besser verstanden habe, als H. jemals sich rühmen kann, mich verstanden zu haben, wenn er behauptet, ich sei im Grund immer kalt und indifferent gewesen, habe mich von meinen Freunden immer nur tragen und schmeicheln und wärmen lassen wollen. Ich wollte Dir von den Abenden erzählen, wo wir auf seinem Sopha beim Thee ein Hoffmannisches Märchen zusammenlasen oder in unersättlichen Gesprächen die geheimen Fäden verfolgten, an denen von Kindheit an unser beider Wesen gemeinschaftlich fortlief, die sich an die Häuser und Bäume von Ludwigsburg, an die elterlichen Wohnungen, an die Balken der Bühnen und tausend Kleinigkeiten anknüpften. Wir verfolgten das alles, ohne den Namen Freundschaft auf die Lippen zu bringen, weil jeder — ich wenigstens — schüchtern mit dem Worte umging, das ich so sicher und gewiß und glücklich im Innersten spürte und bewahrte. Dann wollte ich Dir am Ende sagen, wie H. dazu kam, all' dieses Heiligthum mit einem unüberlegten Entschluß und ganz unnöthiger Weise aufzukündigen, wie ich betäubt dastand, als träumte ich und müßte an aller Vergangenheit zweifeln, wie [ich] ihn zuletzt auf ein bekanntes Grab im Ludwigsburger Kirchhof hinwies und dorthin appellirte, dann mit lauten Thränen von ihm wegtrat, der auch weinte, ohne zu wissen warum, der von mir schied ohne Grund, den ich geliebt habe, wie ich nur einen Bruder lieben kann[1]). Mir schießt es wieder aus den Augen, wenn ich an den Auftritt denke. Es war Nachts, im oberen Klostergang, die Laternen brannten, und wir standen an einem Fenster, sahen hinaus, weil wir nicht wagten, uns anzusehen. Es war wie eine Comödie, die sich um einen sinnlosen Knoten drehte, wobei aber der Schmerz ernsthaft und wahr gewesen ist.

Lieber Kauffmann! Dann wollte ich ungefähr eben das sagen, was Du mir heute gesagt hast, daß Du der Einzige bist, der mir die blühenden Zeiten meines gestorbenen Bruders auf eine unbeschreiblich schöne, wehmüthige und heitere Weise in sich — und durch jede Gebärde — darstellt. Und nicht nur das. Warum soll ich's nicht sagen, da es doch wahr ist und Du's noch nie aus meinem Mund gehört hast? Ich sage Dir's mit den Worten, die ich vor drei Wochen an einen Dritten schrieb: „In seiner (d. h. in Deiner) Atmosphäre ist etwas, das eine natürliche und unzerstörbare Verwandtschaft mit meinem Wesen hat"[2]). Versteht Er mich? Siehe! nun reut's mich, daß der Satz heraus ist; aber das ist vielleicht eine Art Feigheit. Doch muß dergleichen nicht oft vorkommen.

Was ich aber mit dem Gesagten meine, kann ich ganz auf den H. anwenden. Er weiß es, und darum wiederhol' ich es ihm meiner Lebtage nicht. Auch Du mußt ja nicht meinen, was ich da von ihm vorgebracht, soll Dich veranlassen, mich ihm gelegentlich zu recommandiren. Dieser Gedanke, beim Himmel! kam mir nicht in den Sinn, und ich verbiete es Dir.

H. ist also hier? Ich habe ihn noch nicht gesehen. Verhüte Gott, daß uns ein Zufall an einer Straßenecke zusammenführt! Wenn er mich sucht, so lass' ich mich von ganzer Seele finden. — Wo ist denn Rudolf? — Ich komme unerwartet und bald, denn jetzt ist die Kette gebrochen, und nur eine papierene hat mir der Buchhändler angelegt. Ich habe Dir sagen lassen, daß mich Franckh bei einer neuen Zeitung engagirt hat. Dr. Spindler (der Verfasser des Juden ꝛc.) ist der Redacteur, seit zwei Monaten hier, und ich stehe bereits in einem guten Vernehmen mit ihm. Morgen beziehe ich mein eigenes Logis. Mein Urlaub ist auf ein Jahr erneuert.

Grüße tausendmal die liebe Marie und Alles, was mich zur Noth gern hat!

Dein treuer Eduard.

---

[1]) Vergl. „An Hermann", Gedichte, S. 102.

[2]) Vergl. Brief 38.

41. An Mährlen.

Stuttgart, den 2. November 1828.

Ich grüße Dich, mein theurer Freund, zum erstenmal von meiner neuen Wohnung aus mit brüderlichem Gruße und sage Dir nachher, wohin Du künftig Deine Briefe zu adressiren hast.

Ich habe nun zweimal in meinem eigenen Zimmer geschlafen und gegessen, und wie mir dies beides sehr wohl geschmeckt hat, so wird mir, ich weiß es, auch die Arbeit in diesen freundlichen Wänden schmecken. Aber mehr, als jemals, empfind' ich nun, wie Du mir fehlst, und wenn die Luft, welche zwischen Stuttgart und Augsburg fließt, um etwas geistiger wäre, als sie ist, so müßtest Du mich gehört haben nach Dir seufzen.

Deinen lieben Brief, der länger als gewöhnlich ausblieb, — warum? — hab' ich erhalten und mit Ernst gelesen, dann (ich kann Dir nicht sagen, wozu) aufs neue versiegelt und einige Worte über die Sphinx[1]) weggeflüstert, in welchen Bitte und Ahnung auf eine mystische Weise zusammenflossen. Ich bitte Dich, denke noch nicht hieran (nämlich an das Vicariat), halte Dein Brett noch eine Weile fest! Ich will indessen die Augen nach besserer Beute umlaufen lassen. Laß mich vorerst nur ein wenig warm nisten bei Franckh und Spindler! Ich meine immer, Du wärest der Mann dazu, das Literaturblatt mit müheloser Kritik zu versehen, die nur gefällig und übrigens gesund und kurz sein muß.

Ich will Dich nicht mit einer leeren Hoffnung hinhalten, darum versprech' ich Dir nichts und rathe Dir, noch anderwärts zu reflectiren: aber eine nicht allzu blasse Möglichkeit seh' ich doch. Und dann denke Dir uns beide an einem Ort, für einen Zweck — u. s. w.

Butterjack hat schnell ein Vicariat zu Rosenfeld (bei Sulz) beziehen müssen: er schied mit zornigen Thränen von seinem Plan auf eine Amtsverweserei in Calmbach bei Wildbad.

Hermann H[ardegg][2]) ist von Paris zurück, war kürzlich mehrere Tage hier. Kauffmann bat mich, ihm wieder zuerst entgegenzukommen, was ich aber nicht über mich vermocht habe. Er soll liebenswürdiger, milder, gelassener geworden sein. Ich kann nicht leugnen, daß mir bei der Nachricht seiner Anwesenheit das Herz ein wenig heiß wurde. R. Lohbauer ist noch auf Reisen; man weiß nicht, wo. F. Jung war kürzlich bei mir: ich hätte just fünfzig Gulden nöthig gehabt zu meiner Einrichtung; er versprach sie zu schicken ohne Anstand; sie sind aber in acht Tagen noch nicht gekommen. Habes ex hoc quod male placet exemplum. Expectemus cetera.

Zu guterletzt: schreib' mir bald! Meine Adresse ist: theol. cand. Ed. M. im Dr. Keller'schen Haus parterre, Sophienstraße. (Ich bin NB. nicht Doctor wie Du; Spindler überschrieb in einem Billet: „Privatgelehrter" an mich. Gelt? Charmant!) Ich wohne übrigens recht angenehm in einer meist neugebauten Gegend der Stadt unweit der Tübingerstraße; ich habe zwei artig tapezirte Zimmerchen, wohl werth, daß Du mich darin besuchtest. Leb' wohl!

Dein treuer Eduard.

42. An Ludwig Bauer.

Stuttgart, den 9. December 1828.

Vor ein paar Minuten hab' ich Deinen Brief vom 1. December erhalten (nach einem langen Umweg, den er mit Nach- und Wiederzurückschicken machte, weil ich in der Zeit verreist war). Ich möchte nur Wunderworte haben und eine Adlers-

[1]) Mörike führte eine Sphinx im Siegel.

[2]) Vergl. den vorigen Brief.

jeder vom Haipfelberg[1]), daß ich Dir sagte, wie freudig er durch meine Seele tobt. Das hat auch seine besondere Bewandtniß. Ich will Dir sagen. Schon den ganzen Sommer her, den ich theils in Scheer, theils in Buchau, dann mit ewigen Reisen in Gesellschaft meines durch Familiengeschichten bedrängten Onkels, Procurator M[örike], z. B. nach München, aber nicht nach Augsburg, und zuletzt hier in seinem Hause hinbrachte, kamen der Augenblicke genug, wo die alte Liebe zu Dir wie mit hundert Messern in mir wühlte. Das hat seine Richtigkeit, unbeschworen, oder ich bin ein Hundsfott. Nun ging ich hier einen Handel mit Franckh, Du weißt schon, mit seiner Damenzeitung, ein; ich machte aber die Präliminarien schon so halb und halb mit Bangen, wie die Katze, die im Regen ihre Pfote nicht naß machen will. Ich sah — oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den E. Mörike besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungenschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. Das ließ ich aber dem guten Kerl nicht gelten, oder vielmehr ich hörte ihn gar nicht an und wies ihm — die 50 fl. monatliche Vorausbezahlung, die mir der Buchhändler ungefordert gab, eh' er fast einen Buchstaben von mir hatte; die erste Wurst aber, so ich von dem Geld aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh' vierzehn Tage vergingen, hatt' ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe. Und so fort. — Höre, Bruder! Du wirst bei diesen Zeilen bereits ein verdrießlich Gesicht gemacht haben; bevor Du aber ausrufst: „Der Teufel soll ihn holen! Es ist ihm nichts recht. Es will nirgend voran mit ihm, und ich ziehe meine Hand von ihm ab," so bedenke, was für eine bemitleidenswerthe Sache es ist, wenn einer das Miserere kriegen will. Bevor Du es soweit mit Deinem Freund kommen lässest, gib ihm Deinen Rath! Du bist sein bester Doctor, denn Du kennst seine Natur am gründlichsten. Sieh! da war ich neulich bei meiner Mutter in N[ürtingen], sagte ihr den ganzen Krangel[2]) so offen, wie [ich] ihn da Dir sagte. Sie erschrack und betrübte sich nicht wenig; sie meinte, ich würde nun morgenden Tags den ganzen Plunder über den Haufen werfen, den Contract mit den Zähnen in Stücke reißen, das Logis, das ich mir seit sechs Wochen gemiethet, in Brand stecken und dem Satan und seiner Großmutter durchs Kamin nachfliegen. So arg war's freilich noch nicht. Ein kleiner Revolutionsplan war im Hintergrund meines Kopfes aber schon angelegt: ich dachte mir so eine artige und manierliche Piano-Auflösung, und die Haut juckte mir tüchtig. Einige Einwendungen konnte ich meiner Mutter nicht bestreiten, andere hätt' ich einem Freund, wie Du, wohl widerlegt. Zu den erstern gehört z. B. einige Blamage bei meinen Verwandten und sonst Leuten, die gerne lachen und Impotenz dahinter suchen. Doch das ließe sich machen: zu der andern Hälfte gehört die Frage, warum ich mich wenigstens nicht ein Halbjahr zwingen könne. Sieh! dies Alles ging und kreuzte und trommelte und zischte durch mein Inneres, ich stand düster am Fenster und fraß an meiner Faust — da flog es mit einmal wie ein Licht in mir auf: der Gedanke an Dich war's. Ich rief plötzlich meiner Mutter zu: Wenn nur jetzt der Bauer da wär'. — „Ja, das ist wahr," sagte sie ganz aufgeheitert. „Wenn er doch gleich zur Thür 'rein spräng'!" — Bei Gott! ein paar Secunden lang beging mein Geist die sonderbare Thorheit, mir zuzuflüstern, Du werdest kommen. Ich lauschte, wie ein Wild, wenn es plötzlich stillestehend die Oehrlein reckt, weil der Jäger pfiff. O wie zog ich an Deinem Herzen! Aerger kann der Bube nicht am Glockenstrang sich verzappeln, wenn es in seines Vaters Haus brennt. — Bauer! Bauer! und heut' bekomm' ich Deinen Brief. Was ist das? Hast Du mich läuten hören? Ich glaub' es, wenn zehn Stock-Professores sagen: „Was! Sympathie!" Ich muß Dir, eh' ich auf Deinen Brief zu sprechen komme, doch noch bemerken, daß ich eine Reise zu Dir so hudel- und rudelschnell

[1]) Vermuthlich eine Mörike'sche Erfindung (Haipfel schwäbisch für Federkissen).

[2]) Provinzialismus: eigentlich Verschlingung der Fäden an einem Gespinste, übertragen Verwicklung, Verwirrung.

projectirte, als ein Feuerrad im Kopf nur laufen kann. Bei besserem Verstand sah ich aber gleich die Haken, oder vielmehr meine Mutter zeigte sie mir, hieß mich aber doch drauf denken, Dich bald zu sehen.

Wie ich Deinen Brief nach dem ersten flüchtigen oder fliegenden Lesen niederlegte, rief ich überlaut: „Lieber, herrlicher Kerl!“ so daß mein Ofen im Eck nicht wußte, mit wem ich denn rede, und meinte, es ging' ihn an. Doch sagt' er nichts. Daß mir die hellen Tropfen vorm Aug' standen, sah hingegen der Esel nicht.

Jetzt bin ich in einer munteren Stimmung und könnte tanzen. Du brennst mir durch alle Adern. Sinn' ein Orakel aus! bring' mir's mit! heut' lieber als morgen, und ich will es befolgen, wär's auch, daß man mir einen glühenden Pfahl die Gurgel heraustreiben müsse.

Noch eins, damit Du mich doch einigermaßen begreifst, was meine Aversion vor der Zeitungsschreiberei betrifft. Das, was ungefähr von Poesie in mir steckt, kann ich nicht so tagelöhnermäßig zu Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich zu so einer Arbeit hinsetze, auch schlechterdings nicht im Stande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freiern, unbefangenen Zug der Begeisterung zu bekommen, wie es doch sonst bei mir ist oder war, wenn ich für mich oder gleichsam für gar Niemanden etwas unternahm. Gleich verkleinert und schwächt sich Alles, was eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an, wo ich fühle, daß ich's für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet. Dann zupft es auch immer an mir, ich solle und müsse Gegenstände von höherem Werth, größerer Ausdehnung und in bedeutenderer Form vornehmen. Damit meine ich die dramatische, deren Wesen in Verbindung mit einem mächtigen Stoff mich auch (nächst dem Lyrischen) fast einzig in die rechte Wärme kommen läßt, während ich bei jeder prosaischen Erzählung bald ungeduldig und laß werde, besonders unter Umständen, wie sie mir der Gang der Zeitung und das ganze Manufacturwesen mit sich bringt. Ich denke oft mit tiefer Sehnsucht an meine früheren Pläne und zwar immer noch mit Hinsicht auf Dich . . . . . [1]) Seit einiger Zeit aber schwebt mir mit heller Deutlichkeit eine Gattung von tragischen und komischen Schauspielen phantastischer Natur vor, welche meiner eigenen vielleicht auch näher steht, als das Historische. Ich habe eine Erfindung dieser Art im Kopf zur Probe angesponnen, die ich, je eher, je lieber, zur Ausführung bringen möchte. Aber so etwas, was ich wie einen goldnen Schatz nach Herzenslust und ungestört haben möchte, darf mir in meiner gegenwärtigen Lage nicht einfallen; sonst möcht' ich gar aus der Haut fahren . . . . . [1])

43. An Mutter und Bruder Karl.

Bernhausen, den 15. December 1828.

Liebste Mutter, liebster Karl!
(Zunächst an die liebe Mutter gerichtet.)

Ich ging gestern früh um acht Uhr, der Verabredung mit Adolf [2]) gemäß, von Stuttgart nach Vaihingen in die Linde, wo wir zusammen kommen wollten. Bald erschien denn auch Bruder Adolf recht pünktlich und traute seinen Augen kaum, als er mich sah, weil er mich kaum für den Mann von Wort gehalten hätte. Unsere Freude war gegenseitig ungemein herzlich und aufrichtig. Gewiß hatte ich auch alle Ursache dazu nach allen den unzweideutigsten Zeichen von dem wahrhaft glücklichen Zustand, in welchem Adolf sich wirklich befindet. Ja wohl hast Du recht, wenn Du sagst, das gute Gewissen stehe ihm auf der Stirne geschrieben. Ich fand einen außerordentlichen Eifer für sein Handwerk, eine unerschöpfliche Beredtsam-

[1]) Ein Stück des Briefes ist abgerissen.

[2]) Mörike's jüngster Bruder (1812—1876).

keit in angenehmen oder respecterweckenden Schilderungen seiner Lage und dabei so viel kleine unbeabsichtigte Merkmale von Kindlichkeit und — ich darf sagen — von frommer Liebe gegen die Seinigen und besonders gegen Dich, daß ich manchmal Mühe hatte, mein Wohlgefallen soweit zurückzuhalten, als eine gewisse Vorsicht es immerhin gebot. Er wies mir seine rauhen Hände, beschrieb mir seinen ganzen Taglauf auf eine mitunter äußerst treffende Weise; er hatte noch an demselben Morgen früh um fünf Uhr an einem Nähkissen für Klärchen[1]) gearbeitet (wozu er das schöne Maserholz neulich selbst auf der Straße gefunden, und wozu Klärchen von Tagersheim[2]) ihm die nöthige Staffirung gab). Sein körperlicher Zustand ist der beste, und gewiß ist in diesem Bezug kein Rückfall mehr vorgekommen, seit die Medicin gebraucht wird. Ich fand in seiner Brieftasche außer Schreinersmaßen und dergleichen Bemerkungen unter anderem auch eine Art Heimathkalender, worin Tag für Tag gestrichen wird bis zum gehofften Wiedersehen der Seinigen. Dies darf Dich aber keineswegs bekümmern, als wenn er ein Heimweh hätte, das ist keineswegs der Fall; auch ist er in Hinsicht Deiner Abwesenheit über die Feiertage ganz zufrieden gestellt, er wird in dieser Zeit nach Bernhausen oder Nürtingen gehen, um namentlich für die Frau Tante Stadtschreiber[3]) dort Einiges zu arbeiten. Dieser Gedanke und erhebende Bewußtsein der Gunst von Seiten der Verwandten macht ihn ganz glücklich. Am Christtag kommt er über Nacht zu mir und fragt zugleich, ob ich ihn nicht nach Bernhausen u. s. w. begleite. (Denn nicht unmöglich ist es, daß ich bis dorthin meiner Pflichten in Stuttgart entbunden bin. Davon gleich nachher, und zwar soll dieser Punkt nicht den unangenehmsten Theil dieses Briefes für Dich ausmachen.) Wir hatten uns zu unseren Besprechungen ein eigenes Stübchen vom Wirth geben lassen, wo wir denn auch zu Mittag aßen. Während dem kam, wie ich voraus wußte, Herr Onkel Heinrich[4]) mit seinen zwei Buben. Er hatte einen großen Umweg hierher gemacht und setzte sich auf ein Stündchen recht freundlich und friedlich zu uns, zog dann, abermals mit einem Umweg, wieder nach Hause, wo er auf vier Uhr Nachmittags das Essen bestellt hatte. Die beiden Brüder (nämlich der Schreiner und der Candidat) blieben wohl noch eine Stunde beisammen, denn das Scheiden fiel ihnen wahrhaftig schwer. Ich war übrigens bereits entschlossen, mich recta nach Bernhausen zu wenden, wohin es etwa zwei Stunden Wegs sein mochte; ein durch den Stiefel wund gewordener Fuß hätte mich fast in große Noth gebracht: da kam Adolf auf den Gedanken, ob wir unsre Stiefeln nicht wechseln könnten, und richtig ging das ganz vortrefflich und diente zu meiner großen Erleichterung. Adolf's Freude über diesen glücklichen Zufall war fast noch größer als die meinige und rührte mich herzlich. Er sagte bei dieser Gelegenheit, daß er mir meine Stiefel herzlich ausspannen und zum Beweis seiner Putzfertigkeit aufs Schönste gewichst nach Stuttgart schicken werde. Nun begleitete er mich noch eine gute Strecke und beschrieb mir den nächsten Weg nach Bernhausen unfehlbar. Dann schieden wir, wie Brüder scheiden.

Bei des lieben Onkels langte ich etwa eine halbe Stunde vor dem Nachtessen an. Man empfing mich wie einen lieben Gast, was mir denn auch nicht wenig Muth zur Eröffnung des kleinen Geheimnisses machte, das ich auf dem Herzen trug, womit ich jedoch erst den andern Morgen hervorzurücken dachte. Ich nahm, besonders während des Essens, alle meine Munterkeit zusammen, um eine günstige Stimmung für mich zu erwecken. Das gelang mir denn auch ganz sichtbar (Luise

---

[1]) Mörike's Schwester, 1816 geboren, lebt noch im Damenstift zu Neuenstadt am Kocher.

[2]) Klara Schmid, geb. Neuffer, deren Mann damals Pfarrer in Tagersheim (Oberamt Böblingen) war.

[3]) Eine Schwester von Mörike's Mutter, mit Stadtschreiber Planck in Nürtingen verheirathet.

[4]) Zollcontroleur Heinrich Mörike in Stuttgart.

von Grafenberg[1]) mit einem Kinde und Rikele Krehl[2]) waren auch da). Ein angenehmes Gefühl, das ich lange nicht gehabt hatte, und ein ganz eigenes war's mir, als die Tante mir das Bette zurichtete, die Bettflasche rückte und unter lustigen Anspielungen auf unsere beiderseitige Schwachheit in Bezug auf Nachtbeängstigungen „Gute Nacht!" sagte. Ich träumte fast bis an den Morgen davon, wie ich dem lieben Onkel meinen Veränderungsplan entdeckte, wie ich damit aufgenommen werde u. s. w. Der Traum war aber bei Weitem nicht so erfreulich, als nachher die Wirklichkeit ausfiel. Nachdem nämlich die liebe Tante, welche einiges auf der Messe zu kaufen hatte, abgereist war, stellte ich mich vor den lieben Onkel (in seiner Studirstube) hin und sagte: „Was würden Sie davon halten, wenn ich entschlossen wäre, nächstens ordentlicher, williger Vicar zu werden." Sein Gesicht erheiterte sich ganz und gar, wie ich es selten gesehen habe, und nun kannst Du Dir das darauf folgende Gespräch selber denken. Ich las ihm die beiliegende Unterredung mit Professor Schwab vor, welche vor etwa fünf Tagen wirklich stattgehabt hatte, und die ihn sehr erfreute. Bis jetzt ist noch nichts Näheres über die nächsten Vorkehrungen gesprochen und ausgemacht worden. Dem Dr. Spindler schrieb ich bereits die Gründe, die mich bestimmen könnten, mein Engagement wieder aufzulösen.

Herr Onkel Georgii weiß noch nichts, soll's aber bald erfahren, und ich sehe voraus, daß ihm die Nachricht nicht eben mißfallen wird. Und was sagt meine liebste Mutter zu der Sache? Was sagt Karl dazu, wenn der Fuffentanz[3]), der in Scheer nur immer negativ getanzt wurde, nun positiv würde. Es ist mir übrigens sehr ernst, und ich weiß nicht, seit ich das Leben im Pfarrhaus zu Bernhausen so ansehe, bläst mich der geistliche Hauch ganz agréable an.

Es ist nun sechs Uhr Abends: man [hat] soeben das Vesperbrot eingenommen und schreibt nun allgemein am großen Tisch.) Ich lasse den Karl bitten, diesen Brief als zum Theil auch für ihn geschrieben anzusehen. Leset meine Beilage recht aufmerksam! und Ihr werdet mir recht geben, recht geben auf alle Fälle.

Gieb doch bald Antwort! Vielleicht treff' ich einen Brief bereits in Stuttgart an. Morgen früh geh' ich ab. Vielleicht erwartet auch der Herzens-Bauer mich schon. Dieser wird vollends Alles ins Gleiche setzen. Franckh, der vergötternde Verleger eines neuen Trauerspiels von ihm, hat höllischen Respect vor ihm.

Grüßet Alles, besonders Louis und Klärchen! Lieber Karl, habe Geduld mit mir! Euer treuer Eduard.

Ich erstaune selbst über die Figur da linker Hand[4]). Lieber Gott! Aber ich erstaune mit freudiger Hoffnung auf eine ganz neue, nie vermuthete Zukunft. Tausend Grüße von den lieben Bernhäusern!

44. An Mährlen.

Stuttgart, den 20. December 1828.

Liebster M.!

Eine Neuigkeit, die Dir im ersten Augenblick sehr wunderlich, im zweiten aber höchst begreiflich vorkommen wird: der ganze Franckh'sche Handel wird wieder von mir aufgesteckt. Ich bin die letzten Wochen her fast crepirt vor Ekel an der Sache und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir

[1]) Eine Schwester von Klara Schmid, mit Pfarrer Lemepp in Grafenberg (Oberamt Nürtingen) verheirathet.

[2]) Eine Cousine Mörike's.

[3]) Wohl Dialekt für Funkentanz. Am sogenannten Funkensonntag, dem ersten Sonntag in der Fastenzeit, werden nach schwäbischem Brauch von der ländlichen Jugend Feuer angezündet und um diese Tänze aufgeführt.

[4]) Eine Zeichnung von Mörike's Hand, die ihn selber als Pfarrer darstellt.

jemals, auch nur ein Vierteljahr, bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie sich die Schwindsucht dabei hole. Denk' Dir Alles selbst! Und nun soll wie ein Donnerschlag das Wort auf Dich fallen oder Dich wie ein Traum narren: „Ich gehe mit zehnmal mehr Lust und Willen aufs Vicariat, als ich es verließ." In wenigen Tagen oder vielmehr heut' oder morgen kommt der Bauer von Ernsbach, der wird mich investiren — und dann im Sturmschritt auf die Hohenstaufen los, die die ganze Revolution bei mir angeschürt haben.

Aufs Vicariat?! Höre, Freundchen! ich habe Deine Bittschrift[1]) noch nicht eingereicht, weil mir eine — vielleicht falsche — Ahnung sagte: Der Mährlen denkt vielleicht wie ich. Entscheide Dich schnell! Willst Du noch eine Zeit lang mon[t]golfiren, so geht spornstreichs die schönste Supplik ans Consistorium. Willst Du Dir aber ein Herz fassen, wie ich's mir gefaßt habe, so komm' in patriam zurück! Da triffst Du Deinen Freund, wir schütteln uns die Hände dann mit den Worten: Waren wir nicht Narren, Herr College, uns so an der lieben Mutter Kirche zu ärgern? Aergerten uns an ein paar Kleinigkeiten und ließen die schönsten Vortheile darüber zum Henker gehen.

Ich will Dir nicht zureden. Wenn die Rücksichten, die Dich binden sollten, größer sind, als die mich zum Aufbruch treiben, so will ich nichts gesagt haben. Ist das aber nicht, so komm'! Ich wünsche nichts so sehr als dies, um Deinetwillen wie um meinetwillen. Wie Schuppen fiel's mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist) sicherer und lustiger verfolgen kann als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist.

Gelt? Das heißt sich aufs Maul geschlagen gegen meine früheren Briefe! „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt ꝛc." Adieu! Schreib' unverzüglich!

Dein treuer Eduard.

N. S. In diesem Augenblick bekomm' ich einen Brief von Bauer aus E[rnsbach], der mir ganz den Kopf wirbeln macht. Ich habe nicht mehr Zeit, als Dir ein paar Töne daraus anzuschlagen: „E., versprich mir's, folg' ein einziges Mal meinem Rathe, und dies einzige Mal sei jetzt! Es ist, als ob mir's ein Gott dictirte, ich meine, es könne nicht anders sein: Ziehe zu mir, bis Du bestimmte sichere Aussichten auf irgend eine Dir angemessene Stelle haben wirst ꝛc.!" Uebrigens räth er mir, vorderhand den Franckh nicht aufzugeben, und stellt dies Geschäft in seinem Hause gar plausibel dar. Ich weiß nicht, was ich thun will, glaube aber, daß meine Verwandten u. s. w. es nicht zugeben. Gieb acht! es bleibt doch beim Vicariat.

Vivi Vicariat,
Vivat Vicariat![2])

---

[1]) Um Erneuerung des Urlaubs beim Consistorium.

[2]) Darunter ist ein Kopf gezeichnet mit der Umschrift: „Der Mann hat soeben, Essig getrunken."

Der Aufschwung Südafrika's.

Von

Albrecht Wirth.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Einen großen Wendepunkt in der Geschichte Südafrika's bildet die Entdeckung der Diamantenfelder, welche die der Goldfelder nach sich zog, und die mit einem Male Wüsteneien mit blühenden Städten erfüllte, den Handel auf das Achtfache steigerte und einen völligen Umschwung in der Wirthschaft des Landes hervorrief. Der Farmer fand als Frächter hohen Verdienst und für seine Ackerfrüchte ein ausgezeichnetes Absatzgebiet, aber auch der Kaufmann, der Industrielle, der Techniker wird mit gutbezahlten Aufträgen überhäuft, die gebildeten Klassen aufgerüttelt, zu kühnen Unternehmungen aufgestachelt, der Wettbewerb beginnt, und die Cultur steigt. Durch die neuen Städte wird die Ausdehnung der Eisenbahn nothwendig, mit ihr wird es leichter, europäische Dinge einzuführen, europäischem Wohlleben sich anzupassen, zu dessen Kosten die edlen Gesteine das erwünschte Mittel bieten. Der Einfluß auf die Bevölkerung ist jedoch von zweischneidiger Art. Wohl werden so manche schlummernden Fähigkeiten zur Entwicklung gebracht, indeß, es kommt nun auch ein schlechteres Element in die Bevölkerung. Bisher war es glücklich vermieden worden, daß Sträflinge in der Colonie arbeiteten, die Einwanderer waren durchaus achtenswerthen, oft hervorragenden Geschlechts; nun kommen Abenteurer, zum Theil von dem wilden Leben der Goldfelder Californiens und Australiens, Gesindel aller Art strömt an dem gewinnversprechenden Diamanten- und Goldmarkte zusammen, und auch die Eingeborenen werden zu Dieberei, zu wüstem Leben, zu Mord und Todtschlag veranlaßt.

Die Buschleute kannten bereits den Diamanten, sie benutzten ihn, um in ihre Steinärte Löcher für die Schäfte zu schneiden. 1867 befand sich der Händler John O'Reilly im Hause des Buren Van Niekerk und sah dessen Kinder mit einem glänzenden Steine spielen, den ein Buschmannsbub am Oranje bei Hopetown aufgelesen hatte. Der Händler kaufte den Stein um

ein Geringes und legte ihn Dr. Artherstone in Grahamstown vor; dieser erklärte den Fund für einen Diamanten von 21 Karat und einem Werthe von 10000 Mark. Der Stein ward für O'Reilly in London an Sir P. Wodehouse verkauft. Die Gegend von Hopetown ward nun gehörig durchsucht, allein erst 1869 stellte man das für den Abbau genügende Vorkommen von Diamanten außer Zweifel. Van Niekerk erhandelte von einem Griquahäuptling für fünfhundert Schafe, zwölf Rinder und zwei Pferde den „Stern Südafrika's", für den ihm das Haus Lilienfeld & Co. 200000 Mark bezahlte; der Stein wog 85 Karat, nach dem Schliff 46 Karat. Der „Stern" glänzte noch auf der Industrieausstellung zu London und gelangte schließlich in den Besitz des Earl von Dudley, der ihn für seine Braut erstand. Nachdem dann noch einige Officiere bedeutende Funde gemacht hatten, sahen die Ufer des Oranje und des Vaals im Anfang 1870 an 10000 Abenteurer, eine Zahl, die in dem nächsten Jahre, als Kimberley gegründet wurde, einmal bis auf 50000 stieg. Jetzt zählt die Stadt 30000 Einwohner, verliert aber fortwährend an Volkszahl und Bedeutung.

Bis hierher läßt sich die Entwicklung Südafrika's mit der Australiens vergleichen. Der geologische Aufbau, das eigenartig alte Gepräge von Pflanzen- und Thierwelt, die große Trockenheit der Luft und des Bodens, das späte Vordringen neuzeitlicher Nutzthiere und Nutzpflanzen, sowie die langsame Besiedelung durch die germanische Rasse sind beiden Erdtheilen gemeinsam. Die europäischen Siedler entreißen den Eingeborenen das Land, lichten die Wälder, gewinnen der Erde ihre Schätze an edlen Metallen und Steinen ab und tauschen den Gold- und Viehreichthum des Landes gegen europäische Gewebe und Genußmittel aus. Ueberall ist Wohlbehagen und mäßige Fülle verbreitet; innerhalb eines Menschenalters steigen die Colonisten von einer tiefen Stufe zu einem hohen Rang in Bildung und Sitte empor. Beide Länder stehen unter nomineller Abhängigkeit von England, sind aber weit genug von Europa entfernt und durch eigene Arbeit, eigene Thatkraft und Unternehmungsgeist hinlänglich erstarkt, um eine besondere coloniale Cultur, ein eigenes colonialeS Selbstbewußtsein zu entwickeln, das auf völlige Lostrennung vom Mutterlande ausgeht. Obwohl jedoch ein Jahrhundert früher besiedelt als Australien, dessen Geschichte mit 1787 erst anhebt, und obwohl mit reicheren und mannigfaltigeren Bodenschätzen ausgestattet und in der Beschaffung billiger Arbeitskräfte besser gestellt, hat doch Südafrika eine weit langsamere Entwicklung gehabt, als seine Schwester im Osten, und die Zahl seiner weißen Ansiedler ist kaum ein Sechstel von der Australiens. In dieser späten, aber dann ungemein raschen Erschließung läßt sich Südafrika nur mit Californien vergleichen, das schon im sechzehnten Jahrhundert entdeckt, Ende des siebzehnten spärlich besiedelt und erst seit 1849, da aber im Sturm, von den Europäern erobert wurde; es wird indeß auch von Californien in der Bevölkerungszahl der Gegenwart glänzend geschlagen. Der dunkle Erdtheil enthüllt nur widerwillig seine Geheimnisse, mit Widerstreben gibt er seine Schätze, jeder Fußbreit Landes wird mit Krankheit und Tod bezahlt. Dazu ist der afrikanische Eingeborene zäher und lebensfähiger, als alle anderen Eingeborenen

uncivilisirter Länder, mit denen überhaupt noch die Europäer in Berührung gekommen; seine Volkszahl wächst rascher als die der Weißen.

Der Freistaat hatte sofort das Diamantengebiet zum Staatseigenthum erklärt, auch erhob der Transvaal Ansprüche, da mischte sich England ein und schob den alten Griquahäuptling Waterboer vor, der den Strich an England abgetreten hätte. Der Freistaat wich der Gewalt; nach vielen Jahren erhielt er ein Bettelgeld von 1700000 Mark als Abfindung ausgezahlt für Gruben, deren jährlicher Durchschnittsertrag 80 Millionen Mark überstieg. Griqualand ward zuerst zur selbständigen britischen Colonie erhoben, schlug auch Erhebungen der Eingeborenen siegreich nieder, allein die Mißstände in der Verwaltung zwangen zur Einfügung des Landes in die Capcolonie; seitdem ward es besser.

Im Transvaal hatte man die Abtretung der Diamantenfelder an England mit Ingrimm angesehen, Unruhen brachen aus, dazu kam ein Grenzstreit mit Natal, und Pretorius legte zum zweiten Male seine Präsidentschaft nieder; an seiner Statt ward ein der liberalen Richtung angehöriger Prediger der Colonie, Burgers, erwählt. Immer sind die Buren um verständige und europäisch gebildete Staatsleiter sehr verlegen gewesen. Die neue Wahl war ein völliger Fehlgriff. Burgers war ein begabter und beredter Mann, allein durchaus unpraktisch und schwankend in seinem Wollen und Können. Zunächst erhob sich die starrgläubige Richtung, die, in ganz veralteten Vorstellungen befangen, von keiner Neuerung in Glaubenssachen wissen wollte, gegen den neuen Staatsführer; Hunderte verkauften ihre Ländereien, zogen lieber in die Wildniß und führten ein Leben der härtesten Entbehrung, als daß sie Belial dienen wollten. Die Einen hielten sich in den Gegenden am Limpopo und in der großen Durststrecke bei Schoschong, ein beträchtlicher Theil wanderte unter van der Merve nach dem fernen Westen, hinüber nach Damaraland. Entsetzlich waren ihre Leiden, Angriffe der Betschuana, Hinsterben des Zugviehes, Mangel an Lebensmitteln; es kam vor, daß siebzig aus verzweifeltem Hunger Giftbeeren aßen und elendiglich zu Grunde gingen. Viele jener Auswanderer kehrten zurück, eine kleine Schar gelangte bis an die Grenzen der Ovambo in Westafrika und errichtete dort eine Republik Upingtonia. Ein dritter Bruchtheil, lediglich durch den Ehrgeiz eines Führers verleitet, der Präsident eines auch noch so kleinen Gemeinwesens werden wollte, ging in der Kalahari unter. 1875 begab sich Burgers nach Europa, um dort das Geld für eine Eisenbahn nach der portugiesischen Küste zu sammeln; er erlangte ein Anlehen von Holland, indeß die Ausführung des Planes geschah so lässig, daß der gekaufte Vorrath an Maschinen und anderem Geräthe in den holländischen Häfen liegen blieb und halb verfaulte, bis ihn später England übernahm. Der verfrühte Gedanke einer Eisenbahn ist das Unglück des Transvaals gewesen, er hat den Staat in langwierige Schulden gestürzt, dadurch viele Jahre in Abhängigkeit von England gebracht, bis die Schuld durch die unerwarteten Goldfunde endlich eingelöst wurde.

Das Capland befestigte sich während dieser Zeit im Innern und nach außen. 1872 wurde die Sehnsucht aller erstarkenden Colonien, die verant-

wortliche Regierung, eingeführt; der äußere Besitz rundete sich nun auch zusehends ab. Auf die Einverleibung von West- und Ostgriqualand folgte die von Fingo- und Tembuland und dem Transkai. Die Basuto mußten die Oberhoheit der Königin anerkennen.

Nun sollte auch Transvaal angefügt werden. Burgers suchte gegen derartige Gelüste Anschluß bei Deutschland, Portugal, Holland und Belgien. Von Deutschland abgewiesen, fand er bei den Niederlanden Unterstützung; allein sein Ansehen bei den Buren war tief erschüttert, unnütze äußerliche Neuerungen, die seiner Eitelkeit dienten, verstärkten die Unzufriedenheit, dazu kam ein unglücklicher Krieg mit Secucuni und die Geldnoth des Staates, der zu Zinsen von zehn bis zwölf Procent nur mit Mühe noch Darlehen erhielt.

Im Jahre 1876 brach ein Aufstand des mächtigen Secucuni im Nordtransvaal aus, den die Buren nicht beizulegen vermochten. Die Engländer verhandelten mit ihm, Kekwayo und den Swazie über die Köpfe der Buren hinweg und versprachen ihnen, ihre etwaigen gerechten Ansprüche zu erfüllen. Der Krieg mit Secucuni kam England gerade recht. Unter dem Vorwand, daß es für die Sicherung des eigenen Besitzes eine gebieterische Nothwendigkeit sei, der Verhältnisse im Nordtransvaal sich anzunehmen und womöglich die Buren einmal wieder gegen die Schwarzen zu schützen, denen sie wie kein anderer Weißer den Herrn gezeigt, schickten sie Theophilus Shepstone nach Pretoria. Er hatte den Auftrag, das Transvaal englisch zu machen, falls die Regierung oder die Einwohner oder auch nur ein genügender Theil der Einwohner es ausdrücklich wünschten, englische Unterthanen zu sein. Ein elenderes Schauspiel kann nicht leicht aufgeführt werden. Es ging an ein Sammeln von Unterschriften; von 8000 stimmfähigen Buren begrüßten etwa 2500 den englischen Bevollmächtigten, dazu war in dieser Begrüßung die Frage der Annexion meist gar nicht berührt; jedoch genug für den eifrigen Shepstone, am 12. April 1877 die englische Flagge in Pretoria zu hissen. Das Staatsoberhaupt widersetzte sich, und die Bürger schauten trübe; in der Folge nahm aber Burgers eine englische Pension und beschloß seine Tage am Cap, und auch die anderen Volksführer, wie Krüger und Joubert, verschmähten es nicht, unter den Engländern Aemter zu bekleiden

Darauf ward die Colonie durch einen neuen Kaffernkrieg heimgesucht. Die Galekas unter Kreli, die Gaikas unter Sandilli, die Pondo, Tembu, Tambuki, sowie die Basuto und Betschuana auf den Diamantenfeldern erhoben sich zu einem allgemeinen Aufstand. Kekwayo aber, der Zulukönig, saß unthätig in seinem Kraal zu Ulundi, von Eifersucht und gekränktem Ehrgeiz verzehrt, weil der Oberbefehl über sämmtliche Kaffernstämme ihm verweigert worden war. Shepstone hielt ihn hin mit schleppenden Unterhandlungen über strittiges Gebiet am Blutflusse, während die Kugeln der Weißen die Reihen seiner Stammverwandten lichteten. Des Königs Unschlüssigkeit und Unthätigkeit ermöglichte die Niederwerfung der übrigen Kaffern.

England hatte jetzt die Hand gegen Kekwayo frei und stellte ihm ein Ultimatum, das nicht nur die Uebergabe des strittigen Landes am Blutflusse verlangte, sondern auch einschneidende Verbesserungen in der Rechtspflege und

zuletzt eine Art Anerkennung britischer Oberhoheit forderte. Kekwayo antwortete, er sei so gut Souverän wie die Königin, und sie habe ihm nichts zu sagen. Die Engländer waren zu dem Kriege unvollkommen vorbereitet und hatten die Zulu gründlich unterschätzt. Das sollte sich bitter rächen. Bei den Isandhlwana-Bergen erlitten die britischen Truppen eine blutige Niederlage, bei der Prinz Napoleon fiel; ganz durch eigene Schuld, da sie auch nicht die gewöhnlichste Sicherung vorgenommen hatten. Damals ging noch kein Draht nach Europa, und es dauerte sechs Wochen, bis die neuen Truppen in Natal anlangten. Nach großen Geldopfern gelang es, eine hinreichende Macht dem Zulukönig, der inzwischen in seinen Kraal zurückgekehrt war, entgegenzustellen und ihn in mehreren Schlachten zu vernichten. Das soldatische System wurde zerstört, das ein halbes Jahrhundert lang sich behauptet, die Waffeneinfuhr verboten, gewisse Freiheiten in Handel und Wandel angeordnet und das ganze Zulugebiet unter dreizehn kleine Könige aufgetheilt; kein Krieg sollte fortan ohne Genehmigung Großbritanniens geführt werden. Kekwayo ward in der Capstadt internirt, jedoch schon das Jahr darauf in sein allerdings sehr verkleinertes Reich zurückgeführt, wo er 1884 gestorben ist.

Im Transvaal gährte es. Nachdem die Buren nur einmal recht über das, was geschehen, zur Besinnung gekommen, begann der alte Haß gegen England wieder hoch aufzulodern. Allerdings hatte dieses der Finanznoth ein Ende gemacht, indem es 2 Millionen Mark zur Ordnung der Verhältnisse bewilligte und das Land mit Geld überschwemmte; dann hatte es mit großer Anstrengung unter Beihülfe der Swazie den mächtigen Secucuni besiegt, wobei der ehemalige preußische Officier Schlickmann eine hervorragende Rolle spielte; aber alles das konnte den tiefeingewurzelten Widerwillen der Buren gegen ihren Erbfeind in Südafrika, der sich zäher und unerbittlicher erwies, als alle Stämme der Eingeborenen, mit nichten besänftigen. Ein Triumvirat volksfreundlicher Männer trat hervor, darunter Paul Krüger.

Krüger ist 1825 bei Colesberg in der nördlichen Colonie geboren, er machte die Züge der „Voortrekkers" mit und war seit 1862 Generalcommandant und Mitglied des ausführenden Raths. Er ist mächtig gebaut, sein Gesicht erinnert an den grollenden Löwen, trotzige Bismarckaugen unter buschigen Brauen zeichnen ihn aus. Außerordentlich vorsichtig und schlau, ganz ein Mann nach dem Herzen der Buren, hat er seinen Feinden lange Jahre viel zu schaffen gemacht, bis er doch zuletzt dem weitausgreifenden Genie von Rhodes unterlag.

Das Triumvirat Krüger, Pretorius und Joubert stellte sich an die Spitze des Volkes und suchte in geheimen und öffentlichen Versammlungen den Haß gegen die Fremdherrschaft zu schüren und den Widerstand vorzubereiten. Der Aufstand brach aus. Die Engländer wurden in sechs Schlachten aufs Haupt geschlagen, bei Bronkhorstspruit, bei Potchefstroom, in der Nähe von Pretoria, bei Lang's Neck, bei Shuinshoogste und dem Majubaberge. In allen Gefechten war die Zahl der Buren bei Weitem geringer, als die ihrer Gegner; da sie indessen durch ihr ausgezeichnetes Auge, ihre Ruhe und die beständige Uebung in der Jagd es in der Treffsicherheit so weit gebracht haben, wie schwerlich

ein anderes Volk, so erlagen überall die im Schießen schlecht geschulten britischen Truppen. In der letzten Schlacht zeigte sich über alle Zweifel erhaben die Ueberlegenheit der Buren.

Die Engländer hatten über Nacht eine beherrschende Stellung auf dem hohen und abschüssigen Majuba an der Grenze zwischen Freistaat, Transvaal und Natal eingenommen. Als die Buren das am anderen Morgen, 28. Februar 1881, gewahr wurden, sprach sich General Joubert für den Rückzug aus. Da trat Vechtgeneral Smit auf: „Freiwillige vor! Wir wollen versuchen, den Berg zu stürmen." Und siehe, an 150 Streiter begannen das Wagniß, gegen 600 Engländer auf der Höhe den außerordentlich steilen Berg hinanzuklettern, jede Klippe, jeden Felsvorsprung zur Deckung ausspähend, und sie vertrieben mit nie fehlendem Feuer die britischen Soldaten und tödteten ihren General. In ganz Südafrika war die Erregung inzwischen auf das Höchste gestiegen, schon waren Hunderte von Freistaatbauern kriegslustig ihren Verwandten im Transvaal zu Hülfe geeilt; schon putzten die Capburen die rostigen Flinten, und überall loderte der Haß gegen England auf, ja man hoffte, sie ganz aus Südafrika verdrängen zu können. Schon waren auch die anderen Großmächte auf die Umtriebe Englands im fernen Süden, denen Niemand noch gesteuert hatte, aufmerksam geworden — da sandte Gladstone den berühmten Drahtbefehl: „Wir haben den Buren Unrecht gethan, macht Friede." Krüger nahm an und zeigte dadurch das wahre Zeichen eines großen Mannes, die Maßhaltung. Von beiden Seiten haben die friedenschließenden Führer in der Folge die herbsten Angriffe erfahren müssen; Gladstone, weil er den englischen Namen befleckt, denn was sei für England leichter, als 50000 Soldaten aufzustellen und Krieg zu führen, Krieg bis zur wirthschaftlichen Erschöpfung der Buren; auf der anderen Seite Krüger, daß er nicht den günstigen Augenblick zur völligen Vernichtung der Engländer benutzt. Gladstone hatte Recht, denn das ganze südafrikanische Reich stand auf dem Spiele, und Krüger hatte Recht, denn es waren noch 8000 englische Truppen in Natal, und nicht viel fehlte, daß den Transvaalern die Munition ausging; auch konnten sie nicht so lange wie die britischen Söldner im Felde bleiben, sollte nicht anders ihre häusliche Wirthschaft und damit ihre Geldkraft aufs Aergste beeinträchtigt werden.

IV.

Die Beschwichtigung der Capburen und ihre endgültige Aussöhnung mit dem englischen Regiment ist Rhodes zu verdanken, der von nun an als erster Spieler in den südafrikanischen Wettkampf, bei dem Völker den Einsatz bildeten, eintritt. Cecil Rhodes ist der Sohn eines englischen Predigers; siebzehnjährig ging er nach dem Cap und arbeitete sich langsam an der Post, dann schneller als Diamantengräber in die Höhe. Mehrfach nach der Heimath zurückkehrend, vollendete er allmälig seine Bildung und brachte es bis zu einem akademischen Grad. Seinen großen Ruf erlangte er durch den Amalgamationsplan, kraft dessen er die verschiedenen kleinen Diamantengesellschaften zu der einen mächtigen De Beers-Company zusammenschweißte. Der Check, der

damals ausgestellt wurde von der Gesellschaft zum Kauf der bisherigen Ansprüche und Gerechtsame, belief sich auf 94 Millionen Mark. Das geschah im Jahre 1881, und es ward dadurch dem allgemeinen Krach und der großen Krise dieses Jahres in Kimberley ein Ende gemacht. Rhodes war damals achtundzwanzig Jahre alt. Er ward nun in die Volksvertretung gewählt, schwang sich in der Folge zum Premierminister empor und schloß bald nach dem Transvaalkriege ein Abkommen mit Hofmeyr, dem verschlagenen und thätigen Führer der Capburen, wodurch eine Versöhnung zwischen englischem und holländischem Elemente angebahnt wurde.

Das Triumvirat hielt sich noch ein Jahr nach dem Abschluß des Friedens; Krüger ward dann zum Präsidenten erwählt, Joubert zum Commandant-General und Pretorius pensionirt. Die Politik der neuen Regierung und des Volksrathes war nicht gerade sehr fortschrittlich; der Handel wurde unterbunden und eine Menge von gewerblichen Monopolen eingeführt. Im Westen des Landes herrschte Unruhe und Verwirrung. Massu und Moschette griffen, von zahlreichen Scharen der Buren unterstützt, mehrere Betschuanastämme an, die bei dem Kriege es mit den Engländern gehalten hatten und trieben sie in die Kalahari zurück. Als Belohnung für ihre Hülfe beanspruchten die Buren-Freischaren weite Länderstriche von ihren farbigen Bundesgenossen und gründeten die Republiken Stellaland und Gosen. Die britische Regierung legte sich ins Mittel, machte Transvaal für diese angebliche Gebietsverletzung verantwortlich und schickte Sir Charles Warren mit einigen Truppen ab, um der britischen Interessen wahrzunehmen. Unterdessen begaben sich Krüger, General Smit und der Cultusminister Du Toit nach England und erwirkten im Londoner Vertrage eine Ausdehnung des Transvaaler Gebietes nach Westen, sowie eine noch losere Abhängigkeit von der Königin. Seit dieser Zeit, Februar 1884, ist das Transvaal thatsächlich frei und unabhängig gewesen. Unterdessen hatte Warren seinen Auftrag ausgeführt, und in der zweiten Hälfte des Jahres wurden Stellaland und Gosen annectirt und unter britisches Protectorat gestellt.

Das große Colonialjahr 1884 kam heran. Im Jahre zuvor hatte Lüderitz Angra Pequena vom Häuptling Fredericks für 2000 Mark und 200 Gewehre gekauft; diese Erwerbung ward unter Reichsschutz gestellt, zum lebhaften Mißvergnügen des Capparlamentes. Die Gebiete in Ostafrika und Kamerun vermehrten den deutschen Besitz, und die übrigen Mächte, auf einen Schlag wachgerüttelt, suchten nun um die Wette ihrerseits möglichst viel Land dem schwarzen Erdtheil abzuringen. Die Franzosen entwickelten einen Feuereifer im Norden, die Italiener in Massaua, selbst die Portugiesen schraken aus ihrem langen Schlummer auf und blieben nicht müßig bei der allgemeinen Jagd, überall thätig aber waren die Engländer. Sie griffen zu im Westen und griffen zu im Osten, dehnten sich aus im Sudan und im Congofreistaat. Am wichtigsten, erfolg- und umfangreichsten jedoch waren ihre Fortschritte in Südafrika und zwar zumeist durch den Genius des unermüdlichen Rhodes. Er leitete die Verhandlungen bei dem Zuge Warren's und veranlaßte die Ausdehnung der englischen Schutzherrschaft über Betschuanaland und Kalahari, er

war die Seele der Chartered Company, die ihren Einfluß bis über den Sambesi hinaus erstreckte, er hatte bei Allem die Hand im Spiele, er empfahl und unternahm den Bau eines Drahtes vom Cap bis Cairo.

Der Wettkampf der nächsten Jahre zwischen dem Transvaal und den Engländern, zwischen Krüger und Rhodes war sehr anziehend. Krüger, schlau, vorsichtig ablehnend gegen das Vordringen der Engländer, brachte nach langwierigen Bemühungen doch zuletzt eine enge Vereinigung mit dem Freistaat zu Stande, der sich früher so widerwillig gezeigt. 1889 ward der wichtige Bund der beiden Staaten geschlossen. Auf der anderen Seite suchte Krüger, damals auf der Höhe seines Einflusses und Ruhmes, die fortwährend sich erneuernden Versuche der Briten eines Bahnbaues nach dem Transvaal zu vereiteln; namentlich sträubte er sich mit Händen und Füßen gegen eine Linie von Natal aus, von wo ja im letzten Kriege die Truppen gegen die Transvaaler gezogen waren; dagegen begünstigte er auf jede Weise die Linie Delagoa-Pretoria, da die Portugiesen ungefährlich erschienen. In der That ward der Bau in Angriff genommen, jedoch ungebührlich lange verzögert; erst als durch die zunehmende Goldausbeute das nöthige Geld aufgebracht werden konnte, wurde 1892 die schon lange bis zur Transvaalgrenze geführte Bahn von Neuem aufgenommen und wird wohl dieses Jahr zu Ende kommen. Nachdem einmal die portugiesische Linie gesichert war, ließ sich Krüger endlich, zumal die Hungersnoth von 1890 gezeigt hatte, wie unentbehrlich ein sicherer Verkehr mit der Außenwelt sei, das Zugeständniß einer englischen Linie abringen, die sodann mit erstaunlicher Raschheit durch den Freistaat gebaut wurde und Ende 1893 Johannesburg erreichte. Die steigende Goldausbeute machte zuerst in dem Budget von 1890 ihre Folgen bemerkbar. Das Einkommen betrug 26 Millionen Mark, das meist dem Volksrath und den Beamten des Transvaal zu Gute kam. Das Gehalt des Präsidenten wurde auf 160000 Mark erhöht — eine überreichliche Summe, wenn man das des Präsidenten der Vereinigten Staaten von 220000 Mark vergleicht; die Bezüge der Volksrathmitglieder stiegen auf 60 Mark täglich, denen man die 15 Mark des preußischen Abgeordnetenhauses entgegensetzte, und das Jahresgehalt der Mitglieder des ausführenden Rathes auf 24000 Mark.

Unterdessen arbeitete die Britisch-südafrikanische Gesellschaft mit Hochdruck. Sie hatte sich mit der Seengesellschaft verschmolzen; durch den berühmten Nimrod Selous und andere Jäger und Händler bearbeitet, hatten sich auch die Barotse unter englische Schutzherrschaft begeben, das Gebiet der Gesellschaft erweiterte sich auf den ungeheuren Raum zwischen Kalahari und dem südlichen Congobecken, einem Gelände, das Deutschland fast viermal an Größe übertrifft. Man begann auf dem Sambesi Dampfer einzustellen und zog einen Draht von Mafeking nördlich von Kimberley bis zum Sambesi. Der wichtigste Betrieb aber war in Maschonaland, wo die reichen Goldfelder lockten. Fort Victoria und Salisbury wurden eingerichtet und erhielten in Kurzem eine Bevölkerung von je 600—1000 Menschen. Schauburgen, Spielplätze, eine Börse wurden erstellt, allein trotz der begeisterten Lobpreisungen der Presse zogen sich sehr bald enttäuschte Einwanderer wieder zurück, zumal das Fieber

unerträglich schwer auftrat; sogar die Inder und Araber konnten sich nicht halten, die doch unter den schwierigsten Verhältnissen sich in die Höhe arbeiten; man verglich ihren Rückzug mit dem Verlassen der Schiffe durch die Ratten. Ein Hauptgrund dafür, daß die neue Niederlassung nicht in der gewünschten Weise gedeihen wollte, war der Mangel eines guten und billigen Verkehrsweges. Zur Erschließung Maschonalandes war vor Allem eine Bahn nöthig. Die Anregung dazu war schon 1890, merkwürdiger Weise von portugiesischer Seite, ausgegangen.

Die Mocambique-Gesellschaft hatte von der portugiesischen Regierung einen Freibrief erlangt, um den Goldreichthum des Manica-Hochlandes auszubeuten, war indeß dabei die Verpflichtung eingegangen, eine Bahn nach Massi-Kassi zu bauen; sie war nicht allzu eifrig, ihre Verpflichtung zu erfüllen, auch kam sie bald in Streitigkeiten mit der englischen Pioneer Line Comp. unter Sir John Willoughby, ein Zusammenstoß fand statt bei Massi-Kassi, und England erzwang mit Gewalt den Maivertrag von 1891, den man heute in Portugal nur zu streifen braucht, um den glühendsten Haß gegen England auflodern zu sehen. Der Vertrag gewährleistete ungehinderte Freiheit des Verkehrs auf dem Pungueſluß und freien Zugang von der Ostküste nach Maschonaland; dazu wurde ein streitiger Theil des Manicalandes, auf den die Südafrikanische Gesellschaft Ansprüche erhob, die man kaum berechtigte nennen kann, derselben zuerkannt. April 1892 begab sich Rhodes nach England und brachte mit großer Mühe das erforderliche Geld für die Bahn zusammen; die Mittel der Gesellschaft waren erschöpft, und die bisherigen Erfolge schienen weitere Anstrengungen nicht eben zu rechtfertigen. October 1892 ward der Bau in Angriff genommen, aber die Schwierigkeit des Geländes war außerordentlich, das Zugvieh erlag der Tsetse, die Reihen der Arbeiter wurden durch das Fieber gelichtet: man kann eben in Afrika noch nicht wie in Indien oder in Turkestan bloß mit eingeborenen Arbeitern schwierigere Bauten ausführen. Im October des folgenden Jahres, über ein halbes Jahr später als versprochen, ward die erste Strecke dem Betrieb übergeben. Von Beira bis Fontesville fährt man den Pungue zu Schiffe hinauf, in Fionta beginnt die Bahn und führt 117 Kilometer weit westlich; sie soll in diesem Jahre 65 Kilometer weiter bis Chimoio geführt werden, die Vollendung der Linie aber bis Salisbury ist wohl nicht vor 1896 zu erwarten, zumal wegen der Ueberschwemmungen den Sommer über nicht gearbeitet wird. Die Tonne bis Fontesville kostet 460—600 Mark.

Ende 1893 kam die lange schwebende Swazielandfrage zum schließlichen Austrag. Das Land der tüchtigen und kriegerischen Swazie, die südafrikanische Schweiz, wo Fische und Wild noch im Ueberflusse, war durch seine hohen Berge lange vor dem Einbruch der Weißen geschützt gewesen. Wir hören zuerst in den fünfziger Jahren von einem ihrer Könige Rapusa, der sich eine bedeutende Kriegsmacht hielt, jedoch den Weißen freundlich gesinnt war und den Buren Einlaß in sein Land gewährte, auch das Reiten von ihnen lernte, dessen Wichtigkeit für den Krieg die schwarzen Fürsten wohl erkannten. Auch die Zulu hatten in dem Kriege gegen die Engländer diesen die Reiterei ab-

gesehen und stellten bei dem zweiten Zusammenstoß ihnen hundert Lanzenreiter entgegen. Die Weißenfreundlichkeit der Swazie, deren Zahl auf 60000 zu veranschlagen ist, hat im Laufe der Zeit keine Veränderung erfahren. Die Nachfolger Mapusa's halfen den Engländern gegen die Zulu und zweimal gegen Secucuni und ebenso den Buren gegen Mapoch. Diese innere Uneinigkeit der Farbigen ermöglicht, wie in Indien, ihre Beherrschung durch eine Handvoll Europäer. Auf das fruchtbare und auch an Gesteinschätzen reiche Swazieland hatte nun England seit lange sein Auge geworfen; schon 1864 hatte ein Schotte, Mac Corkindale, einen großen Strich gekauft; er wollte auf Flachbooten den Maputa hinauf Güter von Delagoa zu den Lembobobergen fahren, aber da Portugiesen und Transvaaler den Fluß sich streitig machten — Streitigkeiten, welche erst durch den Spruch Mac Mahon's geschlichtet wurden — mißglückte die Unternehmung. Anfang der siebziger Jahre kamen die Goldsucher, Shepstone gewann Einfluß im Lande, Mac Lachlan und James Forbes erlangten Concessionen. 1884 wurde die Unabhängigkeit Swazielands im Vertrage zu London anerkannt und eine gemeinsame Verwaltung durch England und Transvaal 1890 eingesetzt, ähnlich wie die Neuhebriden unter gemeinschaftlicher britischer und französischer Oberhoheit stehen. Shepstone leitete geradezu die Regierung unter dem König Umbandine, auf den seit 1887 eine Königin folgte, verlor aber später sein Ansehen, und Wirren erfüllten das Land. Eine Zeit lang herrschte die Wittwe des Königs, dann sein Sohn Bunu. Die Engländer sahen schließlich ein, daß Swazieland ihnen nur lästige Ausgaben mache und keine Einnahmen biete, dazu kein Fuß Kronland vorhanden sei, da, wie der König selber eingestand, alle Besteuerungsquellen schon längst durch Begünstigungen in die Hände der Buren übergegangen waren; endlich, daß nur zwei bis drei Monate das Land auf schmalen Pfaden durch schwierige Gebirgspässe von Zululand aus zu erreichen sei, während die übrige Zeit des Jahres Ueberschwemmungen und Fieber den Verkehr unmöglich machten. So überließen sie das Land den Transvaalern, mit denen der Verkehr leichter ist. Bei Gerichtsverhandlungen sollten Holländer und Engländer entscheiden, jedoch behielten die Eingeborenen eigenen Besitz und Gerichtsbarkeit, sofern die Gesetze mit der Civilisation im Einklang seien. Man rechnet 750 Weiße im Lande, davon 450 Briten.

Die letzten großen Zusammenstöße zwischen Weißen und Farbigen haben erst in jüngster Zeit stattgefunden; in Südwestafrika verwüstete Hendrik Witbooi die deutschen Niederlassungen, wurde aber 1894 vom Major Leutwein unterworfen, im Osten rührten sich die Pondo, im Norden war der Kampf zwischen Engländern und Matabele entbrannt. Anfang September 1893 stand, nachdem man lange nichts mehr von den Matabele gehört, auf einmal wieder ein Drahtbericht in den Zeitungen: im Kraal Lobengula's ist Alles ruhig, mit anderen Worten: der alte Löwe will losbrechen. Auf entstandene Unruhen wies noch deutlicher die folgende Nachricht, daß die britische Gesellschaft ihre Forts ausbessere, die Festungswerke verstärke und für Proviant Sorge trage. Siedler und Missionäre begannen zurückzukehren aus dem bedrohten Lande. Im October 1893 brach der Krieg aus. Die Stärke der Matabele betrug

15000 Mann, denen 1000 Martini-Henri-Gewehre zu Gebote standen, dazu kamen Hülfstruppen der Barotse, die von jenseits des Sambesi heranzogen. Die Gesellschaft auf der anderen Seite verfügte über 9000 Reiter und 100 Maximumgeschütze, die englische Regierung sandte außerdem eine Hülfstruppe unter Oberst Gould-Adams, der sich 2000 Betschuanen unter König Khama anschlossen. Die ersten Zusammenstöße mit den Matabele waren sehr hartnäckig, die Makalaka, die von den Victoriafällen König Khama's Ruf gefolgt, wurden zu Hunderten erschlagen, allein gegen die Maximumgeschütze konnte die Tollkühnheit der Matabele nicht aufkommen. Am 27. October wurde ein erneuter heftiger Angriff auf das Hauptlager unter Major Forbes nachdrücklich zurückgewiesen und Lobengula aufs Haupt geschlagen; er verlor über 3000 seiner Krieger. Nach einigen kleineren Gefechten, die trotz der Todesverachtung, welche die einzelnen Impis bewiesen, durchweg zu deren Ungunsten ausfielen, ward die Hauptstadt Buluwayo am 4. December erobert. Dabei sprach für den Charakter des schwarzen Königs, daß er den drei in seiner Hauptstadt ansässigen englischen Händlern Leben und Güter unangetastet ließ. Die Hülfsmannschaften Khama's zogen sich zurück, zum Verdruß der Briten, die nun allein die Verfolgung unter erschwerten Umständen fortsetzen mußten, denn die Regenzeit war mittlerweile hereingebrochen. Ungleich anderen Kaffernfürsten, die nach wenigen entscheidenden Niederlagen rasch zu verzweifeln pflegen, setzte Lobengula mit hartnäckiger Zähigkeit den Kampf fort und errang thatsächlich nach so viel schweren Schlägen doch einen Erfolg über eine versprengte Schar der Abtheilung Forbes. Den Briten ward die Genugthuung versagt, ihn im Triumphe aufzuführen. Allein und ungestört ist er durch Krankheit in der Wildniß am Sambesi gestorben.

Lobengula war ein gewaltiger und kluger, aber wie sein Vater ein grausamer Herrscher, ein afrikanischer Tyrann vom reinsten Wasser. Alljährlich zogen seine Krieger auf Raubzüge aus gegen die Maschona im Norden, die Betschuana im Westen und die Makalaka an den Victoriafällen; sie schlugen Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und mordeten und plünderten und raubten Vieh nach Herzenslust. Es ereignete sich freilich mitunter auch, daß sie den Kürzeren zogen, so öfters gegen Khama, der durch seine europäische Ausbildung ihnen überlegen war. Lobengula war eine stattliche Erscheinung, mit schlauen, aber grausamen Zügen; in späteren Jahren übermäßig dick und an Gicht leidend, von seinen Unterthanen indeß aufs Tiefste verehrt als „Sohn einer schwarzen Kuh, starker Elephant, Sohn der Sonne". Belagert von Concessionsjägern, bedroht von Buren und Portugiesen, hat er es lange verstanden, durch das Ausspielen der Briten sein Reich gegen die gierigen Nachbarn zu sichern, hat jedoch zuletzt die Briten zu stark werden lassen. Wie Çaka hat er vor den Weißen eine große Scheu gehabt, namentlich seitdem er nach dem Transvaalkrieg in England gewesen und hatte sehen müssen, „daß die Weißen zahlreicher seien als die Ameisen und es keinen Segen bringe, sie zu erzürnen". 1888 vermochte ihn Pfarrer Moffat zu einer Erklärung, die ihn halb unter den Schutz der Briten stellte, und zu einer Concession, die er den Herren Rudd und Thomson für Goldgraben ertheilte. Die Concession, ver-

mehrt um die später erworbene Lippert-Concession, bildete den Kern der bereits genannten Britischen Südafrikanischen Gesellschaft, die 1889 begründet und von der Königin mit einem Freibrief ausgestattet ward, in derselben Weise wie unsere Ostafrikanische Gesellschaft oder wie früher die Holländisch-ostindische Compagnie. Das Grundcapital der neuen Gesellschaft ward auf 20 Millionen Mark bestimmt, Gewehr- und Alkoholhandel sollte verboten sein, die Gesellschaft die erworbenen oder zu erwerbenden Länder in eigene Verwaltung nehmen und eine eigene Polizeitruppe halten dürfen.

Für die Britische Südafrikanische Gesellschaft war der Krieg insofern äußerst erwünscht, als er ihr Gelegenheit gab, das goldreiche Land der Matabele zu erwerben und damit ihren schlechten Geldverhältnissen gründlich abzuhelfen. Sie that denn auch das Ihrige, um den Bruch möglichst unheilbar zu machen; so wurden einige Häuptlinge, die zu Unterhandlungen ins Lager gekommen waren, als Spione behandelt, und da sie, mißtrauisch geworden, einen sehr begreiflichen Fluchtversuch wagten, einfach niedergeschossen. In England erhoben sich laute Stimmen gegen den Raubkrieg und das habgierige Verfahren der Gesellschaft, die „Daily News" und Labouchère's „Truth" eiferten gegen Rhodes, aber Gladstone erklärte sich für die Gesellschaft; ein Einschreiten der Regierung zu Gunsten Lobengula's, wie es Labouchère verlangte, wurde vom Parlament mit großer Mehrheit abgelehnt. Immerhin wird sein Vorgehen den Erfolg haben, daß bei der endgültigen Regelung der Verhältnisse in Matabeleland die Regierung ein Wort mitreden wird, denn die Königin hat sich in dem der Gesellschaft ertheilten Freibrief die Gerichtsbarkeit vorbehalten, und ohne ihre Genehmigung sind alle Verträge, die die Gesellschaft, mit wem auch immer, eingeht, hinfällig. Rhodes, die Seele der Gesellschaft, ihr politischer wie finanzieller Schützer und Beherrscher, hat denn auch, um einer unerwünschten Dazwischenkunft von vornherein den Weg zu erschweren, bei seiner Rückkehr nach Capstadt eine heftige Rede gehalten, worin er auf die kommende Unabhängigkeit des Landes hinwies und die dereinstigen Vereinigten Staaten Südafrika's leben ließ.

V.

Zwischen Cap und Sambesi wohnen ungefähr $4\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, davon über $\frac{1}{2}$ Million Weiße. Die Farbigen gehören meist der Bantu-rasse an, der bei Weitem kleinere Theil den Hottentotten (100 000), Bastarden (85 000), Buschleuten (7000) und Malayen (70 000). Obwohl von den Weißen zurückgedrängt und in blutigen Kriegen gebrochen, haben dennoch die südöstlichen Bantu nicht wie die Indianer Amerika's durch die überlegene Berührung mit den Europäern an Volkszahl eingebüßt, sie vermehren sich vielmehr stärker als ihre überseeischen Unterdrücker. Die Zunahme der weißen Bevölkerung ist ungemein langsam vor sich gegangen, langsamer als in irgend einem anderen neu besiedelten Gebiete, wenn man Grönland mit seinen ungünstigen Bedingungen ausnimmt. In Australien zählen, obwohl die Besiedelung hundertunddreißig Jahre später begann, allein die beiden Städte Sydney und Melbourne fast eine Million Einwohner, ganz Australien $3\frac{1}{4}$ Millionen Weiße. Am Cap waren bis 1870 kaum mehr als 130 000 Weiße; erst nach der Entdeckung von

Diamanten und Gold mehrte sich die Zahl auf das Vierfache, also stärker in vierundzwanzig Jahren, als in dem ganzen vorausgehenden Zeitraum von zweihundertundzwanzig Jahren. Die Buren machen etwa zwei Fünftel der Weißen aus, die Engländer ebensoviel, dann reihen sich Deutsche (75 000) und Portugiesen ein, dann die Uebrigen.

Deutsche Einwanderung in Südafrika hat zu vier verschiedenen Zeiten stattgefunden: die Soldaten der ersten Niederlassung unter Van Riebeck waren Deutsche; als in Folge der Napoleonischen Kriege und des Hungerjahres 1817 der Erwerb in der alten Heimath stockte, begaben sich viele Handwerker und Bauern nach dem Cap, eine lange Reihe deutscher Ortsnamen zeugt noch jetzt von der Thätigkeit jener Siedler; später wurde nach Abschluß des Krimkrieges 1857 die deutsche Legion im äußersten Osten der Colonie angesiedelt, zu derselben Zeit etwa beginnen die Niederlassungen der Hermannsburger, die stets viele Handwerker mit sich zogen, und bald darauf folgen die der Berliner Mission. Die letzte Welle jener Bewegung erhebt sich mit der Entdeckung der Diamant- und Goldfelder, sie schwillt immer stärker an.

Außer in der Kalahari, deren weiße Besucher fast nur Engländer und Schweden sind, findet man Deutsche in Südafrika so ziemlich überall. Eine ansehnliche Zahl wohnt in Capstadt, meist Kaufleute, aber auch Gelehrte, wie die beiden Dr. Hahn und der Baron von Babo. Sie nehmen durchgehends geachtete Stellungen ein und halten, wenn man von den, wie es scheint, auch im Ausland unvermeidlichen Rangstufen absieht, einigermaßen zusammen. Aus sechs Vereinen wurde 1892 ein Verband gestiftet und an den Bau eines gemeinsamen Gesellschaftshauses gegangen. Ein Bazar im selben Jahre, zu dem auch der Deutsche Kaiser Geschenke sandte, verlief sehr erfolgreich. Der Mittelpunkt deutschen Wesens im Osten ist Kingwilliamstown. Es sind zum größten Theil arme Handwerker oder kleine Bauern, die auf einer recht niedrigen Bildungsstufe stehen, die Kinder der Soldaten des Krimkrieges. Sie reden ein wüstes Deutsch, vielfach mit holländischen, englischen und Fingoworten untermischt. Eine kleine Zahl gebildeter Kaufleute lebt in Port Elisabeth und in Durban; zerstreute Gruppen deutscher Wirthe, Brauer, Uhrmacher und Krämer finden sich in jeder ansehnlicheren Stadt Südafrika's. Sehr häufig trifft man auch deutsche Aerzte, die sich eines großen Einflusses erfreuen und die unser Volksthum in musterhafter Weise vertreten und fördern. Seltener in Colonie und Freistaat sind deutsche Farmer, fast lauter wohlhabende Leute, die eine gründliche Bildung besitzen, indessen, weil ringsum von fremden Elementen umgeben, entweder holländische oder englische Sprache und oft auch Sitte angenommen haben. Man kann zu Landsleuten kommen, die erst vor vielleicht sechzehn Jahren ausgewandert sind, und deren in der neuen Heimath geborene Kinder bereits ihre Muttersprache nicht mehr verstehen, ein Fall, dem man allerdings auch in Ungarn begegnet. In Kimberley, der Diamantenstadt, lebt eine sehr gemischte deutsche Gesellschaft von Abenteurern, Großkaufleuten und einem ehrenwerthen Mittelstand zusammen; gewiß mehr als tausend. Den stärksten Rückhalt hat das Deutschthum im Transvaal. Die Zahl von dreitausend wird für Johannesburg nicht

zu hoch gegriffen sein, in Pretoria mögen es zweihundert sein, dazu ist eine beträchtliche Menge von Farmern und Arbeitern über das ganze Land zerstreut. Unsere Landsleute in Johannesburg kommen viel gesellig zusammen, haben auch, wie verlautet, nationale Feste in fröhlicher Gemeinsamkeit begangen, bringen es aber nicht fertig, ihre Sprache und Art auch vor Fremden durchzusetzen. In Johannesburg erscheinen fünf englische Blätter, kein einziges deutsches; Verkehrssprache, Geschäftssprache, Gesellschaftssprache und Zeitungssprache sind englisch. In Pretoria hat eine Zeit lang eine deutsche Schule bestanden, mußte aber aus Mangel an Theilnahme wieder eingehen. Am Eigenartigsten hat deutsches Wesen sich in Natal und Swazieland erhalten, zum Theil durch den Einfluß der Hermannsburger Missionäre; ja an einzelnen Orten, wie in Ladismith und bei Fryheit, gehen einzelne, mit den Gewohnheiten des Landes vertraute Männer mit Bewußtsein daran, möglichst viel Land zu erwerben und durch deutsche Pächter für unser Volksthum zu gewinnen.

Weite Gegenden nördlich und östlich von Pietermaritzburg sind von Hannoveranern besiedelt, wie denn überhaupt das norddeutsche Element den überwiegend größten Procentsatz der Einwanderer stellt; ganze Dörfer sind dort entstanden, wo die heimische Eigenart fortlebt und auch für die nächste Zukunft sich noch erhalten wird. Meist wird ein mundartliches Platt gesprochen, Hochdeutsch jedoch überall verstanden, was auf den guten Einfluß wohlgepflegter Schulen zurückzuführen ist. Aber auch hier herrscht bei einzelnen wohlhabenden Familien bereits das Englische vor; die Söhne des Hauses folgten wohl gern dem an sie ergangenen Rufe, Volontärs bei der Reiterei zu werden, die Töchter fanden an den ritterlichen Kameraden ihrer Brüder und der feineren englischen Gesellschaft mehr Gefallen, als an dem bäuerlichen Umgang mit ihren Volksgenossen. Schlimmere Zustände herrschen in Neudeutschland bei Pinetown. Ein Theil unserer dortigen Landsleute ist katholisch; diese scharen sich um die blühende Ansiedlung der Trappisten bei Mariahill. Der kleine Staat der Trappisten, die ein energischer, früher in Bosnien wirkender Abt nach jenen malerischen Hügeln Natal's geführt hat, wird ausgezeichnet verwaltet, alle Arbeit wird von den Mitgliedern des Ordens selbst gethan und vortrefflich gethan, viel Land wird urbar gemacht, an dessen Bewirthschaftung zweitausend Schwarze, Zöglinge des Ordens, mithelfen; die Brüder sind meistens Deutsche, allein die Sprache, in der unterrichtet wird, ist englisch. In einem Dorfe der protestantischen Gegend lehrt ein entlaufener Trappist und in einem anderen ein Engländer. Allerdings müssen die armen Gemeinden darauf bedacht sein, den erheblichen Zuschuß, den die Regierung für gute Leistungen im Englischen aussetzt, den schlecht besoldeten Lehrern zukommen zu lassen. Was aber ärger ist: es kommt vor, daß deutsche Kinder von ihren farbigen Ammen besser Zulu lernen als ihre Muttersprache, ja daß sogar Erwachsene unter einander sich in der Zulusprache unterhalten.

Zum Schluß sei eines wundersamen Schismas gedacht, das die Deutschen eines Ortes bei Pietermaritzburg entzweit. Harms, der Gründer der Hermannsburger Mission, hatte sich gegen die Civilehe gesträubt; damals ging die

Hauptmasse der hannöverischen Ansiedler nach Natal. Später mußten sich denn auch die Hermannsburger der Civilehe fügen, es ging nun wieder ein Pfarrer hinüber nach Afrika, da gab es aber Schwierigkeiten, denn die Alten wollten ihn nicht in ihre Kirchengemeinschaft aufnehmen. So sah man sich schließlich veranlaßt, nicht nur zwei Kirchen, sondern auch zwei Schulen zu bauen, was der Gemeinde bei ihren mäßigen Mitteln schwer genug fiel.

Einen wichtigen Theil der neuesten Einwanderung in Südafrika bilden die Juden, die in zwei völlig von einander geschiedene Gruppen zerfallen: die aus Rußland Vertriebenen und die aus Deutschland oder England freiwillig Ausgewanderten. Von den ersteren wandten die meisten sich nach Amerika, ein kleiner Bruchtheil nach Südafrika.

Zuerst schlagen sich die jüdischen Colonisten als Hausirer durch. Für den Erlaubnißschein zahlen sie 200 Mark, sonst haben sie keine Auslagen, da sie Nachtlager und Essen bei den gastfreien Farmern meist umsonst erhalten; nach ein bis zwei Jahren errichten sie dann einen Laden oder schaffen sich Wagen und Pferd an und treiben den Handel in größerem Maßstabe; da die Buren selten baar Geld haben oder nur ungern damit herausrücken, so tauschen diese Händler Häute, Vieh und namentlich Straußfedern für ihre Waaren ein und erzielen damit einen doppelt raschen Umsatz, wobei der Credit eine sehr bedeutende Rolle spielt. Die Hausirer, die es in Wetter und Kälte sich sauer werden lassen, werden im Allgemeinen von den Buren gut aufgenommen, da diese nach ihrem altbiblischen Sinn in den Juden das auserwählte Volk erblicken, aus dem das Heil hervorgegangen; andererseits klagen sie über vielfache Betrügereien und zudringliches Ueberlaufen. Hat Einer von ihnen nun genug verdient, um neben der Miethe die hohe Schanksteuer zu bezahlen, die in der Colonie 800 Mark und im Transvaal gar 1500 Mark ausmacht, so thut er eine Wirthschaft auf, womöglich in Johannesburg, wo ein kleiner Ausschank gelegentlich bis 600 Mark monatlich abwerfen soll. Von den Wenigen, die einen Beruf betreiben, sind Maurer und Zimmerleute, auch wohl Uhrmacher und Juweliere zu nennen. Alle aber ohne Ausnahme arbeiten sich in die Höhe, wozu der enge Zusammenhalt unter ihnen und die gegenseitige Beihülfe sehr viel beitragen mag.

Die deutschen und englischen Juden sind Kaufleute und Börsenmänner. Schon zur Zeit der Diamantenentdeckung waren ihrer so viele, daß von Weber, dessen Briefe von Kimberley aus der Zeit des Diamantenfiebers noch jetzt lesenswerth sind, für einen Juden gehalten wurde, weil er ein Deutscher war; die biederen Südafrikaner konnten es sich nicht vorstellen, daß man Deutscher und kein Jude sein könne. Die Mitglieder dieser zweiten Classe von Israeliten sind meist gebildete Leute, die an Kunst und schönem Schriftthum und, was man sonst weniger findet, auch am Sport eifrigen Antheil nehmen. Die englische Bildung und Sitte überwiegt bei Weitem, weil ähnlich, wie die Elsässer und Lothringer das Französische ihrer schlechten Mundart vorziehen, so auch hier alle deutschen wie russischen Juden nichts lieber sprechen als Englisch. Von den Börsenmännern wimmelt es in den Straßen Johannesburg's, man findet sie dort nach Tisch zwischen „den Ketten", einem kleinen Platz vor der Börse, wo

sie im Freien ihre Actien ausrufen. Die Kaufleute stehen oft mit größeren europäischen Firmen in Verbindung; einige haben sich erst in Südafrika in die Höhe gearbeitet, wobei es nicht immer ganz glatt herzugehen pflegte. Einem sagt man allgemein nach, daß er als I. D. B. (Illicit Diamont Buyer) den Grund zu seinen 40 Millionen gelegt habe. Ein Anderer, ein Londoner, ist ein äußerst energischer, kluger Mann, der sich einst einer großen Renommée als Boxer, Wetter und Sportsmann erfreute. Ein drittes hervorragendes Mitglied der Johannesburger Gemeinde war Eckstein, das Haupt des bedeutendsten Bankhauses. Ferner wären zu nennen Lewis & Marcks, die großen Kohlenbesitzer.

Wie in Europa, so scheint auch in Vorderasien und Afrika kein Eisenbahnbau mehr der Italiener entrathen zu können. An den Bahnen des Transvaal ist deren eine ziemliche Anzahl thätig, außerdem einige wenige an der Beirastrecke; auch gibt es unter den Minenarbeitern Italiener und Dalmatiner. Der Lohn ist sehr hoch, bis 27 Mark den Tag, aber auch durch das Fieber so erschwert, daß die Meisten sehr bald arbeitsunfähig werden und sich wieder der Heimath zuwenden. Eine italienische Gruppe von etwa siebzig Familien, meist mit Straßenbau beschäftigt, hat sich bei Knysna niedergelassen. Die Söhne von Hellas sind bis jetzt noch kaum über Deutsch-Ostafrika hinausgeschritten, wo sie seit sechs Jahren massenhaft eingedrungen sind und bereits eine bedeutende Rolle spielen. Vereinzelte Corfioten arbeiten an den Bahnen, und versprengte Griechen von den Sporaden haben in Kimberley Wirthschaften aufgethan. Noch seltener stößt man auf Franzosen, deren Zahl auf dreihundert geschätzt wird, theils Köche, theils Wirthe, jedoch arbeitet französisches Capital bei Goldminen und der Transvaalbahn mit; auch spielen französische Missionäre eine gewisse Rolle. Schweden, Norweger und Finnen durchstreifen als Händler Damaraland oder farmen in Albertia im südlichen Natal, wo auch skandinavische Glaubensboten sich niedergelassen haben. Magyaren und Slaven finden sich nur ganz selten; in Rußland haben sich wegen der allgemeinen Geschäftslage auch einige Katholiken den auswandernden Juden angeschlossen, in deren Gefolgschaft sie auch weiter in Südafrika verbleiben.

Endlich sind noch die Asiaten zu erwähnen. Am Stärksten ist asiatischen Einflüssen Madagaskar unterworfen; die halbe Bevölkerung, die jetzt Frankreich bekriegenden Hovas, ist malayischen Blutes. Malayen, durchweg Mohammedaner, gibt es bis zu vierzehntausend in Capstadt, wo sie gewöhnlich Kutscher und Fischer werden. Araber finden sich auf Madagaskar und im Hinterlande von Mozambique. Das wichtigste asiatische Element bilden aber die Inder; man trifft diese unangenehmen Sklaven der Habsucht am zahlreichsten im Transvaal, in Delagoa und in der Sambesiniederung, wo sie den ganzen Zwischenhandel von Mozambique nach dem Nyassa beherrschen, vereinzelt auch im Freistaat und in der Capstadt. Blendlinge von portugiesischen Vätern und indischen Müttern, die Goanesen, sind häufig in der ganzen portugiesischen Provinz. In Natal wimmelt es von Kulis, deren sich ja auch die deutsch-ostafrikanischen Pflanzungen bedienen; ihre Zahl beläuft sich in Natal auf fünfzigtausend. Sie werden bei dem Miethvertrag auf fünf Jahre verpflichtet, dann sind sie frei und lassen sich meist in Natal nieder, wo sie es oft ganz weit

bringen. Japanesen und chinesische Banianen trifft man in den portugiesischen Besitzungen. Die Banianen sind das abschreckendste und widerwärtigste Volk auf Gottes weiter Erde.

VI.

Nirgend in überseeischen Staaten ist eine derartige Mannigfaltigkeit der Staatsformen wie in Südafrika. Am nächsten kommt ihm noch Südamerika, allein die dortigen Staaten sind wenigstens alle gleichermaßen Republiken; in Südafrika dagegen sind Colonien dreier europäischer Mächte, die theils in engerer, theils in loserer Abhängigkeit von den Mutterländern stehen, davon rings umschlossen zwei unabhängige, von Weißen beherrschte Freistaaten, endlich Reiche der Eingeborenen, die unter der Schutzherrschaft europäischer Mächte stehen.

Den ersten Rang nimmt das britische Colonialreich ein. Bis 1884 bestand es nur aus dem Capland und Natal, seitdem sind Länder von dem dreifachen Umfange als Schutzgebiet hinzugekommen. Die Capcolonie ist der wichtigste Bestand und der Stützpunkt des Reiches; sie umfaßt außer der eigentlichen Colonie zwischen Südküste, Oranje und Kai noch Westgriqualand und die Walfischbai. Die Verwaltung theilt sich zwischen dem Statthalter, dem Ausführenden Rath und der Volksvertretung. Der Statthalter wird von der Krone ernannt, er leitet die äußere Politik und hat ein Veto in der Gesetzgebung; weiter hat die Regierung sich die oberste Gerichtsbarkeit vorbehalten, für alle Colonien ist die letzte Instanz in England. Alles Andere dagegen ist dem Caplande selbst anheimgestellt, seit 1872 genießt es den Vorzug der verantwortlichen, d. h. einer unabhängigen Regierung. Der Statthalter oder kaiserliche Commissar ernennt seine Minister aus den Leuten, die sein Vertrauen und das der Volksvertretung haben, die Minister sind der Volksvertretung gegenüber verantwortlich; sie bilden den Ausführenden Rath und setzen sich zusammen aus dem Colonialsecretär, dem Schatzwart, dem Oberstaatsanwalt, dem Commissar für Kronländer und öffentliche Arbeiten und dem Secretär für die Eingeborenen. Ein Gesetz erhält Gültigkeit, wenn es durch den Ausführenden Rath und das Abgeordnetenhaus durchgegangen ist. Die Wählbarkeit zu letzterem setzt ein Alter von dreißig Jahren und ein Eigenthum von 40000 Mark voraus; der Abgeordnete erhält 21 Mark täglich und Reisediäten. Dem Capstatthalter sind unterstellt die britischen Territorien Transkai, Tembuland und Griqua-East, als Kroncolonien unterstehen seinem Einfluß und werden durch einen von ihm bestimmten Commissar verwaltet die Länder der Basuto, der Betschuana und der Pondo. Die Truppen der Colonie stehen unter einem Lieutenant-Gouverneur.

Abhängiger von der Regierung des Mutterlandes ist Natal. Die Krone ernennt den Statthalter und den Ausführenden Rath, nämlich den Oberrichter, den höchstcommandirenden Officier, den Colonialsecretär und den Secretär für die Eingeborenen, endlich den Colonialingenieur, sowie zwei Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung. Außerdem aber werden ein Viertel der genannten Versammlung von der Krone bestimmt; um wählbar zu sein, müssen die Candidaten dreißig Jahre alt sein und 1000 Mark besitzen.

Von Natal ist Zululand abhängig.

Das Gebiet der Südafrikanischen Gesellschaft dehnt sich vom Limpopo bis an den Nyassa und den Tanganyika aus, unter ihrer Schutzherrschaft stehen das Reich Khama's, das Matabeleland, die Häuptlinge der mittleren und nördlichen Sambesistämme und das große Reich der Barotse. Zwei kaiserliche Commissare haben ihren Sitz in Nyassaland und Maschonaland. Die wesentlichen Rechte werden indeß durch die Gesellschaft selbst ausgeübt, nur für Verträge bedarf es der Genehmigung der Königin.

Im Oranje-Freistaat wird der Präsident (jetzt Brand, zum zweiten Male) durch allgemeine Abstimmung auf fünf Jahre erwählt und ist wieder wählbar; ein Ausführender Rath von fünf Mitgliedern steht ihm zur Seite. Der Volksraad, aus sechsundfünfzig Abgeordneten bestehend, tagt in Bloemfontein; ein Abgeordneter muß 3000 Mark besitzen, ein Jahr im Lande gelebt haben, ein Wähler muß mindestens achtzehn, ein zu Wählender einundzwanzig Jahre alt sein. Der Freistaat kennt drei Gerichtshöfe: den Landdrosthof, der Strafgewalt bis zu drei Monaten und 1000 Mark, einen Landdrost- und Heemradenhof, der etwa die doppelte Gewalt besitzt, und einen höchsten Gerichtshof für große Verbrechen, aus drei Richtern zusammengesetzt, davon je einer immer im Lande herumreist, die jeweiligen Fälle abzuurtheilen. Wehrpflichtig ist jeder Freie von sechzehn bis sechzig Jahren. Farbige haben keine Bürgerrechte.

Das Transvaal wird von einem Präsidenten und zwei Kammern verwaltet. Der Präsident hat große Rechte, kann Krieg und Frieden erklären, und seine Stimme ist von entscheidendem Einfluß bei allen Berathungen. Die oft verfassungswidrige Uebermacht des jetzigen Präsidenten beruht lediglich auf der persönlichen Bedeutung Krüger's; die Befugnisse seiner Nachfolger werden jedenfalls noch genauer abgestuft werden. Die Kammern bestehen aus je vierundzwanzig Abgeordneten. Der Volksraad tagt zu Pretoria von jedem ersten Montag im Mai ab, die Abgeordneten werden auf vier Jahre gewählt, müssen dreißigjährig sein und einen sechzehnjährigen Aufenthalt im Transvaal aufweisen, dazu der protestantischen Kirche angehören und Grundbesitz im Lande haben; kein Beamter wird zugelassen. Seit 1890 besteht eine zweite Kammer, Mitglieder müssen fünf Jahre im Lande gewesen sein, Wähler zwei und sich naturalisirt haben; die erste Kammer hat ein Veto gegen die zweite. Drei Officiere und hundert Mann stellen das stehende Heer dar; der oberste Befehlshaber, der Commandant-General, wird auf zehn Jahre vom ganzen Lande gewählt, die Wehrpflicht dauert vom sechzehnten bis sechzigsten Jahre. Das erste Aufgebot umfaßt das Alter von achtzehn bis vierunddreißig, das zweite bis fünfzig, das dritte die über fünfzig und die unter achtzehn Jahren. Weder Farbige noch Mohammedaner können Bürgerrechte oder Grundbesitz erwerben, noch Gold ausbeuten. Die Staatseinnahmen waren 1892 über 33 Millionen, die Ausgaben 30 Millionen Mark.

Der Gesammthandel der südafrikanischen Staatengruppe beläuft sich auf etwa ½ Milliarde Mark. Von der Ausfuhr, an 270 Millionen, kommt ungefähr ein Drittel auf Wolle und andere Rohproducte, nicht ganz ein Drittel

auf Diamanten und der Rest auf Gold. Ackerbau und Schafzucht wird ohne Zweifel in der Zukunft, wenn auch stark und stetig, so doch nur langsam zunehmen, die unmittelbaren Aussichten Südafrika's beruhen daher einzig und allein auf den Goldfunden. Die beständige Zunahme der Goldindustrie im Transvaal muß als gesichert gelten, die in Maschonaland und den Sambesiländern als wahrscheinlich angesehen werden.

VII.

In dem Kampfe um die Währungsfrage, der in den letzten Jahren so heftig tobte, ist die Menge der gegenwärtigen Goldproduction fast immer stark ins Gewicht gefallen. Noch im vorigen Jahrzehnt waren weitgehende Besorgnisse in jener Hinsicht nicht unberechtigt; denn von 1877—1883 hatte die Production um volle 35000 Kilo abgenommen. Seitdem ist aber der Ertrag wieder um 55000 Kilo gestiegen. Abgesehen von den australischen Alluvialfeldern, deren Ergebnisse in jüngster Zeit eine überraschende Steigerung erfahren haben, kommt der Zuwachs fast ausschließlich aus den ergiebigen Minen des Transvaals. Diese neue Goldquelle ist um so wichtiger, als sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus nur immer reicher zu werden verspricht. Goldhaltige Quarze erstrecken sich über ein ungeheures Gebiet von Südafrika; sie reichen von Madagaskar bis hinüber nach der Walfischbai, und zerstreute Trümmer finden sich bis in den äußersten Süden der Colonie. Anfang unseres Jahrhunderts fand Lichtenstein Gold im Warmen Bokkeveldt; der Fund ist im Berliner Museum. Dem großen deutschen Geologen Leopold von Buch fiel im Jahre 1845 die Aehnlichkeit zwischen den goldführenden Hängen Australiens und denen Südafrika's auf; zu verschiedenen Zeiten wurden seit einem halben Jahrhundert einzelne Funde gethan und auch eine Zeit lang ausgebeutet, namentlich ward das Edelmetall schon 1854 auf dem Witwatersrand entdeckt, ohne daß sich weitere Forschungen daran geknüpft hätten. Folgenreicher waren erst Streifereien des Geologen Mauch, der mit Hartley 1867 an mehreren Stellen des Matabelelandes Gold entdeckte. Schon im nächsten Jahre bildete Sir John Swinburne eine Gesellschaft und begann den bergmännischen Abbau mit einer Dampfmaschine, hatte jedoch, trotzdem der Boden sich sehr reich erwies, keinen sonderlichen Erfolg. Im Anfang der siebziger Jahre wurden fortwährend Funde gemacht und zogen nach und nach eine Menge Diggers von Kimberley nach dem Transvaal. Das wahre Goldfieber entstand aber erst im Jahre 1886. Die Alluvialfelder des Kaaps lockten Tausende von Abenteurern an, Barberton erhob sich, und in demselben Jahre wurden aufs Neue Entdeckungen am Rande gemacht. Wie aus dem Boden hervorgestampft, wie durch den Schlag einer Wünschelruthe wuchs Johannesburg in die Höhe, mit einer Schnelligkeit, die selbst bei amerikanischen Städten unerhört ist; December 1886 gegründet, zählt es jetzt an 50000 Einwohner und ist die bedeutendste Stadt vom Cap bis an den Congo. Am Rand dürften im Ganzen etwa 90000 Menschen wohnen, davon 35000 Schwarze.

Die südafrikanische Goldproduction betrug im Zeitraume 1871 bis 1883 zusammen an 16000 Kilo, 1889 allein über 14000 Kilo und 1893 bereits

über 52000 Kilo; davon kommen ungefähr neun Zehntel allein aus den Minen des Randes. Der Abschluß von 1894 wird die runde Summe von 70000 Kilo, die einen Werth von fast 150 Millionen Mark darstellt, nahezu erreichen. Hierzu gesellt sich in Zukunft noch die Ausbeute aus den reichen Gebieten des Matabelelandes, das durch den letzten Krieg nunmehr völlig der Cultur geöffnet ist.

Das Goldgebiet des Witwatersrandes hat eine Ausdehnung von 62 Kilometern; es ist das größte bisher bekannte. Man findet das Metall bis in eine Tiefe von 100—300 Metern, ja, eine Gesellschaft teuft jetzt Bohrlöcher, welche das Riff in einer Tiefe von mehr als 500 Metern treffen sollen. Einige Geologen glauben daher, daß noch Jahrhunderte bis zur völligen Erschöpfung der Minen vergehen können. Der Abbau ist einstweilen noch recht kostspielig, er stellt sich auf 22 Mark die Tonne. Der Durchschnittsertrag ist zwar 14 Gramm Gold aus einer Tonne Erz; allein gegenüber bloß 3 Gramm Goldgehalt, der in Amerika noch zu lohnendem Abbau führt, beginnt der Reingewinn am Rande erst bei ungefähr 7 Gramm; die mindeste Ausbeute betrug 6 Gramm, die höchste 110 Gramm. Die Dividenden des Jahres 1892 beliefen sich auf nahezu 16 Millionen Mark. Im Einzelnen ist die Höhe der Dividenden außerordentlich schwankend, sie erhebt sich bis auf 55, ja 125 Procent, auf der anderen Seite ward erst vor Kurzem von einem guten Kenner der Verhältnisse, von Dormer behauptet, daß der Durchschnittsgewinn 4 Procent nicht übersteige.

Die Löhne der Minenarbeiter sind eben noch immer sehr hoch, dazu ist der Gewinnantheil des Staates durch Zölle und Monopole ein ungewöhnlicher. Ein weiteres Hemmniß für gewinnreichen Abbau bilden die ausgedehnten Schichten von Schwefelkies, der in gewissen Tiefen stets als Begleiter des Goldes angetroffen wird; jedoch gibt es viele Gesellschaften, die mit 50 Procent Schwefelkies arbeiten und dennoch beträchtliche Dividenden zahlen. Die beiden hauptsächlich zur Behandlung des Schwefelkieses angewendeten Verfahren sind der Plattner'sche Chlorproceß und das sogenannte Mac Arthur Forest-Cyanidverfahren; sie sollen nunmehr durch ein elektrolytisches Verfahren von Siemens ergänzt werden, von dem man sehr gute Ergebnisse erwartet.

Die ganze Goldindustrie ist mit verschwindenden Ausnahmen in den Händen von Actiengesellschaften. In dem verflossenen Jahrzehnt wurden etwa 1150 Actienunternehmen gegründet; davon blieben 36 Procent lediglich auf dem Prospecte, 32 Procent sind wieder verschwunden, und nur die Hälfte des Restes beschäftigt sich mit der Goldproduction. Die weitaus größte Zahl der Gesellschaften wurde mit englischem Capital gegründet, indessen sind in letzter Zeit auch deutsche Syndicate gebildet worden, so namentlich ein Berliner mit 5 Millionen Mark Capital von Adolf Görtz. Wie wenig skrupulös noch vor einigen Jahren bei vielen Gründungen vorgegangen wurde, zeigt das Beispiel einer Gesellschaft, die bei einem Actiencapital von 15 Millionen Mark weder einen Stollen oder Schacht getrieben noch einen Pochstempel in Betrieb gesetzt hat. Noch 1892 wurde ein verhältnißmäßig werthloses Papier, Birthdays, die sich auf eine Mine in den ungesunden Niederungen südlich des Limpopo bezogen, von 5 auf 42 Mark heraufgeschraubt; wochenlang beherrschten Birthdays völlig den Markt, Zeitungen wurden bestochen, Unsummen

gewonnen und verloren, an der Börse kam es sogar zu einem förmlichen, regelrechten Faustkampf, und jetzt stehen die Actien wieder auf 6 Mark. Im Allgemeinen sind jedoch die Verhältnisse nun gesünder geworden, auch besteht jetzt eine Minenkammer, die regelmäßige statistische Berichte veröffentlicht. Es arbeiten am Rand fast hundert Gesellschaften, davon 55 mit nennenswerthem Erfolg. Die wichtigsten sind Robinson, die allein ein Zehntel des gesammten Goldertrages liefert, Langlaagte, Crownreef, Jumpers, Simmer and Jack Durban, Roodepoort, Meyer and Charlton, May consolidated, Ferreira, Geldenhuys, New Primrose, Nigel, Jubilee, Salisbury, Worcester. Durchschnittsdividenden von 20 Procent sind immer noch nicht selten; die Ferreiramine zahlte einmal 75 Procent, Crownreef und Salisbury je 30 Procent.

Andere Goldfelder sind im Süden des sonnenverbrannten, saharaähnlichen Karroos, wo Alluvialgold in geringer Menge gefunden wird, an mehreren Stellen bei Mafeking und Vryburg in Beschuanaland, in Englisch-Namaqualand, wo der Production der große Mangel an Wasser und die Schwierigkeit des Transportes entgegensteht, in Deutsch-Damaraland, wo einst Bleichröder für 300 000 Mark eine Mine erstanden hatte, ohne sonderliche Erfolge zu erzielen; ferner in Tati und an vielen Stellen Matabelelands. Von den zahlreichen Goldstätten Transvaals sind die wichtigsten die Kaapfelder, sehr malerisch an den schroffen Hängen der Drakensberge belegen; ihre Ausbeute kommt, obwohl in weitem Abstand, zunächst nach denen des Randes, etwa ein Zwölftel des Ertrages vom Rande darstellend. Ihr Mittelpunkt ist Barberton, das 1887 seine Blüthezeit erlebte. Die Shebamine, die reichste von allen, lieferte im Jahre 1889 an 700 Kilo Gold, und zwar 135 Gramm auf die Tonne Quarz, was eine selten reiche Ader bedeutet. Recht ergiebig sind auch manche Plätze in den sumpfigen Niederungen des Nordtransvaals, so sollen in Proben aus der Gegend von Letaba 134 Gramm Gold in einer Tonne Erz gesteckt haben; allein jene Strecken sind zu ungesund, zu sehr von schlimmen Fiebern heimgesucht, als daß die großen Hoffnungen, welche man auf die dortigen Minen gesetzt, sich verwirklichen könnten. Nicht unbeträchtlich sind die Funde von Klerksdorf, westlich des Randes; weiter sind zu nennen die Felder von Lydenburg und Komatie im Osten und von Malmani im Westen des Transvaals. Folgen die Minen von dem alpinen Swazieland, aus denen man sich für das laufende Jahr einen Ertrag von 2000 Kilo verspricht, ein kleiner Platz in dem portugiesischen Bezirke von Lourenzo Marques und einige ganz unbedeutende Orte an verschiedenen Stellen britischer Protectorate. Neuerdings wird auch in Madagaskar eifrig gegraben.

Die Gesammtdividende von vierundsiebzig Goldminen für 1892 betrug 16 Millionen Mark, für 1893 wird sie 20 Millionen Mark überstiegen haben. Die Ausbeute des gesammten Transvaals von 1893 belief sich auf 1 610 000 Unzen (52 000 Kilogramm) gegenüber der amerikanischen und australischen von je 1 600 000 Unzen. An vierter Stelle kommt erst Rußland.

VIII.

Mit dem Fortgang der industriellen Entwicklung geht die Lösung politischer Fragen Hand in Hand. Die Engländer haben ihre Niederlage bei

Majuba mehr denn wett gemacht, sie haben mehr gewonnen als sie damals verloren. Der Leiter des britischen Elements, Cecil Rhodes, hat es verstanden, nicht nur aus seinen geschäftlichen Unternehmungen stets als Sieger hervorzugehen und den Handel zu monopolisiren, sondern auch seine politischen Geschäfte regelmäßig mit Gewinn abzuschließen und die Sehnsucht der Engländer auf Vorherrschaft in Afrika ihrem Ziele bedeutend anzunähern. Daß der bisherige Gouverneur am Cap, Sir Henry Loch, soeben durch Sir Hercules Robinson ersetzt worden ist, bedeutet einen neuen Sieg für Cecil Rhodes' südafrikanische Ausdehnungspolitik. Ich hörte diesen einmal reden bei der Ausstellung in Kimberley. Er ist kaum zu verstehen, spricht im Unterhaltungston, öffnet den Mund kaum, aber was er sagt, ist originell, packend und fortreißend, seine Worte sind Thaten. Die Buren haben im Geisteskampf mit ihm den Kürzeren gezogen und werden es büßen müssen. Sie sind in einer verhängnißvollen Lage; vielfach wird ihr Untergang prophezeit. Die Briten sagen, sie hätten ihnen Bildung gebracht und Wohlstand und Cultur; sie verlangen Dankbarkeit von ihnen. Sind die Buren glücklicher geworden durch britischen Gin und schottischen Whiskey, durch Heilsarmee und Frauenhäuser, durch Raub und Mord und Hazardspiel, so man früher nicht kannte? Ein hochtragisches Geschick hat die Buren herausgerissen aus patriarchalischer Einfachheit und Genügsamkeit, sie leiden an der neuen Cultur und kranken an ihr wie die Germanen der Merovingerzeit an der römischen. sie haben die Briten nicht gerufen, die in unersättlicher Gewinnsucht dem Golde nachjagten, und was waren für England die Buren, was war ihnen Hekuba? So behauptet Pullman, er sorge menschenfreundlich für seine Arbeiter, während er aus ihrem Schweiße Millionen häuft. Immerhin wird sich der gesunde Sinn der Buren aus der Krankheit hindurchretten, und Jahrzehnte noch werden vergehen, ehe der starre niederdeutsche Bauerntrotz und seine Eigenart und Sprache dem stolzen Albion weichen.

Rhodes streckt indeß die Hand nach immer höheren Lorbeern. Zwar der schlaue Plan der Ueberrumpelung, der den Streifen von Tanganyika bis Uganda den Engländern in die Hand spielen sollte, ist vereitelt worden; aber der Ueberlandtelegraph scheint wirklich zur Ausführung zu gelangen. Auch wird sich der ehrgeizige Premier von dem kleinen Fehlschlag nicht abschrecken lassen. „Ehe man weiß, woran man ist," rief er in Capstadt im Februar 1894, „werde ich in Uganda sein. Glauben Sie nicht, daß ich nicht alle die Mauern sehe, die sich dazwischen aufthürmen; aber bis jetzt habe ich es immer verstanden, alle Hindernisse zu überspringen. Ich weiß allerdings, daß der große Erfolg in der Zukunft nur mit Ihrer Unterstützung und Ihrer Billigung erzielt werden kann." Der Anfang ist wie die Rede eines Königs an seine Unterthanen, der Schluß ist vorsichtiger abgefaßt; er klingt aber doch noch wie der eines Feldherrn an seinen Kriegsrath. Selbst Alexander ward von seinen Soldaten gezwungen, vor dem Ganges umzukehren, sogar britische Gouverneure äußerten oft bedenkliche Zweifel über die Maßlosigkeit der Pläne des Premiers. So muß er seiner Getreuen sich wohl versichern, ehe er weiter schreitet; aber sein Ziel bleibt ihm unverrückt vor Augen.

Ado in England.

Eine Briefsammlung.

Von

Marie von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

I.

London, 82 North Audley Street.

Liebe Eltern!

So wäre ich ja glatt und glücklich angekommen. Während der Ueberfahrt schlief ich, ohne deswegen nicht wie sie ausfiel; als ich aber zu einer verboten frühen Stunde auf Deck kam, machte das Meer einen recht harmlosen Eindruck, und wir näherten uns einer schmalen, flachen Küste. Von den erwarteten weißen Kreidefelsen war auch nicht das Geringste zu sehen, sie scheinen um Queenborough herum nicht zu gedeihen, und so entgingen mir alle darauf bezüglichen Gefühle. Dagegen gab es malerische, rothbraun besegelte Fischerboote und sattgrüne Wiesen. Dann erschienen Häuser und Schuppen und Werfte; wir legten an, ein prachtvoller, blonder Seemann in blauem Wams ergriff meine Sachen, und ihm folgend, gelangte ich in einen Wagen des bereitstehenden Londoner Zuges. Er sowohl wie der Schaffner schienen, Gott sei gelobt, mein Englisch auf das Bequemste zu verstehen, und dankbar gedachte ich unserer guten Miß Stevens. All' die Jahre über hatten sie und ich uns so gern und so oft geneckt und gestritten, daß ich doch heute im Stande war, ruhig und fließend Wetter und Ernteaussichten mit einem Reisegefährten zu besprechen. Zu weiterem Gedankenaustausch kam es nicht, dazu waren wir beide wohl noch zu verschlafen, auch interessirte mich die vorüberfliegende Landschaft. Besondere Freude machte mir der bewußte, über Baumwipfeln emporsteigende niedrige Kirchthurm unter dem bewußten weißwolkigen Himmel; von „Christmascards" her kannte ich das Alles so genau. Und dann gefielen mir ganz besonders diese einzeln und gruppenweise herumwuchernden Bäume; sie haben etwas ganz eigenartig Breites und Ueppiges und weich Verschwommenes.

Das ganze Land erschien parkartig, und die wohlgepflegten, blumenumrankten „homes“ wollten gar nicht aufhören; hier waren es kleine, originelle Backsteinbauten, hier schlichte, weiße Landhäuser mit altmodischem Säulenportal, hier stattliche Schlösser. Einen recht behaglichen, recht ländlichen Eindruck machten die Dörfer und Gehöfte, wogegen die meisten Städtchen neu und nüchtern erschienen und die meisten Bahnhöfe kahlen, mit Annoncen beklebten Schuppen glichen. Dann begannen die Londoner Vororte; saubere, etwas banale Villen, endlose Reihen eintöniger Häuschen, dann Fabriken, ein Meer von schwärzlichen Dächern und Schornsteinen, darauf ein breiter, schimmernder Fluß und in der dunstigen Sonne Schiffe und Thürme und gewaltige Gebäude.

Im Bahnhof stand der gute Willy Hoyen mit seinen eingekniffenen Augen und der berühmten, aufgestülpten Nase. Augenscheinlich befürchtete er eine zu demonstrative Begrüßung, streckte mir vorsichtig die Hände entgegen, sprach über sein akut frühes Aufstehen — es war acht Uhr Morgens — wurde dann aber gemüthlich und herzlich und ganz der Alte. Er billigte gnädigst, daß ich während meines hiesigen Aufenthaltes mich ihm blindlings anvertrauen wollte und versprach, wie ein Vater für mich zu sorgen. Er ist genau sieben Jahre älter als ich, behauptet aber der Erfahrung nach ein Greis zu sein. Auch billigte er meine offenkundige Bewunderung für das fixe, ruhige, höfliche Wesen der Gepäckträger, wie für die respectvolle, wohlwollende Haltung der Schutzleute; diese beiden englischen Menschenclassen wären sein höchstes ethisches Ideal.

Unterdessen fuhren wir durch stattliche einsame Squares in ältere Seitenstraßen und hielten vor einem winzigen, etwas zurückgebauten, tiefroth angestrichenen Häuschen. An der Thür stand knicksend eine würdige Matrone in rauschender schwarzer Seide, und ein beängstigend imposanter Herr mit glatt rasirter Oberlippe geruhte höchst eigenhändig meine Koffer heraufzutragen. Eine schmale Treppe führt an alten Kupferstichen vorbei in meine oben gelegenen Zimmerchen, die allerliebst eingerichtet und mit Porcellanfächelchen und altmodischen Bildchen geschmückt sind. Unter mir wohnt Willy und unter diesem ein entfernter Vetter, the Honourable Guy Wootten, bei dessen Eltern unsere Wirthsleute Jahre lang als Kammerfrau und Haushofmeister dienten. Auch jetzt noch rechnen dieselben sich mit zur „Familie“, die Wootten'sche Dynastie beherrscht ihr Gespräch und deren Photographien bedecken die Wände. Sie nehmen nur Junggesellen aus „ihren“ Kreisen, und für Wohnung und ein vorzügliches Frühstück zahlt man angemessene, keineswegs übertriebene Preise.

In einer großen englischen Badewanne erfrischte mich das bereitstehende kochheiße Bad — kalte Bäder, so erklärte mir Willy, wären hier so veraltet wie Croquet oder Schnupftabak. Dann ging es zum Schneider, und dann verließ ich meinen Begleiter vor seiner Botschaft, nachdem er mir mit Segenswünschen Bädeker in die Hände gedrückt. So fuhr ich dann hoch oben auf einem riesigen Omnibus in das Getöse der City hinein, und als ich befriedigt und erschöpft gegen sechs Uhr zurückkam, hatte ich St. Pauls und den Tower

und London Bridge und das Mansion House und die Bank of England gesehen. Glaubt aber nur nicht, daß ich Euch hierüber oder über irgend etwas Aehnliches gewissenhafte Beschreibungen zu schicken gedenke, sondern thut mir die Liebe und holt Euch ein halbes Dutzend englischer Reiseberichte und lest hübsch nach. Das ist weit gründlicher, weit zuverlässiger und weit, weit bequemer!

Ohnehin war der Tag noch lange nicht aus; etwas vor Acht weckte mich Hoyen's Franz, half mir beim Anziehen und überreichte mir einen dieser allerliebsten Knopflochsträußchen aus Stephanotis und Venushaar, wie die hiesigen Herren sie fast sämmtlich tragen. Dann schlenderten Willy und ich zu Fuß durch hell erleuchtete, von schönen Wagen durchsauste Straßen bis zu einem großen steinernen Portal. Meine Einführung in die Londoner Gesellschaft begann ganz stilvoll beim Marquis of Southerley; Hoyen verkehrt viel bei dessen Schwiegertochter und konnte mir daher leicht diese Einladung erwirken. Gepuderte Diener mit weißseidenen Wadenstrümpfen und hellgrau und gelber Livree erwarteten uns in der steifen, prächtigen Marmorhalle; Gobelins und Ahnenbilder hingen an den Wänden, und schwere, kostbare Tische und Sessel umstanden den Raum. Sehr freundlich empfing mich die Lady, eine stattliche, vornehme Frau mit altmodisch glattem Haar, altmodischem Sammetkleid und einem reichen Smaragdschmuck. Die mit Treibhausblumen geschmückten Zimmer füllten sich allmälig mit würdigen Herrschaften in großer Gala, das einzige junge Mädchen wurde mir zu Theil. Wie sie hieß, ahne ich nicht; sie war groß und schlank und erzählte mir, wie ungeduldig sie das Ende der season erwarte, um mit Vater und Bruder in ihrer Yacht um die schottische Küste zu segeln. So immer in Wind und Wetter draußen zu sein, ohne Handschuhe herumzulaufen, braun einzubrennen und keine langweiligen Besuche machen zu müssen, sei doch das Schönste in der Welt!

Die Gäste um diese mit rosa Orchideen und altem Silber geschmückte Tafel schienen sich gut zu kennen, und Alle sprachen lebhaft, wenn auch mit englisch gedämpfter Stimme. Ziemlich ununterbrochen kannegießerten sowohl Herren wie Damen, und trotzdem die Southerley's zu den alten Whigfamilien gehören, wurde Gladstone's Name nur mit leidenschaftlichster Erbitterung genannt. Wo ich nur hinhörte, schwirrte es von Rosebery und Chamberlain, von Neuwahlen und Versammlungen, doch einmal vernahm ich einen warmen Gedankenaustausch über Canalisation und sonstige sanitäre Fragen und einmal eine begeisterte Schilderung neuer Gladiolen. Das Mittagessen war schnell vorüber, man nahm sehr wenig von den vorzüglich bereiteten Gerichten und genoß nur ganz wenige der ausgesucht guten Weine. Augenscheinlich hatten alle Anwesenden es ziemlich ebenso Tag für Tag zu Hause.

Nach dem Dessert erhoben sich die Damen, der alte Southerley öffnete ihnen selber die Thür und stand, mit der Klinke in der Hand, bis die Letzte an ihm vorbeirauschte. Dann rückten die Herren zusammen, tranken ein Gläschen Port, rauchten ein Cigarrettchen und politisirten erst recht darauf los. Begreiflicherweise langweilte mich dieses auf die Dauer, und ich war froh, als wir uns hinauf zu den Damen begaben. Dort ergriff mich die nette Schwieger-

tochter und zeigte mir die in den großen Räumen herumhängenden Rembrandt's, Veronese's, Sir Joshua Reynold's und andere Herrlichkeiten. Darauf verabschiedete man sich bald, da Alle, auch die Gastgeber, noch mehrere gesellige Pflichten zu erledigen hatten. Hoyen sah nach der Uhr, es war halb Elf. „Zu einem Ball ist es noch zu früh, sollen wir einige Abendempfänge noch mitmachen oder in den Club?" Ich optirte für das Letztere, und so fuhren wir vor das ernste Gebäude in St. James's-Street, dieser classischen Stätte der historischen Clubs.

In den mit anspruchsloser Vornehmheit eingerichteten Räumen befanden sich eine Unmenge Herren im Frack und weißer Binde; tiefernst lasen sie Zeitungen, kritzelten in affenartiger Geschwindigkeit ihre Briefe oder saßen um die Tische der Spielzimmer. In den Fluren und an der Treppe streckten sich zahllose Jünglinge auf den dunkeln ledernen Divanen und schwatzten und kicherten mit gedämpfter Stimme. Hier und da trank einer ein Täßchen Kaffee, einen Cognac oder Selterswasser, die Meisten, wie auch wir, nahmen nichts. Zum Rauchen gab es getrennte Zimmer, die übrigen Räume waren musterhaft gelüftet. „Ja," meinte Hoyen auf meine Bemerkung, „die Engländer vergöttern die Aristokratie, sind aber keineswegs exclusiv und nehmen leicht einen Gentleman, was auch sein Vater gewesen, in ihre Kreise hinüber. Zum Gentleman aber gehört, daß man eine vornehme Schule besucht hat, Abends zum Mittagessen sich in einen Frack wirft, peinlich die Wahrheit spricht, ohne tägliche Bäder umkommt und stickige, verbrauchte Luft wie den Tod verabscheut. Also ein bißchen Nietzschianerthum." Hier trafen wir auch mehrere Hoyen'sche Bekannte, welche ebenfalls gesonnen waren, den Levinsohn'schen Ball mit ihrer Gegenwart zu beehren. Augenscheinlich verkehrt ganz London bei diesem ursprünglich deutschen Bankier, auch die königliche Familie, was der nur für solche Gelegenheiten bestimmte, auf die Straße gelegte scharlachrothe Teppichläufer schon von Weitem bekundet. Doch bekam ich weder den Prinzen von Wales noch die Wirthe zu sehen. Um uns drängte sich eine dicht gekeilte Menge, es stauten sich die tadellos angezogenen jungen Herren und die Damen in ihrer blitzenden Diamantenpracht und den schneeweißen Schultern. Im Stimmengeschwirr hörte man von der auf zwölfhundert Pfund geschätzten Blumendecoration schwärmen, Andere jammerten über die „Ananastreibhaushitze" und Andere wieder erzählten von den fünf berühmtesten Schönheiten Londons, welche die Festlichkeit krönten. Aber unser erneuter, mannhafter Versuch, die mit verschwenderischer Rosenfülle umkränzte Treppe hinauf zu gelangen, schlug fehl, auch das Eßzimmer war undurchdringlich dicht belagert, und so standen wir nach einer halben Stunde wieder auf der Straße. Einige Häuser weiter gab es ebenfalls vorfahrende Wagen, Treppenläufer und dichte Scharen wartender Diener. Einen derselben frug Hoyen nach dem Namen der gesellschaftgebenden Herrschaft, erinnerte sich dunkel, mit einer der Töchter 'mal getanzt zu haben, vermuthete zu diesem Abend eingeladen zu sein, ging mit mir hinein und dann aus der Garderobe schnurstracks in das Eßzimmer. Dort traf er mehrere Bekannte, zu denen wir uns an einen der kleinen Tische setzten und höchst gemüthlich abendbroteten. Darauf machte sich Hoyen noch etwas liebenswürdig und geleitete alte Damen an ihre Wagen; schließlich holten wir

unsere Sachen und verließen, ohne unsere Gastgeber auch nur erblickt zu haben, das Haus. Als aber mein Willy hierauf noch einen Stoß Einladungskarten herausholte und mir kaltblütig noch weitere Gesellschaften vorschlug, krümmte sich denn doch selbst der Wurm, und störrisch verlangte ich nach Hause zu gehen.

Chaotisch confus, schlief ich ein, und ebenso wachte ich heute wieder auf. Sagt mal, ist es unbedingt nothwendig, Onkel Krastenow zu schreiben? Als er mir die hochanständige Donation zur Reise verlieh und mir den zweimonatlichen Urlaub von der Regierung erwirkte, gelobte ich mir, ergriffen und dankerfüllt, ihm recht regelmäßige und ausführliche Briefe zu schicken. Und nun kritzle ich Euch statt dessen zwangloses Zeug, und mir graut vor schön geschriebenen ehrbaren Reiseberichten.

Darf ich vorschlagen, ihm statt langweiliger Schilderungen später in Naudorf bei einer Cigarre Alles mündlich vorzuerzählen? Kann man das wohl bei einem ergrauten Erbonkel riskiren?

In Eile und Liebe Euer

Udo.

II.

London.

Noch heute muß ich Euch, liebe Eltern, schreiben, sonst hole ich den Faden in meinem Leben nicht ein.

Mein Vormittag verfloß also im Britisch Museum, in der Nationalgalerie und in Westminster Abbey (siehe Bemerkungen im letzten Briefe); dann weihte ich meinen neuen ewiglangen Ueberrock ein, machte mich überhaupt sehr schön und fuhr mit Hoyen nach St. George's Chapel. Hier finden die meisten vornehmen Hochzeiten statt, und hier wurde heute der eben großjährig gewordene älteste Sohn des Eisenbahnkönigs Hughes mit der eleganten, etwa vierundzwanzigjährigen Honourable Mabel Carleton getraut. Die bekannten „Sacs et Parchemins", eine nirgends mehr auffallende, hier in England, wo neugebackener Reichthum sich schnell und gründlich mit der Landesaristokratie verschmilzt, eine besonders beliebte Mischung. Schutzleute hielten die herumstehende Menge zurück, und nur nach Vorzeigung der Einladungskarte gelangte man in die dichtgedrängte Kirche. Ueberall eine entzückende Blumenfülle, riesige weiße Clematis und stark duftende Lilien verdeckten fast die Stickereien und Gefäße des Altars. Dort harrte, blaß, verlegen und unglücklich, der Bräutigam, während neben ihm sein „best man", welcher die Stelle unseres Brautführers vertritt, in höhnischer Ruhe die Versammlung musterte. Ich that dasselbe, nur in bescheidener Bewunderung, denn wie gestern Abend, wie heute im Park erstaunte mich die Schönheit dieser Leute. Zwar hatte ich die unteren Classen bei meinen Wanderungen durch die City so unansehnlich wie andere Großstadtbewohner gefunden, aber unter den Ladenverkäuferinnen, unter den Mädchen und Frauen des kleinen Mittelstandes sah ich eine Menge entzückender Gesichter und schön gewachsener Gestalten, und hier in der „Gesellschaft" waren diese prachtvollen interessanten Männerköpfe, die vornehmen, älteren Frauengesichter und diese vielen jugendlichen schönen Erscheinungen mit den

sensitiven, feingeschnittenen Zügen im höchsten Grade auffallend. Dazu diese kostbaren, seidenknisternden Damenkleider, die vollendete Einfachheit der Herren und nirgends die Spur jenes Aufgeputztseins, welches so manche festliche Gelegenheit bei uns kennzeichnet.

Auf einmal schwieg das leise Stimmengesumme, zu den Klängen des Lohengrin'schen Brautmarsches (!) zog feierlich der weißgekleidete Kirchenchor, die Geistlichkeit und der Bischof in vollem Ornat herein. Dann erschien im Spitzenschleier und reichem Diamantschmuck die niedliche, von ihrem Vater geführte Braut. Zwei in rosa Sammet gekleidete Pagen trugen ihre Schleppe, dann folgten paarweis schreitende Brautjungfern, Alle gleich, in irgend etwas Hellgelbem gekleidet und mit Marschallnielrosen in den Händen. Es gab keine Predigt, aber eine feierliche, wenn auch hier und da etwas sehr mittelalterlich deutliche Liturgie. Die Rührung war mäßig, Thränen sind wohl altmodisch; nur einmal, als die Braut mit zitternder Stimme nachsprach, „bis daß der Tod uns scheide," wurden einige Matronen sichtlich ergriffen. Zum Schluß wurde, wie bei uns, die junge Frau ziemlich allseitig abgeküßt, und dann begab sich Alles zur Lady Carleton, wo großer Nachmittagsempfang stattfand. Die Braut zerschnitt einen monumentalen, kunstvollen Hochzeitskuchen, man trank herben Sect, aß Treibhauspfirsiche und bewunderte die nach unseren Begriffen unglaublich zahlreichen und kostbaren Hochzeitsgeschenke. Zwei Cousinen erzählten sich, daß „die arme Mabel" ganz trostlos über ihre achtundzwanzig silbernen Sahnentöpfchen und fünfundvierzig Armbänder sei und berathschlagten, wie man diesen Ueberfluß am zweckmäßigsten verwenden könne. Das eine junge Mädchen war bildhübsch: blond, zart und mit einem süßen, etwas kecken Profil. Auch erwies sie sich ganz gnädig, und ich klettete mich an sie, bis Hoyen mich zur Abfahrt des Paares fortholte. Alle jüngeren Damen und Herren drängten sich bis an den „Square" herein, die Hausthüre umstanden sämmtliche Brautjungfern — ein hübsches Bild — und als die jungen Eheleute vergnügt und strahlend fortfuhren, bewarf man sie mit einem Regen von Reiskörnern und einigen weißen, seidenen Schühchen.

Nun verabschiedeten wir uns und gingen durch den schönen, alten St. James's-Park nach dem Parlamentshaus, da Hoyen, Dank vieler Anstrengung, in den beneideten Besitz von Karten zur großen irischen Debatte gelangt war. Vorzeitig erreichten wir die mächtigen, thurmreichen Gebäude, und ehe ich es ahnte, führte mich Hoyen in den vielleicht geschichtsreichsten Raum der Welt, Westminster Hall. Kein Mensch war da, es hallten unsere Schritte, vernehmlich sprachen die Steine und die dunkeln Wände. Wie hypnotisirt starrte ich umher und lauschte dem Spuk. Auch Hoyen schwieg; dann sah er nach der Uhr, und wir gingen hinaus in das Lärmen der Wagen, in das rastlose Gewirr der vorbeiströmenden Menge.

Durch gothische Portale und schmale steinerne Gänge gelangten wir auf unsere Plätze in der Galerie. Die Verhandlungen nahmen eben ihren Anfang; herein kam der „Sprecher" (Vorsitzende) mit weißer, wallender Perrücke, schwarzseidenem, schleppendem Mantel, Kniehosen und seidenen Strümpfen; ihm folgten zwei Beamte, ebenfalls in Perrücken und Talaren, und dann der

Caplan. Am Tisch des Hauses begann dieser die vorgeschriebene Litanei, an seiner Seite stehend las der Sprecher mit geschäftsmäßig lauter Stimme die Responsorien, dann fuhr der Geistliche fort: „Laßt uns beten," und wie automatische Holzpuppen drehten sämmtliche Abgeordnete sich um und betrachteten die Wand. Schließlich verbeugten der Caplan und der Sprecher sich tief gegen einander, der Caplan zog mit seinem Gebetbuch ab und der Sprecher setzte sich bequem in seinen hohen geschnitzten Baldachinsessel zurück. Man erledigte einige geschäftliche Mittheilungen, dann wurde die zweite Lesung der irischen Vorlage beantragt, und zusehends füllte sich jeder Sitz-, ja fast jeder Stehplatz dieses verhältnißmäßig kleinen Raumes.

Den Reigen eröffnete Mac Swiney, ein Nebenbuhler Parnell's, und mit geballter Faust schmetterte er leidenschaftliche Anklagen gegen die Regierung, gegen Balfour (den irischen Staatssecretär) heraus. In immer heftigeres Feuer gerieth der kleine, etwas aufgedunsene Celte, er schäumte vor dem Mund, es zuckten ihm die Glieder.

Auf der Ministerbank dehnte sich der lange irische Staatssecretär; sein überkreuzter, sorgfältig beschuhter Fuß war in gleicher Höhe mit dem hintenüber gesunkenen vergeistigten, etwas blasirten Gesicht, sanft waren die Augen geschlossen.

Da hörten die schrill geschrienen Perioden auf, und nachdem der frenetische Jubel der Iren verbraust war, erhob sich langsam Balfour's schlanke, noch jugendliche Gestalt. Mit gedämpfter, nachlässiger Stimme bat er um Entschuldigung, wenn er den persönlichen Anklagen des verehrten Mitgliedes für X . . . . . augenblicklich nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Es wäre manchmal etwas schwer, mit der nöthigen Frische zu reagiren, unwillkürlich stumpfte das Gefühl sich ab. Und aus der Tasche einige Zeitungsabschnitte irischer Localblätter der letzten Tage ziehend, verlas er mit milder, matter Stimme einige gegen ihn geschleuderte rabiate Beschuldigungen, die in ihrer unfreiwilligen Komik geradezu zündend wirkten. Dann reckte er sich etwas in die Höhe und widerlegte an der Hand statistischer Zahlen und officieller Berichte die Behauptungen des Vorredners.

Unterdessen war Gladstone hereingetreten und saß Balfour gegenüber, weit vorgebeugt, die Hand am Ohr, seinen jungen Nebenbuhler mit den tief auflodernden Augen verschlingend. Dann erhob er sich zum Wort, nur der Tisch des Hauses trennte die Beiden, trennte den gewaltigen Führer vergangener Generationen von dem Führer einer kommenden. Gemessen und würdevoll rollte das reiche Gefüge der glänzenden, tönenden Sätze dahin, den berühmten „goldenen" Klang seiner Stimme hatten die mehr als achtzig Jahre nicht gedämpft; er ist ein imponirender Greis. Es war eine prachtvolle oratorische Leistung, und ich weiß nicht, weshalb sie mich nicht so hinriß wie die schneidende, geistvolle, jetzt leidenschaftlich bewegte Entgegnung Balfour's.

Was nun noch folgte, fiel außerordentlich ab; gern nahmen wir die Einladung eines Abgeordneten an und gelangten durch lange, gothische Gänge in die natürlich ebenfalls gothischen Speiseräume, wo man zwischen acht und neun zu Mittag ißt, während im Sitzungssaal einige redebegierige Lückenbüßer die

Stenographen beschäftigen. Da Lord Randolph Churchill, auf den ich mich gespitzt hatte, schließlich doch nicht sprechen wollte, empfahlen wir uns nach Tisch, und wieder kramte Hoyen aus seiner Tasche eine Menge Einladungskarten zum heutigen Abend hervor, um einen sinnreichen Schlachtplan zu entwerfen. Dann fiel ihm ein, daß er einer guten Bekannten schon lange versprochen hatte, ihre Schöpfung, ein „Music Hall“ im Osten Londons, zu besuchen, und da dieses mir durchaus einleuchtete, gelangten wir auf der Stadtbahn in eine der schlimmsten Gegenden des schlimmen Londoner Ostens.

Vor einem großen, hell erleuchteten Gebäude hielten wir an, lösten Billete (Fremdenloge zu einer Mark) und befanden uns in einem stattlichen roth und gold ausgemalten Theaterraum. Auf der offenen Scene sang eine Dame im Ballstaat ein gefühlvolles Lied, den Zuschauerraum füllte eine ärmlich gekleidete Menge, welche aufmerksam lauschte und am Schluß der Ballade lebhaften Beifall spendete. Die Schriftführerin, Miß Mount Dawling, hatte Hoyen erkannt, setzte sich zu uns und erzählte, wie einige wohlhabende Bekannte sich vor etwa fünf Jahren zusammengethan und dieses im allerschlimmsten Verruf stehende „Music Hall“ (Tingel-Tangel) aufgekauft hätten. Sie wünschten recht allmälig vorzugehen und deshalb Theile des alten Repertoires mit herüberzunehmen, doch war unter den Hunderten von Liedern kein einziges unanstößiges zu finden. Jetzt gibt es dreimal wöchentlich richtige Music-Hall-Vorstellungen mit leichten, aber anständigen Liedern, mit Tausendkünstlern und Specialitäten aller Art; an einem Abend findet, wie heute, ein besseres Concert statt, zu dem man oft recht bedeutende Künstler heranholt, an einem anderen Abend gibt es populäre wissenschaftliche Vorträge mit Transparentbildern, einmal wöchentlich veranstalten vornehme Damen und Herren aus dem Westen ein Dilettantenconcert, und jeden Sonntag gibt es geistliche Musik. Alle Vorstellungen werden von der nur den untersten Schichten angehörenden dichtbevölkerten Nachbarschaft gut besucht, das geringe Eintrittsgeld wird gern bezahlt und in ganz auffallender, unverhoffter Weise hat sich das Benehmen dieser Leute verändert. Während sonst tumultuarische Auftritte und der schlimmste „Radau“ in einem fort die frühzeitige Schließung der Vorstellungen bedingte, während sonst trotz einer ständigen Polizeiabtheilung mehrere Morde alljährlich in diesen nämlichen Räumen stattfanden, wird jetzt auch die kleinste Ruhestörung, auch die geringste Unschicklichkeit von den Zuschauern selbst durch unweigerliche Entfernung des Schuldigen bestraft. Früher war es durchgängig Sitte, daß die jungen Fabrikarbeiterinnen auf dem Schoß ihrer Begleiter saßen, nachdem ihnen aber Seitens der stets anwesenden Vorstandsdamen nahegelegt wurde, daß solches Betragen nicht recht „ladylike“ und hübsch sei, unterblieb es vollkommen. Während einer Pause gingen wir in den breiten Gängen und Erholungsräumen, wo leichte Erfrischungen zu kaufen waren, herum, und unsere Begleiterin unterhielt sich mit einigen ihrer besonderen Freunde, Waschfrauen, Briefträgern, Ladenmädchen, Werftarbeitern und dergl. Die größte Ueberraschung des Abends war aber vielleicht die spontane Begeisterung, welche eine neu aufgefundene, verzopfte Händel'sche Arie erweckte. Dieselbe war in der That schön, doch hätte man sie bei uns nur etwa einem Sing-

akademie-Publicum zu bieten gewagt, und ich constatire diesen Geschmack des als unmusikalisch verschrieenen englischen Volkes, ohne eine Erklärung zu bieten. Auch ist es Zeit, zu schließen — ich umarme Alle, und Thilda ganz besonders.

Euer Udo.

III.

London.

Vielen Dank, cara Mutter, für Deinen lieben Brief, auch für die willkommene Nachricht, daß Onkel Krastenow gern auf Reiseberichte verzichtet und sie für Unfug hält. Wie recht hat der Mann!

Eben werden meine sieben Sachen gepackt, da wir den Sonntag über einen Künstler in Surrey, etwa zwei Stunden von hier, zu besuchen gedenken. Wir hatten mehrere solcher freundlichen Aufforderungen erhalten, denn viele bekannte Familien haben eine Besitzung in der Nähe von London und füllen während der ganzen „Season" allwöchentlich von Sonnabend bis Montag ihr Haus mit Gästen. Als aber Hoyen eine, sich auch auf mich erstreckende Einladung zu einem jungen Ehepaar in kleinen Verhältnissen erwähnte, optirte ich für diese, denn der Abwechslung halber sehnte ich mich nach Leuten mit weniger als zwanzigtausend Thaler Einkünften. Dies wäre nach Hoyen das Minimum für Londoner gesellige Verhältnisse, darunter kann man gerade zur Noth „existiren", aber absolut nichts „mitmachen".

Es liegt aber bereits ein gutes Tagewerk hinter mir; ganz früh, d. h. um zehn Uhr, ritten wir mit dem hierher auf ein Jahr commandirten Hans Quilow im Hyde-Park, ich auf einem mir vom Botschafter gütigst zur Verfügung gestellten Rappen. Hoyen wurde elegisch und klagte über fin de siècle. Verkommenheit. Bis vor wenigen Jahren ritt man nämlich zwischen halb zwölf und halb zwei im Cylinder und tadellosen, fest anschließenden Reitanzug; wie er behauptete, ein Anblick für Götter. Jetzt thun das nur noch zurückgebliebene Leute aus der Provinz, und Alles, was etwas auf sich hält, reitet frühmorgens, die Herren in bequemen, ausgetragenen, grauen Röcken, die Damen in Blousen und flatternden Jäckchen — Alle aber in Filz- oder Matrosenhüten — „complete Demoralisation". Quilow und ich waren jedoch harmlos genug, um uns rückhaltlos an den wundervollen Pferden und an dem für unsere Begriffe fast unerlaubt naturwüchsigen, aber doch famos sicheren Sitz dieser Hunderte von Reitern und Reiterinnen zu freuen. Uebrigens erklärte man mir später, daß die Ursache dieses frühen, zwanglosen Reitens in dem wachsenden Einfluß der beschäftigten jungen Männer zu suchen sei. Als die Damen merkten, daß die Mehrheit ihrer Tänzer und guten Bekannten früh, d. h. vor ihrer Arbeit in den Ministerien, in der City oder in den Justizgebäuden, ritten und daß nur die kleine Minderheit der Nichtsthuer später im Park zu haben sei, änderten auch sie ihre Gewohnheiten. Ohnehin ist es für unsere Anschauungen etwas anwidernd, Mittags, um die schönste Tageszeit, dieser Anzahl sorgfältig angezogener herumschlendernder Herren im Park zu begegnen. Und so hat diese „Verwilderung" des Reitanzugs vielleicht sogar etwas für sich!

Bald trennte ich mich vom „corrupten Westen“ und begab mich wieder nach einem armen, verkommenen Stadttheil im Osten. Die Miß Mount Dawling hatte mich gestern Abend mit einem jungen Juristen bekannt gemacht, der nun in Toynbee Hall mich erwartete. In diesem Institut verleben mehrere Dutzend junger Männer aus den gebildetsten, auch aus den vornehmsten Ständen einige Jahre nach der Universitätszeit, verfolgen ihr Studienfach, widmen jedoch ihre freien Stunden den verschiedensten philanthropischen Bestrebungen. Hier unterrichten sie Abends die Knaben und Männer dieser hauptsächlich aus Fabrikarbeitern bestehenden Bevölkerung in den Schulfächern, in Nationalökonomie, Religion oder Kunstgeschichte. Hier leiten sie Gesang-, Schwimm-, Turn-, Cricket- und Fußballvereine, hier werden „historische Gänge“ durch London, sowie Ausflüge in der Umgegend vorgenommen, normale Arbeiterwohnungen verwaltet und Krankenkassen errichtet. Kurz, diese freiwilligen Arbeiter wollen praktische Fühlung mit ihren ärmeren Mitmenschen gewinnen und einen festen Mittelpunkt für die philanthropischen Bestrebungen bilden.

Als ich Mr. Julian Gard, einem hübschen, eleganten, jungen Menschen, meine Bewunderung aussprach, wies er mein Lob sehr bescheiden von sich und behauptete, daß er und seine Freunde weit mehr gelernt als gelehrt hätten, daß, wenn auch dieses jetzt etwa fünfzehn Jahre bestehende Toynbee Hall einen erfreulichen, manchmal überraschend günstigen Einfluß auf die Umgegend ausgeübt hätte, der Nutzen auf die jungen künftigen Politiker, Geistlichen, Juristen oder Nationalökonomen ein ebenso ausgesprochener wäre. Etwas verlegen fuhr er fort: „Diese manchmal etwas ungeschlacht und verwildert aussehenden Männer und Knaben machen einem auch größere Freude als Sie vielleicht denken; es ist unglaublich, wie anhänglich sie sich oft erweisen, wie schnell man sich an einander gewöhnt.“ Dabei ist dies die verrufenste Gegend von ganz London, aus Gard's künstlerisch eingerichtetem Zimmer sah man auf den Schauplatz des einen „Whitechapel-Mordes“, und vom Tennisplatz, im hinteren von Epheu bekleideten Hof des schlichten, aber geschmackvoll vornehmen Backsteingebäudes erblickte man die Fenster, hinter denen eine andere dieser Scheußlichkeiten geschah. Gard fuhr fort: „Unsere Thätigkeit ist vielleicht nur ein Tropfen, aber der ist von intensiver Farbe und färbt weithin das Wasser. Wir sind auch keineswegs muthlos, und überall, inmitten dieser entsetzlich großen, zusammengepferchten Bevölkerung arbeiten ähnliche Genossen und Genossinnen.“ Er gefiel mir recht gut, und gern hätte ich manche Frage mit ihm erörtert, um statt blutloser Theorien diese eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu hören, aber schon mußte ich nach der Uhr sehen und mich schleunigst in die Bahn setzen, da mich ein verabschiedeter indischer Oberst in South Kensington zum Luncheon erwartete.

So kam ich denn auch in diese beliebte Gegend, wo um das altmodische Schloß und den gradlinigen, schattigen Park ein nagelneues Viertel roth backsteinerner, „stilvoller“ Gebäude sich erhebt.

Im Wohnzimmer des Obersten angelangt, prallte ich zurück; denn vor mir erhoben sich drei ältliche Fräuleins, und nur zu gut erkannte ich die

eiserne Unerbittlichkeit dieser schnurgeraden, sogenannten weiblichen Gestalten, das mechanische Lächeln dieser großen, blassen Lippen. Es waren dieselben Engländerinnen, welche in Mürren mich an das jüngste Gericht mahnten, als ich Sonntags einen Ausflug unternahm; welche mir, höchst unpassender Weise, eigenhändig Tractate in mein Schlafzimmer brachten und mich erfolglos anflehten, einen Temperenzlerverein in Deutschland zu gründen. Auch ihnen schien die Begegnung eine ebenso unerwartete, wenn auch leider nicht so unliebsame wie mir. Jedes, auch das geringste Opferlamm, mag ihnen willkommen sein, und sie setzten mir armen Wurm auf das Weidlichste zu. Religion und Wassertrinken wurde zwar auch während des ewiglangen Frühstücks breit getreten, doch war augenblicklich Vivisection das beliebteste Steckenpferd, und daß ich trotz aller haarklein geschilderten Greuel des Secirtisches doch noch Lammrücken mit mint sauce herunter kriegte, spricht entschieden für meine ungekränkelte Natur. Der Oberst versuchte mehrmals das Gespräch an sich zu reißen, doch erwies sich die Phalanx der Töchter zu stark; er mußte den augenscheinlich besonders geliebten Klang der eigenen Stimme entbehren, bis er mich den Fräuleins entwand und nach der indischen Abtheilung von South Kensington-Museum entführte. Das war nämlich die Verabredung gewesen und erfüllt, wie ich von meinem Rudyard Kipling nun einmal bin, hatte ich mich ganz besonders auf eine sachkundige Leitung durch diese märchenhaften Schätze gefreut. Allerdings erzählte er viel — sehr viel — über Indien, als er aber die Ränke, welche seine frühzeitige Pensionirung zur Folge hatten, die Günstlingswirthschaft der Behörden und die Ungerechtigkeit der Rupee-Währungsverhältnisse in genügender Vielseitigkeit beleuchtet hatte, flüchtete ich, gänzlich erschöpft.

Und jetzt ertönt schon Hoyen's mahnende Stimme. — Zärtlichst küßt Dir die Hand Dein Udo.

IV.

Marwood Cottage, Haslemere.

Liebe Eltern!

Hier ist es fabelhaft hübsch, durch das winzige Fenster klettern Rosen, dann kommen jenseits vom Rasen lange Rabatten von Lilien und Mohnblumen, dann saftige, sonnige Wiesen und schattige Bäume, und dann wieder Viehweiden und Hecken und immer dunstiger werdende Bäume, und endlich ferne, umflorte, blaßblaue Berge. Die Gegend erscheint still und weltentrückt, und erst beim längeren Herumspazieren zeigen sich die von Bäumen und Büschen umstandenen malerischen Gehöfte und die vielen neuen Häuschen im gefälligen, anspruchslosen „cottage"-Stil, d. h. rother, leicht verwitternder Backstein, unregelmäßige Giebel, Erkerfensterchen, ein kleines Hausportal, Alles von Jelängerjelieber, Clematis und Heckenrosen umrankt. Hier und da gibt es auch alte herrschaftliche Landhäuser, hier und da haben reiche Londoner Kaufherren sich prachtvolle Besitzungen geschaffen, aber besonders häufig und für die Gegend besonders charakteristisch sind diese anheimelnden „cottages", in welche Maler, Schriftsteller und Gelehrte sich aus der Großstadt heraus-

flüchten. Jeder sich neu anbauende Mensch gilt natürlich anfänglich als Volksfeind, der aus krassem Egoismus diese unberührte Ländlichkeit zu zerstören gedenkt. Die Gefahr liegt ja auch nahe, aber noch verbergen die üppigen Bäume jedwede Londoner Eindringlinge, und der hier bestehende geistig angeregte Verkehr kommt wohl sonst auf dem Lande nicht leicht wieder vor.

Die Euston Browns gehören zu den „ästhetischen" Kreisen, welche die gute Miß Stevens uns so oft und so begeistert beschrieb. Während aber ihre Bekannten den Ruskin, Dante, Botticelli und die Hochkirche anhimmelten, schart sich die Euston Brown'sche Gemeinde um Swinburne, Schopenhauer, Wagner, Villon, die „Décadents" und ähnliche Herrschaften. Ich braver Märker kam mir natürlich etwas entgleist vor, doch Hoyen macht auch dieses mit und erwähnte bereits in der ersten Stunde die „Princesse Maleine", den „Uebermenschen" und Whistler. Unsere Wirthe sind beide noch jung, sie ist blaß, schmal, nicht eigentlich hübsch, wenn ihr auch gestern Abend ein mattlila faltiges Kleid aus schmiegsamer Seide und der Reif antiker Münzen in den zerzausten braunen Locken vorzüglich stand. Er trägt Jacken und Kniehosen aus Sammet, hat längliches Haar, ist aber im Uebrigen wirklich ein durchaus netter, anständiger Mensch. Seine Bilder sollen von mehreren Collegen und einem Kritiker außerordentlich geschätzt werden; sie sind „Naturempfindungen", und man muß sie aus einer möglichst großen Entfernung besehen. In Anbetracht der Kleinheit des Hauses stellten wir uns im Eßzimmer auf und sahen durch die offene Thür über den Flur in das Atelier, wo die Staffelei sich ganz hinten befand. Erst starrte man perplex auf einzelne Farbenflecke, dann allmälig bekam man den Eindruck von Nebel und Nässe und einem einsamen Schaf, oder von ebbender Fluth und abendlichem Dunst und einem geflickten Netz — aber schließlich empfand man doch wirklich die betreffende Stimmung und wurde wirklich dorthin versetzt.

Zu Tisch hatten sie einige Nachbarn, den berühmten Professor Tuxley und den Schriftsteller Dennison geladen. Tuxley machte einen recht humanen Eindruck und erzählte in interessanter Weise über seinen Collegen Darwin; der Andere ist Hauptapostel der Comtisten in England und ritt geistvolle Principien nach Tisch. Die Unterhaltung war eine allgemeine, an der auch die Damen sich lebhaft betheiligten. Ich saß neben Miß Tuxley, einer wohlgenährten, vergnügten Lehrerin der Mathematik in einem Oxforder Frauen-College und neben der schönen Mrs. Dennison, welche ihre sieben Kinder nach Comtistischen Grundsätzen in ursprünglicher Einfachheit erzieht. Das Essen war anspruchslos, aber auf das Sorgfältigste zugerichtet, nur ein Wein wurde herumgereicht; der Tisch war allerliebst mit schillerndem venetianischen Glas, mit Heckenrosen und Zittergräsern geschmückt.

Da die Euston Browns ein sehr geringes Vermögen besitzen und seine Kunstwerke noch nie einen zahlungsfähigen Liebhaber fanden, müssen sie sich einschränken, und die junge Hausfrau erzählte mir, daß sie mit einem Dienstmädchen und dem Stalljungen auskommen und daß sie in Folge dessen sich die ersten drei bis vier Morgenstunden auf das Eingehendste mit der Wirthschaft beschäftigt. „Zum Luncheon bin ich aber fix und fertig, und mein

Mann verlangt, daß ich den übrigen Tag mit ihm spazieren gehe, Tennis spiele, musicire, Besuche mache und die häuslichen Angelegenheiten, die kleinen Miseren nie mit einer Silbe erwähne." Ihre ultra-subtilen, etwas überspannten ästhetischen und ethischen Ansichten scheinen ihren praktischen Menschenverstand aber keineswegs zu beeinträchtigen, denn als wir drei Herren von einem längeren Spaziergang kurz vor dem Luncheon zurückkamen, lag Frau Enid im weißen Kleid in der Hängematte unter den Apfelbäumen und las Rossetti'sche Gedichte, während das kleine Hauswesen auf das Netteste und Pünktlichste geordnet war.

Am Nachmittag fuhr mich Euston Brown im kleinen Wägelchen nach dem Schauplatz von Armgard's Lieblingsroman, „Robert Elsmere," nach der Pfarre, wo er und Catherine die ersten, ereignißreichen Ehejahre verlebten. Mrs. Humphrey Ward hatte dieses Haus einen Sommer über bewohnt und sich in ihrem Buch ganz streng an die Oertlichkeit gehalten. Der Pfarrer findet sich mit gutem Humor in die Rolle des „Nachfolgers" und zeigte uns die verschiedenen Zimmer und die verschiedenen Stellen im Garten, wo diese erfundenen Auftritte, die doch viel Tausend Menschen bewegt haben, sich abspielten. Von „Robert Elsmere's Pfarrhaus" wissen jetzt aber leider auch Andere, und diesen Sommer lagerten wißbegierige Amerikaner in den benachbarten Feldern, mit Operngläsern und Butterbrot versehen. Recht ähnlich war aber auch unser Betragen, als wir einen abgelegenen, von Haidekraut und Farren bedeckten Bergrücken bestiegen, um von dort aus nicht nur die weite Aussicht auf das bewaldete hügelige Land zu genießen, sondern auch mit Feldstechern das nur von diesem hohen Standpunkt aus ersichtliche, in Waldungen sorgsam versteckte Haus des großen, halb mythischen Einsiedlers Tennyson zu erspähen.

Abends gehen wir mit den Euston Browns zu einem reichen Ingenieur. Auf einer dieser Anhöhen soll er sich ein wahres Paradies erschaffen haben; außerdem ist er leidenschaftlicher Wagnerianer, und nach Tisch wollen die hervorragendsten Londoner Musiker nach Kräften götterdämmern.

So nimmt dieser erste englische Sonntag einen recht unerwarteten Verlauf, ist aber auch, wie Hoyen mir eindringlich vorhält, keineswegs der echte, typische, sondern nur die Abart einer vorgeschrittenen Londoner Sippe. Ich wollte besagten Sonntag noch benutzen, um mich recht eingehend für Eure Briefe zu bedanken, doch reicht weder Zeit noch Papier und ich schließe, von Herzen Euer Udo.

Nachtrag. Früh morgens.

Schließlich verlief der gestrige Abend ganz anders. Kaum war obige Epistel beendet, als Hoyen aufgeregt auf mein Zimmer kam und mir verkündete, ich hätte frevelhaftes Glück. Er sei eben einer Mrs. Groven begegnet, welche ihn und mich gleich auf der Stelle zum heutigen Mittagsessen eingeladen hätte, wir würden ihre Nichte Dolly Vere und mehrere der leitenden „Seelen" bei ihr treffen. Mein Gesichtsausdruck war wohl auffallend unintelligent, denn Hoyen, peinlich berührt, fuhr fort: „Du willst mir doch

nicht einreden, daß Du fast eine Woche in England verbracht hast, ohne von Dolly Vere und ohne von den ‚souls' gehört zu haben?" Beschämt gab ich es zu, und nun erläuterte er mir, daß Dolly Vere die berühmteste unverheirathete Dame von ganz England sei. Sie wäre die kühnste Reiterin, die beste Tänzerin, hätte ein überraschend klares und feines Urtheil über Menschen, Kunst und Literatur, sei schlagfertig im Wortgefecht und übersprudelnd von originellen Einfällen. Sie hätte Dutzende von Herzen gebrochen oder wenigstens dauernd beschädigt, ein sehr gelesener satirischer Roman wäre kürzlich über sie erschienen, und die bedeutendsten Menschen suchten ihre Bekanntschaft. Jetzt bildet sie zugleich mit Arthur Balfour unbestritten den Mittelpunkt der „Seelen", d. h. des neuesten „inneren Kreises", welcher alle höhere, geistige, ethische und künstlerische Cultur für sich pachtet. „Bester Willy," bat ich demüthig, „gehe lieber allein hin; ich habe überreichlich viel Geist in den letzten vierundzwanzig Stunden genossen! Ich bin ein simpler preußischer Assessor und zukünftiger Landjunker und mache faktisch keine Ansprüche darauf, eine ‚Seele' zu sein, noch zu ‚Seelen' zu passen." Aber Hoyen kannte kein Erbarmen. Die Euston Browns hätten sich über unser unverhofftes Glück so gefreut, hätten es mir speciell so gegönnt und würden uns beim Ingenieur schon entschuldigen. Alles wäre eingerichtet, und ich sei schauderhaft undankbar gegen meinen Stern.

Das war ich auch, denn bewußt oder unbewußt war die Gesellschaft höchst unterhaltend.

Wir hatten uns Alle im Wohnzimmer versammelt, ehe die berühmte Miß Dolly hereinkam, und bei ihrem Erscheinen war es, als ob eine gesteigerte Vitalität uns durchfuhr. Es liegt etwas geradezu ansteckend Lebhaftes in ihren sprühenden dunkeln Augen, in ihrem wirren kohlschwarzen Haar, in ihren feinen, zuckenden Lippen. Jede Bewegung der schlanken, von rauschender gelber Seide umflossenen Gestalt hat eine eigenthümliche, nervöse Grazie, und ohne laut zu sein, hat ihre Stimme, ihr Lachen eine vibrirende, aufregende Färbung. Als wir eben zu Tisch gingen, rief sie entsetzt, wir wären ja Dreizehn, das sei gegen ihre Grundsätze, und sie würde sich einen Vierzehnten besorgen. Resignirt setzte sich ihre Tante wieder hin, sanft bemerkend: „Wen Dolly uns nur holen wird? Wahrscheinlich Bob" (die betreffende junge Dame reist immer mit zwei Reitpferden und ihrem Groom). Es war aber nicht der Groom, sondern das Skelet aus dem Laboratorium des seligen Hausherrn, mit welchem sie triumphirend zurückkehrte. Matt protestirte die Tante, aber Dolly bestand auf den Vierzehnten ihrer Wahl, ging Arm in Arm mit dem fletschenden Klappergerüst zu Tisch und setzte dasselbe mit liebender Sorgfalt auf den Stuhl zu ihrer Seite.

Der stumme Gast störte augenscheinlich keinen, denn ein gewandteres, interessanteres Tischgespräch habe ich wenigstens noch niemals gekannt. Mit unmerklichen Uebergängen glitt man von einem Gegenstand zum anderen, von Paul Verlaine auf Charcot'sche Versuche, von der Tragweite der Belfastischen Riesenversammlung auf die Charakterentwicklung des deutschen Kaisers, vom psychologischen Problem des jetzt zur Verhandlung kommenden Mordes auf

Burne Jones's letzte Schöpfung. Dolly Vere und ein junger Parlamentarier, Reginald Pane, gaben den Ton an, ohne das Gespräch jedoch an sich zu reißen, alle Uebrigen hatten ihr Wörtlein zu reden, konnten aber auch meisterhaft zuhören. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde mir der hinreißende Zauber, den französische Salons in den alten Zeiten ausübten, an einem lebenden Beispiel erläutert.

Nach Tisch zogen wir Alle, der englischen Sitte schnurstracks entgegen, in das anstoßende Treibhaus, wo man sich paarweise in den lauschigen verstreuten Rohrstühlen niederließ, Cigarretten rauchte und gründlich „flirtete". In einem von Palmen, Venushaar und Schlingpflanzen geformten Versteck saß ich einträchtiglich auf einer kleinen Bank mit der hübschen Lady Olivia, und sie erzählte mir von den Einflüssen ihrer Jugend und von ihrer seelischen Entwicklung. Sie erzählte gut, hatte weiche, weiße Arme und schläfrige, halb verschlossene Augen; so war ich keineswegs beglückt, als aus dem Nebenraume Klänge ertönten und einige vorbeihuschende Paare uns zuriefen, wir müßten augenblicklich ins Wohnzimmer, Dolly würde tanzen. (Alle Seelen, Männlein wie Fräulein, nennen sich beim Vornamen und in Momenten großer Erregung küssen sie sich öfters.)

Vor einem großen Spiegel, in der mit japanischer Goldtapete bekleideten Wand, führte Miß Vere in einem faltigen, schillernden Gazegewand einen Serpentintanz vor. Bald war er schmachtend, bald wild belebt. Ich harmloser Mensch kannte so etwas bisher nur von „Ronacher" oder vom „Wintergarten", und der Gedanke, daß ein hoffähiges, junges Mädchen dergleichen producirte, war mir etwas verblüffend. Freilich so poetisch war mir noch nie ein Tanz vorgekommen, und wieder schien jede Bewegung, jedes Lächeln dieser Dolly eine erhöhte Vitalität um sich her zu verbreiten — sie ist eben eine Persönlichkeit.

Die ganze Nacht hat sie mir vorgespukt, und ich habe verwünscht schlecht geschlafen.

V.

London, 82 North Audley Street.

Liebe Eltern!

Wieder bin ich auf dem Sprunge, in Folge einer verlockenden Einladung aufs Land, welche heute früh ganz unerwartet vom Himmel herunterschneite.

Als wir in Haslemere den Londoner Zug bestiegen, erkannte Hoyen eine Dame in einem Wagen dritter Classe, wir setzten uns dort herein, und ich wurde Miß Farringham vorgestellt. Ihr vorzüglich sitzendes Herrenschneiderkleid, die kostbare juchtene Reisetasche und die hochherrschaftliche Jungfer schienen mir so wenig in die Wagenclasse zu passen, daß man mir eine gewisse Ueberraschung wohl ansah. Lachend erzählten mir die junge Dame und Hoyen, gerade das wäre jetzt der neueste Chic; in diesen Zeiten des landwirthschaftlichen Niederganges habe kein irgend wie anständiger Mensch noch Geld, die Bedürfnisse stiegen aber zusehends, und so wäre man auf den genialen Einfall gekommen, hierin zu sparen. Nun ist es gang und gäbe, selbst auf

den vornehmsten Landsitzen kommen einige der Gäste in der dritten Classe an, werden vom Bahnhofsvorsteher wie vom betreßten Diener mit genau derselben devoten Aufmerksamkeit wie früher empfangen und schwelgen in dem tugendstolzen Gefühl der Sparsamkeit. Hoyen beklagte lebhaft, daß, in Folge seiner exaltirten Stellung als zweiter Botschaftssecretär, „Excellenz" es ungern sähe, und Miß Farringham bedauerte die zurückgebliebenen Ansichten ihrer Eltern. Viel moderner empfände der unsinnig reiche Herzog von Eastminster, der kürzlich anfing, besagte Classe zu benutzen; darüber sittliche Entrüstung Seitens der Eisenbahndirectoren; beim nächsten vorkommenden Fall wird ein Schornsteinfeger zu ihm herein gesteckt, worauf der Herzog eine Zuschlagskarte kauft, den grinsenden Reisegefährten höflichst in die erste Classe befördert und selber in seiner dritten verbleibt. Es gäbe aber doch für unsereins noch die zweite Classe, wandte ich zaghaft ein, aber entsetzt antworteten beide: „Die ist unmöglich, die ist nun mal nicht ‚reçu'."

Miß Farringham erkundigte sich sehr liebenswürdig nach meinem bisherigen englischen Aufenthalt wie nach meinen Plänen und bat darauf uns beide, ihre Eltern gleich heute Abend auf einige Tage in Harting Hall zu besuchen; wir würden einen herzlichen Empfang und einige ihrer netten Bekannten dort antreffen. Auch sei die Hauptsaison in London schon wirklich vorüber und eine Menge Familien bereits aufs Land, wo es bezaubernd sei, zurückgekehrt. Hoyen sagte, ich müsse mit allen Händen zugreifen, denn Harting Hall sei ein typischer englischer Landsitz, und ein englischer Landsitz das Vollkommenste in der Welt; wenn sein Chef irgend wie Vernunft annehme, würde er ebenfalls mit Freuden kommen, und unsere Londoner Verabredungen ließen sich alle noch abtelegraphiren. Ich stammelte meinen Dank, frug Hoyen aber später, als wir allein waren, ob ich wirklich solche Freundlichkeit wildfremder Menschen annehmen dürfe. „Natürlich," antwortete er, „erstens haben ihnen augenscheinlich einige Herren im letzten Augenblick abgesagt, zweitens sind die Farringham's äußerst gutmüthige Leute, drittens ist man überhaupt hier zu Lande sehr gastfrei."

Also — warum nicht!

Es grüßt Euch herzlichst Euer Udo.

VI.

Harting Hall, Worstead.

Liebste Thilda!

Du verlangst eine ausführliche Schilderung des englischen Landhauslebens und wünschest, daß ich Dir über Einrichtung, Tagesvertheilung, Beschäftigung, das Innere und Aeußere der Menschen einen „recht dummen Brief, recht nach Deinem Herzen" schreibe. Gut, mein Kind, das fällt uns nicht schwer!

Also: bald nach acht Uhr Morgens erscheint ein steifer Diener, ohne guten Morgen zu sagen, mit feierlichem Gesicht in meinem Zimmer, zieht die Vorhänge zurück, stellt eine riesige Kanne mit heißem Wasser ans Bad, legt meine genial herum verstreuten Kleidungsstücke mit peinlicher Sorgfalt zurecht und bringt dann eine Tasse Thee mit ätherisch dünnen Butterbrotscheibchen auf

einem Tablett sammt den eingelaufenen Briefen an mein Bett, indem er mit gedämpfter, gemessener Stimme hersagt: „Prayers at 9.30, Sir.“ Um besagte Zeit erschallt ein gewaltiger Tamtam, man versammelt sich in der großen Halle und nimmt auf den alten geschnitzten Bänken und Stühlen Platz. Dann naht sich der imposante Zug der Dienstboten, voran die würdige Haushälterin, dann Mrs. Farringham's Jungfer, dann die der übrigen Gäste (genau nach dem Rang ihrer Herrschaften), dann ein gutes halbes Dutzend in lila oder rosa Kattun gekleideter Hausmädchen oder Küchenfeen mit niedlichen weißen Häubchen, dann der an einen Staatsminister a. D. mahnende Haushofmeister, die fremden Kammerdiener und schließlich zwei Diener in Livrée. Die Agneta Farringham begleitet einen Choralvers auf der Orgel, dann verliest der Hausherr einen kurzen Bibelabschnitt, darauf kniet alle Welt nieder, um gemeinschaftlich das Vaterunser zu beten. Feierlich in derselben Reihenfolge zieht die Dienerschaft wieder ab, einige verspätete Gäste erscheinen und entschuldigen sich, man wirft einen Blick auf den Stoß sorgfältig aufgeschnittener und ausgebreiteter Morgenzeitungen und steht plaudernd herum, bis das sehnlichst erwartete Frühstück angemeldet wird. Die Diener verlassen das Zimmer, man versorgt die Damen und sich selbst mit den mannigfachen Eier-, Fisch- und Fleischspeisen, mit den frisch gebackenen, noch warmen Brötchen, mit Eingemachtem, Obst, Kuchen, mit Thee oder Kaffee. Auf Hoyen's eindringlichen Rath nehme ich nie das Letztere, und als ich einmal aus Zerstreutheit mich in Lady Southerley's Haus daran vergriff, sträubten sich meine Haare vor Entsetzen. Selbst Hoyen, der sonst Alles weiß und Alles erklärt, steht rathlos vor dieser Erscheinung und schlägt die Hypothese vor, daß der Genius eines Volkes zu gutem Kaffee oder zu gutem Thee, nie aber zu beidem lange.

Nach dem Frühstück schlendert man ein bißchen durch die tadellos sauberen Ställe, dann zieht sich der Hausherr in sein Arbeitszimmer zurück, die Hausfrau hält Zwiegespräche mit der Wirthschafterin, und die Gäste lesen Zeitungen oder schreiben Briefe (in jedem Wohn- und Schlafraum befindet sich ein auf das Vollständigste eingerichteter Schreibtisch). Einige der jungen Damen — bekanntlich aquarelliren alle Engländerinnen — malen das alte, stattliche Tudorhaus mit seinen verwitterten Giebeln und den von Schlingpflanzen umrankten steinernen Erkern. Die älteren Damen gehen im stilvollen alten Garten herum und betrachten und notiren sich die neuen Blumensorten der bunten, dichtgedrängten Staudenrabatten, welche in England die früheren Teppich- und „italienischen Salat“-Beete glücklich verdrängen.

Um zwei Uhr gibt es zum Luncheon wieder warme und kalte Fleischgerichte, warme und kalte süße Speisen nebst Kuchen, Käse und Obst; dann wird ausgeritten, ausgefahren oder ausgegangen. Zum Thee um fünf Uhr findet sich meistens ein Besuch aus der Nachbarschaft ein, und man sitzt unter den uralten Cedern auf dem sammtgleichen Rasen, mit dem Blick auf die Rosenbeete und gradlinigen Teiche, in welchen die Taxushecken und verwitterten Statuen sich spiegeln. Dann wird eifrig Tennis gespielt, bis der Tamtam zum Umziehen mahnt. Die Damen erscheinen zu Tisch in voller Gesellschaftstoilette, mit Diamanten und Blumen, nur im ganz kleinen

Familienkreis erlauben sich in den letzten Jahren die Herren kurze Smokingjackets und die Damen lose Prinzeßkleider aus Seide oder Plüsch, die übrigens ganz hübsch sind — Du könntest Dir so etwas zu Weihnachten mal wünschen!

Das Mittagessen um acht verläuft ähnlich wie anderswo, doch trinken viele Herren nur Apollinarisbrunnen oder Cognac mit heißem Wasser, welches für ebenso hygienisch wie Chic gilt, ja, einige . . . brrrr . . . nehmen das Letztere ohne Cognac! Die Speisen sind der späten Stunde entsprechend leicht und werden in auffallend kleinen Portionen verabreicht, auch das angeregteste Gespräch wird mit gedämpfter Stimme geführt, und Hoyen behauptet, daß z. B. ein deutsches Hochzeitsmahl Engländern, ja allen Ausländern, wie das „wüste Geschrei entsprungener Tollhäusler" erscheinen würde. Nach dem Obst lächelt Mrs. Farringham die vornehmste Dame verständnißvoll an, man erhebt sich, und in ihrer genauen Rangreihenfolge segelt alles Weibliche hinaus.

Habe ich schon erwähnt, daß in England einzig und allein der Geburtsrang anerkannt wird? Zwar bildet der Adel bekanntlich absolut keine Kaste, zwar fehlt der Unterschied zwischen adlig und bürgerlich gänzlich und wird durch die schmiegsamere Definition von „guter" Familie und „keiner" Familie wie durch die noch weitherzigeren Begriffe von einem gentleman und not quite a gentleman ersetzt, zwar sind die titellosen Grundbesitzer, die county families, die gentry, der Aristokratie vollkommen ebenbürtig; in Präcedenzfragen entscheidet aber weder Alter noch Stellung, noch Würde, sondern einzig und allein der erbliche Rang. Der zwanzigjährige Sohn eines Lords kommt vor einen ergrauten General, und eine würdige Baronetsgattin läßt der unverheiratheten blutjungen Tochter eines Earls unweigerlich den Vortritt. Jedes Mitglied des englischen Adels hat seine feste verbriefte Stellung, deren Nichtanerkennung nur durch einen Mangel gesellschaftlicher Kenntnisse zu entschuldigen wäre. In einer herzoglichen Familie z. B. kommen die unverheiratheten Töchter nach der Frau des ältesten Sohnes, aber vor den Frauen der jüngeren Brüder; heirathet eine Tochter einen Bürgerlichen oder einen Baronet, so behält sie ihren Rang, heirathet sie einen Lord oder einen Earl, so erhält sie seinen niedrigeren und kommt hinter ihren unverheiratheten Schwestern zu stehen. Bei gleicher Rangkategorie entscheidet das in jedem Court Guide befindliche Alter der Adelsernennung. Dem bürgerlichen Premierminister weist man heutzutage die Stelle zwischen Marquis und Herzog an, die Staatsminister kommen zwischen Baronets und Pairssöhnen, jedoch — es ist haarsträubend! — haben ihre Gattinnen absolut keine Privilegien und folgen der jüngsten Honourable Miß So und So. Hoyen und ich haben die Berechtigung dieser gänzlich aristokratischen, gänzlich unbureaukratischen Auffassung lebhaft erörtert, bei welcher Gelegenheit ich den Kürzeren zog. Er behauptete, daß für eine auf Aeußerlichkeiten beruhende Einrichtung, wie die der „Gesellschaft", äußerliche, deshalb klare und unumstößliche Normen die richtigsten seien. Nur dadurch schwänden kleinliche Etiquettenfragen, nur dadurch sei die in England so überaus wichtige und wohlthuende Vermischung der gesellschaftlichen Kreise leicht und praktisch zu regeln. Durch den befestigten

Reichthum und durch die beständige Zuführung neuen Blutes hat der englische Adel sich seine einzige Stellung erworben und die heilsamen rothblütigen Elemente werden nur in Folge dieser allgemeingültigen Gesetze so bald absorbirt.

Schließlich sehe ich ja auch ein, daß, da besagte Aristokratie stets für die einflußreichste, gebildetste und beliebteste der Welt gegolten hat, eine gewisse Vorsicht in der Verdammung ihrer Einrichtungen indicirt sei.

Doch verzeih', brave Thilda, daß ich Dich mit langen Simpeleien so anöde!

Haben also wir Herren genügend politisirt oder uns einem, sich vom weiblichen natürlich sehr vortheilhaft unterscheidenden Geklatsche ergeben, so ziehen wir in die großen, von Blumen und verschleierten Lampen gefüllten Zimmer, wo die Damen in malerischen Gruppen herumsitzen. Nun wird geplaudert oder musicirt oder Halma oder Karten gespielt, bis gegen elf Uhr der allgemeine Aufstand beginnt. Man begibt sich in die Halle, einer der jüngeren Herren steckt die in langer Reihe aufgepflanzten silbernen Handleuchter an und reicht sie den Damen, welche in ihren hellen Seidenkleidern auf der alten eichenen Treppe an den verdunkelten Ahnenbildern vorüber nach oben hinauf rauschen. Dann verziehen wir uns ins Rauchzimmer, trinken einen Whisky und Sodawasser und erzählen uns Geschichtchen, bis auch wir unsere Leuchter anzünden und die mit altmodischen Kupferstichen behängten, mit schweren Teppichen belegten Gänge hinunter gehend, unsere höchst behaglichen Schlafzimmer glücklich entdecken.

Die Familie Farringham gefällt mir so gut wie ihr Haus und ihre ganze Lebensweise, und das will viel heißen. The Honourable Mrs. Farringham, Tochter von Lord Darstead, ist eine feine, anziehende, kleine Frau, sanft und sympathisch, voller Interessen und mit klarem Blick. Er ist groß, hager, gutmüthig, etwas langweilig und anfänglich von einer britischen Unnahbarkeit, an die man sich jedoch schließlich gewöhnt. Mehrere Ehrenämter der Grafschaft nehmen ihn sehr in Anspruch, und er steckt viel Geld in seine intensiv bewirthschafteten Güter. Glücklicherweise hat er es; zwar gehören die Farringham's zu den guten, alten county families, doch würde sie die auch hier eine beträchtliche Rolle spielende agrarische Depression recht beengen, wäre seine Mutter nicht die Erbin der bekannten Bactorischen Bank gewesen. Agneta ist groß und schlank wie der Vater, hat kleine, regelmäßig geschnittene Züge und wellig-weiches, kastanienbraunes Haar. Ihr Wesen ist heiter und offen, wie die Mutter ist sie gescheidt und gesprächig, so daß man außerordentlich angenehm mit ihr verkehrt. Wir reiten öfters zusammen, und ich wundere mich über ihre Belesenheit, über ihre frische, vorurtheilslose Auffassung wie über ihre anscheinend recht mäßige, zu Hause von Gouvernanten erhaltene Erziehung. Nach Hoyen's Meinung steht die siebzehnjährige Engländerin geistig ebenso weit hinter der gleichaltrigen deutschen „höheren Tochter" zurück, wie sie Letztere in zehn Jahren kraft selbständiger Interessen und anregenden Verkehrs mit der Außenwelt überflügelt.

Zwei jüngere Schwestern der Agneta sind verheirathet, eine an einen Geistlichen in London, wo sie sich nach Aussage der Familie in der armen

Gemeinde halb zu Tode arbeitet, die andere an einen Lord Guy Leighton, welcher sich nur durch sein Cellospiel und durch seine Sammlung alter musikalischer Instrumente hervorhebt. Von den Söhnen ist der älteste leidenschaftlicher Sportsmensch, jagt augenblicklich Rhinocerosse oder ähnliches Grobzeug in Mashonaland, erlegte im vorigen Sommer elf spitzbergische Eisbären, ist aber zwischendurch ein zärtlicher Gatte und Vater und tritt nächstens als Parlamentscandidat für die Grafschaft auf. Der zweite ist ebenfalls verheirathet und bebaut Theeplantagen in Ceylon, während der dritte bei einem sehr beliebten Cavallerieregiment steht und kürzlich eine der Adjutantenstellen im Hofstaat des Gouverneurs von Canada erhalten hat. Die Agneta steht im regen brieflichen Verkehr mit all' den abwesenden Geschwistern, und sie scheinen eine sehr anhängliche Familie zu bilden.

Morgen reist Hoyen nach London zurück, und die übrigen Gäste, eine aus Elternpaar und drei hübschen, lebenslustigen Töchtern bestehende Familie zieht ebenfalls weiter. Hoyen's Vermuthung traf übrigens zu, zwei erwartete Herren hatten im letzten Augenblick abtelegraphirt, und so sollten wir in die Bresche springen und die Miß Clutterbuks unterhalten. Ich that mein bißchen Bestes, doch Hoyen war grandios und machte der Aeltesten mit einem beneidenswerth routinirten und doch ursprünglich erscheinenden Geschick den Hof. Ich will offen zugeben, daß ich ihn ernstlich „verheddert" glaubte und stammelte bereits Glückwünsche, worauf er mich „rührend harmlos" benannte. Eine englische Flirtation, erläuterte er, sei das Ergebniß einer hohen Cultur und außerdem eine recht angenehme Zerstreuung. „Cela ne tire pas aux conséquences:" beim etwaigen späteren Zusammentreffen schüttelt man sich herzhaft die Hände und spricht gerührt über die hübschen Tage in X . . . . .

Hoffentlich komme ich ohne meinen „Führer" weiter, denn nach reiflicher Ueberlegung finde ich es nützlicher und zweckmäßiger, die Londoner Verabredungen aufzugeben und die so liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft der Farringham's zu weiteren Studien über englisches Landleben zu benutzen.

Nun erwarte ich aber auch meinerseits einen langen und ausführlichen Schreibebrief; erzähle mir alle Charlottenburger Ereignisse, wie es mit der geplanten elektrischen Bahn steht, wie die Tennis-Nachmittage verlaufen und wie sich Deine neue Signorina bewährt.

Es küßt Dir treulichst die runden, backfischlichen Backen

Dein alter Udo.

VII.

Harting Hall, Worstead.

Lieber Vater!

Es freut mich sehr, daß Du meine bisherigen Reisepläne gebilligt hast, und ich hoffe, daß Dir die Ausdehnung meines hiesigen Besuches ebenso zusagen möge.

Dir erscheinen meine Berichte zu rosenfarbig, was durch die unverdient freundliche Aufnahme sich wohl erklären läßt. Auch glaube ich wirklich, daß manche in deutschen Zeitungen unverhältnißmäßig aufgebauschten socialen und

wirthschaftlichen Krisen erst durch einen Aufenthalt im Lande in die richtige Perspective gerückt werden. Zweifellos sind all' die so oft hervorgehobenen Schäden thatsächlich vorhanden, doch besitzt dieser lebensstrotzende, bewußt mit der Zeit gehende Organismus eine ungeheure Fähigkeit, die Schäden zu überwinden. Dies scheint mir wenigstens das Ergebniß meiner Beobachtungen, wie mancher Gespräche mit recht verschiedenen Leuten zu sein.

Der guten Mutter hingegen machen augenscheinlich die englischen Zustände einen zu idealen Eindruck; wenn auch das Leben hier reich und harmonisch verläuft, wird doch selbst von den beneideten Engländerinnen ganz tüchtig gearbeitet, allerdings in oft anderer Weise als bei uns. Schon allein die Correspondenz! Agneta und ihre Mutter weihten mich neulich in die allmorgendlich ankommenden Stöße von „Geschäftsbriefen" ein. Da empfahl man ein neues Mitglied des Zweigvereins der großen Girls Friendly Society, welcher Hunderttausende über ganz England verstreuter junger Dienstmädchen, Verkäuferinnen und Fabrikarbeiterinnen angehören, da kamen Mittheilungen wegen einer bald zu veranstaltenden Unterhaltung für die Dorfleute, sogenannte Penny Readings, in denen jeder seine zehn Pfennige Eintrittsgeld zahlt, und die Gutsherrschaft mit der Pastorsfamilie für Musik, Declamation oder Vorlesungen sorgt. Dann gab es Berichte über die letzte Sitzung der Liberal Women's Association, welche dem zunehmenden Einfluß der großen, auch von Frauen geleiteten stockconservativen Primrose League entgegenzusteuern versucht. Dann folgte eine unorthographische, komische Beschwerde, welche die Eltern eines bestraften Schulkindes an Mrs. Farringham richteten, da dieselbe zum hiesigen School Board, der von der Gemeinde berufenen, auch Frauen zugänglichen Schulcommission gehört, und schließlich kamen Anfragen wegen des alljährlich in Garten und Park gehaltenen Stiftungsfestes des hiesigen Mäßigkeitsvereins. Außerdem bekümmern sich die Damen um die örtliche Krankenkasse, den Consumverein und den Arbeiterclub. Außerdem hat die Agneta im Dorfe eine Abendclasse für halb erwachsene Knaben, denen sie Holzschnitzerei lehrt, gute Muster und Aufträge verschafft. Wie ich von Gutsnachbarn hörte, soll sie einen außerordentlichen Einfluß über diese leicht verwildernden jungen Leute gewonnen haben. Außerdem betheiligt sie sich an einer von Cambridge aus geleiteten Vereinigung, welche verständnißvolle Lectüre der deutschen und französischen Classiker bezweckt, und da sie sich lebhaft für ihren Garten interessirt, gehört sie noch zu einem Cirkel für botanisches Blumenmalen.

Zu alle diesem kommt aber auch noch die, durch eine rege, auf das ganze Jahr vertheilte Geselligkeit bedingte Correspondenz, von Familienergüssen gar nicht zu reden, und so gehört stundenlanges Briefschreiben zur täglichen Last einer Engländerin. Nur so erklärt sich auch der übliche, knappe, mehr als kunstlose Stil, die meistentheils erschreckend geniale Handschrift. Während ich jetzt in einer Ecke der Halle diese Epistel verfasse, höre ich aus allen umherliegenden Zimmern das leidenschaftliche Federgekritzel der übrigen Hausbewohner, welche vor Abgang der Post ihre heutigen Pflichten zu erledigen versuchen.

Eine neue Garnitur Gäste ist inzwischen erschienen, und als die Farringham's mich zum längeren Verbleiben nöthigten, hielten sie es für ihre Pflicht, mich auf die erwarteten, milde gesagt, wenig aufregenden Besucher vorzubereiten. Zum Todtlachen sind sie auch nicht — dafür aber äußerst brav und wohlwollend. Der alte Earl of Marsh, eine würdevolle, schweigsame Mumie, galt seiner Zeit für den tüchtigsten Classiker seines Oxforder Jahrganges; seine Frau ist Mrs. Farringham's Schwester, ebenfalls gescheidt, aber weit strenger und einseitiger als diese. Das Ehepaar ist hochgradig religiös-philanthropisch, beide reden in größeren und kleineren Versammlungen, haben mehrere sich gut bewährende Wohlthätigkeitseinrichtungen ins Leben gerufen und einen beträchtlichen Theil ihrer verhältnißmäßig geringen Einkünfte auf dieselben verwandt. Außerdem ist Mrs. Polmache hier; Wittwe eines bekannten Bischofs, besitzt sie eine ausgeprägte dogmatisch kirchengeschichtliche Ader, erscheint frühmorgens mit den neuesten „religiösen" Streitschriften unterm Arm und hockt zu allen Tagesstunden an irgend einem Schreibtisch, um Aufsätze und Besprechungen für kirchliche Zeitungen zu liefern. (Es ist übrigens auffallend, wie viele Männer und Frauen gerade aus den oberen gesellschaftlichen Kreisen sich an den Wochen- und Monatsschriften betheiligen und mit welcher rührenden Wichtigkeit sie von ihren eingeheimsten Honoraren reden!) Schließlich gibt es noch ein junges Ehepaar, Willoughby Greene, aus der Nachbarschaft; er ist Agent der conservativen Partei, wühlt schon jetzt für die kommenden Wahlen und überfließt von klingenden Schlagwörtern und überzeugender Statistik. Seiner zarten, stillen Frau sieht man die berühmte Parforcereiterin nicht an; zum Kummer der Familie ist ihre schöne, junge Schwester plötzlich in die Heilsarmee übergetreten und befindet sich augenblicklich in Paris, wo sie allabendlich auf den Boulevards die Flugblätter zum Verkaufe anbietet!

Ihre eigenen, glücklicherweise nicht ganz so anstößigen Wege nahmen auch die Marsh'schen Töchter. Beide waren unverheirathet, nicht mehr ganz jung, aber um so thatkräftiger, und während die Aeltere eine ganz hervorragende Krankenpflegerin geworden ist, erhielt die zweite kürzlich eine Anstellung von der Regierung! Sie hatte sich schon lange mit der Frage wegen besserer Unterkunft für die Waisenkinder der Gemeinden beschäftigt, Vieles darüber geschrieben und auf die Vertheilung der Kinder in Bauernfamilien auf dem Lande bestanden. Diese Ansichten sind schließlich durchgedrungen, und mit sechstausend Mark jährlich ist sie als Inspectorin der weit verstreuten Waisenkinder ernannt worden. Ganz begreiflicherweise glaubte man, daß gerade ein weibliches Auge sich leicht und zuverlässig über das leibliche und geistige Wohlergehen der Pflegekinder vergewissern würde, und der Erfolg hat es bewiesen. Als mir dies in Gegenwart der Lady Marsh erzählt wurde, frug ich, ob es ihr nicht schwer falle, die einzigen Töchter zu vermissen. „Ihre eigene Mutter," antwortete sie, „würde gewiß auch Sie am liebsten zu Hause behalten haben und fügte sich doch gern, als Sie Ihren Beruf ergriffen. Wenn mein Mann und ich sterben, ist es kein kleines Glück, alle Kinder in einer schönen, sie befriedigenden Thätigkeit zu wissen."

So einmüthig verlaufen die Gespräche aber nicht immer, und heute Abend prallten die Geister energisch an einander; der eben veröffentlichte Urtheilsspruch des Erzbischofs von Canterbury wurde leidenschaftlich erörtert, und selbst Lord Marsh raffte sich aus seinem üblichen comatösen Zustande zu scharfen geistvollen Entgegnungen empor. Es handelte sich um einen Toilettengegenstand des Geistlichen wie um dessen Stellung am Altar während gewisser liturgischer Abschnitte, und da diese Streitfrage mir in meiner Unwissenheit ebenso gleichgültig wie unwichtig vorkam, machte ich wohl einen ziemlich verrathenen und verkauften Eindruck, so daß die Agneta sich meiner erbarmte und Willoughby Greene und mich zu einer Billardpartie wegführte. In den Pausen des Spiels geriethen die Beiden sich zwar ebenfalls in die Haare, doch handelte es sich wenigstens um vernünftige, politische Meinungsverschiedenheiten und nicht um jene verknöcherten Subtilitäten von vorhin. Es fiel mir übrigens wieder auf, wie ruhig und rücksichtsvoll bei aller Schneidigkeit ein Wortkampf hier geführt wird; selbst unter Herren im Rauchzimmer hört man nie die bei uns doch ziemlich häufigen „bombenfesten" Behauptungen. Nur so wird ja auch dieser gesellige Verkehr zwischen gänzlich verschiedenartig denkenden Menschen ermöglicht.

Am Vormittag waren W. Greene und ich per Eisenbahn nach dem einfach großartigen Gestüt des Herzogs von Eastminster gefahren. Doch mehr davon mündlich, wie auch über die vielen hübschen Ausflüge, welche die Farringham's mit mir und meiner treuen Camera in der Nachbarschaft unternehmen. Hoffentlich mißglücken nicht allzu viel Aufnahmen!

Es umarmt Euch Euer Udo.

VIII.

Harting Hall.

Vielen Dank, liebe Eltern, für die willkommenen Briefe und Nachrichten. Thilda's Tennissieg erfüllt mich mit Stolz und Bewunderung!

Soeben habe ich meinen ersten, unverfälschten englischen Sonntag absolvirt und den Eindruck einer anheimelnden, poetisch verklärten Langeweile davongetragen. Um halb elf begannen die Glocken zu läuten; jede Kirche hat ihr eigenes, eng mit dem Heimathsgefühl verwachsenes Glockenspiel, und in der tiefen sonntäglichen Stille hörte man das schwache Läuten weit entfernter Kirchen. Unterdessen versammelten wir uns, äußerst schön gekleidet, in der Halle und schlenderten zu Fuß (nur im Nothfall beraubt man Kutscher und Pferde ihres Ruhetages) durch Garten und Park nach der gleich anstoßenden Kirche. An die Eingangspforte und an die schlichten Grabsteine lehnten sich leise schwatzende Männer und Knaben mit rothen Händen und steifen, schwarzen Röcken. So standen allsonntäglich an dieser Stelle ihre Vorahnen herum, und so werden ihre Enkel es ebenfalls thun.

Unsere Gesellschaft vertheilte sich auf die alten, geschnitzten Bänke, rings herum hingen Grabinschriften vergangener Farringham's; durch ein hohes Bogenfenster fiel grünliches Licht auf die liegende Statue eines Ritters. Im Chor saß die Dorfjugend und sang die Responsorien, Psalme und Choräle mit

kräftigen Lungen und anzuerkennendem guten Willen. Der Altar war reich mit bestickten Sammetdecken belegt, und weiße Rosen füllten die streng geformten, messingnen Gefäße. Nach der kurzen, hausbackenen Predigt verließ ein Theil der Gemeinde die Kirche, während alles Uebrige, auch unsere ganze Gesellschaft, am Abendmahlsgottesdienst Theil nahm. Ich verließ meinen Sitz, blieb aber unten in der Kirche stehen. Obgleich die Feier monatlich stattfindet und keine besonderen Kleiderbestimmungen oder äußere Vorbereitungen wahrnehmbar sind, erschien mir die Ceremonie mit der schönen, uralten Liturgie durchaus würdevoll und feierlich, und die Gemeinde machte einen gerührten und gesammelten Eindruck. Nachher gingen wir Alle bis zum Luncheon in den Gärten und Gewächshäusern herum, und Nachmittags unternahmen Agneta und ich einen längeren Spaziergang nach einer hübsch gelegenen Pfarre, wo wir mit den Töchtern des Hauses in der rosenumrankten Veranda den Thee tranken. Unser Weg führte durch üppige Fluren und Felder: unter Bäumen versteckt lag eine graue, verschimmelte Mühle am Wasser, hinter der Hecke saßen heitere Kinder und sangen Choräle unter Anführung der eben erwachsenen älteren Schwester. Ueber den Wiesen, unter den Weiden zogen ferne Gestalten nach der Kirche. Als wir heimkehrten, saß die anmuthige, kleine Mrs. Willoughby Greene unter den Cedern auf dem Rasen, um sie herum ihre vier Kinder, und Alle in eine Bilderbibel vertieft, aus welcher sie Geschichten erzählte.

Das Mittagessen wurde des Ruhetages wegen etwas vereinfacht, und vor dem Schlafengehen gab es eine Abendandacht, in der Lord Marsh ein längeres Gebet improvisirte. Vorher hatte Mrs. Polmache sich meiner sie geradezu erschreckenden Unwissenheit betreffs der Strömungen im englischen religiösen Leben erbarmt, und in meinem Kopf schwirrt es bedenklich von high, broad und low-church, von Secten und atheistischem Unfug.

Außerdem ist es spät — also lebt sämmtlich recht wohl. Stets

Euer liebender Udo.

IX.

An Bord der „Waterbird" auf der Ouse.

Liebste Armgard!

Vielen Dank für Deinen Brief, aber weshalb in aller Welt nur diese Anspielungen auf Miß Farringham! Verzeih' mir das harte Wort — ich will Dich ja keineswegs kränken — aber dergleichen ist ebenso altmodisch wie spießbürgerlich. Ich verkehre in der allerangenehmsten, allerfreundschaftlichsten Weise mit besagter jungen Dame, aber weder sie noch ihre Eltern, noch ich, noch irgend Jemand denken nur an eine Verlobung. — Vielleicht ist es Dir eine Beruhigung, ihr Alter zu erfahren, sie ist neunundzwanzig Jahre, also genau ebenso alt wie ich. Man erhält sich übrigens hier zu Land auffallend gut, in der Londoner Gesellschaft sollen die tonangebenden jungen Mädchen meistens vierundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein und gelten vorher nicht für genügend elegant oder unterhaltend. Aber wäre sie neunzehn oder

neununddreißig — in meinen Gefühlen würde es nicht den geringsten Unterschied verursachen, und so bitte ich Dich, ein klein wenig mit der Zeit zu gehen und nicht in so philiströser Weise gleich den Teufel an die Wand zu malen.

Wenn Du nun ahntest, wie verwöhnt die Agneta ist, wie angenehm und mannigfaltig sich ihr Leben gestaltet und wie wenig verführerisch ihr selbst die mögliche Aussicht, nach Onkel Knastenow's Tod auf dem stillen Naudorf zu hausen, erscheinen würde! Es sind eben ganz colossal verschiedene Verhältnisse; was hier zur anständigen Existenz von ladies und gentlemen naturgemäß gehört, erscheint uns ein exceptioneller Luxus, den nur Börsencrösusse oder besonders begnadete Standesherren beanspruchen dürften. Wo man sich bei uns zu einem Bechstein'schen Flügel, zu Topfpflanzen und einem in Livrée gesteckten früheren Burschen aufrafft, verlangt man hier Haushofmeister, Gewächshäuser und tadellose Wagen und Pferde.

Wegen der künftigen Schwägerin brauchst Du also wirklich nicht Englisch zu treiben; übrigens spricht sie Deutsch auffallend fließend, wenngleich mit einem ganz hübschen Accent.

Nun wirst Du aber wissen wollen, wie ich auf die Waterbird und Ouse gekommen bin. Ganz unerwarteter Weise wurde ich von einem Londoner Bekannten, Mr. Auberon St. Maur, eingeladen, mit ihm auf seinem Schiffchen die Norfolkgewässer zu besuchen; es sei eine ganz eigenartige Landschaft und eine unbeschreiblich nervenberuhigende Existenz. Mr. St. Maur ist ein eleganter, wohlerhaltener Vierziger, unverheirathet, kunstliebend, ideal gesonnen und beschäftigungslos. Die Damen vergöttern ihn, von einigen Herren wird er, unter uns gesagt, nicht ganz gewürdigt. Ich mag ihn recht gern, er ist zuvorkommend und ein unterhaltender Gesellschafter. Gestern kam sein siebzehnjähriger Neffe den Tag über an Bord; er ist in Eton auf der Schule, hat jetzt Ferien, gleicht einem blonden St. Georg auf altdeutschen Bildern und ist ebenso kindlich wie wohlerzogen und aufgeweckt. Da auch sein Onkel Etonianer gewesen ist, drehte sich das Gespräch um die Alma Mater, an der Alt und Jung anscheinend mit derselben schwärmerischen Begeisterung hängen. Wenn ich denke, wie verhaßt mir und meinen Freunden unser nüchterner Berliner „Stall" war, beneidete ich diese um ein Glück, das Einem auf immer entgangen. Allerdings überzeugte ich mich leicht, wie altmodisch, verzopft und nach unseren Begriffen gänzlich ungenügend es hier mit dem Unterricht bestellt ist. Aber — du lieber Himmel — es ist doch keine Kleinigkeit, wenn Knaben unter alten, vornehmen, historischen Umgebungen aufwachsen und in physisch, und vor Allem auch moralisch reiner, gesunder Luft sich entwickeln. Wenn auch Cricket, Fußball und Rudern eine unverhältnißmäßige Zeit, eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit erlangen, so wird dadurch nicht nur die Gesundheit gestählt, sondern auch Ausdauer und Energie, kameradschaftliches Zusammenhalten und Unterordnung der eigenen Persönlichkeit, wie zur gleichen Zeit auch die Hervorrufung der individuellen Verantwortung erzielt. Die Disciplin ist streng, Formen und Aeußerlichkeiten werden peinlich bewahrt, aber die Lehrerwelt und Obrigkeit sind weniger maßgebend als die

von den Knaben ausgehende, auf Tradition beruhende öffentliche Meinung, als die von den Knaben gewählten Captains, zu denen jeder Schüler einstmals zu gehören verhofft. Für unsere Examen wären diese reinlichen, gentlemanlike kräftigen Knaben recht mäßig gerüstet, vorzüglich aber für das praktische Leben, für den Kampf ums Dasein.

Leider könnten wir Deutsche uns schwerlich den Luxus solcher Anstalten gestatten; etwa achttausend Mark jährlich kostet ein Etonschüler seinen Eltern!

Doch nun ist der frische, kleine Harold fort, und Mr. St. Maur und ich führen ein gemächliches, beschauliches Leben zu Zweien. Mit Vorliebe liegt er auf orientalischen Kissen oben auf dem Verdeck, liest Flaubert und George Meredith oder betrachtet schläfrig die Natur; ich halte mich viel zu den beiden famosen Schiffsleuten, lerne ihre Segelhandgriffe und lasse mich im kunstgerechtesten Angeln unterweisen.

Die „Waterbird" ist eine richtige Wherry, wie die hier üblichen, zum Transport dienenden Flußschiffe heißen; etwas kleiner als unsere Havelkähne, sind sie ebenso originell und bunt bemalt, haben flaches Verdeck und riesige, schwarze Segel. St. Maur kaufte eine dieser echten Wherries und richtete sie mit phantastischem Luxus ein. Sein weiß verschleiertes, mit Genien und Libellen bemaltes Schlafzimmer hat er mir überlassen. Für ihn wird in der mit alten Goldtapeten und persischen Teppichen behangenen Cajüte ein Lager aufgeschlagen, und im kleinen Zwischenraum befindet sich in einer Tags über verdeckten Versenkung eine rosa und silber emaillirte Badewanne für die Tage, in denen die geographische Lage kein Flußbad im Freien gestattet. Der jüngere Matrose ist ein gediegener Koch, wir leben sehr gut und trinken Burgunder und griechische Weine, vermuthlich weil St. Maur sie für stilgerecht und stimmungsvoll hält.

Einen eigenen Zauber hat diese flache Landschaft, welche Leuten, deren Bewunderung für eine Gegend mit dem Metermaß der Höhe zunimmt, zweifellos langweilig und öde erscheint. Aber ich norddeutsches Ebenenkind liebe diese weiten, dunstigen Horizonte, die ruhigen Flächen der satten Fluren, den geheimnißvollen Zug des fließenden Stroms. Hier und da erweitert sich die Ouse zu großen, waldumgebenen Seen, die hier broads genannt werden; hier und da steigt über Bäumen ein Kirchthurm empor, in der Ferne treiben die Windmühlenflügel, saubere Dörfer und malerische kleine Wirthshäuser liegen am Ufer, und ganz seltsam wirken in dieser grünen, friedlichen Gegend die bei scharfer Brise auf Einen zusausenden Wherries mit ihren großen, unheimlich schwarzen Segeln.

Heute Nachmittag trat Windstille ein, die Matrosen schoben mit den Staken; nun ankern wir unter Sternenschein mitten unter Schilf und Wasserrosen; weit und breit ist keine menschliche Wohnung zu sehen.

Nun, gute Nacht. Schade, daß Du nicht hier bist!

Grüße Deinen Fritz und die drei Rangen, vor Allem mein Pathenkind, das mich bei der nächsten Begegnung hoffentlich nicht so aggressiv lieblos wie letzthin behandeln wird. Herzlichst Dein treuer Bruder

Udo.

X.

Trinity Lodge, Cambridge.

Liebe Eltern!

Willy Hoyen ist wirklich ein rührender Mensch; jetzt hat er mir wieder für Cambridge eine famose Einführung verschafft. Dank ihm bin ich der Gast des Master of Trinity, der ein äußerst liebenswürdiger Mensch und das größte hiesige Thier ist.

Jetzt schreibe ich aus einem getäfelten Gemach mit eingefaßten, epheuumrankten Bogenfenstern und einem riesigen, rothen, damastnen, catafalkartigen Himmelbett, welches zum Andenken an die einstigen erlauchten Insassen das „Queen's bed" genannt wird und mit güldenen Kronen bedeckt ist. Außerdem spukt es noch in diesem durchaus hochherrschaftlichen Gemach in der echtesten, beglaubigtsten Weise. Allnächtlich hört man dumpfe Töne und tiefe, langgezogene Seufzer, während von Zeit zu Zeit schwere Gegenstände (doch wohl Särge) geschleppt werden. Dies Alles habe ich auch wirklich ganz orthodox gehört, war aber dermaßen von meinen Cambridger Wanderungen erschöpft, daß ich nach einer gruseligen halben Stunde wieder einschlief. Feinfühlendere Seelen nehmen das „Queens-Room-Gespenst" weniger leicht, und als vor einigen Jahren ein ehrwürdiger Bischof hier zu Gast war, entdeckte ihn Morgens das Hausmädchen, wie er mit wild umhergeworfenen Bettsachen da lag, in den Händen eine große Feuerzange wehrhaft umklammernd!

Von diesem anregenden Zimmer aus sieht man den ummauerten Garten, den träge vorbeiziehenden Strom, die endlose Reihe schattiger Parks und alte, sich im Wasser spiegelnde College-Gebäude. Die Empfangsräume haben monumentale, geschnitzte Kamine, eichene Paneele und vergilbte, lebensgroße Bilder vergangener Könige, Staatsmänner und Gottesgelehrten. Von den Erkerfenstern blickt man auf Trinity-Square mit seinem steinernen, plätschernden Brunnen und großen gothischen Portalen; gerade gegenüber vom Lodge liegt Newton's einstiges Zimmerchen, dicht daneben die von Byron und Tennyson und Macaulay und Thackeray.

In freundlichster Weise hat man mich herumgeführt; ich wohnte einer Uebung der Ruderer bei, einem Football Match, ließ mir den Studiengang, die Examina erklären und trank Thee im künstlerisch raffinirt eingerichteten Zimmer eines Studenten. Recht deutlich scheint mir hier der Typus des modernen Englands entgegenzutreten, auf der einen Hand eine alte, verfeinerte Cultur mit ihrem Ballast von verzopften, von keinen Katastrophen je unterbrochenen Traditionen; auf der anderen Hand die unangekränkelte, naturwüchsige Kraft, welche vor den Consequenzen der Gegenwart nicht zurückschreckt. Dieses englische Universitätsleben hat eine ganz eigene Luft; ebenso ausgesprochen wie bei uns, ist sie doch radical verschieden, und der Contrast gibt ernstlich zu denken. Ganz gewiß möchte ich das Heimathliche nicht heruntersetzen, ganz gewiß hänge ich mit ungetrübter Liebe an meinen Heidelberger und Leipziger Erinnerungen; male ich mir aber — von äußerlichen Umständen ganz abgesehen — die idealste, wünschenswertheste Existenz für meinen (eventuellen)

Herrn Sohn aus, so könnte nicht unmöglicher Weise die Wahl auf Cambridge oder Oxford fallen!

Vorläufig ist das ja aber eine durchaus akademische Erörterung!

Von Herzen Euer Udo.

XI.

Roxcombe Castle, Buckinghamshire.

Liebe Eltern!

Hier bin ich seit vorgestern bei Sir Arthur und Lady Ascard, dem jungen Ehepaar, mit welchem ich in Tarasp so viel verkehrte und das mich so freundlich nach England einlud.

Sie müssen verboten reich sein, und zwar stammt das Vermögen von ihr, der Erbin eines großen Fabrikherrn, welcher in der Gesellschaft sehr bekannt war und, wenn er noch lebte, sicherlich Pair des Reiches sein würde. Sir Arthur ist der jüngere Sohn einer guten, alten Buckinghamshire-Familie und wurde kürzlich vom conservativen Ministerium durch den Baronetstitel für seine Bemühungen und Geldopfer während der Wahlen belohnt.

Das von seinem Schwiegervater hinterlassene Roxcombe Castle ist äußerst anspruchsvoll, feudal und luxuriös. Von einer Anhöhe herunter beherrscht es, im ungeheuren Park stehend, die ganze Grafschaft: selbstverständlich ist es gothisch, und zwar in der Gothik der sechziger Jahre gebaut. Wenn man etwas näher zusieht, unterscheidet man in England etwa ein halbes Dutzend imitirt gothischer Stilepochen des neunzehnten Jahrhunderts. Hier und da reißt schon diese Generation die jetzt theaterdecorativ erscheinenden Thürme und Burgen der Großväter nieder. Was wird sich erst das zwanzigste Jahrhundert an diesen Similistilen erfreuen! Häßlich sind die Gebäude aber ganz und gar nicht, sondern haben meistens einen entschieden malerischen, flotten Zug und bekommen in diesem Klima eine feine Patina, welche sich harmonisch mit dem Epheu verbindet. Die Einrichtung ist selbst für hiesige Begriffe ganz ungewöhnlich prächtig, die kostbarsten Gemälde, Bücher und Raritäten aller Art füllen die schönen, großen Wohnräume und fluthen in die Gänge und Schlafzimmer über.

Die anwesenden Gäste bestehen aus vier verhältnißmäßig jungen Ehepaaren, einer im ungewissen Alter stehenden schönen Strohwittwe mit unverheiratheter Schwester und drei bis vier Herren. Alle sind sehr elegant, sehr ungezwungen, sehr lustig und ziemlich laut. Sie gehören anscheinend zu den Kreisen innerhalb der Londoner Gesellschaft, die bei Newmarket am meisten wetten, in denen eine gewisse hochgestellte Persönlichkeit sich besonders wohl fühlt und welche für die Erhaltung der nationalen alt-englischen Ehescheidungs-Scandalprocesse sorgen.

Gleich nach unserer Ankunft fuhren wir im vierspännigen Coach und zwei Landauern in das nächste Städtchen zu einer landwirthschaftlichen Ausstellung, wo Sir Arthur Vorsitzender ist und Lady Ascard die Preise vertheilte. Obgleich viele Familien der Umgegend dort waren, hielt unsere entschieden auffällige Gesellschaft fest zusammen und trug vermuthlich lebhaft zur Unter-

haltung der Mitmenschen bei. Die Ascards geben der Nachbarschaft alljährlich einige „Abmachungsfeste", pflegen eigentlichen Umgang aber nur mit ihrer ins Haus geladenen Londoner Clique, welche vielleicht etwas „gemischt", aber äußerst Chic ist und dieselben Interessen, respective denselben Interessenmangel bekundet.

Gestern früh meinte einer der älteren Gäste, man müsse mir doch Richbourne Cathedral oder Stratford-on-Avon zeigen; aber sofort hieß es einstimmig, Sehenswürdigkeiten seien schaurig stumpfsinnig, in Wirklichkeit möge sie auch Niemand, höchstens thäten Amerikaner und Spießbürger so, als ob es sie interessire. Natürlich winkte ich ab, und man unternahm ein großes Wettschwimmen im See. In winzigen Booten saßen je ein Herr im Tennisanzug und eine Dame im kurzen Badekleid und rothen Strümpfen; auf ein gegebenes Zeichen wurden die Boote umgekippt, und man schwamm so gut man konnte nach der Landungsbrücke, wo die übrige Gesellschaft sich auf die Planken lagerte. Der Spectakel war colossal, vermuthlich hörte man uns meilenweit. Meine Partnerin, die berühmt schöne Mrs. Simpkinson, Strohwittwe von Beruf, verlor den Athem oder den Kopf, und ich hatte die Ehre, ihre nasse Gestalt in meinen Armen an das Ufer zu tragen. Nachher waren wir Alle etwas kalt, und so schlug man Sacklaufen vor. Dieses hatte einen ungeheueren Erfolg, wahrscheinlich auch bei den in der Nähe arbeitenden Gärtnern und den ernsten, reich betreßten Dienern, welche im Hintergrunde auf der Terrasse den Theetisch deckten. Wir stolperten und purzelten, erreichten aber schließlich Alle das Ziel, wo Preise vertheilt wurden; wir Herren erhielten Photographien von Lady Ascard im Odaliskencostüm, und für die Damen hatte man alte silberne Nadeln und Spangen aus den Bric-à-Brac-Sammlungen des Hauses geholt.

Als wir so schön in der Stimmung waren, erschien in der Ferne auf der hinteren Allee ein Fleischerwagen, der mit Begeisterung herangerufen wurde. Der blaubekittelte Geselle mußte aussteigen; wir kletterten hinauf, zwängten uns knäuelartig in die Bänke, wippten auf den Rädern oder ritten zu Dreien auf dem überraschten Gaul. Sir Arthur schleppte seinen photographischen Apparat heran und ermahnte uns pathetisch zur Einkehr und Sammlung. Das Resultat wird aber die bei Dilettantenbildern übliche Gruppe ältlicher, grinsender Mulatten sein, und Ihr müßt mir auf mein Ehrenwort glauben, wie niedlich wir uns machten. Auf dem vordersten Sitz ist Lady Ascard, welche sich an Colonel Fitzstuart's Schulter klammert, von Charlie Israels (Sohn des bekannten Sir Abraham Israels), der im kritischen Augenblick rücklings in den Wagen sank, erblickt man nur die gen Himmel gestreckten Beine.

Abends wurden Roulettetische hereingetragen, man setzte bedenklich hoch, und anfänglich ging es mir schlimm. Schon drohte meinem englischen Aufenthalte eine vorzeitige Kürzung, da klärte sich die Lage, und ich kam mit einem blauen Auge davon. Mrs. Simpkinson spielte wie eine Besessene, hatte natürlich keinen Heller bei sich, was dem neben ihr sitzenden jungen Lord Caldoun theuer zu stehen kam und ihm später im Rauchzimmer einige liebloſe

Aeußerungen entlockte. Sir Arthur hielt die Bank und gewann, wie ebenfalls nachher bei der Cigarre berechnet wurde, genug, um die Unkosten der heutigen Bewirthung zu decken . . . . .

So weit hatte ich gestern Abend geschrieben; jetzt beim Ueberlesen berührt mich, und vielleicht auch Euch, ein gewisser Mangel an Pietät gegen meine Gastgeber. Aber man muß auch nicht allzu „geschwollen" thun; in Tarasp war ich zufällig der einzig „mögliche" Verkehr für Lady Ascard, welche ohne Herrengesellschaft einfach umkommen würde. Nun da sie das Haus voll Gäste hatten, war ich ganz gut zu gebrauchen, sie luden mich ein, und ich bin ihnen aufrichtig dankbar für die erwiesene Freundlichkeit, ohne mich deswegen in zu patriarchal gefühlvollen Gesinnungen zu ergehen. Seitenstücke zu dieser „fast London set" gibt es in jedem Lande; unsere guten Massenstein's und Bornekow's z. B. würden sich hier außerordentlich gefallen, und wenn das Treiben mir nicht so recht zusagen will, ist das eine ganz persönliche Geschmacksverirrung.

Hoffentlich geht es Euch Allen und auch Eurer Gesundheit so gut wie mir, dank Mama's geliebten Matteimitteln, die, unberührt im Koffer liegend, mich wahrscheinlich vor manchem Uebel bewahrt haben. Ich küsse ihr die Hand und bin herzlichst Euer Udo.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Von

Julius Petri[1]).

[Nachdruck untersagt.]

I. Erinnerung.

Wenn dunkelnd über Stadt und Land
Der Abend seinen Schleier spannt,
Wenn jeder Weltlärm ringsum schweigt
Und schwer mein Haupt zum Traum sich neigt,
Dann fliehn mir die Gedanken gerne
Zu dir, o Mutter, in die Ferne.
Ich denke jener Abendzeit,
Die dem Gebet stets war geweiht;
Wie dämmernd nur das Nachtlicht glühte,
Wie ich in meinem Bettchen kniete,
Wie liebend zu mir hergeneigt
Du frommen Sinns das Knie gebeugt,
Mich unterwiesen und gelehrt,
Wie man den lieben Gott verehrt,
Wie fromm man falte seine Hände
Und sich voll Andacht zu ihm wende;
Wie du nicht hattest Ruh' noch Rast,
Bis ich das Verslein aufgefaßt
Und ungestört und ungebrochen
Dir jene Zeilen nachgesprochen:
Ich bin klein, mein Herz ist rein,
Soll Niemand drin wohnen, als Jesus allein!

O schöne Zeit, da rein und tief
Der Glaube noch im Herzen schlief,
Kein Grübeln mir die Freude wehrte,
Kein Zweifel mir die Ruhe störte,
Da ich mit frohem Muth genoß

[1]) Der Verfasser dieser Gedichte, der wenige Monate der Redaction unserer Zeitschrift angehört hat, ist im vorigen Jahre, am 16. November, jung gestorben. Zu welchen Hoffnungen er berechtigte, wie früh er sich aber auch mit dem Gedanken des Todes trug, geht aus den hier mitgetheilten Blättern seines literarischen Nachlasses hervor, der demnächst, herausgegeben von seinem Lehrer Erich Schmidt, im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

Was aus dem Augenblick mir sproß,
Für wahr hielt was mein Herz erregte,
Nicht krittelnd sonderte noch wägte! —
O Jugendglück, o Jugendglaube,
Wie fielet ihr der Zeit zum Raube!
O spräch' ich jetzt noch: Ich bin klein!
O spräch' ich noch: Mein Herz ist rein!

II. Des Vaters Tod.

An jenem Tag hat deiner Seufzer Laut
Aus sorglos leichtem Schlummer mich geschreckt;
Von Thränen fühlt' ich mein Gesicht bethaut,
Und du lagst weinend ob mir hingestreckt.
O Mutter, fragt' ich ahnend bang bewegt,
Was hat dein Herz mit solchem Leid erregt? —
O fleh' zu Gott, mein Sohn, daß mild er walte,
Den Vater, den geliebten, uns erhalte!

Und unsrer Lippe brünstiges Gebet
Klang auf zu ihm, der die Geschicke lenkt;
Es hat der Morgenwind das wohl verweht,
Weil sich kein Trost in unser Herz gesenkt.
Ich ahnte noch des Todes Schrecken kaum,
Gab dunkel fühlend nur dem Schmerze Raum;
Doch Hoffnung mich und Zuversicht verließen;
Die Thränen fühlt' ich durch die Hände fließen.

Von banger Ahnung schärfstem Zahn benagt,
Saß einsam kauernd ich an dunkler Stelle,
Bis endlich scheu ich mich hervorgewagt
Und schlich bis an des Krankenzimmers Schwelle.
Ich horchte lang, wie matt und matter schon
Sich hob und senkte seines Athems Ton;
Wie fliehend noch die letzten Lebensgeister
Im Kampf sich bäumten wider ihren Meister.

Dann ward es still. Mein Herz, es schlug so wild!
Ich fühlte, daß der Tod vorbei geschritten,
Und stürzte weinend, das Gesicht verhüllt,
Mich in des dumpfen Krankenzimmers Mitten.
Da lagst du, Mutter, über ihn gebeugt,
Und er so bleich, das Haupt zur Brust geneigt;
Die Lippe sterbend noch die Lippe küßte,
Als ob sie nicht von dir zu lassen wüßte.

Mir aber zog so schneidend und so kalt,
Wie Nachtfrost über Frühlingsknospen weht,
Durchs Herz des Augenblickes Allgewalt,
Des Todes grauenhafte Majestät.
Er riß mich aus der Kindheit stillem Schoß,
Aus ihrem milden, weichen Arm mich los;
Er hat der Jugend Uebermuth vertrieben,
Des Lebens Ernst mir auf die Stirn geschrieben.

III. Sonntagsfrühe.

Einsam saß ich am schatt'gen Waldessaum
Und lehnte müd' am glatten Buchenstamm:
Mein Blick durchflog das dämmrig weite Thal,
Das vor mir schwamm im hellen Sonnenlicht.
Die Sonntagsstille lag auf Feld und Flur.
Die grünen Wiesen, die sich weithin dehnten,
Die alten Eichen, die, im Feld zerstreut,
Von keinem Hauch bewegt, zu träumen schienen,
In ihrem Schatten buntgeschecktes Vieh
Gedankenlos und friedsam wiederkäuend;
Und dort das Aehrenfeld, das goldig wogend
Dem nahen Erntetag entgegen reifte:
So friedvoll Alles, freudvoll, weihevoll! —
Ein flinkes Eichhorn sprang von Zweig zu Zweig,
Die Drossel huschte durch die niedren Büsche;
Ein Mäuschen spielte fast zu meinen Füßen
Und hatte nicht des nahen Lauschers Acht.

Jetzt hob ein feierliches Klingen an,
Und nah und fern erscholl's im Wechselspiel,
Bis mich von allen Dörfern rings umher
Das Kirchgeläute weihevoll umfing:
Und friedvoll, freudvoll ward auch mein Gemüth.
Ich faltete die Hände: nicht zum Beten,
Allein ein weiches, sehnendes Gefühl
Quoll warm mir in der Seele Tiefen auf.
Ich träumte wieder alte Kinderträume
Von Glück und Herrlichkeit und Poesie
Und dachte nimmer, daß sie alle schon
Wie bleiche Schatten längst verflossen waren!
Ich blickte selig auf die Fluren hin.
Mir war, als müßt' ich so im Schaun verloren
Ein ganzes ewig langes Dasein leben,
Als könnte nie der Augenblick sich nahn,
Der meinem Glücke plötzlich mich entrisse.

Da sah ich, wie hoch oben in der Luft
Ein Bussard seine weiten Kreise zog;
Ein Flügelschlag, ein lang verhaltnes Schweben —
So schwamm er hin im strahlend blauen Himmel
Und kreiste langsam über einem Punkt.
Doch eng und enger wurden seine Bahnen,
Bis jählings er zur Maus hernieder stieß,
Die ahnungslos vor mir im Felde spielte.

Als wäre mir der Tod vorbei gerauscht,
Erschrak ich bis ins tiefste Herz hinein:
Und anders schien mir plötzlich Feld und Wald,
Und anders mir das friedvoll stille Läuten.
Ich ließ den Platz, und wo im tiefen Dunkel
Des Fichtendickichts sich mein Blick verlor,
Sann ich dem Tod und dem Verderben nach.

IV. Memento mori!

Ich stand am offnen Friedhofsthor
Und träumte vom Leben und Sterben die Mythen;
Der junge Frühling schwoll empor,
Und auf den Gräbern sprangen die Blüthen.
Der Tod schien mit dem Leben zu tauschen
Und sich im eignen Heimathland
An heißer Liebe zu berauschen: —
Und über der Friedhofspforte stand:
Memento mori!

Mit seiner jungen Lieb' allein
Sah ich ein Paar herunter schreiten
Und durch die blühnden Grabesreihn
Wallte die Sehnsucht in sonnige Weiten.
Als ob es ewig Frühling bliebe,
Träumten sie selig, Hand in Hand,
Den goldnen Blüthentraum der Liebe: —
Und über der Friedhofspforte stand:
Memento mori!

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Die Hauptleistungen der königlichen Oper während dieses Winterhalbjahres bestehen in Versprechungen neuer Opern. Mascagni's „Ratcliff", Sullivan's „Ivanhoe", Hansmann's „Enoch Arden" und verschiedenes Andere sollte zur Aufführung kommen. Bis jetzt hat man jedoch vergeblich darauf gewartet. Nur ein italienischer Einacter, von dem man nicht ohne Spott sprechen kann, und Humperdinck's Märchenspiel „Hänsel und Gretel" sind neue Erscheinungen auf der Bühne des königlichen Opernhauses.

Wie Cipollini's „Kleiner Haydn" es zu der Ehre einer Darstellung gebracht hat, läßt sich schwer begreifen, denn sein Text ist ebenso werthlos wie seine Musik. Glücklicherweise hat das Stück nur wenige Aufführungen überdauert, es fällt somit jeder Grund weg, des Weiteren darüber zu reden.

Humperdinck's „Hänsel und Gretel" hat lange gebraucht, bis es nach Berlin gekommen ist; über ein Dutzend Bühnen hatte sich schon des reizvollen und originellen Werkes angenommen, ehe die Leitung der königlichen Oper sich entschloß, auch einen Versuch damit zu wagen. Aber als es erst einmal auf dem Spielplan stand, wurde es so oft hintereinander aufgeführt — drei bis vier Mal wöchentlich — als gälte es, das Versäumte möglichst schnell wieder einzubringen. Dem Componisten und seiner Oper ist ein großer Erfolg gewiß von Herzen zu gönnen; aber dies Verfahren erinnert doch zu sehr an die Geschäftsführung mancher Privattheater, die auf die Kunst sehr wenig, auf den Gelderwerb hingegen sehr viel Gewicht legen. Auch bringt es eine unerfreuliche Einförmigkeit in das Repertoire des Opernhauses, dessen Gaben ohnehin nicht durch Mannigfaltigkeit ausgezeichnet sind. Bei alledem ist es noch ein Glück, daß gerade „Hänsel und Gretel" von diesen häufigen Wiederholungen betroffen wird, denn es hat sich auch schon ereignet, daß ein Stück wie Hummel's „Mara" in derselben Weise protegirt wurde, und das ist denn doch noch weit ärger.

Als Adelheid Wette, eine Schwester des Componisten, den Text zu „Hänsel und Gretel" verfaßte, hat sie dem Humor und der schalkischen Laune die Thüre weit offen gelassen; aus der Sprache, die den Knittelvers wieder zu Ehren bringt, und aus der ganzen Behandlung des Stoffes schaut ein sonniges, kindliches Gemüth hervor. Zu der Handlung des Kindermärchens ist kaum Etwas hinzugethan worden, als kleine, individualisirende Züge. Das Märchen, der vermenschlichte Mythus, hat die Spuren seiner Herkunft noch nicht abgestreift: wie die Göttersage kennt es nur Typen, gute oder böse Menschen, Engel oder Hexen und Teufel. Und hier hat die Dichterin nachgeholfen, indem sie das Unpersönliche persönlich abschattirte, also mit gebrochenen Farben malte. So ist im Märchen die Mutter der Kinder eine böse Stiefmutter, welche die Kleinen haßt und sie in den Wald schickt, damit sie dort umkommen. Adelheid Wette weiß nichts von einer Stiefmutter. Ihre Mutter Gertrud ist ein braves, von Herzen gutmüthiges, aber durch Kummer und Sorge vergrämtes Weib. Sie überrascht die Kinder, wie sie singen und springen statt zu arbeiten; darüber wird sie ärgerlich und will den Hans prügeln, und als sie hierbei einen Topf mit Milch, der Abendmahlzeit für die Familie, zerbricht, läuft das Gefäß ihres Zorns über, sie steckt Gretel ein Körbchen in die Hand und

jagt sie dem entwichenen Hänsel nach, mit der Weisung: „Laßt euch nicht blicken, ehe ihr den Korb voll Erdbeeren gesammelt habt." Dann kommt Vater Besenbinder nach Hause, von einem kräftigen Trunk ein wenig angeheitert. Er hat gute Geschäfte gemacht und holt Eier, Butter, Fleisch und andere leckere Sachen aus seiner Kiepe hervor. Frau Gertrud vergißt bei diesem Anblick ihren Aerger, und das Ehepaar ist fröhlich und guter Dinge. „Aber wo sind die Kinder?" fragt plötzlich der Vater. Er erschrickt, als er hörte, sie seien im Walde, auch der Mutter wird ängstlich zu Muthe, und beide machen sich auf, Hänsel und Gretel zu suchen.

Denen ist es inzwischen nicht schlecht ergangen. Sie haben Erdbeeren gesucht und sich im Wald ergötzt, bis es dunkel geworden ist. Jetzt gesteht Hänsel, daß er den Heimweg nicht mehr finden könne. In ihrer Bedrängniß wissen Bruder und Schwester nichts weiter zu thun, als ihr Abendgebet zu sprechen und sich im Walde zum Schlafen niederzulegen. Sandmännchen kommt und streut ihnen Sand in die Augen, und Engel steigen vom Himmel, um sie zu schützen.

Als sie am andern Morgen erwachen, liegt im hellen Sonnenschein das Kuchenhäuschen der Knusperhexe vor ihnen; sie gehen näher, um das Wunder zu beschauen. Und nun, wie im Märchen, fängt die Hexe die Kinder ein, um sie zu mästen und zu braten, wird aber von ihnen bei guter Gelegenheit selbst in den Ofen geschoben und zum großen Lebkuchen gebacken. Zugleich werden alle verzauberten Kinder frei, die als Kuchenmännlein einen Zaun um das Haus bildeten, und als endlich auch die Eltern kommen und die wiedergefundenen Kinder in die Arme schließen, da endet das Ganze in eitel Fröhlichkeit.

Was an Humperdinck's Musik sofort ins Ohr fällt, ist die ausgiebige Verwendung von Volksmelodien. Gleich in der ersten, außerordentlich reizenden Scene singen die Kinder das bekannte Liedchen „Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh", und das Tanzlied „Mit den Füßchen tapp, tapp, tapp". Natürlich begnügt sich Humperdinck nicht damit, die vorgefundenen melodischen Werthe einfach herüberzunehmen; schon wie er diese Volksweisen begleitet, dann wie er sie motivisch verarbeitet, wie er im Orchester mit ihnen ein lustiges Spiel treibt, das ist die Art eines feinsinnigen, geschickten Musikers. Wer gegen dies Verfahren etwas einwenden wollte, der müßte sich auch daran stoßen, daß Mozart zu seiner Zauberflöten-Ouvertüre ein Clementisches Thema benutzt hat, und ich glaube nicht, daß verständige Leute zu dieser Auffassung hinneigen werden.

Auch andere Motive hat Humperdinck Kinderliedern entlehnt. „Backe, backe Kuchen" erklingt im Orchester, wenn das dritte Bild, die Scene vor dem Knusperhäuschen beginnt; und der Vater erzählt von den Schauerthaten der Hexe nach einer Melodie, deren Baß die charakteristischen Quartenschritte des Liedes „Der Besen, der Besen" bilden. Dies Lied wird auch zur Grundlage des instrumentalen Hexenrittes zwischen dem ersten und zweiten Bild, und es taucht während der ganzen Hexenscene, wo die Flöten so höhnisch kichern, im Orchester auf und nieder. Es wäre leicht, nach dem Vorgang mancher Wagner-Commentatoren aus der wechselweisen Verwendung der genannten melodischen Fragmente tiefsinnige künstlerische Absicht herauszudeuten und nachzuweisen, wie der Charakter der Hexe durch das Anlockende des einen und das Grausliche des andern Motivs mit durchsichtiger Deutlichkeit dargestellt ist. Aber das hieße nur das naive Schaffen des Componisten mit Reflexion belasten.

Gegen den Schluß hin, im „Knusperwalzer", contrapunctirt Humperdinck drei Themen gegen einander. Das Walzerthema selbst ist aus dem viervierteltactigen Lied der Hexe verkürzt, daneben hört man im Baß ein schmeichlerisches Motiv, mit dem die Hexe die Kinder bethören wollte, und als Mittelstimme windet sich eine Melodie hindurch, welche Hänsel und Gretel beim Anblick des Kuchenhäuschens sangen. Auch sonst ist das Orchester sehr polyphon behandelt, es lebt und webt von motivischem Wesen, aber Alles ist doch klar und leicht faßlich. Die Polyphonie tritt hier in ihrer größten Volksthümlichkeit auf und das Volksthümliche in seiner höchsten Verfeinerung.

Als ein Höhepunkt des Werkes erscheint mir die Waldscene. Gretel sitzt auf einem Baumstumpf, flicht einen Kranz und singt dazu: „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm" — auch eine Volksmelodie — während Hänsel das Körbchen voll Erdbeeren pflückt. Von ferne her ertönt der Ruf eines Kuckucks, gerade wie in Beethoven's Pastoral-Sinfonie auf der Terz d—h. Die Kinder spotten ihm nach und schlucken dabei gemächlich ihre Beeren. Allmälig wird es dämmerig; da beschleicht sie das Grauen vor der Waldeinsamkeit, und sie rufen in die grüne Stille hinaus: „Ist wer da?" Das Echo — vier Frauenstimmen hinter der Scene — giebt deutlich zurück: „Ja"; dazwischen hinein klingt immer wieder der verlorene Ruf des Kuckucks. Die Naturstimmung ist hier mit wirklich poetischer Kraft aufgefaßt und musikalisch verdichtet; es strömt wie ein Hauch von Waldfrische und Wiesenduft aus den Tönen und legt sich dem Hörer lind um Herz und Sinne.

Sehr hübsch ist auch das Erwachen der Kinder dargestellt. Gretel wird zuerst munter und schmettert wie eine Lerche in Trillern und Läufen: „Tirelireli, 's ist nicht mehr früh." Dann springt Hänsel auf und kräht: „Kikeriki, 's ist noch früh;" und „Tirelireli" und „Kikeriki" zwitschert und kräht es in fröhlichem Wettstreit durcheinander.

Andere Theile der Oper sind wieder weniger gelungen, am wenigsten vielleicht das Melodram, das auf das Einschlafen der Kinder folgt. Die Bühne ist ganz in Nebel und Dunkel gehüllt. Da dringt ein heller Schimmer aus der Höhe, die Wolken theilen sich, und man sieht die schwachen Umrisse einer Treppe, auf der Engel niedersteigen. Wenn es mit dieser Andeutung sein Bewenden hätte, wenn die Musik sanft verrauschte und dann der Vorhang fiele, könnte diese Scene entzückend wirken. Statt dessen wird die Beleuchtung immer heller, bis die Wolken als bemalte Leinwand erkennbar sind, und zugleich wird die gerade hier recht phrasenhafte Musik immer stärker, bis unter Trompeten- und Posaunenschall die Melodie des Abendsegens fortissimo eintritt. Raffinirte Ueberlegung könnte nicht grausamer die Illusion eines transscendentalen Vorganges zerstören, als es dieser Irrthum eines Künstlers thut. Noch an anderen Stellen hat es Humperdinck nicht ganz glücklich getroffen. Das Vorspiel ist sehr weit ausgesponnen und zu schwerflüssig, es fällt auch etwas aus dem Rahmen: eine Märchendichtung würde man nach ihm kaum erwarten. Die Orchesterfarben liegen öfter zu dick auf, besonders in den Scenen mit der Hexe, und die Harmonisirung steht dort, wo Humperdinck aus Eigenem gibt, in auffallendem Gegensatz zu der einfachen Modulation der Volkslieder, so daß die Einheitlichkeit des musikalischen Stils nicht immer gewahrt erscheint. Aber wenn wirklich im Einzelnen dies und jenes mißglückt ist — was will das sagen gegenüber den vielen Schönheiten des anmuthigen Werkes! Das Ganze ist eine höchst erfreuliche Erscheinung und um so freudiger zu begrüßen, als nach den Producten der letzten Jahre fast der Glaube entstehen konnte, der Humor sei Dichtern und Tonsetzern, die für die Bühne schrieben, vollständig abhanden gekommen.

Mehr Neues, als die königliche Oper, boten die Berliner Chorvereine. Der Caecilienverein (Dirigent Prof. Alexis Holländer) brachte César Franck's „Seligpreisungen" zur Aufführung. Der von Madame Colomb gedichtete Text paraphrasirt in freier Weise den biblischen Text der Seligpreisungen. Als Beispiel möge der erste der acht Abschnitte dienen, über den Inhalt: „Selig sind, die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." Eigenthümlicher Weise wird in der Dichtung gar nicht von geistiger, sondern nur von materieller Armuth gehandelt. Der „Chor auf der Erde" setzt ein: „Nur das Gold, immer Gold erfreut den Blick; nur im Genießen erblüht das wahre Glück." Der Gegenchor antwortet: „Im Schoße der Freuden ergreift uns ein Schauer, und heimliche Trauer umdüstert den Blick; o sagt, wo wohnt das wahre Glück?" Worauf der erste Chor wieder anhebt: „Wir sind die Herren, die Könige der Welt! Hinweg der Armuth Bild aus Stadt und Feld!" In das Bacchanal der Selbstsucht hinein mahnt die

„Stimme Christi“: „Selig, der von Gottesfurcht durchdrungen, nicht an eitlen Schätzen hängt, der nur um ewiges Gut gerungen, sein sündig Herz siegend bezwungen, theilt mit der Noth, was ihm der Herr geschenkt;“ und der „Chor im Himmel“ schließt ab: „Selig, der entbrannt in heil'ger Menschenliebe: sein wird das Himmelreich auf immerdar!“ In ähnlicher Weise sind auch die übrigen Seligpreisungen dramatisch aufgelöst. César Franck's Musik hat im Aeußeren einige Aehnlichkeit mit Edgar Tinel's „Franciscus“: es ist derselbe decorative Charakter der Tonsprache, dieselbe farbige Instrumentirung. Nur verfügt Tinel über eine größere Mannigfaltigkeit im Ausdruck. Franck wird bald monoton und ermüdet schließlich den Hörer, der bei aller Reichhaltigkeit im Wechsel von Soli und Chorstücken doch die rechte Freiheit und Beweglichkeit der Phantasie vermißt. Merkwürdig ist eine Reminiscenz am Schluß des Werkes: aus den Chören der Himmlischen klingt ganz deutlich das erste Thema von Liszt's Es-dur-Concert heraus, und diese an sich bedeutungslose Aufnahme eines bekannten Motivs wird hier verhängnißvoll: sie ruft die Erinnerung an den Claviervirtuosen in Frack und weißer Binde wach, und dahin ist alle gehobene Stimmung.

Die Singakademie (Dirigent Prof. Martin Blumner) brachte an einem Abend drei Cantaten von Bach zur Aufführung, die für das große Publicum neu waren: „Christen, ätzet diesen Tag in Metall und Marmorsteine“, „Sehet, welch' eine Liebe“, beide für die Weihnachtsfesttage des Jahres 1723 componirt, und „Wachet, betet, seid bereit“, die schon 1716 in Weimar geschaffen und später von Bach durch die Hinzufügung von Recitativen und einem Choral erweitert wurde. Die erste Cantate enthält weder Choräle noch Arien, dagegen zwei wuchtige Chöre, drei ausdrucksreiche und eindrucksvolle Recitative, und zwei Duette. Die Cantate „Sehet, welch' eine Liebe“ ist vornehmlich durch ein wunderschönes Altrecitativ ausgezeichnet, das den Choral „Was frag' ich nach der Welt“ einleitet. Aber beide Weihnachtscantaten werden in den Schatten gestellt durch die dritte. Sie schildert den Anbruch des jüngsten Tages: Trompetenfanfaren verkünden das Herannahen des Gerichtes, und im Eingangschor ermuntern sich die Gläubigen zum Wachen und Beten. Von erschütternder Wirkung ist das mächtige Baßrecitativ: „Ach, soll nicht dieser große Tag“, in das eine Trompete, wie aus einer andern Welt, den Choral „Es ist gewißlich an der Zeit“ hineinbläst. Eine solche Größe der musikalischen Anschauung und Gestaltung ist auch bei Bach nicht häufig.

Eine andere Aufführung der Singakademie brachte das Requiem von Heinrich von Herzogenberg. Dies Werk hat mit dem Requiem von Cherubini nicht nur die Tonart, C-moll, gemein: es berührt sich auch darin mit ihm, daß Solosänger ausgeschlossen sind und der Chor allein die verschiedenen Stimmungsbilder aufrollt. Im musikalischen Ausdruck hingegen laufen die Wege beider Todtenmessen weit auseinander, nicht so sehr, was das äußerlich Technische anbetrifft, als in Bezug auf den Gemüthseindruck, den das Ganze hinterläßt. Die marmorkalte Hoheit Cherubini's mag man für die feierliche Begehung eines Seelenamtes wohl angemessen finden; menschlich wärmer und tiefer berührt Herzogenberg's Musik.

Mit stillem Ernst hebt der Introitus an: in der Mitte des Satzes, nach den Worten: „Erhöre mein Gebet, zu dir kommt alles Fleisch“, tritt ein Motiv der Holzbläser auf, aus dem es wie demüthige Bitte klingt. Dies Motiv treibt schon im Vorspiel sein Wesen, und es schließt auch den ersten Satz ab. Später wird es, unter Verkürzung des ursprünglichen Viervierteltactes in den Dreiviertertact, zwischen die beiden Abschnitte des lichten, sechsstimmigen Hostias (a capella) eingeschoben, zum Ausdruck derselben Stimmung: „Nimm unser Opfer und Gebet gnädig an, o Herr, für jene Seelen, deren wir heute gedenken“; und es kehrt noch einmal wieder am Schluß der Messe, wo alle Stimmen sich auf einem Ton sammeln und leise murmeln: „Requiescant in pace.“ So wird in dieser kurzen Melodie, welche das ganze Werk durchzieht, gewissermaßen die Gestalt des inbrünstig Betenden musikalisch verkörpert.

Für das „Dies irae", besonders für das „Tuba mirum" hat sich eine Behandlungsart herausgebildet, die gewöhnlich realistisch genannt wird, die aber besser idealistisch hieße. Realistisch wäre eine Auffassung, die sich eng an das lateinische Gedicht anschlösse und den Beter darstellte, wie er, überwältigt von der Vorstellung des jüngsten Gerichts, hinsinkt und für sich selbst um Gnade fleht. Statt solchergestalt seelische Vorgänge musikalisch abzuschildern, geben die meisten Componisten ihrer Phantasie das Recht, den am Weltende gedachten Tag der Abrechnung in die Gegenwart zu rücken: sie lassen die Posaunen wirklich erschallen und malen die Schrecken der Verdammniß aus, als wenn sie schon über uns hereingebrochen wären. Auch Herzogenberg befolgt dies Verfahren, wennschon mit einiger Zurückhaltung. Beim „Tuba mirum" setzen die Blechinstrumente des Orchesters mit Geschmetter ein, aber das „Dies irae", in dessen Steigerung innere Qual aufschreit, und das angstvoll herumirrende „Quantus tremor" sind reiner Ausdruck von Gemüthsbewegungen.

In der figurirten Begleitung des „Sanctus" geht der Geist des alten Johann Sebastian um: das „Agnus Dei", einer der schönsten und innigsten Sätze der ganzen Messe, ist antiphonisch gestaltet: Baß und Alt intoniren in Octaven eine nach altkirchlichen Mustern gebildete Melodie, Sopran und Tenor antworten vierstimmig. Mit der „Communio" läuft das Werk in den Anfang zurück und rundet sich cyklisch ab. Daß Herzogenberg ein Meister polyphoner Satzkunst ist, verkündet das Requiem auf Schritt und Tritt; allgemein in der schmiegsamen Art der Stimmführung, in der reich bewegten und immer logisch sich abwickelnden Modulation, und besonders in den fugirten Abschnitten: dem „Hosanna" des Sanctus, dem „Infutatis maledictis", das sich wie eine Doppelfuge anläßt, denn die Beantwortung des Themas findet in der Umkehrung statt, dann in dem „Cum sanctis" in der Communio. Alle diese Sätze sind sehr knapp gefaßt, auch die einzige, weiter ausgeführte Fuge „Quam olim Abrahae promisisti" drängt sich ganz eng zusammen. Nirgends tritt die Technik so blank und bloß in Erscheinung, wie in Mozart's doppelt fugirtem Kyrie oder Cherubini's weit ausgesponnener Tripelfuge über „Quam olim". Das ist keiner der geringsten Vorzüge des Werkes. Es wird auf diese Weise der Abweg vermieden, der den Hörer aus der kirchlichen Stimmung heraus zu den Freuden absoluter Musik führt. Und nirgends mehr als beim Requiem thut es noth, die Erinnerung an die gottesdienstliche Handlung wach zu halten, aus der die musikalische Form herausgewachsen ist. Herzogenberg's Todtenmesse steht so fest auf eigenem Grunde, ist so schlicht und wahr in Empfindung und Ausdruck, daß ihr unter den modernen geistlichen Chormusiken ein hervorragender Platz gebührt.

Den denkbar größten Gegensatz zu diesem Werk bildet das Requiem von Hector Berlioz, das der philharmonische Chor unter Leitung von Siegfried Ochs zur Aufführung brachte. Das eine verhält sich zum anderen etwa wie das Drama zum Ausstattungsstück; doch möchte ich nicht, daß mit diesem Wort die Bedeutung von etwas durchaus Geringwerthigem verknüpft würde: es soll nur den im Vergleich mit dem musikalischen Inhalt ungewöhnlich großen Aufwand an äußeren Mitteln kennzeichnen.

Ein unbefangenes Urtheil über Berlioz als Menschen ist gerade so schwer zu gewinnen, wie über ihn als Künstler. In seinem Charakter flossen die härtesten Gegensätze dicht neben einander her; er war großdenkend und kleinlich, hier weitsichtig und dort eng beschränkt, maßlos in Liebe wie in Haß — aber er war jedenfalls eine Persönlichkeit von größter Eigenart. Und diese Persönlichkeit spiegelt sich aus seinen Compositionen klar zurück. Auch musikalisch hat sich Berlioz nie in Zucht und Zügel halten können: die instrumentale Hyperbel ist ihm der natürliche Ausdruck, und nur zu oft vermischt er die poetische Vorstellung mit der musikalischen Gestaltung in einer Weise, daß das Tonwerk in seiner Selbständigkeit und Alleinverständlichkeit gefährdet wird. Von einem solchen Künstlercharakter kann man sich — je nach Temperament — abgestoßen oder angezogen fühlen, keinesfalls wird man ihn aber übersehen dürfen. Deshalb war es ein lobens-

werthes Unternehmen, daß Siegfried Ochs alle Kraft einsetzte, um Berlioz „Requiem" öffentlich zur Geltung zu bringen. Vor Jahren hatte Xaver Scharwenka schon einmal den Versuch gemacht, dem Werk zur Anerkennung zu verhelfen. Er scheiterte an den äußeren Verhältnissen: ein schnell zusammengewürfelter Chor konnte eine solche Aufgabe nicht bewältigen, selbst wenn der Dirigent größere Uebung gehabt hätte, als sie Xaver Scharwenka besaß. Die Aufführung unter Ochs gelang in allen Theilen so gut, wie sie nur gelingen konnte. Von den Theilen der Messe, die unter diesen Umständen keine tiefe Wirkung ausgeübt haben, wird man annehmen dürfen, daß sie einer solchen Wirkung überhaupt nicht fähig sind.

Für eine Natur wie Berlioz, dessen ungebändigt schweifende Phantasie ihm auch das Einfachste grotesk verzerrte, der für die ungetreue Geliebte Qualen ersann, wie sie die kranke Einbildungskraft eines Edgar Allan Poe kaum aufbringt, der in den ersten Satz der Pastoral-Sinfonie ein „gigantisches, michelangeleskes Landschaftsbild", in das Gewitter ein Abbild des Weltunterganges hineinreflectirte, für eine solche Natur mußte die Composition des Requiemtextes ihre ganz besonderen Reize haben. Und Berlioz ging denn auch, nachdem ihm im Jahre 1857 von der Regierung der Auftrag gegeben war, für die Trauerfeier am Gedenktage von Fieschi's Attentat ein Seelenamt zu schreiben, mit Feuereifer an die Arbeit. Aber es ist bezeichnend für ihn, daß seine erste Sorge sich nicht etwa auf den inneren musikalischen Ausbau des Werkes richtete, sondern auf die Zahl der für die Aufführung nöthigen Sänger und Orchestermusiker. Er schreibt seinem Jugendfreunde Humbert Ferrand, daß er fünfhundert Mitwirkende verlangt hätte. „Nach einigem Entsetzen des Ministers ist mir diese Forderung bewilligt worden, indem von meinem Musikerheer etwa fünfzig abgezogen wurden. Ich werde also wenigstens vierhundertundfünfzig haben." Der Stoff der Sequenz, das Weltgericht, begeisterte ihn, und er setzte ein grandioses Wollen ein, um ihn musikalisch zu bezwingen. Seine Seele war erfüllt von der Vorstellung eines Ungeheuren, Erschütternden, und doch fand seine künstlerische Gestaltungskraft als Ausdruck hierfür nur die Steigerung der orchestralen Mittel.

Beim Beginn des „Tuba mirum" brechen vier in den Ecken des Saales aufgestellte Nebenorchester von insgesammt achtunddreißig Blechbläsern, Trompeten, Posaunen, Tuben und Ophicleïden über den Hörer herein; mit dem Eintritt des Männerchors gesellen sich dieser Blechmasse noch die sechzehn im Dreiklang gestimmten Pauken des Hauptorchesters und das Hauptorchester selbst. Durch diese bis zum Aeußersten getriebene Anhäufung von Orchesterkräften erreicht Berlioz aber gerade das Gegentheil von dem, was er erreichen wollte: die Unzulänglichkeit endlicher Mittel zur Darstellung des Unendlichen wird mit erdrückender Beweiskraft dargethan. Der Componist kann, wenn es sich um die Versinnlichung solcher Vorgänge handelt, im letzten Grunde nichts thun, als Anstöße geben; je nach ihrer größeren oder geringeren Kraft werden der Phantasie des Hörers lebhaftere oder schwächere Vorstellungen mitgetheilt, und der Grad dieser Kraft ist wieder nur durch die Intensität der musikalischen Erfindung bedingt.

Gerade mit der rein musikalischen Erfindung steht es nun bei Berlioz nicht zum Allerbesten. Sehr charakteristisch und zum Theil ergreifend ist das erste Requiem und Kyrie, von schöner Wärme das Sanctus für eine Tenorstimme mit alternirendem Frauenchor — leider schließt sich ihm ein etwas trocken fugirtes Hosanna an. In seinem hellen Wohlklang anziehend wirkt auch das mit vieler Contrapunktik ausgestattete „Quaerens me" für sechsstimmigen a capella-Chor. Wenn man noch den Anfang des „Lacrymosa" mit seiner scharf einschneidenden Orchesterbegleitung und die mächtig sich aufbauende Steigerung am Schluß desselben Satzes hinzunimmt, dann ist Alles aufgezählt, was an musikalischer Eingebung selbst der beste Wille herausfinden kann. Das Uebrige stellt sich dar als die glänzende Inscenirung von geringwerthigem Material der Erfindung. Bisweilen fehlt es sogar daran, und es bleibt nur die Instrumentirung, so daß es nicht verwunderlich wäre, wenn dem Hörer der Gedanke käme, Berlioz componirte nur, um seine Instrumentirungskünste

anwenden zu können. Zu solchen Stellen gehört das Hostias, wo den tiefsten Tönen der Posaunen ein in höchster Lage schwebender Flötenaccord gegenübersteht, oder die Einleitung des Agnus Dei, wo die Accorde der Holzbläser in den Bratschen pianissimo weiter klingen: es sind Effecte — was Wagner einmal als „Wirkung ohne Ursache" definirt —, instrumentale Spielereien, die in dem feierlichen Rahmen des Requiems geradezu peinlich berühren. Berlioz' Composition des Requiemtextes interessirt von Anfang bis zu Ende, aber das Herz trifft sie nur sehr selten; dem großen Plan des Ganzen steht — abgesehen von dem ungeheuren Apparat — häufig die im Einzelnen kleine Durchführung dissonant gegenüber.

Den Seelenmessen schließt sich eine Feier an, die dem Gedächtniß Anton Rubinstein's gewidmet war. „Seine Freunde" — und er zählt ihrer sehr viele — hatten sich vereinigt, um bei den Klängen seiner Musik des Heimgegangenen zu gedenken. Ein Chor von etwa dreihundertundfünfzig Damen und Herren, Mitgliedern des Cäcilienvereins, des Philharmonischen Chors, des Sängerbundes des Berliner Lehrervereins, des Stern'schen Gesangvereins und des königl. akademischen Instituts für Kirchenmusik, dazu das philharmonische Orchester füllten das Podium der Singakademie. Aus Flor und grünen Büschen schaute die Büste Rubinstein's auf die trauernde Versammlung seiner Freunde und Bewunderer herab. Die Musikaufführung unter Leitung von Professor Robert Radecke nahm ihren Anfang mit den Seligpreisungen aus des Meisters letztem Werk, der geistlichen Oper „Christus". Dann sprach Adalbert Matkowski einen Prolog von Julius Rodenberg, Worte so herzlich warm, wie sie nur der Freund dem Freunde nachrufen kann.

Nach diesen Strophen setzte die Musik wieder ein mit der „Aussendung der Apostel" aus „Christus", es folgte die Sinfonie in G-moll, dann „Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein" (Heine), von Raimund von Zur-Mühlen gesungen, der auch die Soli in den Stücken aus „Christus" übernommen hatte; zwei Chöre aus dem „Verlorenen Paradies" machten den Beschluß. Der Erscheinung Rubinstein's in vollem Umfang gerecht zu werden, ist jetzt unmöglich: wir stehen alle noch zu nahe davor. Aber das kann man schon bedauernd aussprechen, daß sein Künstlerthum im Allgemeinen zu niedrig bewerthet wurde. Rubinstein hat in gewissem Sinne ein tragisches Geschick erfahren; was er geleistet hat, wird gering geschätzt, weil man es an dem abmißt, was er hätte leisten können. Und darin liegt eine Ungerechtigkeit. Er componirte leicht und viel — das war manchen Leuten von vornherein verdächtig; und dann trug eine Anzahl seiner Werke in der That Spuren an sich, die auf ein zu sorgloses Schaffen, auf ein zu geringes Wuchern mit dem anvertrauten Pfunde zurückdeuteten, denn Rubinstein war Grand Seigneur auch in der Kunst. Aber nach Abzug alles dessen, was unvollkommen und minderwerthig ist, bleibt noch genug übrig, um den Componisten Rubinstein unter die Auserwählten zu stellen. Wer sich seine Lieder, Kammermusik und Orchesterstücke, und vor Allem seine Clavierwerke nur recht ansehen wollte, der würde staunen über die Fülle von Schönheit, die sich darin aufthut.

Allein als ausübender Künstler hat Rubinstein ernstliche Anfechtung nie erfahren. Ich persönlich kann mir ein schöneres und vollkommeneres Clavierspiel als das Seinige nicht vorstellen. Es war gleichgültig, was er vortrug, schon das rein Sinnliche seines Spiels, der Klangzauber, der üppige, volle, auch im brausendsten Fortissimo weiche Ton, die von einem starken Empfinden gelenkte, unbeschreiblich feine Nüancirung, alles das wirkte überwältigend.

Könnte es einen Trost dafür geben, daß dieser unvergleichliche Sänger auf dem Clavier nicht mehr unter uns weilt, dann wäre es die Aussicht, daß in seinem letzten Schüler, Josef Hofmann, Rubinstein's Künstlerschaft weiter leben werde. Wenn dieser vom Genius begnadete junge Künstler hält, was er verspricht, wenn zum Aufblühen kommt, was jetzt noch in der Knospe liegt, dann wird man sagen dürfen, daß er der Erbe von Rubinstein's Spiel geworden ist.

Carl Krebs.

Zeitweilige Dictatur des Proletariats.

Aus den Acten des Pariser Wohlfahrtsausschusses.

[Nachdruck untersagt.]

Recueil des actes du comité de salut publique, publié par F. A. Auland. T. IV et V. Paris 1892.

Bei einer denkwürdig gewordenen Gelegenheit hat der Abgeordnete Liebknecht den Ausspruch gethan, daß der Uebergang von dem heutigen Gesellschaftszustande zum socialistischen Zukunftsstaate durch eine „zeitweilige Dictatur des Proletariats" werde vermittelt werden müssen. Ueber die Beschaffenheit dieses Zukunftsstaates hat der Führer der deutschen Socialdemokratie sich nicht näher ausgelassen, sondern die Schilderung desselben Poeten vom Schlage des Bellamy und Genossen überlassen; rücksichtlich des uns in Aussicht gestellten „Uebergangszustandes" aber ist von Prosaisten und Dichtern der Socialdemokratie gleich vollständig Schweigen beobachtet worden. Als Verlust wird das nicht anzusehen sein. Hat die moderne Welt doch eine „zeitweilige Dictatur des Proletariats" bereits erlebt, und zwar eine, die genau genug bekannt geworden ist, damit Diejenigen, welche es auf eine erneuerte Auflage absehen, von den bisher damit gemachten Versuchen nur ungern reden. Der geschichtliche Name dieser „Dictatur"-Periode ist derjenige der Schreckenszeit der französischen Revolution und umfaßt einen etwa vierzehnmonatlichen Zeitabschnitt (Juni 1793 bis August 1794), der an Lehrhaftigkeit Alles übertrifft, was jemals auf dem Gebiete radicaler Experimentalpolitik vorgekommen ist. — Der Anfang der officiellen Chronik dieses Regiments liegt in dem vierten und fünften Bande der oben näher bezeichneten großen Urkundensammlung vor, welche auf Anordnung des Pariser Unterrichtsministers veröffentlicht wird und in ihren bisherigen Theilen bis zum 15. August 1793 reicht. Bei dieser Publication, die als „rückwärts gewendete Prophetie" ein zugleich geschichtliches und politisches Interesse bietet, darf einen Augenblick verweilt werden.

Trotz aller Greuel, welche das erste Quadriennium des Revolutionszeitalters befleckt hatten, beginnt die französische Schreckenszeit, beziehentlich diejenige, welche die Signatur einer „zeitweiligen Dictatur des (Pariser) Proletariats" trägt, erst mit dem Sturz der Girondistenpartei (31. Mai 1793). Vielfach von dem hauptstädtischen Proletariat terrorisirt, war die Regierung über Frankreich bis zum Juni 1793 immerhin von der Landesvertretung und Namens der Majorität des französischen Volkes geführt worden. Durch die Aufstände vom 29. und 31. Mai wurden die Vertreter dieser Mehrheit aus dem Convent ausgeschlossen und so rücksichtslos vergewaltigt, daß die Regierung fortan dem Pariser Proletariat und den von diesem bezeichneten Männern der parlamentarischen Minderheit gehörte. Als Geschäftsführer solcher Minderheit fungirte der — bereits früher niedergesetzte, aber erst in der Folge zu dictatorischer Gewalt gelangte — Wohlfahrts-

ausschuß. Seit der Maikatastrophe vom Jahre 1793 traten die gemäßigten Mitglieder dieser Behörde — Einer nach dem Anderen — zurück, um Vertrauensmännern des neuen vielköpfigen Herrschers Platz zu machen; am 14. Juni hielt Saint-Just, am 27. Juli Robespierre seinen Einzug in das berufene Comité, dem alsbald auch Billaud-Varennes und Collot d'Herbois beitraten, und dessen Vollmachten seitdem eine stetige Erweiterung erhielten.

Wie aus den vorstehenden Daten erhellt, sind die beiden vorliegenden Bände des „Recueil" (6. Mai bis 15. August 1793) ausschließlich mit den Anfängen der „Dictatur des Proletariats" befaßt. Saint-Just's Name taucht erst auf den letzten Blättern des (613 Folioseiten umfassenden) vierten, Robespierre erst auf S. 393 des fünften Bandes auf. Dementsprechend liegen die wichtigsten und radicalsten Decrete dieser Periode, nämlich diejenigen über Einzelreglementirung der Lebensmittelpreise und die Suspension der Verfassung, außerhalb des Rahmens dieser Bände. Nichtsdestoweniger enthalten diese Annalen der dictatorialen Anfangszeit Dinge, deren Beschaffenheit auch da Kopfschütteln hervorrufen dürfte, wo Herrn Liebknecht's Theorie von der Unvermeidlichkeit einer „zeitweisen Dictatur des Proletariats" mit ungetheilter Zustimmung begrüßt worden ist. Einige Beispiele werden das belegen.

Seit das „Volk von Paris" die Zügel der Regierung ergriffen und seine Vertrauensmänner zu Zügelführern gemacht hat, kommt die Bevölkerung der französischen Hauptstadt über die Sorge um das Brot für den kommenden Tag nicht hinaus. Dieselben Bauern, die man eben erst frei gemacht und mit einer ungeahnten Fülle staatsbürgerlicher Rechte überschüttet hat, weigern sich hartnäckig, ihre Erzeugnisse auf einen Markt zu bringen, dem ausreichender Schutz gegen die Begehrlichkeiten des souveränen und hungrigen Volkes ebenso fehlt, wie freie Bewegung der Preisbildung. In ununterbrochener Reihe folgen einander Decrete, welche nicht nur Beschlagnahmen in Nachbarorten aufgestapelter Nahrungsmittelvorräthe, sondern Zwangsrequisitionen zur Beschaffung des mit dem Transport zu betrauenden Fuhrwerks zum Gegenstande haben. Mit der nämlichen Schwierigkeit hat die Armeeverforgung zu kämpfen. Um die hungernden Vertheidiger des Vaterlandes auch nur nothdürftig satt machen zu können, müssen immer wieder Getreidemagazine und Luxuspferde mit Beschlag belegt werden, da freiwillige Lieferanten und Transporteure in der genügenden Anzahl nicht aufzutreiben sind. Aller Freiheitsbegeisterung zum Trotz halten die, im Uebrigen nichts weniger als aristokratisch oder reactionär denkenden Land- und Dorfbewohner an einer Auffassung des Wirthschaftslebens fest, welche Production und Güteraustausch als Privatangelegenheit der Betheiligten behandelt und jede Reglementirung derselben perhorrescirt sehen will. Je energischer gegen sie vorgegangen wird, desto hartnäckiger beharren diese Staatsbürger auf denjenigen Anschauungen des ancien régime, die ihren Interessen entsprechen, und die sie gegen alle angewendeten Zwangsmittel in erfolgreicher Weise zu vertheidigen wissen. Auf dem Boden der neuen Ordnung der Dinge scheinen nur Diejenigen zu stehen, die bei dieser ihre Rechnung zu finden glauben. Das System kann nur zur Hälfte, nämlich nur bei Denjenigen durchgeführt werden, die nehmen sollen, und wird darum, wie bei Halbheiten häufig geschieht, schließlich für Gebende und Nehmende gleich unerträglich.

Die Zahl der Nehmenden ist nämlich in beständiger Zunahme begriffen. Seit man die „Ausbeuter" und „Schmarotzer" der Capitalistenclasse an der Ausübung ihrer volksfeindlichen Praktiken zu hindern gewußt hat, machen diese „Drohnen" keine Bestellungen mehr, und weil die Bestellungen fehlen, sind Handwerk und Industrie in Stillstand versetzt. An mannhaften Kämpfern gegen die capitalistischen und aristokratischen Feinde der Gesellschaft fehlt es allerdings nicht; die Kämpfer aber haben so vollauf mit der Ueberwachung dieser Uebelgesinnten und Verdächtigen zu thun, daß ihnen die Zeit zu anderweiter Arbeit fehlt. Immer wieder müssen Hunderttausende, schließlich Millionen regierungsseitig aufgebracht werden, damit

die regierende Classe ernährt werden kann. Schließlich ist ein so großer Theil der Pariser Bevölkerung von staatserhaltender politischer Thätigkeit in Anspruch genommen, daß die Hauptstadt auf Kosten des übrigen Landes zu leben scheint. In Paris läßt man sich das gefallen; außerhalb der ruhmreichen Hauptstadt der Republik macht sich die entgegengesetzte Anschauung geltend. Unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit drückendere Lasten zu übernehmen, als der glücklich beseitigte „Tyrann" sie jemals auf das Volk gewälzt hatte, haben Dorf- und Landbewohner keine Neigung, und da man nicht in der Lage ist, denselben so rücksichtslos und systematisch zu Leibe zu gehen, wie das unter der früheren „Mißwirthschaft" der Fall war, stehen die Staatskassen alsbald ebenso leer wie die Gemeindesäckel. Wie die Acten des Wohlfahrtsausschusses beweisen, ist diese das Dictaturgeschäft besorgende Behörde von Sorgen für Lebensmittelbeschaffung und Geldbewilligungen zu Gunsten des Souveräns (des Volkes von Paris) so ausschließlich in Anspruch genommen, daß sie alle Mühe hat, anderen Geschäften als diesen und den Berichten über die gegen auswärtige und innere Feinde geführten Kämpfe die gehörige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Indessen der eine Theil der Nation (der herrschende) hungert, ist der andere Theil in offener oder geheimer Auflehnung gegen den neuen Herrscher begriffen. Zur Füllung der unaufhörlich in Anspruch genommenen Staatskasse bleiben demgemäß nur zwei Mittel übrig: Confiscation beziehentlich Zwangsrequisition und — Papiergeld- (Assignaten-) fabrikation. Da die Anwendung des ersteren Mittels ihre Grenzen hat, muß das zweite herhalten. Die Folge davon ist eine Entwerthung des Papiergeldes, unter welcher Staat und Private gleich empfindlich leiden. Kein auf Gehalte und Löhne gesetzter Privater vermag mit seinem Einkommen zu reichen, indessen der Staat mit keiner anderen als seiner eigenen Münze, d. h. mit Papierfetzen bezahlt wird, die heute kaum $^4/_5$ von dem gelten, wofür sie gestern angenommen worden, und die morgen noch weniger sein werth sein werden als heute. Je eingehender man diesen Entwicklungsgang verfolgt, desto schlagender überzeugt man sich von der Richtigkeit des Ausspruches, den der Conventsdeputirte Dufort de Chavenay in seinen Denkwürdigkeiten hinterlassen hat: „Nicht die Guillotine, sondern die Baisse des Papiergeldes hat die Schreckensherrschaft (d. h. die zeitweise Dictatur des Proletariats) gestürzt. Vor der ersteren glaubte der Einzelne sich retten zu können, von den Wirkungen der letzteren blieb Niemand verschont."

Verglichen mit dem Interesse, welches die durch die Acten des Wohlfahrtsausschusses vermittelte Bekanntschaft mit den wirthschaftlichen Folgen der Zustände vom Sommer 1793 bietet, tritt das Uebrige zurück. Was über die Disciplinlosigkeit der Armee, die Autoritätslosigkeit ihrer Führer und die Ohnmacht der übrigen öffentlichen Beamten berichtet wird, verdient an und für sich die höchste Aufmerksamkeit. Von diesen durch die Versündigungen des ancien régime mitverschuldeten Uebeln würde sich indessen behaupten lassen können, daß sie nicht nothwendig und durch das System bedingt gewesen, beziehentlich daß eine Organisation gedacht werden könnte, die minder verderblich gewirkt hätte. An der Frage, wie es hätte gemacht werden sollen, um Beamten, deren Autorität lediglich auf dem Willen des Souveräns, d. h. des Proletariats beruhte, bei demselben Proletariat in dessen Eigenschaft als Unterthan Ansehen und Gehorsam zu sichern, — an dieser Frage gehen wir einstweilen vorüber, um bei dem wirthschaftlichen Punkte stehen zu bleiben. Die Schreckensherrschaft ging zu Grunde, weil von Denen, die an der Erhaltung derselben nicht direct interessirt waren, Vertrauen und Creditgewährung schlechterdings nicht erzwungen werden konnten; weil das städtische Proletariat die einzige an der Beschränkung des freien Güteraustausches interessirte Classe bildete, und weil willkürlich ausgegebene Werthzeichen weder im nationalen noch im internationalen Verkehr die Stelle von Werthen annehmen konnten. Daran haben die Geschäftsführer der einstweiligen Dictatur von 1793 Nichts zu ändern vermocht,

und werden auch Diejenigen nichts zu ändern vermögen, die die Geschäfte künftiger Dictaturen dieser Art zu besorgen haben werden.

An Lehrhaftigkeit werden die nächsten, den Höhepunkt der „Dictaturperiode" erörternden Bände des „Recueil" die vorliegenden Theile voraussichtlich noch übertreffen. Sie werden im Einzelnen nachweisen, daß und warum das schließliche Resultat dieser Periode eine Ausplünderung und Verarmung Frankreichs gewesen ist, gegen welche die Kriegsverwüstungen von 1814, 1815 und 1870 sich wie Kinderspiele ausnehmen. Es darf dabei auf die neulich erschienenen Memoiren des alten, bis zuletzt gut republicanisch und gut revolutionär gebliebenen Ex-Directors der ersten französischen Republik Lareveillère-Lepeaux hingewiesen werden, die u. A. den Zustand schildern, in welchem das Directorium bei seinem Amtsantritt (October 1795) das ihm zur Residenz angewiesene Palais Luxembourg vorfand. Die Tische und Stühle, deren die Herren bedurften, mußten von dem Pförtner entliehen werden, weil alles übrige Mobiliar des einstmals glänzend eingerichteten Palais gestohlen worden war! So vollständig hatte der „Uebergangszustand" mit den herkömmlichen Begriffen von Moral und Ehre aufgeräumt, daß der alte, „régicide" Memoirenschreiber den Seufzer nicht unterdrücken konnte, „die Republik sei wie ein Pachtgut behandelt worden, dessen Erlös der Regierung und den gesetzgebenden Körpern zugefallen war, um zwischen diesen getheilt zu werden".

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Unter den Fragen, zu denen jeder politisch denkende Mann Stellung nehmen muß, steht augenblicklich die sogenannte Umsturzvorlage obenan. Auch sind wohl alle Parteien, mit Ausnahme derjenigen, gegen welche sie sich richtet, darin einverstanden, daß der Staat Mittel besitzen muß, um die Gefahr abzuwehren, mit welcher jene, der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung erklärter Maßen feindliche Partei seine Existenz bedroht. Eine Meinungsverschiedenheit besteht nur darüber, ob zu diesem Zwecke das geltende Gesetz genüge, oder aber „Aenderungen und Ergänzungen" desselben erforderlich seien. Diese zu schaffen, ist die Umsturzvorlage bestimmt.

Wir unsererseits bekennen uns zu der Ansicht Derjenigen, welche die jetzt der Regierung zu Gebote stehenden Mittel der Abwehr nicht für ausreichend erachten. Aber ebenso haben die bisherigen Verhandlungen uns leider überzeugt, daß die Mehrzahl Derer, welche von vornherein und in erster Linie berufen gewesen wären, ihre Vertheidiger zu sein, in Wahrheit dafür verantwortlich gemacht werden müßten, wenn die Vorlage scheitern sollte. Denn mehr und mehr gewinnt es den Anschein, als wolle man sie zum Vehikel benutzen für Tendenzen, die nicht minder gefährlich sein würden als diejenigen, gegen welche sie vorgeblich gerichtet ist; wie wenn man nicht sowohl den Umsturz, als vielmehr die Freiheiten treffen wolle, die man nicht antasten darf, ohne das geistige Leben der Nation selber zu treffen. Schon bereitet in der Volksseele sich Etwas vor, was an den Unwillen erinnert, den vor etlichen Jahren der Entwurf eines Schulgesetzes entfesselt hat; und mit Recht. Denn wenn all' die Dinge, die man hier in Vorschlag gebracht hat, unter das Strafgesetz fallen sollten, wer wäre dann noch sicher, und wie weit ist es dann noch bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition? Wir brauchen uns mit unseren Lesern hierüber nicht auseinanderzusetzen; sie wissen, sie werden uns das Zeugniß geben, daß in diesen Blättern niemals eine Aeußerung Zulaß gefunden hat, welche leichtfertig oder frivol mit dem umgegangen wäre, was uns Allen heilig ist, was die Einen glauben und die Anderen hoffen. Aber wer will der Forschung den Mund schließen? Wer will dem großen Gelehrten ein „Halt" zurufen? Wer hätte den traurigen Muth, am Ende dieses Jahrhunderts der erstaunlichsten und segensreichsten Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft zu sagen, daß sie „umkehren" müsse? Wenn der Dichter in seinem Kämmerlein gezwungen wäre, mit dem Absatz 2 des § 130 in dieser oder einer ähnlichen Gestalt zu rechnen, wo bliebe dann die Poesie? . . . Doch in der Uebertreibung liegt unser bester Schutz; und das Ergebniß der Commissionsberathung läßt hoffen, daß es der ruhigeren Erwägung gelingen werde, schließlich noch etwas Brauchbares zu Stande zu bringen.

Inzwischen rüstet sich das deutsche Volk zu einem nationalen Festtage. Fürst Bismarck feiert am 1. April seinen achtzigsten Geburtstag. Stehen die Thaten des Mitbegründers des Deutschen Reiches in goldenen Buchstaben in den vaterländischen

Annalen verzeichnet, so schlagen Millionen Herzen dem ersten Reichskanzler an seinem Fest- und Ehrentage in Liebe und Treue entgegen. Werden im Tagesstreite der Meinungen nur allzu häufig die Errungenschaften vergessen, die vor fünfundzwanzig Jahren auf blutigen Schlachtfeldern herbeigeführt wurden, so geziemt es sich, an diesem 1. April nur der Segnungen zu gedenken, die, von Deutschlands großen Dichtern und Denkern vorbereitet, zu ihrer Verwirklichung der thatkräftigen Entschließung und höchsten Staatskunst bedurften, welche in dem Fürsten Bismarck ihre classische Verkörperung gefunden haben. So war es nur eine Pflicht der Dankbarkeit, daß zahlreiche deutsche Städte Denjenigen, der so Herrliches geschaffen und im Frieden erhalten und gefördert hat, aus Anlaß seines Jubelfestes zum Ehrenbürger ernannten, und daß diejenigen Städte, die ihm bereits früher solche Auszeichnung zu Theil werden ließen, von Neuem dem Stolze Ausdruck verliehen, Deutschlands größten Staatsmann als Mitbürger bezeichnen zu dürfen. Daß Kaiser Wilhelm II. für den Fürsten Bismarck eine besondere Ehrung sich vorbehalten hatte, entsprach ebenso wohl dem eigenen Empfinden wie der Pietät gegen seinen Großvater Kaiser Wilhelm I., der in dem leitenden Staatsmanne und dem Feldmarschall Grafen Moltke stets die treuesten Gehülfen erkannte. Deputationen aus allen Theilen Deutschlands werden dem Fürsten Bismarck Glückwünsche überbringen; aus zahllosen schriftlichen Kundgebungen der Verehrung, die ihm diesseits und jenseits des Weltmeeres gezollt wird, wird er erkennen, daß die deutsche Treue kein leerer Schall ist, und daß die Dankbarkeit tief im Herzen seines Volkes wurzelt. Möge es dem Fürsten Bismarck beschieden sein, wie er seit der Begründung des Deutschen Reiches ein zuverlässiger Hort des Friedens und der gedeihlichen Entwicklung des Landes gewesen ist, auch in Zukunft in diesem Sinne zu wirken! Darf doch mit freudiger Genugthuung gesagt werden, daß die Friedensideen, zu denen Deutschlands erster Reichskanzler sich bekannt hat, überall in Europa Anklang und Beherzigung gefunden haben.

Es war vorherzusehen, daß die Entschließung der französischen Regierung, gemäß der Einladung des deutschen Kaisers an den Feierlichkeiten zur Einweihung des Nord-Ostseekanals theilzunehmen, im Feldlager der Chauvinisten eine gewisse Verstimmung hervorrufen würde. Während die besonnenen Pariser Organe von Anfang an die Auffassung vertraten, daß es sich vor Allem um einen Act der internationalen Höflichkeit handle, wenn Kaiser Wilhelm an die Regierung der französischen Republik dieselbe Einladung gerichtet habe wie an die übrigen Seemächte, und daß von französischer Seite dieser Aufforderung wiederum aus Gründen der Courtoisie entsprochen werden müsse, schlagen die chauvinistischen Blätter sogleich wieder den „patriotischen" Ton an. Um so größere Anerkennung verdiente daher die Entschiedenheit, mit der das Ministerium Ribot sich über die Angriffe der Blätter vom Schlage des „Intransigeant" hinwegsetzte. Allerdings hätte gerade dessen Leiter in diesem Augenblicke besondere Veranlassung zu einer größeren Zurückhaltung finden müssen. Nicht etwa daß Henri Rochefort zu besonderer Dankbarkeit gegenüber einer Regierung verpflichtet gewesen wäre, die ihm unlängst erst durch ihre Unterstützung der allgemeinen Amnestie die Thore Frankreichs öffnete, vielmehr hat sich der Freund und Bundesgenosse des Generals Boulanger längst über solche Schwächen des Herzens erhaben gezeigt. Wohl aber mußten die jüngsten Enthüllungen der Herzogin d'Uzès über die Art, wie die ganze Boulanger-Bewegung inscenirt wurde, für Henri Rochefort so beschämend erscheinen, daß sich schwer absehen läßt, wie dieser noch unter den Republikanern eine Rolle zu spielen vermag.

Da in der „Deutschen Rundschau" in der Zeit selbst, in der die Wogen des Boulangismus jenseits der Vogesen am höchsten zu gehen schienen, daran festgehalten wurde, daß in der That nur von einem Boulanger-Schwindel die Rede sein könne, gereichen die jüngsten Enthüllungen der Herzogin d'Uzès einer solchen Auffassung nunmehr zur vollen Bestätigung.

Handelte es sich doch damals keineswegs um eine natürliche Volksbewegung, vielmehr dienten die von dem Grafen von Paris, sowie von der Herzogin d'Uzès gewährten Millionen einer Parallelaction, deren Ergebniß die Wiederherstellung der Monarchie unter den Orléans sein sollte. General Boulanger war als der „starke Degen" ausersehen, der die Bewegung zum Ziele führte, während Henri Rochefort ihm als Herold und Rufer im Streite diente. Die mehrfachen Wahlen des Generals zum Deputirten, der ganze Feldzug in der Presse, die Agitationsreisen, der von den „camelots" auf den Pariser Boulevards inscenirte Lärm zu Gunsten des „Dictators" — kurz der gesammte Apparat, der damals aufgeboten wurde, entsprach keineswegs einer wirklichen Volksströmung, sondern war künstlich mit den Millionen einer vertrauensseligen alten Dame und des orléanistischen Prätendenten geschaffen, der selbst vor einer unmittelbaren persönlichen Action zurückschreckte. Daß der General Boulanger, durch dessen verschwenderische Lebensweise ein nicht geringer Theil des Agitationsfonds in Anspruch genommen wurde, seine zweideutige Rolle mit vollem Bewußtsein spielte, ist ebensowenig zweifelhaft wie der Mangel an jedem politischen Verständnisse, den Rochefort an den Tag legte. Allerdings ist nicht ausgeschlossen, daß der Leiter des „Intransigeant" sich lediglich durch Geschäftsrücksichten bestimmen ließ, wie denn auch seine gesammte Opposition gegen jede Regierung von unbefangenen Beurtheilern auf solche Erwägungen zurückgeführt wird.

Trotz der jüngsten Enthüllungen, die in jedem anderen Lande für einen Politiker vernichtend gewesen wären, war es wiederum Henri Rochefort, der mit bitterem Hohne zunächst die Absicht und dann den Entschluß der französischen Regierung, an den Feierlichkeiten in Kiel theilzunehmen, bekämpfte. Es kann daher nicht überraschen, daß in der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 7. März gerade ein Boulangist in demselben Sinne wie der „Intransigeant" die Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte. Wie ungeberdig aber auch die früheren Parteigänger des Generals, der sich als ein bestechlicher Agent des Grafen von Paris erwiesen, erscheinen mögen, ist die französische Regierung doch gewillt, sich durch allen Korybantenlärm in ihren Entschließungen nicht beirren zu lassen. Der Ministerpräsident Ribot zog daher vor, in der Kammersitzung vom 7. März kein Wort auf die volltönenden Worte des boulangistischen Deputirten zu erwidern, der sich durch die Heftigkeit seines Auftretens nur einige Ordnungsrufe zuzog.

Freilich ist in Frankreich auch der Versuch gemacht worden, die Theilnahme an der Einweihung des Nord-Ostsee-Canals so darzustellen, als ob ein Einvernehmen mit Rußland vorangegangen wäre. Diese Version erwies sich jedoch sehr bald als durchaus grundlos, zumal von Seiten Rußlands die vom Kaiser Wilhelm II. ausgehende Einladung unverzügliche Annahme gefunden hatte. Von deutscher Seite wird aber Gewicht darauf gelegt werden, den französischen Kriegsschiffen, die sich zur Feier einfinden, im Kieler Hafen einen Platz einzuräumen, wo ihnen Gelegenheit geboten wird, ihren Sympathien für Rußland Ausdruck zu geben. Darf doch betont werden, daß die Bündnißverträge, die Deutschland mit Italien und Oesterreich-Ungarn abgeschlossen hat, keinen offensiven Charakter haben, so daß es nur mit Genugthuung aufgenommen werden darf, wenn die französische Republik sich der besonnenen Politik Rußlands anschließt, woselbst Zar Nicolaus II. aus seiner friedfertigen Gesinnung kein Hehl macht. Für diese spricht auch die Ernennung des Fürsten Lobanow zum Leiter der auswärtigen Politik.

Hie und da sind allerdings die parlamentarischen Verhandlungen, die sich in Frankreich an die Berathung des Kriegsbudgets knüpften, so aufgefaßt worden, als ob der herrschende Gedanke jenseits der Vogesen nach wie vor die Revanche wäre. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Jules Roche, der Berichterstatter über das Kriegsbudget, als er dessen Erhöhung, sowie die strenge Durchführung der dreijährigen Dienstzeit verlangte, um die französische Armee im Hinblick auf die deutsche ihrer Aufgabe gewachsen zu machen, sich keineswegs bloß

durch sachliche Erwägungen leiten ließ. Allerdings fanden die mots sonores, mit denen der frühere Handelsminister seine Rede schloß, in der Deputirtenkammer enthusiastischen Beifall; allein Cavaignac trat diesen Ausführungen sogleich entgegen, indem er die Einführung der zweijährigen Dienstzeit verlangte und den Nachweis zu führen versuchte, daß die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres nur etwa fünfzigtausend Mann mehr betrage als diejenige des französischen. Alle, die in den Coulissen der politischen Schaubühne Frankreichs bewandert zu sein glauben, versichern denn auch, daß es sich in diesem ganzen Streite an erster Stelle um eine Rivalität zwischen den beiden Abgeordneten Jules Roche und Cavaignac gehandelt habe, von denen jeder sich für berufen erachte, das Portefeuille des Kriegsministeriums zu übernehmen. Für Jules Roche kommt überdies in Betracht, daß er, allerdings wohl ohne Verschulden, in den Panamascandal verwickelt worden ist, so daß er das Verlangen verspürt, durch einen besonders zur Schau getragenen Patriotismus sich in vollem Maße zu rehabilitiren. Politische Bedeutung werden weder die Vorschläge des früheren Handelsministers noch diejenigen Cavaignac's gewinnen, da der neue Kriegsminister, General Zurlinden, der im Gegensatze zu seinem Vorgänger, General Mercier, sich nicht minder durch Fachkenntnisse als durch maßvolles Verhalten auszeichnet, in der Sitzung vom 7. März erklären konnte, daß die Regierung sich bereits mit einer Vorlage über die Effectivbestände beschäftige. Der Minister kündigte an, daß der Oberkriegsrath sich für einen Effectivbestand von 125 Mann für die Compagnie im Innern des Landes und von 175 Mann für die an den Grenzen stehenden Compagnien aussprechen werde. Andererseits betonte General Zurlinden, daß das Gesetz vom Jahre 1889 bereits die Aufstellung einer gut ausgebildeten, gut disciplinirten und an Anstrengungen gewöhnten ersten Armee gestatte. Von seinem Standpunkte aus durchaus zutreffend, hob der französische Kriegsminister hervor, daß nur ein Krieg über den größeren Werth des einen oder des anderen Systems aufklären könne, und fügte dann hinzu: „Wir haben gewiß noch viel zu thun, die Kammer kann aber Vertrauen zu der Thätigkeit der Heerführer haben. Wir werden dafür sorgen, daß die Armee es Frankreich stets ermöglichen wird, mit Festigkeit und Energie seine Rolle in der Welt zu spielen."

Gegen diese Auffassung läßt sich auch vom deutschen Standpunkte aus nicht das Geringste einwenden; erfreulich bleibt vor Allem die Thatsache, daß nicht bloß in den maßgebenden Kreisen Frankreichs, sondern auch in der öffentlichen Meinung bei der Beurtheilung des Verhältnisses zu Deutschland eine „détente" eingetreten ist. Mag es immerhin zutreffend sein, daß Kunst und Politik einen verschiedenen Maßstab erfordern, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß durch die künstlerischen Bestrebungen das Terrain für diese détente, für dieses Nachlassen der früheren Spannung geebnet worden ist. Deshalb ist es auch eine erfreuliche Thatsache, daß die Société nationale des Beaux-Arts, die französische Künstlergenossenschaft, die ihre alljährlichen Ausstellungen auf dem Champ-de-Mars veranstaltet, der Einladung der Berliner Künstler, an dem nächsten Wettbewerbe in der deutschen Reichshauptstadt Theil zu nehmen, zu entsprechen sich bereit erklärt hat. Wenn diejenigen französischen Künstler, die im Salon der Champs Elysées ihre Werke vorführen, davon Abstand nahmen, dem Beispiele der Société nationale des Beaux-Arts, an deren Spitze Puvis de Chavannes steht, zu folgen, so begründeten sie dieses Verhalten mit dem Hinweise, daß die Zeit nicht mehr hinreiche, in angemessener Weise eine der Bedeutung der Genossenschaft entsprechende Betheiligung zu ermöglichen. Dagegen wurde es den Mitgliedern des Salon freigegeben, einzeln die Berliner Kunstausstellung zu beschicken, so daß auch in diesem Falle von einem unfreundlichen Verhalten nicht die Rede sein kann.

Allerdings bedurfte es eines weiten Weges, ehe die chauvinistischen Anwandlungen jenes Bruchtheils der Pariser Bevölkerung, die unter Anderem in den Straßendemonstrationen gegen die Aufführung des „Lohengrin" zum Ausdrucke

gelangten, durch das gegenwärtige Entgegenkommen abgelöst wurden. Eine ganze Reihe von Factoren wirkte zusammen, um dieses Resultat zu erzielen. Vor Allem war es allerdings die siegreiche Kraft des Richard Wagner'schen Genies, die in der französischen Hauptstadt den Umschwung auf musikalischem Gebiete herbeiführte. Mußten die Widersacher des „Lohengrin" sehr bald das Feld räumen, so wurde dieser Erfolg der Anhänger deutscher Kunst durch den Triumph der „Walküre" besiegelt. Wer in der Großen Oper zu Paris dieser Aufführung beigewohnt hat, konnte die an Andacht streifende Aufmerksamkeit constatiren, mit der die Theaterbesucher, die früher gewöhnt waren, an derselben Stätte nur eine flüchtige Unterhaltung zu finden, sich in deutsche Kunst zu vertiefen bemüht waren. Allerdings hatten populäre Sonntagsconcerte, in denen deutsche Musik mit Vorliebe gepflegt wird, auf die Opernaufführungen im großen Stile vorbereitet. Daß das wahre Theilnahme widerspiegelnde Verhalten des Kaisers Wilhelm II. aus Anlaß der Ermordung des Präsidenten der Republik Carnot in Verbindung mit anderen Vorgängen gleichfalls zur Beruhigung der Gemüther beigetragen hat, verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden. Ohne daher solchen Symptomen eine größere Tragweite beizumessen, darf jeder Freund der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens in ihnen die Bürgschaft dafür erblicken, daß, wie der Dreibund keine offensiven Zwecke verfolgt, auch von maßgebender französischer Seite keinerlei Störungen der bestehenden Verhältnisse beabsichtigt werden. Die für das Jahr 1900 in Paris geplante Weltausstellung wird sicherlich dazu beitragen, im versöhnlichen Sinne zu wirken, und sich auch in dieser Richtung als ein bedeutsames Cultur- und Civilisationswerk erweisen.

Bezeichnend für die Weltlage ist, daß während die internationalen Beziehungen der europäischen Mächte sich freundlicher gestaltet haben, beinahe in allen Ländern die innere Politik durch die Verschärfung der politischen Parteiungen und der wirthschaftlichen Gegensätze ein minder erfreuliches Aussehen erhalten hat. Wie in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, England, Frankreich und Spanien zeigt sich diese Verschärfung auch in Italien, wo der Conseilpräsident Crispi, nachdem unter seinem Régime in allen Zweigen der Verwaltung bedeutsame Fortschritte erzielt worden sind, gegen seine persönlichen Widersacher, vor Allem gegen den Parteiführer der Rechten, Rudini, sowie gegen den radicalen Chef Cavallotti den Kampf stets von Neuem aufnehmen muß. Konnte in der jüngsten parlamentarischen Session Giolitti als der gefährlichste Gegner Crispi's erscheinen, so hat der frühere Conseilpräsident dieses gewagte Spiel allem Anscheine nach endgültig verloren. Nachdem er in seinen Organen hatte versichern lassen, daß er sich im Besitze von Actenstücken befände, durch deren Bekanntmachung Crispi politisch vernichtet werden würde, stellte sich sehr bald heraus, daß die in den Schriftstücken enthaltenen Enthüllungen weder den Reiz der Neuheit hatten noch auf sicherer Grundlage beruhten. Da sich gegen Giolitti wegen seiner im Wesentlichen auf Tanlongo, den seiner unlauteren Geschäftsführung halber sicherlich nicht als classischen Gewährsmann geltenden früheren Leiter der Banca Romana, zurückgeführten Verdächtigungen ein Sturm der Entrüstung erhoben hatte, zog er vor, sich für einige Monate nach Deutschland zu begeben. Zeigte er aber vor der Ueberreichung des „plico", der sogenannten Actenstücke, an den Präsidenten der italienischen Deputirtenkammer einen übermäßigen Eifer, diese Schriftstücke veröffentlicht zu sehen, so war er nach seiner Rückkehr in die Heimath nicht minder beflissen, sich der Verantwortlichkeit für sein Verhalten zu entziehen. Mag der frühere Conseilpräsident nun leichtfertig oder böswillig gehandelt haben, jedenfalls mußte er die Folgen für sein Vergehen übernehmen. So ist denn für ihn bezeichnend, daß er, von dem Untersuchungsrichter vorgeladen, gegenüber der Anschuldigung, im Processe der Banca Romana Schriftstücke beseitigt zu haben, den Einwand erhob, daß er damals Conseilpräsident gewesen sei, so daß nur die Deputirtenkammer die Anklage wider ihn beschließen könnte, worauf dann der Senat als Staatsgerichtshof zur Urtheilsfällung berufen wäre. In An-

betracht, daß untergeordnete Polizeibeamte als die unmittelbaren Thäter angeklagt sind, die sich auf die höhere Anordnung des früheren Ministerpräsidenten berufen, um ihre eigene Verantwortlichkeit zu decken, erhält die von Giolitti gewählte Form der Vertheidigung einen besonders gehässigen und häßlichen Charakter.

Auch der von dem Chef der Rechten im Hinblick auf die nach der Kammerauflösung bevorstehenden Deputirtenwahlen eingeleitete Feldzug zeugt dafür, daß Rudini vor Allem den Besitz der Regierungsgewalt anstrebt. Nachdem er unlängst noch bei einer Ersatzwahl auf der Insel Sicilien mit den Ultraradicalen und Socialisten gemeinsame Sache gemacht hatte, verschmäht er gegenwärtig nicht, sich um die Gunst der Clericalen zu bemühen.

Daß die liberale Presse Italiens gegen die politische Charakterlosigkeit des Parteiführers der Rechten scharf zu Felde zieht, kann daher nicht überraschen. Eine psychologische Erklärung findet das Verhalten Rudini's in der Thatsache, daß bei den unlängst vollzogenen Municipalwahlen in der lombardischen Hauptstadt die radicalen Candidaten in ihrer überwiegenden Mehrheit von den gemäßigten und den zu clericalen Anschauungen neigenden Conservativen aus dem Felde geschlagen wurden. Von dieser Strömung glaubt nun der Führer der Rechten um so mehr Nutzen ziehen zu sollen, als Crispi durch sein entgegenkommendes Verhalten gegenüber dem Papste in jüngster Zeit deutlich bekundet hat, daß, so weit es an ihm liegt, von Seiten der Staatsgewalt keine Feindseligkeit unternommen werden soll. Auch nach dem Hinscheiden des Präfecten der vaticanischen Bibliothek, Monsignore Carini, der sich zugleich als ein pflichtgetreuer Berather des Papstes und ein warmblütiger italienischer Patriot erwies, wird es nicht an Mittlern fehlen, die, gemäß den von Crispi bekannten Anschauungen, trotz der gegenwärtigen Aussichtslosigkeit eines modus vivendi zwischen dem Vatican und dem Quirinal, doch nach Kräften bemüht sind, alle scharfen Spitzen umzubiegen. Bei den bevorstehenden allgemeinen Wahlen wird sich zeigen, welche Anerkennung die erfolgreichen Bestrebungen Crispi's und des bewährten Schatzministers Sonnino zur Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens gefunden haben. Die erzielten Ergebnisse sind um so bedeutsamer, als die gegenwärtige Regierung aus eigener Kraft schöpferisch wirken und auf die Unterstützung des Parlaments Verzicht leisten mußte.

Im Gegensatze zu der friedlichen Gestaltung der internationalen Verhältnisse in Europa waren die kriegerischen Ereignisse im fernen Orient geeignet, die Frage hinsichtlich der weiteren Entwicklung auf dem chinesischen Kriegsschauplatze nahe zu legen. Die militärische Ueberlegenheit Japans, die an erster Stelle auf die Bereitwilligkeit, europäischer Cultur sich nicht zu verschließen, zurückgeführt werden muß, leuchtete endlich den maßgebenden Kreisen China's ein. Waren zunächst chinesische Heerführer wegen Unfähigkeit oder wegen Verrathes schwer bestraft worden, so erhellte doch immer mehr, daß das ganze System bei dem ersten kräftigen Ansturme zusammenbrechen mußte. Bei dem Zusammenpralle der mit den Errungenschaften moderner europäischer Cultur ausgestatteten Japaner und der zäh an den alten Ueberlieferungen festhaltenden Chinesen mußten diese eben unterliegen. Die Mission, mit der Li-hung-tschang behufs Vermittlung des Friedens betraut worden ist, gestattet aber den Schluß, daß der Kaiser von China nachgerade zu der Ueberzeugung gelangt ist, nur durch tief in das gegenwärtige System eingreifende Reformen könne Wandel geschaffen werden. Unter welchen Bedingungen der Friedensschluß zwischen Japan und China erfolgen wird, läßt sich nicht vorhersehen; Japan wird mit Fug, abgesehen von der Kriegskostenentschädigung, ein angemessenes Aequivalent für die von ihm errungenen Siege beanspruchen. Als in hohem Grade wahrscheinlich darf aber zugleich angesehen werden, daß in China nunmehr unter dem gewaltigen Eindrucke der, durch die Abschließung von der europäischen Civilisation und Cultur erlittenen Niederlagen eine Aera der Reformen eingeleitet werden wird, deren Verzögerung sich für das „Reich der Mitte" verhängnißvoll erweisen müßte.

γ. **Die eigenhändigen Briefe König Karl's XII.** Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Carlson. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Mewius. Berlin, Georg Reimer. 1894.

Von den Briefen des berühmten Schwedenkönigs Karl's XII. sind viele an zerstreuten Orten durch Lönbom, Gjörwell u. A. veröffentlicht worden; andere ruhten in acht verschiedenen Archiven und Bibliotheken. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß Professor Dr. Ernst Carlson eine vollständige Sammlung derselben veranstaltet hat, und daß diese in einer guten Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden ist. Das Bild des Königs ist seit der romantischen Lebensbeschreibung Voltaire's (die in elf Sprachen, selbst ins Türkische und Arabische, übersetzt worden ist, inhaltlich aber großentheils lediglich auf Limier's „histoire de la Suède sous le règne de Charles XII." ruht) immer mehr ins Heldenhafte ausgeschmückt worden, nicht am Wenigsten durch die sog. gothische Schule der Geier, Tegnér, Ling und Afzelius, die nach der schweren Katastrophe des Jahres 1809 die Bewunderung für die alte Normannenkraft zu erwecken und dadurch eine nationale Wiedergeburt Schwedens zu Stande zu bringen suchte. So rief Tegnér aus: „Knie nieder, Svea, vor der Gruft; Hier ruht dein größter Sohn. Die Inschrift, die verblichen nun, ist Heldendichtung schon." Im Gegensatz zu dieser Verherrlichung tritt aus den Briefen die wahre geschichtliche Gestalt des Königs uns entgegen, und in einer vortrefflichen Einleitung setzt Carlson die Grundzüge dieses Charakters auseinander. Es sind strenge Religiosität, Rechtsgefühl, Mäßigkeit, Tapferkeit, Liebe zu seinen Verwandten, namentlich seinen Schwestern (während er sonst sich von dem weiblichen Geschlechte fern hielt), endlich eine auch im Unglück sich bewährende gute Laune und ein unerschütterliches Vertrauen auf eine schließliche günstige Wendung der Dinge. Neben diesen lobenswerthen Eigenschaften zeigt sich aber unter dem Einfluß des unabsehbar sich hinziehenden Krieges eine wachsende Verhärtung des Herzens, so daß der König am Ende jede humane Rücksicht auf die Bevölkerung der zum Kriegsschauplatz dienenden Landschaften verlernt, und eine Eigenwilligkeit, die zuletzt in starren Eigensinn ausartet. Letzteres war besonders der Fall in Fragen der auswärtigen Politik, wo die Herstellung des Herzogs von Gottorp, die Absetzung August's II., der Sturz Peter's des Großen, endlich die Einnahme Norwegens der Reihe nach die Ziele waren, die der König mit Hintansetzung aller anderen Gesichtspunkte jeweils ausschließlich verfolgte. Die Briefe sind gerichtet an König Karl XI., an dessen Mutter, an seine Gemahlin, Karl's XII. Mutter, an die Prinzessinnen Hedwig und Ulrike, an den Herzog Friedrich IV. von Gottorp, an August II., an Friedrich Wilhelm I., an eine Anzahl von Generalen und Officieren u. s. w. Im Anhang theilt Carlson noch Kanzleiconcepte des Königs, Aufzeichnungen über die Befestigungskunst und Antworten mit, die er als Kronprinz auf Fragen seines Lehrers Nordenhielm ausarbeitete.

βλ. **Le Maréchal Oudinot, duc de Reggio.** D'après les Souvenirs inédits de la Maréchale. Par Gaston Stiegler. Paris, Plon. 1894.

Die Geschichte eines Helden, von der Frau, die ihn schwärmerisch bewundert und treu geliebt hat, erzählt, daß ist der Reiz des vorliegenden Werkes, das die Epopöe des ersten Kaiserreichs in Bezug auf die russische Campagne mit einer neuen und interessanten Darstellung bereichert. Oudinot, 1767 zu Bar-le-Duc in Lothringen geboren, hatte von der Pike auf gedient und war bereits neunundzwanzigmal verwundet, Wittwer, Vater von sechs Kindern, Marschall von Frankreich und Herzog von Reggio, als er zur zweiten Ehe mit dem achtzehnjährigen Mädchen aus altem Geschlechte schritt, das später in schmuckloser, aber anziehender, lebendiger Weise die Geschichte ihres Lebens an seiner Seite ihren Kindern erzählt hat. Wenige Monate nach der Hochzeit zog er nach Rußland und ward schwer an der Beresina verwundet. Seine junge Frau eilte auf die Kunde davon nach Wilna und rettete durch diesen muthigen Entschluß das Leben ihres Gatten. Was die Menschen während der schauerlichen Wintermonate November bis Januar gelitten haben, ist niemals so anschaulich und plastisch geschildert worden, als unter der Feder der Herzogin von Reggio. Man verfolgt Tag für Tag die Leidensgeschichte dieser im Schnee verirrten Horden, die der Tod erstarrte, ohne ihnen in den meisten Fällen auch nur die Zeit zu gönnen, liegend zu sterben. Oudinot gehörte zu den Marschällen, die 1814 sich der Restauration anschlossen. Die Herzogin erhielt die erste Hofcharge bei der Herzogin von Berry, und die Scenen, die sich bei der Ermordung des Herzogs und der Geburt seines Sohnes abspielten, hat sie als verlässige Augenzeugin mit erlebt. Aber die Eindrücke der Restauration, obwohl an sich interessant genug, verblassen neben den Erlebnissen von 1811 bis 1814. Dem Schlachtenkaiser hat die Marschallin nur einmal in die Augen geschaut. „Sie waren tiefblau," sagt sie, „und man konnte sie ebensowenig fixiren, als das Licht der Sonne."

βλ. **Chancelier Pasquier Memoires,** publiés par le duc d'Audriffet-Pasquier. Vol. IV. Paris, Librairie Plon. 1894.

Die ersten Bände der Memoiren des Kanzlers Pasquier sind in der „Rundschau" bereits besprochen worden. Wir warnten damals vor dem Anspruch des Verfassers, persönlichen Erinnerungen und Aufzeichnungen den Werth eines Geschichtswerkes von erschöpfender Allseitigkeit zu geben. Einen solchen aber setzt die Aufschrift „Histoire de mon temps" voraus, ohne daß der Inhalt der auf sieben bis acht Bände berechneten Denkwürdigkeiten ihn bis jetzt zu rechtfertigen vermöchte. Der vorliegende Band IV enthält die parlamentarische Geschichte der Restauration, von 1815 bis 1820, ohne daß den großen historischen Darstellungen, die Viol-Castel und Duvergier le Homanne von der Regierung Ludwig's XVIII. gegeben haben, etwas wesentlich Neues oder Interessantes hinzugefügt würde.

Denn diese Historiker mußten nicht nur Alles, was Pasquier erzählt: sie verfügten auch über Quellen, die ihm verschlossen wären, und konnten Memoirenacte befragen, die wie die von Barante, Broglie, Guizot, der Veröffentlichung von Pasquire's Denkwürdigkeiten vorangingen oder doch den genannten Historikern durch private Mittheilung zugänglich gemacht worden waren. Dasselbe gilt von einzelnen Zügen und Anekdoten, die wir bei ihm abgedruckt finden, die aber schon bei seinen Lebzeiten in eingeweihten Kreisen circulirten. So z. B. die Episode des Bruchs mit Talleyrand, die in einer Abendgesellschaft bei dem englischen Botschafter und zwar deswegen sich abspielte, weil Pasquier, der 1815 mit ihm aus dem Ministerium geschieden war, bereits ein Jahr später im Ministerium Decazes als Justizminister wiederkehrte. Die Ausführlichkeit, mit welcher über parlamentarische Intriguen und politische Processe aus jenen Jahren berichtet wird, ist überdies nur für Specialforschungen von Interesse.

μ. **Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde.** Erster Theil mit 55 Abbildungen. Zweiter Theil mit 163 Abbildungen. Von Hippolyt Haas. Berlin 1893/94. Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

In klarer und allgemein verständlicher Form behandelt der bekannte Kieler Geologe, Professor Haas, die hauptsächlichsten Kräfte, welche bei dem Aufbau unseres Planeten bildend und zerstörend gewirkt haben und noch jetzt thätig sind. Ausgehend von der Kant-Laplace'schen Hypothese der Entstehung des Weltalls, wird die Bildung des Erdkörpers vom Innern bis zu den Oberflächenschichten erörtert. Dann folgt ein längerer Abschnitt über die Vulcane oder Feuerberge, deren es im Ganzen etwa 672 auf der Erde gibt, von welchen ungefähr 364 immer noch als thätig gelten dürfen. Anschauliche Abbildungen erhöhen den Reiz der interessanten, wenn auch wegen des engen Rahmens ziemlich knappen Schilderungen, welche die Thätigkeit der gewaltigsten Feuerschlünde unseres Erdballs dem Leser vor Augen führen. Auch die mächtigen Reihenvulcane im Gebiete des Stillen Oceans, die unübertroffen großartig auf den hawaii'schen Inseln zu Tage treten, werden kurz gestreift. Wenn der Verfasser bei Schilderung der mächtigen Lavaausbrüche, die bei den verschiedenen Vulcanen als Gipfel- oder Seiteneruptionen ausfließen, sagt, daß der auf der Insel Hawaii liegende, über 4000 Meter hohe Mauna Loa den größten Lavastrom, der in neuerer Zeit dem Schoße der Erde entstiegen ist, in den Jahren 1855—56 mit einer Länge von über 100 Kilometern von sich gegeben habe (S. 102), so kann man den hier gemachten Zahlenangaben nicht beipflichten. Denn jener Lavastrom, dessen feurige Massen sich aus einer Höhe von etwa 3500 Metern während fünfzehn Monaten bis zu einer Ausdehnung von 42 Kilometern ergossen haben, steht an Ausdehnung dem größten Lavastrom des Mauna Loa vom Jahre 1859 nach, der eine Länge von 53 Kilometern (bis jetzt der längste Lavastrom auf Hawaii) erreicht hat. Im zweiten Theil, der besonders reich an anschaulichen Abbildungen ist, werden in drei größeren Abschnitten Gebirgsbildung und Erdbeben, ferner Sedimentärgesteine, Thier- und Pflanzenwelt der Vorzeit und schließlich die diluviale Eiszeit behandelt. In dem Capitel über Erdbeben hätten bei Gelegenheit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit seismischer Wellen die in den letzten Jahren gelungenen astronomischen Bestimmungen derselben erwähnt werden müssen, aus denen eine Geschwindigkeit der Erdbebenwellen von mehreren Kilometern in der Secunde sich mit Sicherheit ergeben hat.

φλ. **My Arctic Journal.** A year among icefields and Eskimos by Josephine Diebitsch-Peary. With an account of the Great White Journey across Greenland by Robert E. Peary (Civil engineer U. S. Navy). New-York and Philadelphia, 1893; Contemporary Publishing Company.

In diesem Tagebuch schildert eine tapfere, kluge und liebenswürdige Frau ihre Erlebnisse in der Zeit vom Juli 1891 bis zum August 1892, die sie, als Begleiterin ihres Mannes auf dessen Reise nach Grönland, in der Polarzone, mitten unter Eskimos, Walrossen und Seehunden zugebracht hat. In fesselnder Weise beschreibt sie ihre Versuche, das Leben in der Polarzone so gemüthlich wie zu Hause zu gestalten, das Familienleben der Eskimos, von denen ein Ehepaar sogar dauernd bei ihnen wohnte, die Behandlung der Kinder, ihre Beschäftigungen und auch die kleineren Erforschungsausflüge, auf denen sie ihren Mann begleitete. Bei Gelegenheit einiger Unfälle und besonders während der dreimonatlichen Abwesenheit ihres Mannes beweist sie einen bewunderungswürdigen Muth; allen unausbleiblichen Strapazen, jeder Unannehmlichkeit unterwarf sie sich mit gleicher Ausdauer und Geduld. Das Buch bietet eine ungemein anziehende Lectüre. Lieutenant Peary berichtet im Anhang selbst über seine Expedition und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, die darin bestanden, daß es ihm gelang, die äußere Gestalt dieses Theiles vom nördlichen Grönland und die Beschaffenheit seines Innern näher zu bestimmen. Die Verfasserin würde den Lesern ihres auch vortrefflich ausgestatteten und mit zahlreichen ausgezeichneten Photographien geschmückten Tagebuchs eine große Freude machen, wenn sie sich entschließen wollte, über die zweite mit ihrem Gatten unternommene, im Herbste 1894 beendete Grönlandsfahrt ein ähnliches Werk zu veröffentlichen.

ϱ. **Italien in sechzig Tagen.** Von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Erster Theil mit 6 Karten, 16 Plänen und Grundrissen. Zweiter Theil mit 10 Karten, 16 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Beide Theile sind in einem zwar starken, aber immer noch handlichen Bande von bequemem Format zusammengefaßt, so daß man von diesem Reisebuche nicht schwer belastet wird und dennoch vollkommen damit ausreicht, wenn man sich auf das beschränkt, was man von Italien in sechzig Tagen sehen kann. Bei der gesteigerten Leichtigkeit des Verkehrs wird man

selbst in einer so kurzen Frist die großen Züge des Landes, seine Schönheiten in Natur und Kunst wohl erkennen und den Zauber seiner Erinnerungen auf sich wirken lassen können, wobei denn freilich für Denjenigen, der zum ersten Male über die Alpen kommt, ein orientirender Berather von der höchsten Wichtigkeit ist. Dieser hat die Probe bestanden und ist in seiner Art wirklich der einzige: denn kein anderes Buch gibt in so bemessenem Umfange eine so vollständig genügende Information über Alles, was nur irgend an Sehens- und Wissenswerthem innerhalb des Rahmens einer solchen Reisezeit fällt. Es ist, mit Einem Wort, das richtige literarische Supplement des Rundreisebillets, dessen Dauer bekanntlich auch nur sechzig Tage beträgt.

γ. **Goethe-Brevier.** Goethe's Leben in seinen Gedichten. Herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, K. Schüler. 1895.

Goethe hat die Lyrik seiner Jünglings- und Mannesjahre nach künstlerischen Principien geordnet und später den Ertrag des Greisenalters angegliedert. Wir sind auf diese letztwilligen Bestimmungen, von den zahlreichen Nachschüben abgesehen, verpflichtet, erkennen aber gern an, daß daneben eine chronologische Ausgabe Recht und Raum hat, die freilich mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, da so manches Stück der Generalbeichte genauerer Datirung trotzt und schöne Gewinde zerrissen werden müßten. „Einer von den Neusten" bietet nun, am zeitlichen Faden aufgereiht, das, was seinem warmen und kecken Sinn in Goethe's Lyrik werth ist, als Brevier dar, um den Dichter Goethe gegen den Herausgeber Goethe zu retten und die Blüthen der Gelegenheit von den Kunstblumen der Convention zu sondern. Von dem „zielbewußten Classiker und Geheimrath", von „Winckelmann'scher Vornirtheit", von „zopfiger Geschmacklosigkeit" und „blödestem Zeug" will sein Evangelium nichts wissen. Das Herz im Leibe thut ihm weh, wenn er ein frisches Sesenheimer Liedchen „unter dem fürchterlichen Rubrum: Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete enthaltend" suchen soll. Er könnte eine gesunde Empfindung wohl etwas ehrerbietiger ausdrücken . . . Und so gern viele die Ernten von Jahr zu Jahr verfolgen und manches vergrabene Stück am rechten Ort finden werden — sollen wir uns Goethe's Lyrik von einem fremden, eigenwilligen Geschmack durchsieben lassen? Wir bewundern hier das „Tagebuch" und die „Erotica Romana", schauen aber umsonst nach „Euphrosyne" aus. Wo sind Hans Sachs und Mieding geblieben? Warum fehlt die „Zueignung": „Der Morgen kam?" Kein Sonett hat Eingang gefunden. Vergebens sucht man die Terzinen auf Schiller's Schädel. Der zweite Theil des „Faust" hat diesem Liebhaber des ersten nichts geboten, und der tiefsinnige Paria-Cyclus ist weggeblieben gleich der verglühenden „Trilogie der Leidenschaft" . . . Gegen manche Datirung erheben sich starke Zweifel, und chronologischer Vortrag müßte streng genommen stets die ersten Fassungen bieten, während hier meist die Redaction letzter Hand, gelegentlich aber doch der früheste Wurf erscheint. So gibt es Wünsche genug für eine zweite Ausgabe, die nicht lange ausbleiben wird; auch der eines Registers. Oder reimt das mit Philister?

βλ. **Gl'Inni Sacri di Alessandro Manzoni e la Lirica Religiosa in Italia da Felice d'Onufrio.** Palermo-Torino, Carlo Clausen. 1894.

An verständnißvoller Liebe für die großen Werke der nationalen Literatur übertrifft kein anderes Volk die Italiener. Ihnen ist Dante ein Zeitgenosse, Petrarca ein Liebling geblieben. Vom Staatsmann bis herab zum kleinen Bürger und Beamten ist kaum ein Gebildeter zu finden, der nicht Manzoni's Hymnen, die herrlichen Chöre aus „Carmagnola" und „Adelchi" aus dem Stegreif declamirte. Diesem edlen Zug des italienischen Charakters ist es zu danken, daß Schriftsteller und Gelehrte sich unablässig mit den großen Gestalten der italienischen Dichtung beschäftigen können, ohne der Theilnahme ihrer Landsleute für ihre Arbeit zu entbehren oder das Interesse zu erschöpfen, das den ewigen Schönheiten, die sie geschaffen, gewahrt bleibt. Von dieser Zuversicht ist auch der Verfasser der neuesten Studie über Manzoni's „Inni Sacri" getragen. Unbekümmert um die Vorgänger, die ihm wenig Neues zu sagen gelassen haben, erzählt Onufrio die Jugend und die Bildungsjahre Manzoni's, bevor seine eigentliche Aufgabe beginnt und er die Entstehungsgeschichte, das sprachliche Werden und die geistigen und künstlerischen Quellen erforscht, aus welchen der größte der modernen katholischen Dichter sein Lebenswerk aufbaute. Die vortrefflichen Studien von Tommaseo und Carducci, das Sammelwerk von Bonghi, die selbstständige vergleichende Prüfung lateinischer Dichtungen, von Fortunatus Venantius und Hrabanus Maurus bis zu den oft unbekannten Verfassern kirchlicher Hymnen und Gesänge sind ihm dabei zu Hülfe gekommen. Es wiederholt sich die bekannte Erfahrung, daß eben die Verse und Strophen, die in formvollendeter, classischer Einfachheit wie aus einem Guß der Inspiration entstanden scheinen, erst nach den peinlichsten Versuchen und Umgestaltungen ihr definitives Gepräge erhielten. In Bezug auf das, was der Dichter der Hymnen der Franciskanerdichtung des achtzehnten Jahrhunderts verdankte, hat Onufrio Gaspary's vortreffliche Arbeit über Umbriens religiöse Lyrik sich zu Nutzen gemacht. Mit begreiflicher Vorliebe ist der Pfingsthymnus behandelt, neben dem „Cinque Maggio" wohl eine der schönsten Dichtungen aller Völker und Zeiten, mit Beethoven's „Eroica" zu vergleichen, ausklingend im unvergeßlichen, versöhnenden Schlußaccord: „Scendi e ricrea; rianima I cor nel dubbio estinti; E sia divina ai vinti Mercede al vincitor."

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

Allgemeine Volks-Bibliothek. Nr. 30—47; enthaltend: W. v. Goethe, Egmont; W. v. Goethe, Hermann und Dorothea; Fr. v. Schiller, Gedichte; W. Hauff, Die Karawane; W. Hauff, Das Wirthshaus im Spessart; W. Hauff, Der Scheik von Alessandria; W. Hauff, Othello. Neusalza i. S., Druck und Verlag von Hermann Oeser.

Armand. — Armand's ausgewählte Romane. Lieferung 7 und 8. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Arndt. — Ernst Moritz Arndt's Werke. Band I—V. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Bamberger. — Politische Schriften von 1848—1868. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Belmonte. — Mozart-Novellen. Von Carola Belmonte. Mit einem Vorwort von Gustav Karpeles. Berlin, Hugo Schildberger. 1895.

Berlit. — Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Von Georg Berlit. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895.

Beyrich. — Das System der Uebergewalt oder das analytisch-synthetische Princip der Natur. In 11 Hauptthesen von Konrad Beyrich. Berlin, Robert Oppenheim. 1895.

Bjornson. — Neue Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Bodnár. — Ueber den Bankerott der Wissenschaften. Offener Brief an Ferdinand Brunetière. Von Sigmund Bodnár. Budapest, Eggenberger'sche Buchhandlung. 1895.

Bogulawski. — Vollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. Von A. v. Bogulawski. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. 1895.

Brandes. — William Shakespeare von Georg Brandes. Erste Lieferung mit dem Bilde des Verfassers. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Brandt. — Herbst-Blätter. Dichtungen von Bertha Brandt. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin. Im Selbstverlage der Verfasserin.

Braune. — Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkriege von Rudolph Braune. Rossla, R. Braune's Verlag. 1895.

Breton. — Notes d'un étudiant français en Allemagne. Deuxième édition. Par Jean Breton. Paris, Calman Lévy, éditeur. 1895.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow. I. Band, Lfg. 5—8. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895.

Bunge. — Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Historische Dichtung von Rudolf Bunge. Berlin, Karl Siegismund. 1895.

Buß. — Die Frau im Kunstgewerbe. Von Georg Buß. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Carl August, Erbgroßherzog von Sachsen. Ein Lebensbild. Mit drei Abbildungen. Der Ertrag ist bestimmt zum Besten der Jubiläumsstiftung für Gemeindepflege im Großherzogthum Sachsen. Weimar, Hermann Böhlau. 1895.

Damm. — Heitere Geschichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dem Oberamtsrichter Mitterländer nacherzählt von Rudolf Damm. Dritte Auflage. Leipzig, Felix Simon. 1895.

Debes' Neuer Handatlas über alle Theile der Erde. Mit alphabetischen Namenverzeichnissen. Lfg. 11—17 (Schluss). Leipzig, H. Wagner & E. Debes.

Elster. — Unter dem Totenkopf. Schauspiel in vier Aufzügen von Otto Elster. Braunschweig, Bauert & Rocco Nachf. 1895.

Fitger. — Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Sechste Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Fitger. — Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Dritte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Fortis. — L. Fortis: Francesco Crispi. Roma, Enrico Voghera. 1895.

Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle.) Von *,*. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Friedländer. — Spinoza, ein Meister der Ethik. Von Dr. med. Julius Friedländer. Berlin, C. R. Dreher's Verlag. 1895.

Frimmel. — Kleine Galeriestudien von Dr. Theodor von Frimmel. Neue Folge. Zweite Lieferung. Von den Niederländern in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Wien. Wien, Verlag von Gerold & Co. 1895.

Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Fulda. Die Kameraden. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. 1895.

Gemberg. — Morphium. Novellen von Adine Gemberg. Berlin, S. Fischer. 1895.

Goldegg. — Aus Trotz. Roman von Itha von und zu Goldegg. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Mit Erinnerungen an die Brüder herausgegeben von Herman Grimm. Große Ausgabe. 28. Auflage. Mit 4 Aquarellen von B. P. Mohn. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1895.

Hamsun. — Pan. Aus Lieutenant Thomas Glahn's Papieren. Von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Hauptmann. — Marianne. Schauspiel in drei Aufzügen von Carl Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1894.

Heimburg. — Die Kleinbahn, ihre Bedeutung und ihr Platz im heutigen Verkehrsleben. Von J. E. von Heimburg. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Hertzka. — Entrückt in die Zukunft. Socialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1895.

Hess. — Ueber Kausalzusammenhang und unkörperliche Denksubstrate. Von Dr. Anton Hess. I. Heft. Hamburg, Otto Meissner. 1895.

Huber. — Mein letztes Wort über den Jesuitenorden an Kaiser und Reich. Von Dr. F. P. Huber. Leipzig, Verlag von Felix Simon. 1895.

Hucke. — Die Zwickmühle im Gelde oder die Regel de Tri des relativen Lohnes. Von Julius Hucke. Berlin, Mitscher & Röstell. 1895.

Jacobowski. — Diyab, der Narr. Komödie in 3 Akten von Ludwig Jacobowski. Berlin, Kühling & Güttner. 1895.

Jensen. — Asphodil. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Weimar, Emil Felber. 1894.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Prof. Hans Schinz. Lieferung 11—13. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger. 1894.

Kluge. — Deutsche Studentensprache von Friedrich Kluge. Straßburg, Karl J. Trübner. 1895.

Knackfuß. — Künstler-Monographien von H. Knackfuß. I. Rafael. Mit 110 Abbildungen von Gemälden und Handzeichnungen. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Koch. — Das Nervenleben des Menschen. Zur Belehrung, zu Rath und Trost. Von Dr. J. L. A. Koch. Zweite Auflage. Ravensburg, Otto Maier. 1895.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Zweite bis vierte Lieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage, vorbereitet von Hermann Alexander Müller, herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Zweiter Halbband. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1895.

Lanessan. — La colonisation française en Indo-Chine. Par J.-L. de Lanessan. Paris, Félix Alcan, éditeur. 1895.

Laverrenz. — Deutsche Novellen. Erzählungen aus germanischer Vergangenheit und Gegenwart von Victor Laverrenz. Berlin, J. L. V. Laverrenz. 1895.

Lombroso. — Die Anarchisten. Eine kriminalpsychologische und sociologische Studie von Cesare Lombroso. Nach der zweiten Auflage des Originals deutsch herausgegeben von Dr. Hans Kurella. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Mark. — Das neue Lottosystem von Markus Mark. Zweite vermehrte Auflage. Budapest, Buchdruckerei der Pester Lloyd-Gesellschaft. 1895.

Marx. — Der dichterische Entwicklungsgang Shakespeare's. Von Th. Marx. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Maulde. — Louise de Savoie et François premier. Trente ans de jeunesse. Par R. de Maulde la Clavière. Paris, Perrin & Cie. 1895.

Mettig. — Geschichte der Stadt Riga von C. Mettig. Erste Lieferung. Riga, Jonck & Poliewsky. 1895.

Meyer. — Das Drama eines Kindes. Erzählung von Elsbeth Meyer. Berlin, S. Fischer. 1895.

Miethe. — Lehrbuch der praktischen Photographie von Dr. Adolf Miethe. Mit vielen Abbildungen. Heft 1. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1895.

Müllner. — Literatur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Von Dr. Laurenz Müllner. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 14. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Musikführer, der. Nr. 1: L. van Beethoven. Fünfte Symphonie in C-moll, erläutert von A. Morin. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Mylius. — Bienemann's Erben oder das geraubte Testament. Roman von Otfrid Mylius. Heft 3 und 4. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Nansen, Peter. — Maria. Ein Buch der Liebe. Berlin, S. Fischer. 1895.

Nilssen. — Skygger. Otte Skisser af Sven Nilssen. Kristiania, H. Aschehoug & Co. 1894.

Nothschrei, Ein. — An den deutschen Reichstag und das deutsche Volk. Berlin, Druck und Verlag von H. S. Hermann. 1895.

Oertel. — Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden geschildert in Reim und Bild von Willy Oertel. Mit 64 Illustrationen. Leipzig, Felix Simon.

Paulin-Ruelle. — Les souvenirs du Général Bon. Paulin. (1782—1876.) Publiés par le capitaine du génie Paulin-Ruelle. Paris, Librairie Plon. 1895.

Paulsen. — The German Universities, their character and historical development. By Friedrich Paulsen. Authorized Translation by Edward Delavan Perry, with an introduction by Nickolas Murray Buttler. New-York, Macmilian & Co. 1895.

Pfungst. — Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Erster Theil: Laskaris' Jugend. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Pröll. — Volkskatechismus für den allgemeinen deutschen Schulgebrauch zum Schutze des Deutschthums im Auslande von Karl Pröll, Zweite Auflage. Berlin, P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 1895.

Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. III. Band. Tagebuch Wilhelm von Humboldt's von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Emil Felber. 1894.

Reichesberg. — Socialismus und Anarchismus. Von Dr. jur. Naum Reichesberg. Bern und Leipzig, August Siebert. 1895.

Reißig. — Liebe eine hypnotische Suggestion? Mit besonderer Berücksichtigung des Processes Ezynski-Zedlitz. Von Dr. C. Reißig. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Rosenberg. — Zur Arbeiterschutzgesetzgebung in Russland. Von Dr. G. J. Rosenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1895.

Scherr. — Illustrirte Geschichte der Weltliteratur von Johannes Scherr. Neunte Auflage. Erste Lieferung. Stuttgart, Franth'sche Verlagshandlung. 1895.

Schulte vom Brühl. — Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben, dargestellt nach des Dichters Briefen von Schulte vom Brühl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1895.

Schultze. — Lavoisier, der Begründer der Chemie. Von Ernst Schultze. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Schwartz. — Vaterländische Ehrentage. Eine Festgabe zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck von A. Schwartz. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Solina. — Der Roman einer Träumerin. Von Maria Solina. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Spelter. — Das Wandern der Pflanzen. Von P. Spelter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Stade. — Breslau ein Schutzwall gegen das Slaventhum. Von Paul Stade. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Sturm. — Das Räthsel des Lebens. Dramatische Dichtung von August Sturm. Naumburg a. S., Albin Schirmer. 1895.

Suphan. — Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans Sachs-Feier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau. 1895.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. X. Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Von Rudolf Schlösser. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1895.

Tissot. — Ernest Tissot. La dame de l'ennui. Paris, Perrin et Cie. 1895.

Treu. — Alpenstrauß. Festgabe für erwachsene Mädchen von Mila Treu. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Tyndall. — Fragmente. Neue Folge. Von John Tyndall. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1895.

Tyndall-Wiedemann. — Das Licht. Sechs Vorlesungen von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bearbeitet von Clara Wiedemann. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Mit einem Portrait von Thomas Young und 57 in den Teyt eingedruckten Abbildungen. Zweite Auflage. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1895.

Volksschauspiel, Das, vom Doktor Faust, erneuert durch Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1895.

Vormeng. — Wie Fritz Mediciner ward. Gedenkblätter für die Besucher und Freunde des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der militärärztlichen Bildungsanstalten von Dr. Karl Vormeng. Berlin, Borstell & Reimarus. 1895.

Walcker. — Die Nothwendigkeit einer europäischen Abrüstung und Steuerentlastung. Von Dr. Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1895.

Walcker. — Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Von Dr. Karl Walcker. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Wallace. — Der Prinz von Indien oder der Fall von Constantinopel. Nach dem Englischen herausgegeben von Dr. E. Albert Witte. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1894.

Weise. — Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895.

Westarp. — Herzblut. Neue deutsche Lieder von Adolf Graf von Westarp. Berlin, Paul Moedebeck. 1895.

„Wienerstadt". — Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von Myrbach, Mangold,, Zasche, Engelhart und Hey. 13. bis 16. (Schluß-)Lieferung. Wien, F. Tempsky. 1894.

Wilbrandt. — Die Osterinsel. Roman von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Wildbachverbauung, Die, in den Jahren 1883—1894. Herausgegeben vom K. K. Ackerbau-Ministerium. Wien, Druck und Verlag der K. K. Hof- und Staatsdruckerei. 1895.

Wilhelmi. — Streik und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur socialen Frage von Heinrich Wilhelmi. Güstrow, Opitz & Co. 1895.

Wolf. — Johannes Honterus, der Apostel Ungarns. Von Theobald Wolf. Kronstadt, Commissionsverlag von H. Zeidner. 1894.

Wychgram. — Schiller. Von Dr. J. Wychgram. Fünfte bis achte Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Zorn. — Reich und Reichsverfassung. Eine Antwort auf die Frage: Ist die Reichsverfassung Gesetz oder Vertrag? Festrede von D. Philipp Zorn. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Claudia's Garten.

Eine Legende.

Von

Ernst von Wildenbruch.

[Nachdruck untersagt.]

Endlich war die Nacht zu ihrem Recht gekommen — es wurde still über Rom.

Nie war eine Augustnacht duftiger, wärmer und süßer auf die sieben Hügel gesunken und auf das Gelände, das zwischen den sieben Hügeln sich breitet und zwischen Bergen und Meer — nie hatte eine Augustnacht Schrecklicheres gesehen in diesem schrecklichen Rom.

Wenn an dem Abend, der dieser Nacht vorherging, ein Wanderer sich der Stadt genähert hätte, von Norden kommend, auf der Flaminischen Straße, so würde er, nachdem er die Flaminische Brücke, den heutigen Ponte Molle, überschritten, jählings stehen geblieben sein, von einem Laute getroffen, der ihm das Blut gerinnen machte. Von drüben kam es her, rechts überm Tiberstrom, aus den Gärten des Nero, von der Stelle, wo heut die Peterskirche sich erhebt und das Gebäude des Vaticans. Roth war der Himmel dort von goldigrother Gluth, die aus dem Dickicht der Gartengebüsche zum Himmel schwälte — war etwa Feuersbrunst in Rom? Schon wieder?

Ganz Italien sprach ja von dem furchtbaren Brande, der wenige Wochen zuvor, im letztverflossenen Monat Juli, die Hauptstadt der Welt verwüstet hatte. Man sprach davon, und wenn man gesprochen hatte, fing man an zu flüstern: „Das Feuer, sagt man, ist angelegt worden — wißt Ihr, von wem? Der Cäsar selbst hat Rom in Brand gesteckt. Auf den Zinnen seines Palastes, auf dem Palatinischen Berge hat er gestanden, die Laute im Arm, und als das Feuermeer zu seinen Füßen raste, hat er vom Brande Troja's zur Harfe gesungen."

War es also wieder etwas Derartiges? Es sah nicht so aus. Die Gluth dort drüben bewegte sich nicht vom Fleck; ruhig und senkrecht stieg sie empor, wie Flammen, die von Altären lodern oder aus Pechpfannen oder von Fackeln. Ein Luftzug kam von Westen und trug den geballten Qualm nach Osten über den Strom hinweg auf den Wanderer zu. „Offenbar ein Fest, das sie feiern," sagte sich der Wanderer, „es riecht nach Pech, nach Spezereien und" — ja,

noch etwas war in dem Geruch. — Wurden Opferthiere geschlachtet und verbrannt? Denn ein Duft war dabei von verkohltem und verbranntem Fleisch!

Und während die Flammen emporstiegen und schweigend den Himmel beleckten, kam von dort drüben ein Laut, abgeschwächt durch die Entfernung und trotz der Abschwächung so furchtbar, daß Mark und Bein erschauerten: ein Geschrei, ein Gebrüll, ein Geheul. Ein Geheul von Thieren? Nein, sondern von Menschen; von Menschen, die offenbar, in unzähliger Masse zusammengedrängt, einem Vorgang folgten, einem Schauspiel, bei dessen Anblick sie toll wurden, rasend wurden, Bestien wurden, die blutgierige Bestie überbietend in Mordlust, Grausamkeit und zerstörungstrunkener Begier. Ein Gebrüll, wie wenn Scharen von Tobsüchtigen plötzlich frei geworden wären und Besitz genommen hätten von der Welt.

Durch das Flaminische Thor, die heutige Porta del Popolo, ging der Weg in die Stadt hinein; hier öffnete sich die Via lata, der heutige Corso, und hier, im Marsfeld, sah man bereits die Spuren des verheerenden Brandes. Ganze Straßenzeilen lagen in Trümmern; die Sparren der verkohlten Häuser reckten sich wie entfleischte Gerippe in die Luft. Zelte waren aufgeschlagen und große hölzerne Baracken, um den Obdachlosen eine Unterkunft zu gewähren. Weder bei den Zelten aber noch bei den Baracken erblickte man Menschen — Rom war drüben, jenseits der Tiber, zu Gaste beim Nero, der heute in seinen Gärten den Römern ein Fest gab, wie es noch nicht dagewesen war seit den Tagen von Romulus und Remus.

Nach rechts hin, durch das Gewirr von Straßen, Gassen und Gäßchen, wendete sich denn auch der Wanderer, und als er das Tiberufer erreicht hatte, blieb er stehen, von dem Anblick betäubt, der sich ihm bot:

Ueber die Brücke, die hier, ungefähr in der Gegend der heutigen Engelsbrücke, die Ufer des Stromes verband, über den Pons Triumphalis, wälzte sich vom rechten Ufer her ein tobender Menschenhaufen. Hinter dem dunklen Schwarm und über den Köpfen der Menge flackerte und flammte es von Fackeln, die im Kreise geschwungen wurden, und dann erschienen, keuchenden Laufes, in weiten Sprüngen wie Panther dahinsausend, braune, nackte numidische Fackelträger, die sich mit gellendem Geschrei in die Menschenmassen warfen und sie nach rechts und links auseinanderstießen, so daß eine Gasse in der Menge entstand. Rossegestampf erscholl, und mit klirrenden Rädern kam ein Wagen über die Brücke dahergerollt in die Gasse zwischen die Menschenmauern hinein.

Es war ein offener Wagen, wie er im Circus bei den Rennen gebraucht wurde; Räder und Gestell von schwerem, massivem Gold. Acht schneeweiße Rosse waren davorgespannt, in Reihen hinter einander, je vier in einer Reihe.

Weit über die Pferde beugte sich der Wagenlenker vor; neben dem Wagenlenker stand ein Mann, und beim Anblick dieses Mannes sank Alles, was rechts und links sich zusammendrängte und quetschte und erdrückte, in die Kniee; Hände und Arme reckten sich empor und zu ihm hin, und ein Geschrei schlug, einem Orkan gleich, zum Himmel:

„Ave Caesar! Nero! Nero!“

Das war der Herr des Festes, das war Nero. Die vier Schimmel der vorderen Reihe bäumten auf und warfen sich zurück, von dem Lärm erschreckt, der ihnen entgegenschlug -- und einen Augenblick gewann man Zeit, ihn deutlicher zu sehen.

Hochaufgerichtet stand er auf dem Wagen; ein Gewand von durchsichtigzartem weißem Stoff flog um seinen Leib; ein Halbmantel war um seine Schultern geworfen, purpurroth, mit Gold durchstickt. In den nackten, fleischigen Armen hielt er die Laute, wie die Kitharöden sie bei Wettgesängen trugen; um das schwarze, krausgelockte Haar schlang sich ein Stirnreif, golden, mit Edelsteinen durchsetzt, und von dem Stirnreif gingen Zacken empor, acht lange, gespitzte Zacken, so daß es aussah, als ob ein Gehege von Lanzenspitzen sein Haupt umstarrte.

So stand er vor den Augen der Menge. Der rothe Flammenschein züngelte um seine Gestalt; Rauch und Flammen schufen eine Atmosphäre, die ihn umdampfte, wie der qualmende Athem aus dem Rachen eines Tigers, und es sah aus, als wäre dies die Lebensluft, die zu ihm gehörte, die er brauchte, die er einsog mit gierigen Nüstern und schleckenden Lippen.

Denn während der Pöbel ihn umheulte und sich beinah unter die Hufe seiner Rosse und die Räder seines Wagens warf, ging ein Lächeln um seinen Mund und über die Züge seines Gesichtes, die schön und edel gewesen sein mochten vor Zeiten, jetzt aber verquollen und gedunsen waren durch Schlemmerei und Wüstheit.

Nicht ein Lächeln der Verachtung etwa, nicht einmal ein blasirtes oder gleichgültiges, sondern ein zufriedenes, sich selbst beglückwünschendes Lächeln, wie es ein Feinschmecker zeigt, wenn er sich von einer guten Mahlzeit erhebt, oder ein Kunstfreund, wenn er von einem schönen Bilde oder aus dem Theater von einem anregenden Schauspiele kommt. Die linke Hand fingerte leise in den Saiten der Leier — Nero war glücklich. Wie sie ihn liebten, die Römer! Wie sie sich weideten an seinem Anblick! Wie sie ihm huldigten! Wie jedes Wort, jeder Laut, jeder Blick es ihm verkündete, daß er ein großer Mensch, ein Uebermensch, ein Gott war!

Und während das gedunsene Gesicht sich in Selbstzufriedenheit blähte, und das bleiche Fleisch der schwammigen Wangen sich vom Licht der Fackeln röthete, blickten aus diesem Gesicht zwei weit hervorquellende, glotzende Augen heraus, zwei Augen, die in ihrer todten Starrheit einen unheimlichen Contrast zu dem bewegteren Theile des Untergesichtes bildeten und diesem Antlitz, der ganzen Erscheinung dieses Menschen einen Eindruck verliehen, schrecklicher, als Worte es beschreiben können, unvergeßbar für Den, der ihn ein einziges Mal gesehen hatte. Da, wo diese Augen hinblickten, war Wüste. Kein Lächeln war darin, kein Leben, nicht die Möglichkeit einer Empfindung. Todte, dumpfe Leere. Wer in diese Augen sah, erkannte jählings das Schicksal dieser Zeit und dieser Welt, einem Wahnsinnigen unterworfen zu sein mit Leib und Seele.

Die markigen Fäuste der numidischen Fackelträger hatten die vier Schimmel vorn wieder zur Ruhe gebracht; der Wagen setzte sich von Neuem in Be-

wegung, und in stürmischer Eile verschwand er im Dunkel der Gassen, den Weg verfolgend, der zum Palatin führte.

Der Gastgeber zog sich vom Feste zurück; das Fest hatte offenbar seinen Höhepunkt überschritten, es neigte sich zum Ende.

Kaum daß der Wagen verschwunden war, erdröhnte das Pflaster der Brücke von tactmäßigen Schritten; abermals loderte Fackelglanz auf, und wieder bot sich ein wunderbares Bild: die Leibkohorte des Cäsar kam aus den Gärten hinter dem Gebieter her, um nach dem Palatin zu marschiren, wo ihre Kaserne sich befand, und wo sie im Palast des Kaisers und bei seiner Person den Leibwächterdienst versahen.

Diese Leibwächter waren Germanen.

Es war sicherer, von solchen Leuten umgeben zu sein, als von römischen Prätorianern. Unter den Prätorianern gab es viele Kinder der Stadt; sie ergänzten sich hauptsächlich aus der Bevölkerung von Rom. Rom aber war ein Meer, auf dem die Winde rasch wechselten. Heute liebte es, vergötterte und betete an — morgen stand es vielleicht anders. Hatte man das nicht vor Kurzem erst erlebt? Als man in Rom geglaubt hatte, der Cäsar hätte ihnen die Häuser über dem Kopfe angezündet — welch' ein Geheul von Wuth und Rache war da zum Palatin emporgestiegen — bis daß man dann erfuhr, wer eigentlich die Verruchten gewesen waren, die all' das Unheil angestiftet hatten, das namenlose!

Mit diesen Germanen war das eine andere Sache.

Bei denen gab es keine Launen, keine Stimmungen, kaum einen eigenen Willen. So wie die großen, langhaarigen Hunde, die sie von jenseits der Alpen mitgebracht hatten, zu ihnen aufschauten mit schweigenden, treuherzigen Augen, so blickten sie zu dem Cäsar auf, zu ihrem Herrn.

Nicht einen Schritt that der Cäsar aus seinem Palast, ohne daß sie mit ihm waren und um ihn her.

Was für ein wollüstiges Gefühl das für den Lüstling war, wenn er sich sagen konnte, daß seine Hand, die in jeder einzelnen von diesen Fäusten zermalmt worden wäre wie Glas, diese ganze Berserkerkraft, einer Maschine gleich, regierte; daß sie bewegungslos wurde, wenn er es befahl, und sich wie ein Bergstrom über die Römer ergossen haben würde, wenn er es befohlen hätte. Wie der feige, in Genüssen verzärtelte Leib aufschauerte, wenn die schweigenden Riesen sich um ihn scharten, um ihn zu beschützen.

Denn Riesen waren es; jeder Einzelne der Kohorte sah aus wie ein Gigant, als sie jetzt, vom Fackellicht umsprüht, das ihre Erscheinung noch abenteuerlicher machte, stumm, kaum mit halbem Blick nach rechts und links sehend, wo der römische Pöbel sie mit offenen Mäulern und Augen wie Fabelthiere anstarrte, ihres Wegs dahinschritten.

Zwei Häuptlinge gingen an ihrer Spitze; die großen zottigen Hunde, die sie nie verließen, sprangen um sie her. Nicht die kurzen Schwerter, wie die Römer sie an ihren Soldaten gewöhnt waren, lange Waffen in schweren Scheiden hingen an ihren Lenden und begleiteten klirrend ihren wuchtigen Schritt. Auch die übrige Kleidung und Ausrüstung war phantastisch und ein

buntes Durcheinander von römischer Bewaffnung und germanischer Nationaltracht. Alle trugen sie den römischen Waffenrock, aber, wie es sich für Leibwächter des Nero geziemte, mit bunten Farben und Steinen ausgenäht und ausgeschmückt; von den Häuptern aber nickten statt der einfachen römischen Helme Köpfe von Thieren, die man in Italien kaum mehr kannte und sah, von Bären, Wölfen, Auerochsen und Elennthieren.

Hörner ragten in die Luft; in aufgerissene Thierrachen sah man hinein, mit furchtbaren Zähnen besetzt; dieser und jener trug Adlerfedern, so dicht in einander gefilzt, daß es aussah, wie ein wandelndes Gebüsch. Allen gemeinsam aber war das lange, blonde, beinah gelbe Haar, das unter der Kopfbedeckung in Zotten herniederhing bis ins Gesicht.

Wie die Römer es anstarrten, die krausköpfigen, schwarzen Römer, dieses unbegreifliche, fabelhafte Haar! Wenn man es doch einmal hätte anfassen, einmal daran hätte zupfen können, um sich zu überzeugen, ob das wirklich an menschlichen Schädeln fest angewachsenes Haar war!

Aber an Kerle, wie diese da, die Hand anlegen — der Gedanke allein jagte Einem den Schauer über die Haut — an Menschen mit solchen Gesichtern! Denn wild sahen die Gesichter aus, wild und furchterregend. Und so anders als die Römer-Gesichter, so ganz anders!

Was für Augen das waren! Ob blau? Ob grau oder grün? Es wäre kaum möglich gewesen, die Farbe zu bezeichnen — nur daß sie nicht dunkel waren, wie die Augen der Römer, das sah man. Und wenn diese Augen sich hier und da nach rechts oder links auf die Volksmenge richteten, dann war etwas Grasses in dem Blick, wie das kurze Aufleuchten einer Klinge, dann war es, als fühlte man ein kaltes Eisen zwischen den Rippen.

Und endlich die Bärte! Wie Wälder standen sie um die Wangen, und wie breite Wellen gingen sie unter dem Kinn hinunter bis tief auf die Brust. Bei den Meisten wenigstens; denn einige Wenige waren darunter, die keine Bärte trugen; offenbar noch ganz junge Männer.

Grade ein solcher schritt in der vordersten Reihe, dicht hinter den beiden Häuptlingen. Eine Erscheinung, an der die Augen der gaffenden Weiber hängen blieben, ein schöner Mensch. Der schlanke Leib war aufgeschossen wie ein Mastbaum, und die Schwermuth, die auf all' diesen Germanengesichtern lag, war auf seinem Antlitz, das regelmäßige Züge zeigte, bis zur Düsterkeit gesteigert.

Er wandte das Haupt nicht nach rechts noch nach links; starr gradeaus ging sein Blick, ein traumverlorener, sinnender Blick. Als wenn seine Augen ein Bild festzuhalten trachteten, das weit von hier war, das nichts gemein hatte mit dem Allen, was ihn hier umflitterte, umtobte und umdrängte. Ein fernes, wunderbares Bild — was mochte es sein?

Eine Erinnerung vielleicht an das Land da oben, jenseits der Alpen? An den rauschenden Wald? An die Menschen, die um ihn her gewesen waren, blond wie er? Blauäugig wie er? Die Sprache sprechend, die auch er sprach? Oder war es das nicht? Etwas Finsteres schien es zu sein, was die Gedanken hinter dieser weißen Stirn zusammenballte. Die Erinnerung vielleicht an

das, was er dort eben erlebt hatte, bei dem Feste des Cäsar, dem er als Leibwächter des Cäsar hatte beiwohnen müssen? Ein Bild vielleicht, das er dort gesehen hatte? das er nicht wieder los wurde — von dem er fühlte, daß er es nicht wieder los werden würde, solange er lebte?

Die Kohorte hatte die Brücke überschritten; und so wie vorhin der Wagen des Kaisers, verschwand auch sie im Dunkel der Gassen, die zum Palatin führten.

Nun aber war kein Stillstand mehr; in Gruppen erst, dann in Haufen und endlich in Scharen kam es aus den Gärten des Nero daher, das Volk, das dem Feste zugeschaut hatte und sich jetzt nach dem Innern der Stadt zurückwälzte zu seinen Quartieren oder zu den Zelten und Baracken.

Es wälzte sich; denn die Meisten gingen schwankend und taumelnd, Einer auf den Anderen gestützt, Manche auch so, daß sie von Zweien oder Dreien geführt und geschoben werden mußten. Ein plärrendes Geräusch von tausenden und tausenden von schwatzenden Stimmen erfüllte die Luft; die Mehrzahl der Zungen bewegte sich in lallenden Tönen; Nero hatte mit dem Wein nicht gegeizt, und seine Gäste hatten dem Wirthe Ehre angethan; das merkte man. Ganze Teiche waren mit Wein gefüllt gewesen, und ganze Teiche waren ausgetrunken worden. Aus allen Gesprächen tönte wieder und immer wieder ein Name hervor: „Nero"; in den umnebelten Köpfen war ein Gedanke noch lebendig: „Nero", Nero, der Freund seiner Römer, der Bestrafer der Uebelthäter, der Kaiser, der Künstler, Nero der Gott.

Ja, er hatte sie bestraft, die Uebelthäter, die Urheber des großen Leids, die Mordbrenner, die verruchten! Gründlich, gehörig, so daß ein ehrlicher Mann seine Freude daran haben mußte, so hatte er sie bestraft. Wer Feuer anlegt, soll durch Feuer büßen, das war sein Grundsatz gewesen. Mochten auch einige verzärtelte Gemüther nachträglich behaupten, die Art der Strafe wäre zu furchtbar gewesen — als ob es eine zu furchtbare Strafe für solches Gesindel geben konnte! Mochten auch Einige vor Entsetzen davon gelaufen sein — ja, man erzählte sogar von Solchen, die in Ohnmacht gefallen wären —, es war recht so gewesen, gut und ein herrliches Schauspiel. Nero war ein gerechter Mann und ein kluger dazu. Wo hatten sie denn gesteckt mit ihrer Weisheit, all' diese Weisheit kramenden Philosophen, als es galt, herauszukriegen, wer das Feuer angelegt haben mochte? Der große, dicke, faule Burrus, der Präfect der Prätorianer, der doch für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hatte — was hatte er denn gethan? Nichts. „In den Oelmagazinen ist es ausgekommen" — das war ihre ganze Weisheit gewesen. Eine schöne Weisheit! Seit wann entzündet sich denn Oel von selbst? Angelegt war es worden, das Feuer, das sah jedes Kind ein! Aber von wem? Etwa gar von dem Nero selbst? Solche Niedertracht! Von den Senatoren ging es aus, von den fettleibigen Schuften, das nichtswürdige Gerücht; natürlich; denn daß sie den Nero nicht leiden konnten, das wußte man ja. Aber sie würden es schon noch zu hören bekommen und zu fühlen! Und so hatte Niemand aus noch ein gewußt, bis daß Nero selber sich der Sache annahm, und da war es mit einem Male heraus gewesen, und den Blinden war der Star gestochen — die

Christianer waren es gewesen! Daß man daran auch nicht gleich gedacht hatte! Er war doch klüger als sie Alle, der Nero!

Die Christianer —!

Schon lange war ja der Name in Rom verbreitet wie ein unterirdisches Gerücht, wie eine Sache, von der man hört, ohne daß man weiter danach fragt. Was verlohnte es sich denn, sich um Leute zu bekümmern, die so offenbar verrückt waren, daß man höchstens darüber lachen konnte!

Eine religiöse Secte — deren gab es ja in Rom genug. Natürlich aus Judäa, von wo alle diese Secten kamen. Anfänglich hatte man denn auch geglaubt, es wären einfach Juden, bis daß die Juden auftraten und energisch erklärten, sie hätten mit den Christianern nichts gemein, nicht das Mindeste.

Gut also — keine Juden, Narren nach ihrer eigenen Art. Denn Alles, was man bisher von ihnen gehört hatte, von ihrer Entstehung, ihrem Glauben, ihrer ganzen Art, war so drollig unsinnig, daß es vernünftigen Menschen wirklich nur harmlos erscheinen konnte.

Irgend ein Mensch aus ganz untergeordnetem Stand, aus einem Winkelnest in Judäa, Nazareth hieß es oder so ähnlich, war da in Jerusalem in den Judenschulen aufgetreten und hatte mit einem Male erklärt, die ganze Art, wie die Welt jetzt eingerichtet wäre, sei schlecht, und Alles, was die Menschen von den Göttern glaubten, wäre falsch. Natürlich war er überall ausgelacht und hinausgeworfen worden.

Dann war er in die Wüste gegangen, wo es sich bequemer predigte, weil Niemand widersprach. Tagediebe, Handwerker ohne Beschäftigung, Fischer ohne Angelgeräth, Landstreicher waren hinter ihm drein gelaufen und hatten sich von ihm vorerzählen lassen, daß das Leben des Menschen eigentlich erst nach dem Tode anfinge, für die Reichen ein sehr ungemüthliches, bei Feuer, Hunger und Durst, für alle bisherigen Hungerleider ein sehr angenehmes Leben, an beständig wohlbesetzten Tafeln. Endlich hatte dann der Präfect der Provinz eingegriffen und den Unruhestifter festgesetzt. Obschon ihm der arme Teufel eigentlich leid that, weil er in ihm ganz unzweideutig einen Verrückten erkannte — unter Anderem hatte er von sich behauptet, daß er von den ehemaligen Königen der Juden abstammte und berufen sei, ein neues großes Reich unter den Juden zu gründen — hatte er ihn doch, weil er immerhin einen nicht ungefährlichen Kern in all' dem Gerede wahrnahm und dem Grundsatz „principiis obsta" huldigte, hinrichten lassen, und zwar, um ein Exempel zu statuiren, in der denkbar schmählichsten Art, indem er ihn öffentlich geißeln und dann an der Hinrichtungsstätte für Mörder und Räuber, mitten unter solchen, ans Kreuz schlagen ließ.

Damit hatte er denn geglaubt, daß der Unfug begraben und todt sei; alle Anderen hatten es mit ihm geglaubt — und mit einem Male stellte es sich heraus, daß dem nicht so war, daß es auch jetzt noch welche gab, die das abenteuerliche Zeug nachschwatzten und daran glaubten. Und nicht in Judäa allein, sondern hier, mitten unter den Römern, in Rom gab es solches Volk. Zu verwundern war es ja freilich nicht; Alles, was die Menschheit an Ge-

danken ausschwitzte, an geschändeten und verdrehten, schlug sich ja in Rom, wie auf dem Boden eines großen Kessels, eines Sammelbeckens nieder.

Darum hatte man auch der ganzen Geschichte keine Beachtung weiter geschenkt; man war von dem Grundsatz ausgegangen, daß jeder Unsinn schließlich an sich selbst stirbt; und das war der Fehler gewesen.

Man hatte gewußt, daß sie sich zu nächtlicher Stunde in Erdhöhlen und in leeren Grabgewölben versammelten, daß sie ihren Vorbetern gewisse Worte nachsprachen, Gesänge anstimmten und allerhand mystischen Hokuspokus trieben. Vernünftige hatten schon damals gewarnt: „Nehmt Euch in Acht; es sind Feinde des Menschengeschlechts, Maulwürfe, die darauf ausgehen, den Boden unter euren Füßen zu untergraben" — aber man hatte die Schwarzseher verlacht. Man hatte gelacht, bis daß man schrecklich aufgewacht war, bis daß aus den Erdhöhlen und den Grabgewölben plötzlich die Faust des Verbrechens herausgefahren war, die schwarze, haarige Faust des Verbrechens, und den Mordbrand in die Häuser der Menschen geschleudert hatte.

Jetzt wußte man, woran man war.

Und jetzt mit einem Mal wußte man auch eine Menge Dinge von ihnen, die man früher nicht gekannt hatte, wußte, daß es bei ihren nächtlichen Zusammenkünften durchaus nicht so harmlos zuging, wie man bisher angenommen hatte, sondern daß unerhörte Dinge vorgenommen wurden, Dinge, die man unter anständigen Menschen gar nicht laut besprechen durfte, die ganz unglaublich klangen.

Toll genug und ein Zeichen der moralischen Perversität dieser Secte war es ja schon, daß sie das Instrument, an dem ihr Stifter gebüßt hatte, das Kreuz, zu ihrem Symbol erhoben hatten — das Kreuz! Für jeden anständigen Menschen war das Kreuz doch der Inbegriff alles Scheußlichen, Widerwärtigen, Ehrlosen! Nur für Uebelthäter der schlimmsten Art wurde es gebraucht; wenn die verbrecherische That noch die Möglichkeit einer milderen Auffassung zuließ, ersparte man dem armen Sünder diesen letzten Schimpf und richtete ihn mit dem Schwert. Römische Bürger durften unter keinen Umständen an das Kreuz geschlagen werden. Und dieses Abzeichen des Abscheus der ganzen gebildeten Welt erklärten diese Christianer als ihr Heiligthum; davor knieten sie, das beteten sie an. Man hätte es für übertrieben halten sollen — aber es war wirklich so.

Gab es eine schnödere Verhöhnung aller sittlichen Ueberlieferung und eine dreistere Auflehnung gegen die bestehende Weltordnung?

Jetzt wußte man, daß diese nächtlichen Zusammenkünfte nichts weiter waren, als Orgien der wüstesten Sinnlichkeit. Einer Sinnlichkeit, die sich bis zur Raserei steigerte. An dem hölzernen Kreuz, das in diesen Versammlungen aufgerichtet stand, wurde einer von den Versammelten angebunden, irgend ein schöner Jüngling, dem man die Kleider vom Leibe riß, so daß die enthüllte Gestalt nackt vor den Augen von Männern und Weibern hing. Denn auch Frauen waren in diesen Versammlungen, Jungfrauen und Matronen — man hatte es erfahren. Man wußte sogar noch mehr; die Frauen spielten eine wichtige Rolle dabei, sie waren am allereifrigsten, die Lehre zu pflegen und

zu verbreiten. Und während die Männer fast ausschließlich Angehörige der allerunterſten Stände waren, befanden ſich unter den Frauen ſolche aus den beſſeren, ja aus den oberſten Claſſen. Man munkelte von vornehmen Patricierfamilien, deren Töchter, angeſteckt von dem neuen Geiſt, heimlich zur Nacht aus dem Hauſe entwichen, um mit ihren Glaubensgenoſſen zuſammen zu kommen.

Von ſchauderhaften Auftritten erzählte man, die ſich in dieſen Patricierhäuſern zutrugen. Die Mütter hatten verſucht, die Schande ihrer Töchter zu verheimlichen. Natürlich aber war der Vater dahinter gekommen, und nun gab es wüthende Zurechtweiſungen, Stockſchläge, Einſperrungen. Mancher von den fettglänzenden Herren, der bei Tage ſein lächelndes Geſicht durch die Straßen ſpazieren führte, trug die Verzweiflung mit ſich herum. Wenn man erfahren hätte, was für Geſchichten ſein Töchterchen trieb! Mit wem ſie zuſammenkam, und in welcher Art!

Denn was man alles von dieſen Verſammlungen erzählte, das war einfach unerhört.

Wenn die Raſerei ihren Höhepunkt erreicht hatte, dann erloſchen plötzlich die Lichter, und im Dunkel fiel man ſich wechſelſeitig in die Arme; man küßte ſich, liebte ſich, und es geſchahen Dinge — Dinge — die ehrſamen Römer, die ſatt und vollgetrunken nach Hauſe ſchwankten, ſchüttelten ſich, indem ſie der Greuel gedachten, die von dieſen Chriſtianern verübt wurden.

Aber nun war mit ihnen aufgeräumt.

Heute endlich hatte die Fauſt des Nero hineingegriffen in ihre Schlupfwinkel und ſie dem Volk vor Augen geſtellt, daß Jeder einmal hatte ſehen können, wie ſie eigentlich ausſahen, dieſe Feinde der Menſchen, dieſer Abſchaum. Sie hatten ihre Rolle gut durchgeführt bis zum Ende — das mußte man ihnen wirklich laſſen.

Jeder Einzelne war gefragt worden, ob er ſich als Chriſtianer bekenne, und „Christianus sum“ hatte jeder Einzelne geantwortet. Ob ſie bekennten, daß ſie das Feuer angelegt hätten, und jeder Einzelne hatte die Hand hochgehoben: „nein, es hat Keiner von uns das Feuer angelegt.“

„Wie ſie ſich denn erlauben dürften, für alle Anderen gut zu ſagen,“ waren ſie gefragt worden; „ob ſie ſich denn alle unter einander kennten?“ „Ja — ſie kennten ſich alle unter einander“, hatten ſie geantwortet.

Und dann hatten ſie ſich an die Pfähle führen und anbinden laſſen, ohne Widerſtand zu leiſten, obſchon baumſtarke Männer unter ihnen geweſen waren; ohne zu weinen oder zu klagen, obſchon Frauen und Mädchen darunter geweſen. Natürlich hatte es, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, ein paar Dummköpfe unter den Zuſchauern gegeben, die heimlich gemeint hatten, daß das eigentlich großartig, beinah wunderbar wäre. Man hatte ſogar Einige unter dem Publicum bemerkt, die plötzlich kreideweiß im Geſicht geworden und davon gelaufen waren.

Aber das waren nur einige wenige — die Mehrzahl hatte das Schauſpiel mit angeſehen und genoſſen, vom erſten bis zum letzten Augenblick — und ein Schauſpiel war es geweſen — ein Schauſpiel —

Und nun war es zu Ende.

Die Grausamkeit, die sich wie ein Geier mit bluttriefenden Schwingen auf eine Schar von unglückseligen Menschen herabgestürzt hatte, war satt, die Mahlzeit beendet, die Opfer waren verschlungen.

Zu Ende nun das letzte schreckliche Winden der gemarterten Leiber am glühenden Pfahl; überstanden der Augenblick, da die Heldenkraft der Seele allem Opfermuthe zum Trotz unter den Qualen des Körpers zerbrach; verhallt das letzte ächzende Röcheln, in welches das „Hosiannah" übergegangen war, mit dem sie den Beginn des Sterbens begrüßt hatten.

Zu Ende die Schaulust, der Blutdurst, das Gebrüll und das Geheul.

Was sich noch auf den Füßen bewegen konnte, war nach Haus gewankt; was nicht mehr stehen und gehen konnte, war an der Stelle, wo es sich befand, zur Erde gesunken und lag da schnarchend in viehischem Schlaf, in dicken, über einander gebündelten Menschenhaufen und Ballen, in schwärzlichen Klumpen, erkaltenden Lavamassen ähnlich, die der Krater Rom aus seinen Eingeweiden gespieen. Endlich war jeder Laut erstorben, die stille, süße Augustnacht breitete ihren duftenden Schleier über all' den Menschengreuel, und nun, im Schweigen des Dunkels, begann ein neues, lautloses, beinah gespenstisches Leben in den Gärten des Nero.

Vereinzelte Gestalten waren plötzlich da und huschten mit unhörbaren Schritten hierhin und dahin. Man hätte kaum sagen können, von wo sie erschienen; ob sie vorher schon dagewesen waren, ob sie von fernher kamen — aber sie waren da.

Erst Einzelne, dann mehr und immer mehr, die sich durch kaum wahrnehmbare Zeichen unter einander verständigten, sich zu einander fanden, um gemeinsam ans Werk zu gehen, vorsichtig auftretend, damit sie keinen der Schlafenden am Boden anstießen und aufweckten.

Es waren die Christianer, die heute unentdeckt geblieben und dem Gemetzel entgangen waren, und die nun kamen, um ihren getödteten Glaubensgenossen den letzten Dienst zu erweisen und ihre Reste zu bestatten.

Sie hatten nicht lange zu suchen.

Durch die ganze Länge des Gartens hin stand eine doppelte Reihe von Pfählen, an denen die Märtyrer angebunden und verbrannt worden waren.

Die hölzernen Pfähle, in Kohle verwandelt, glühten noch durch die Nacht, und zu Füßen der Pfähle, theilweise auch noch daran haftend, weil hier und da die Stricke nicht ganz durchgebrannt waren, lag und hing, was einst Menschenleib gewesen war, verbrannt, verkohlt und zerstückt zu kaum mehr erkennbaren gräßlichen Ueberbleibseln.

Ein unerträglicher Dunst lag qualmend auf der Stätte. Es war ein grausiges Stück Arbeit. Aber sie mußte vollbracht werden, und schnell, denn das Dunkel schützte nicht mehr lange; darum ohne Säumen ging es ans Werk. Glieder und Gliedmaßen, Alles, was noch an den Menschen erinnerte, wurde aufgehoben; Funken, die hier und da noch glimmten, wurden ausgetreten; große leinene Tücher und Säcke waren zur Stelle gebracht, und da hinein verschwand das ganze Entsetzen. Emsig, huschend ging es von Pfahl

zu Pfahl; die Hände arbeiteten in schweigender Hast; kein Wort wurde gesprochen, kaum ein Laut war vernehmbar.

Nur einmal, an einem der Pfähle, trat eine Stockung in dem eifrigen Gebahren ein; die Schattengestalten sammelten sich um den Pfahl; die Hände feierten für einen Moment, und alle Augen hingen an dem Bilde, das sich ihnen bot, und das so merkwürdig von allem Uebrigen abwich.

An diesem Pfahl war ein Weib angebunden gewesen, ein Mädchen, ein junges, schönes, reizendes Geschöpf.

Und merkwürdig — von der entstellenden Zerstörung, der all' die übrigen anheimgefallen, war dieser Körper in beinah wunderbarer Weise verschont geblieben.

Der Pfahl, an dem sie sich befand, hatte die Gestalt eines rohen Kreuzes. Am Querbalken waren die Arme angebunden, die weißen, weichen, vom Tode noch nicht erstarrten und erkalteten Arme. Schwer hing das Haupt nieder, vom langen, dunklen Haar umwogt, das aufgelöst bis an die Hüften herabfloß, über die nackte, weiße Brust; das Gesicht war halb zur Seite gewendet, und dieses Gesicht war wie das einer Schlafenden. Kein Todesgrauen darin, kaum ein Zeichen von Schmerz; beinah, als wenn ein Lächeln darüber schwebte, so sah es aus, ein unaussprechlich liebliches Lächeln; die Lippen noch ein wenig geöffnet, als wenn sie im letzten Augenblick mit schwindendem Hauche noch einmal gesprochen hätte, noch ein letztes, süßes, holdseliges Wort.

Lautlos standen die Männer; Thränen flossen über ihre Wangen, dann ging ein Flüstern durch die Schar, und leise wurde ein Name genannt: „Claudia."

Unwillkürlich falteten sich alle Hände — war ihnen doch, als ständen sie vor einem Wunder.

Wie war sie denn nur zu Tode gekommen?

Nur die Füße hatte die grausame Flamme erfaßt, und bis zu den Knieen hinauf hatte sie geleckt; den oberen Theil des Leibes hatte kein Feuer versengt. Man erkannte auch bald, wie sich das erklärte: Der Reisighaufen, mit dem sie, gleich ihren Leidensgefährten, umthürmt gewesen, war auseinandergerissen, offenbar von einer fremden Hand; ja, nicht nur die Hände, auch die Füße des Unbekannten schienen mitgearbeitet zu haben, denn das Dornengestrüpp, das mit Harz und Pech begossen gewesen war, um rascher aufzulodern, man sah, wie es mit Fußtritten, deren Spur sich noch im Erdboden abdrückte, niedergetreten und niedergestampft war, als sollte die verdammte Flamme ihr nicht weh thun, als sollte sie nicht.

Und jetzt erfolgte noch einmal ein Zuruf — ganz leise auch dieser, nicht lauter als ein etwas lauteres Aufathmen und dennoch Allen vernehmbar — Einer aus der Schar war näher herangetreten; das Geheimniß war entdeckt. Die Finger auf die Brust des Mädchens gelegt, zeigte er auf eine Stelle, gerade über ihrem Herzen — da war die Pforte, wo der Tod den Eingang gefunden hatte in dieses jungfräuliche Leben.

In der weißen Haut klaffte ein rother Spalt, von einigen Tropfen Blutes, das inzwischen kalt geworden war, umsickert. Keine breite Oeffnung — dennoch

zu breit für einen Dolch. Aber wieder nicht breit genug für ein Schwert, wenigstens für die breite, kurze Klinge eines römischen Schwertes.

Was für eine Art von Waffe mochte das nur gewesen sein? Was für eine Hand, die die Waffe regiert hatte?

Daß sie Jemandem gehört hatte, der mit Waffen umzugehen verstand, der da wußte, wo das Leben im Menschenleibe wohnt, und wo man es treffen muß, wenn man es vernichten will mit einem Schlag, das erkannte man an der Art, wie der Stoß geführt worden war. Mitten durchs Herz ging er hindurch.

Daher der Ausdruck auf ihrem Antlitz, der schmerzlos-friedliche, wie man ihn auf den Gesichtern von Menschen findet, die der Tod jählings am Herzen packt.

Wer mochte der Mann gewesen sein, der so an ihr gethan? Was mochte ihn veranlaßt haben, daß er also that?

Räthsel über Räthsel, Geheimniß über Geheimniß.

Aber zu langem Verwundern war keine Zeit.

Die Stricke, mit denen die Handgelenke des Mädchens am Querbalken des Kreuzes befestigt waren, wurden gelöst — man gewahrte erst jetzt, was für grausame, tiefe Furchen sie in das Fleisch geschnitten hatten —, und dann glitt der leblose Körper wie eine dumpfe Masse hernieder, in die auffangenden Arme und Hände der Männer. Im nächsten Augenblick war der entseelte Leib in eins der großen Leinentücher gewickelt — die Arbeit war vollbracht.

Geräuschlos, wie sie gekommen, mit ihrer Beute beladen, huschten die grauen Gestalten davon, und als bald nachher die ersten Sonnenstrahlen aufzuckten und die Schläfer weckten, blickten diese mit verglasten Augen staunend umher. Die Hinrichtungsstätte war abgeräumt. Nur die Pfähle standen noch an ihrem gestrigen Platz, aufragend wie schwarze, verkohlte Stümpfe; von den Christianern, deren Leiber sie gestern Abend an den Pfählen hatten zusammenbrechen sehen, war nichts mehr zu sehen. Bis auf den letzten Ueberrest waren sie verschwunden. Man rieb sich die Augen, stieß sich gegenseitig flüsternd an. Böse Geister hatten zur Nacht ihr Spiel getrieben — das war klar; und klar war auch, daß diese Christianer mit den bösen Geistern im Bunde standen.

Das forderte zur Wachsamkeit auf. Offenbar war das Unkraut noch nicht gänzlich ausgerottet; der Sensenstreich, der gestern unter sie gefahren war, hatte jedenfalls noch nicht alle Häupter gemäht, es gab gewiß noch eine Menge von solchen Uebelthätern, die sich unter der Masse der Bevölkerung versteckten.

Von nun an verwandelte sich jeder einzelne Römer in einen Späher, der nach allen Seiten horchte und lauerte, ob er irgend etwas hörte oder sähe, was an die Christianer erinnerte. Eine fressende Wildheit war in einem Theil der Gemüther, eine lähmende Beklemmung in dem anderen; eine dumpfe Qual lagerte über der ganzen Stadt.

Am Vormittag dieses nächsten Tages nach dem Blutfest des Nero, als die Augustsonne schon heiß und hoch am Himmel stand, war es, als Priscilla, die Frau des alten Teppichwebers Aquila, vom Markt nach Haus kam.

Es war ein bescheidenes Häuschen, das sie kinderlos mit ihrem Gatten bewohnte, ziemlich weit draußen gelegen, an der Appischen Straße, hinter dem vierten Meilenstein.

Sie war hastig gegangen. Als sie die Hausthür erreicht hatte, blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen, sah sich noch einmal mit angstvollen Augen um und trat dann ein. Gleich darauf hörte man, wie von innen der Riegel vor die Pforte geschoben wurde.

Im Hintergrund des Zimmers, das sie betreten hatte, lag auf einem Ruhebett ein alter Mann in tiefem, friedlichem Schlaf. Es war Aquila, ihr Gatte.

Leise setzte sie den Marktkorb zur Erde; dann blieb sie, die stummen Augen auf den Schlummernden gerichtet, aufrecht stehen, während ihre Hände sich flach an einander legten, in der Art, wie die Christianer ihre Hände vereinigten, wenn sie beteten; ihre Lippen bewegten sich in lautlosen Worten. Offenbar kam es ihr schwer an, den alten Mann aus seiner Ruhe zu stören.

Sie wußte ja, daß er zur Nacht nicht geschlafen hatte, daß er draußen gewesen war mit den anderen Brüdern, in den Gärten des Nero, um die Ueberreste der verbrannten Christianer zur Bestattung zu sammeln. Mit dem Morgengrauen erst war er nach Haus gekommen und taumelnd vor Erschöpfung auf das Lager gesunken.

Endlich aber mußte gesprochen werden.

Behutsam kniete sie an dem Lager nieder; mit beiden Händen umfaßte sie die Hände des alten Mannes, die gefaltet auf seiner Brust lagen; dann beugte sie den Mund an sein Ohr.

„Aquila."

Rasch fuhr er auf, wie Menschen thun, die sich einen leichten Schlaf angewöhnt haben, weil sie sich von Gefahren umringt wissen, wie ein Soldat, der auch schlummernd des Feindes gewärtig bleibt.

Die Frau schlang die Arme um seine Brust und lehnte die Wange an seinen Hals.

„Aquila," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „geliebter Mann, ich glaube, die Stunde ist da, daß wir uns bereit machen müssen; ich glaube, Gott will, daß wir zu ihm kommen."

Der Alte setzte sich auf; seine Augen, in denen noch die Betäubung des Schlafes lag, wurden klar; leise strich er mit beiden flachen Händen über den Scheitel Priscilla's und an ihren Wangen herab.

„Hast Du etwas bemerkt?" fragte er leise, „glaubst Du, sie sind auf unserer Spur?"

„Ja, ich glaube," erwiderte sie, und das Wort kam aus gepreßter Brust.

„Du weißt," fuhr sie fort, „daß die Häscher des Cäsar noch immer die Stadt durchstreifen, um nach uns Christianern zu spähen. Und wenn Du gehört hättest, wie die Leute auf dem Markt von uns sprachen —" unwillkürlich verstummte sie und beugte das Haupt.

„Vorhin nun," erzählte sie dann weiter, „wie ich nach Haus komme und schon auf der Appischen Straße bin, etwa beim dritten Meilenstein, sehe ich

plötzlich einen Soldaten des Cäsar vor mir hergehen, einen von den Fremden, weißt Du, die so merkwürdig gekleidet sind und solche Thiere auf den Köpfen tragen."

„Einer von seiner Leibwache," bemerkte kopfnickend Aquila. —

„Ja — und an dem Meilenstein war er stehen geblieben und sah den Stein an, gerade wie Jemand, weißt Du, der die Steine abzählt, und ich ging hinter ihm herum. Und nun hatten sich die Kinder von der Straße um ihn gesammelt und gafften ihn an, und wie ich nun so langsam weiter gehe und mit halbem Ohre nach rückwärts horche, da höre ich, wie der Soldat zu den Kindern sagt: „Könnt Ihr mir sagen," fragt er „wo hier Aquila wohnt, der Teppichweber?"

Die Hände des alten Mannes, die noch immer das Haupt des Weibes umschlossen hielten, erzitterten leise.

„Er nannte meinen Namen?" fragte er.

Priscilla richtete die Augen zu ihm auf. Sie wollte sprechen, aber statt der Worte drang ein Schluchzen aus ihrer Brust; Thränen brachen aus ihren Augen.

Der Alte zog sie von den Knieen empor, neben sich auf das Ruhebett, so daß sie an seiner Seite saß. Begütigend legte er den Arm um sie.

„Denke daran, was er gesagt hat," flüsterte er, „wer an mich glaubt, der kann wohl sterben — aber nicht todt sein — und wir glauben doch an ihn?"

Sie nickte hastig mit dem Kopfe.

„Siehst Du," fuhr er fort, „also sei muthig, sei muthig. Bald sehen wir ihn nun selbst, nach dem wir uns so gesehnt haben — freust Du Dich nicht, ihn zu sehen, von Angesicht zu Angesicht, Priscilla?"

Wieder nickte sie, eifrig und hastig, wie vorhin. Dann nestelte sie sich mit beiden Armen an ihn, und nun saßen die beiden Menschen, lautlos an einander geschmiegt, der Stunde wartend, die sie abrufen sollte.

Es dauerte nicht lange, so erdröhnte die Schwelle draußen unter einem wuchtigen Schritt; dann griff eine Hand nach dem Thürschloß, aber weil der Riegel von innen vorgeschoben war, ging die Thür nicht auf. Nun schlug es von draußen mit flacher Hand daran. Beide Gatten waren unwillkürlich aufgesprungen. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Gesichter waren erblaßt. Draußen stand der Tod. —

Bei der plötzlichen Annäherung des Furchtbaren brach der Muth der Frau zusammen; sie fiel auf die Kniee, riß ein kleines, aus Holzstäben zusammengefügtes Kreuz unter den Kissen des Ruhebettes, wo es versteckt gelegen hatte, hervor und hielt es mit krampfhaft zusammengepreßten Händen vor ihr Gesicht, während ihre Lippen in verzweifelter Hast zu beten begannen.

Zum zweiten Mal schlug es draußen an die Thür. Aquila raffte sich aus der Erstarrung auf, die auch ihn für einen Augenblick gelähmt hatte.

„Priscilla!" rief er laut und mahnend. Er hob die Rechte empor, als wollte er zum Himmel deuten, dann ging er an die Thür, schob den Riegel zurück und öffnete selbst.

Im nächsten Augenblick flog er zwei Schritte zurück — seine Augen thaten sich weit auf — ja wirklich, er sah furchtbar aus, der Tod!

Vor der Thür stand ein Mann in der buntfarbigen Gewandung der Leibwächter des Nero. Auf dem Kopfe trug er einen Wolfshelm; unter dem Helm quoll das blonde, beinah gelbe Haar in wirren Massen hervor, herniederhangend bis fast auf die Schultern. Nie hatte Aquila solch einen riesigen Menschen gesehen; sein Leib war aufgeschossen wie ein Mastbaum. Ein langes Schweigen trat ein, während dessen sich die beiden Männer ansahen, denn so wie Aquila die Augen unverwandt auf ihn gerichtet hielt, hingen die Blicke des Fremden an dem Gesicht des Alten, mit einem staunenden, fragenden, beinah blöde-verwunderten Ausdruck. Endlich trat er durch die Thür, unter der er sich bücken mußte, in das Zimmer ein, und nun erst wurde er des Weibes gewahr, das noch immer betend, das Kreuz küssend und wieder küssend, auf den Knieen am Boden lag und die Augen nicht zu ihm erhob.

Wie erstarrt blieb der Soldat stehen, dann wurde er plötzlich leichenblaß, und ein wirrer, entsetzter Blick schoß aus seinen wasserblauen Augen.

„Zaubere nicht," schrie er mit rauher Stimme, indem er beide Hände von sich streckte.

Priscilla blickte auf.

„Sag' ihr — nicht zaubern soll sie," wiederholte der Soldat, zu Aquila gewendet. Dann wich er, die Augen starr auf das knieende Weib gerichtet, bis an die Wand des Zimmers zurück und deckte die Hand über sein Gesicht, als fürchtete er, daß ihm ein Zauberpfeil in die Augen fliegen oder sonst etwas Schreckliches geschehen könnte.

Die beiden Gatten wechselten einen erstaunten Blick. Sie hatten sich darauf gefaßt gemacht, daß der riesige Mann über sie herfallen, sie binden, vielleicht auch gleich tödten würde — jetzt stand er, an die Mauer gedrückt, und fürchtete sich vor seinen Opfern.

Es war eben ein Germane — ein Wilder. Aquila fing an, die Verhältnisse zu übersehen.

„Beruhige Dich, mein Bruder," sagte er, „was die Frau dort thut, ist kein böses Werk; sie zaubert nicht, kann überhaupt nicht zaubern."

Der Soldat ließ die Hand langsam sinken, und sein Blick wanderte von einem der beiden Gatten zum anderen.

„Seid Ihr keine Zauberer?" fragte er mit schwerem Ton.

Ein unmerkliches Lächeln ging über Aquila's Gesicht.

„Nein — Zauberer sind wir nicht."

„Aber — Christianer seid Ihr doch?"

Die tödtliche Frage war gestellt.

Der alte Mann neigte das Haupt.

„Ja — wir sind Christianer."

Gesenkten Hauptes blieb er stehen, weil er erwartete, daß sich nun das Verhängniß über seinem Haupte entladen würde — es erfolgte nichts.

Als er endlich aufblickte, sah er den Fremden noch immer stehen, wo er gestanden hatte, die Augen mit dem gleichen, staunenden, fragenden Blick auf sich gerichtet.

Jetzt trat der Soldat in die Mitte des Zimmers, rückte sich einen hölzernen Schemel heran und setzte sich schwer darauf nieder. Er nahm den Helm vom Haupte und stellte ihn neben sich auf den Boden; dann senkte er die Augen, und so, wie in Gedanken versunken, blieb er sitzen.

Eine tiefe Stille trat ein. Aquila und Priscilla gewannen Zeit, den räthselhaften Menschen zu betrachten. Nie im Leben hatten sie einen solchen Menschen gesehen.

Jetzt, da er den Helm abgenommen hatte, bemerkten sie, daß nur sein Gesicht von der römischen Sonne verbrannt war; da, wo der Helm sie geschützt hatte, war die Stirn weiß und rein.

Ein Herkules in der Haut eines Mädchens.

Er hatte die Hände auf die Kniee gestemmt. Sein Haupt hing etwas nach vorn. Aquila und Priscilla gewahrten, daß sein Haar nur da, wo es unter dem Helm hervorquoll, wo es dem Sonnenbrande, dem Regen und der Luft ausgesetzt gewesen, rauh und zottig war — auf dem Scheitel des Hauptes, wo der Helm es gedeckt hatte, war dieses Haar weich und von zartem Blond; wie ein goldiger Schimmer beinah lag es darauf.

Und die Züge dieses Gesichts, dieses jungen, schönen, regelmäßigen Gesichts — Kein Bart war darin, noch nicht der leiseste Flaum eines sprossenden Bartes. Der einzige Schatten, der darüber lagerte, war der Ausdruck tiefer, bis zur Schwermuth gesteigerter Traurigkeit. Aquila war bis an das Ruhebett zurückgewichen und hatte sich darauf niedergesetzt. Er konnte den Blick nicht von dem Fremden lassen.

Wer war der Mensch? Was wollte er? Kam er als Häscher? Als Henker? So sah ein Henker nicht aus.

Jetzt streckte der Soldat die Hand nach dem Kreuze aus, das Priscilla in den Händen hielt.

„Zeig' mir das her," sagte er.

Priscilla zögerte; Aquila aber stand auf, nahm das Kreuz aus ihren Händen und überreichte es dem Soldaten. Mit der rechten Faust umschloß dieser den Fuß des Kreuzes; er stützte die Faust auf das rechte Knie, so daß das Kreuz aufgerichtet vor ihm stand, und nachdenklich blickte er darauf nieder.

Dann, nach einiger Zeit, begann er mit der Linken an den Stäben des Kreuzes herumzufingern; mit der Hand glitt er an dem Querbalken entlang.

„So hingen ihre Arme," murmelte er vor sich hin.

Er schien vergessen zu haben, daß Menschen neben ihm im Zimmer waren. Seine Augen schwammen, wie in einem weltverlorenen Traum, über das Kreuz hinweg, in die leere Luft, als versuchten sie ein Bild festzuhalten, das fern von hier war, unerreichbar, unwiederbringlich. —

Plötzlich warf er den Kopf zu Aquila herum — in seinen Augen war ein heißes, trocknes Glühen — man sah, daß er etwas fragen wollte. Zuvor aber bemerkte er, daß die Thür hinter ihm offen geblieben war, er bedeutete den Alten, die Pforte zu schließen.

Aquila gehorchte und kehrte dann zurück. Der Soldat streckte die Hand nach ihm aus und zog ihn an seine Seite. Wie von einer Löwentatze fühlte Aquila seine Hand umfaßt.

Der Soldat blickte ihm von unten in die Augen.

„Ist das wahr," begann er mit dumpf unterdrückter Stimme, „daß Menschen leben können, auch wenn sie gestorben sind?"

Die Augen des alten Christianers leuchteten auf.

„Ja, das ist wahr," sagte er rasch und laut, „wenn sie an Den glauben, der den Tod überwunden hat, an Christus."

Der Soldat verharrte schweigend, als verstände er nicht.

Der Alte schien es zu bemerken.

„Früher, siehst Du, war das anders; da waren die Menschen todt für ewig, wenn sie gestorben waren. Aber jetzt ist Einer gekommen, der hat den Menschen die Erlösung vom Tode gebracht."

Ohne die Hand des Alten los zu lassen, senkte der Soldat das Gesicht, als wollte er Jenem andeuten, daß er fortfahren sollte.

„Früher," belehrte Aquila ihn weiter, „war Gott den Menschen gram — denn daß es mehrere Götter gibt, wie diese Römer sagen, das mußt Du nicht glauben, mußt Du nicht. Und weil sie nur an ihre Leiber dachten und nicht an ihre Seele, so ließ er ihr Leben zu Ende sein, wenn ihr Leib gestorben war. Aber da kam sein Sohn, siehst Du, der sagte: ‚ich glaube, die Menschen sind nicht böse, sondern nur thöricht, darum will ich selbst ein Mensch werden und Alles auf mich nehmen, was sie zu tragen haben, und wenn ich dann wieder zu Dir komme, werde ich Dir sagen, ob es so ist, wie ich gedacht habe, daß sie nur thöricht, nicht aber böse sind. Und wenn es so ist, dann sollst Du mir versprechen, daß Du den Menschen gnädig werden willst und sie nicht mehr sterben läßt, wenn ihr Leib stirbt, sondern daß Du sie leben läßt, ewig.'"

Der Alte, der sich allmälig in heiligen Eifer geredet hatte, schwieg einen Augenblick, als wollte er die Wirkung seiner Worte, die er mit Rücksicht auf seinen Zuhörer in möglichst populäre Form gekleidet hatte, erwarten.

Der blonde Wilde gab kein Zeichen von sich und keinen Laut.

„Und nun denk' Dir," nahm Aquila wieder auf, „das wunderbare Wunder: er ist wirklich gekommen und als ein Mensch unter den Menschen gegangen! Ja, denk' Dir —" und seine Stimme wurde zu einem Flüstern, wie wenn ein Kind von einem Geheimniß erzählt — „es gibt noch heut' alte Leute, die haben ihn noch leibhaftig gesehen.

„Und dann hat er sich tödten lassen und ist lebendig wieder auferstanden aus dem Grabe und ist zusammengekommen mit Leuten, die ihn früher gekannt hatten, damit sie's erkennen sollten und fühlen, und leibhaftig seh'n, daß er lebte, obschon er gestorben war. Und so wird es mit uns Allen sein, die wir an ihn glauben; Alle werden wir auferstehen, wenn wir gestorben sind, so hat er es uns verkündigt, und so wird es sein, so wird es sein —"

Die Stimme des Alten war zu einem lauten Jubeln geworden. Der Soldat blickte auf und sah in zwei Augen, die von Wonne strahlten, aus denen dicke Thränen quollen. Er nickte mit dem Kopfe.

„So hat sie auch gesprochen," sagte er.

Aquila verstand nicht, was er meinte. Bevor er aber noch fragen konnte, hatte der Soldat das Haupt wieder gesenkt. Ein augenblickliches Schweigen

trat ein; dann gewahrte Aquila, wie das weiße Gesicht da vor ihm zu erglühen begann, immer tiefer, immer dunkler, wie das Gesicht eines verlegenen Knaben, dessen Seele mannbar wird, und der sich schämt, seine Seele zu enthüllen, das Geheimniß seines Innersten zu verrathen, zugleich fühlte er, wie die mächtige Hand, die ihn gefangen hielt, sich fester und immer fester um seine Hand schloß, als wollte sie alle Knochen seiner Hand zermalmen.

„Glaubst Du" — die Stimme des Soldaten klang heiser — „daß Claudia lebt?"

„Claudia?" Der Alte fuhr unwillkürlich zurück; die Frage hatte ihn so unerwartet getroffen, daß sie ihm beinah den Athem versetzte.

Jetzt aber griff Jener mit beiden Händen nach ihm, als fürchtete er, daß er ihm entrinnen würde. Seine Augen bohrten sich in die Augen ihm gegenüber mit einem verzehrenden Blick, mit einem Blick voller Angst, als würde er Leben oder Tod von seinen Lippen empfangen.

„Kennst Du sie nicht? Du mußt sie kennen! Sie hat mich zu Dir geschickt?"

„Sie hat Dich — zu mir geschickt?" stammelte Aquila.

Die bisherige Ruhe des Soldaten aber war jetzt einer Ungeduld gewichen, die keinen Aufenthalt mehr ertrug.

„Lebt Claudia? Lebt Claudia? Lebt Claudia?" Dreimal hinter einander stieß er die leidenschaftliche Frage hervor.

Mit Gewalt riß Aquila seine Hände von ihm los, dann hob er beide Arme empor.

„So wahr ich hier vor Dir stehe, so wahr Du da sitzest — Claudia, die gestern am Brandpfahle starb, ist nicht todt, sie lebt heut' und morgen und ewiglich!"

Ein furchtbarer Laut erschütterte das Gemach. Der Riese war aufgesprungen; mit ausgereckten Armen, mit wogender Brust, mit wild verzücktem Gesicht stand er mitten im Raum. Dann, mit einem Sprunge, war er über Aquila her, den er an beiden Schultern ergriff, so daß die dürftige, alte Gestalt in seinen gewaltigen Armen wankte und schwankte.

„Ich will hin zu ihr!" schrie er ihn an, „zeige mir den Weg! Du kannst ihn mir zeigen! Sie hat es mir gesagt!"

Priscilla, die sich vom Boden erhoben hatte, trat erschreckt heran.

„Fremder Mann," sagte sie, indem sie vorsichtig seinen Arm berührte, „thu' meinem Gatten kein Leid."

Der Soldat ließ zögernd die Hände von Aquila's Schultern sinken. Die weiche Frauenstimme schien besänftigend auf ihn zu wirken.

„Wir haben Claudia so geliebt," fuhr Priscilla fort, „sag' uns doch, woher kennst Du sie? Was weißt Du von ihr?"

Der Soldat gab einen dumpfen Laut von sich und trat einen Schritt zurück. Dann fiel er auf den Schemel zurück, auf dem er gesessen hatte. Er warf den Kopf empor und ließ ihn wieder sinken. Man sah, wie die Erinnerung ihn überkam, wie sie den ganzen mächtigen Organismus durchwühlte und durchschütterte. Er setzte zum Sprechen an, aber kopfschüttelnd gab er

den Versuch wieder auf; nur ein erstickter Ton, ein tiefes Seufzen, beinahe ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Endlich stemmte er beide Ellbogen auf die Kniee, stützte das Haupt auf die Hände und drückte die beiden geschlossenen Fäuste vor die Augen.

Aquila und Priscilla ließen ihn schweigend gewähren, obschon ihre Herzen vor Ungeduld brannten. Offenbar hatte der Mann da gestern Abend Claudia gesehen, als sie zum Tode geführt wurde. Mit ehrfürchtiger Scheu beinah betrachteten sie ihn. Seine verworrenen Aeußerungen ließen ja errathen, daß er ihr nahe gewesen in ihrem letzten Augenblick, daß sie noch zu ihm gesprochen hatte, daß seine Ohren es gewesen waren, in die sie ihre schwindende Seele, ihren letzten Seufzer gehaucht hatte. Claudia, das süße Licht in den dunklen Katakomben, der Mittelpunkt aller Liebe und Verehrung der Christianergemeinde, die jetzt, da sie gestorben, wie eine Heilige vor ihrer Erinnerung stand. Die aus ihrer Patricierfamilie herabgestiegen war zu den Armen und Verachteten und gestern ihr schönes, blühendes Leben freiwillig dahin gegeben hatte in den schrecklichen Tod, der all' die Armen und Verachteten verschlang.

Endlich, als er sah, daß der Soldat nicht zu geordnetem Reden zu bringen war, trat Aquila dicht an ihn heran. Vielleicht, daß sich ihm sein Geheimniß durch Fragen entringen ließ. Er legte die Hand auf seine Schulter.

„Du bist von den Leibwächtern des Cäsar," fing er an, „warst Du gestern Abend — dabei?"

Der Soldat richtete das Haupt auf; seine Hände fielen nieder; er nickte.

„Als es — gegen den Abend kam —" seine Worte gingen abgebrochen hervor — „hat man uns hinausgeführt — in die Gärten des Cäsar. Man hat uns gesagt — die Christianer sollten verbrannt werden, weil sie Rom verbrannt hatten."

Wieder verstummte er.

„Und da hast Du Alles mit angesehen?" forschte Aquila weiter.

Der Soldat nickte abermals.

„Man hat uns hingeführt, wo eine Menge Pfähle standen, in einer doppelten Reihe, einer immer dem anderen gegenüber, wie ein Baumgang, wohl fünfzig Schritte breit. Man hat uns gesagt, zwischen den Pfählen würde der Cäsar auf- und abfahren — während —"

„Während?"

Der Soldat blickte vor sich hin.

„Während die Christianer an den Pfählen brennten."

„Und da solltet Ihr hinter dem Cäsar hergehen," fragte Aquila, „während er auf- und abfuhr?"

„Nein, wir sollten an die Pfähle treten, ein Jeder von uns an einen Pfahl, und dann sollten wir das Reisig, womit sie umgeben waren, anzünden."

„Dazu hat er Euch gebraucht?" fuhr Priscilla unwillkürlich heraus.

Der Soldat blickte sie an, dann zuckte er mit den Achseln.

„Vielleicht, daß er gefürchtet hat, es könnte ihm etwas von den Christianern geschehen — er ist ja so feige."

Ein Zucken ging um seinen Mund; er warf das Haupt zur Seite.

„Und da haben sie Dich an einen der Pfähle gestellt?“ nahm Aquila seine Fragen wieder auf.

Der Soldat behielt das Haupt abgewendet; seine Finger klammerten sich um die Kniee, auf denen seine Hände lagen.

„Und nun hatte ich gedacht“ — sagte er mit bleiernem Ton — „nach Allem, was sie von den Christianern gesagt hatten — sie müßten aussehen wie Räuber und Mörder, und als ich an den Pfahl kam — war an dem Pfahl — ein Weib.“

Todtenstille trat in dem Zimmer ein.

Das weltverlorene Träumen stieg wieder in den Augen des Soldaten auf; dann ging etwas wie ein irres Lächeln über sein Gesicht.

„Und daß das keine Mordbrennerin war — das erkannte ich wohl.“

Er senkte die Augen tiefer, als wenn er sich schämte.

„Sie hatten ihr ja beinah' Alles vom Leibe gerissen; ihr Gewand und ihre Schuhe lagen an der Erde, vor dem Pfahl, und das Gewand und die Schuhe, das Alles war so kostbar und so schön und fein, wie es die vornehmen Frauen tragen, wenn sie in den Straßen gehen. Und da erkannte ich, daß es eine vornehme Frau sein mußte — und nun — stand sie so vor mir da.“ Lautlos ballten sich seine Hände; er schüttelte das Haupt. „Daß sie so an einem Weibe thun konnten — denn wenn nicht das Reisig gewesen wäre und das Dornengeflecht, das um sie herum gehäuft war, bis an den Hals, und ihren Leib verbarg —“

Er brach ab; die keusche Seele bäumte sich in ihm auf und jagte eine Blutwelle über sein Gesicht.

„Diese Römer,“ murmelte er, „was für Menschen das sind!

„Darauf,“ erzählte er weiter, „ist ein römischer Centurio mit einer Fackel gekommen, und die hat er mir in die Hand gegeben, und er hat gesagt: ‚Paß auf, wenn's nachher ganz dunkel wird, und der Cäsar in den Garten gefahren kommt, dann wird Einer laut rufen: ‚Zündet an!‘ Wenn Du das hörst, dann wirst Du die Fackel in die Dornen hineinstoßen, da unten, siehst Du, wo das Pech und das Harz darauf geschüttet ist, damit es rasch aufflammt — verstehst Du?

„Und das Alles,“ fuhr der Soldat fort, indem er noch immer wie vor etwas Unbegreiflichem den Kopf schüttelte, „sagte er ganz laut, so daß sie jedes Wort hören und verstehen mußte, was mit ihr geschehen sollte. Und darum, als nun der Centurio gegangen war, und ich zu ihrem Gesicht aufschaute — denn ich hatte sie noch nicht angesehen bis dahin — meinte ich, ich würde in ihrem Gesicht so etwas sehen, wie fürchterliche Angst — und wie ich nun hinsah — und wie sie mich ansah — war es so anders.“

Die letzten Worte verloren sich in einem Flüstern. Er schien wieder verstummen zu wollen. Jetzt aber war die Ungeduld über seine Zuhörer gekommen. Aquila schüttelte ihn an der Schulter, als wollte er ihn wecken.

„Wie war ihr Gesicht? Was sahest Du in ihrem Gesicht?“

„Beinah' — als wenn sie sich freute,“ erwiderte der Gefragte langsam.

Er rieb sich die Stirn. „Ich kann's nicht so beschreiben" — und es war, als suchte er in seiner Unbehülflichkeit den Ausdruck, der all' das Fabelhafte beschreiben sollte, was er erlebt und gesehen hatte. „So etwa — wie ein Kind, wenn es neugierig ist und auf etwas wartet und — ungeduldig darauf ist. Und weil sie mich so immerfort ansah — und — weil sie mir doch so leid that, so sagte ich zu ihr: ‚Warum siehst Du mich so an?' Und darauf sprach sie" —

Jählings unterbrach er sich. Er konnte nicht weiter sprechen; ein Würgen war in seiner Kehle.

„Die Stimme," keuchte er vor sich hin.

Aquila wollte wieder mit Fragen über ihn herfallen; aber mit der Hand schlug der Soldat durch die Luft, als sollte er es lassen, als wäre jede Frage ein körperlicher Schmerz.

„Die Stimme —" und wie er schnaufend und gurgelnd das Wort wiederholte, war es, als klänge aus den ungefügen Lauten der süße Ton einer Frauenstimme heraus, ein ferner, verhallender Ton, wie das Gezwitscher eines Vogels, der sich in Lüften verliert.

„Darauf sprach sie," fuhr er endlich fort, ‚ich sehe Dich an, weil ich so begierig gewesen bin, zu wissen, wie der aussehen würde, der mir das Paradies aufschließt'."

„Das Paradies," sagte Aquila, indem er die Hände ineinander drückte und seine Frau ansah.

„Das Paradies," wiederholte Priscilla.

„Und weil ich sie nicht verstand," berichtete der Soldat weiter, „fragte ich sie: ‚was ist das, wovon Du sprichst?'"

„Darauf sagte sie: ‚Das ist ein Garten, so wundervoll, wie Du nie einen gesehen hast und nie sehen wirst auf Erden. Da sind ewig grüne Wiesen und schattige Bäume, und niemals ist Winter dort und niemals Sonnenbrand und Hitze. Und wenn man tausend Jahre wandert und tausend und abertausend dazu, nie kommt man an das Ende von dem Garten. Und in dem Garten sind Wesen, wie Du sie nie gesehen hast, wie Jünglinge anzuschauen, mit weißen Flügeln an den Schultern, mit großen, weißen Flügeln — und die fliegen hin und fliegen her, bald einzeln und dann wieder in Scharen, so wie die Tauben.'

„Das Alles sprach sie, und weil ich es nicht verstand, meinte ich, sie träumte, und die Angst vor dem Tode hätte ihr den Geist verstört. Aber als ich wieder die Augen zu ihr erhob, und sie mich ansah, da erkannte ich, daß sie klar bei Sinnen war, und darum fragte ich sie: ‚Wo ist denn der Garten, von dem Du sagst?'

„Darauf beugte sie den Kopf zurück, so weit sie es an dem Pfahl vermochte und blickte hinauf; da war eben der Abendstern am Himmel aufgegangen. Und sie sagte: ‚er ist dort oben. Siehst Du, jetzt ist nur ein Stern erst zu sehen, bald aber werden mehr kommen und immer mehr und endlich unzählige; dann wird es ein Flimmern und Leuchten sein. Und über all' den unzähligen Sternen und all' dem Flimmern und Leuchten, da ist der Garten, von dem

ich Dir gesagt habe. Und sobald ich gestorben sein werde hier unten, werden die Engel kommen, von dort oben, wie ein Schwarm, so werden sie kommen und werden mich an den Händen nehmen und mit mir hinauffliegen, und heut' Abend noch werde ich bei ihnen sein in dem schönen, herrlichen Garten.'"

Wieder schwieg der Soldat eine Zeit lang; dann nahm er das kleine Kreuz, das ihm aus der Hand gefallen war, und das Priscilla an sich genommen hatte, aus deren Händen.

„Und nun hatten sie ihr die Arme angebunden," fuhr er fort, indem er wieder am Querbalken des Kreuzes entlang fuhr — „so. Und als sie so sprach, da regte sie ihre Arme; und die waren so weiß, und es sah aus, als wären es zwei weiße Flügel an ihren Schultern, und es sah aus, als würde sie davon fliegen und hinauf, so wie sie stand — und von da an — habe ich nicht anders gekonnt — ich habe sie ansehen müssen, immerfort, bis zu dem Augenblick — da —"

Das Haupt sank ihm herab, jählings, als hätte der Nacken die Kraft verloren, es zu tragen, bis herab auf die Arme, die auf den Knieen lagen, so daß er ganz zusammengekrümmt saß; und der zusammengekrümmte mächtige Körper schüttelte sich, das Haupt warf sich auf den Armen hin und her, daß das blonde Haar nach rechts und nach links flog, und aus der zusammengewirrten Masse drang ein Stöhnen hervor, ein Grollen und Schlucken und Schluchzen, daß er den beiden Alten, die ihm zusahen, wie ein Thier aus dem Urwald erschien, dem ein Spieß in die Weichen gejagt worden ist, und das ächzend an der Wunde verendet.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam.

„Und weil sie nun so fröhlichen Tones sprach, während sie doch Alles gehört hatte, was der Centurio zu mir gesagt, und all' die schrecklichen Vorbereitungen sah, und weil ich das Alles nicht begreifen konnte und Alles mir so wunderbar erschien, da sagte ich zu ihr: ‚Fürchtest Du Dich denn nicht vor dem, was Dir geschehen soll?'

„Und darauf" — der Soldat riß die Augen weit auf und sah erst Aquila, dann Priscilla mit langsamem Blick an, als wollte er sie zu Zeugen nehmen für das, was er jetzt sagen würde — „und darauf — hat sie gelacht."

„Sie hat gelacht," wiederholte Aquila in athemlosem Staunen, indem er wieder auf Priscilla blickte. Diese wiegte schweigend und in stummer Bewunderung das Haupt.

„Ja," fuhr der Erzähler fort, „aber nicht laut; so — ich weiß nicht, wie ich's beschreiben soll, — ein Kichern etwa — wie wenn Jemand aus seinem Innern lacht, weil er fröhlich in seinem Herzen ist. Und darauf sagte sie zu mir: ‚Ach, wenn Du wüßtest, mein Bruder, wie selig mein Herz ist, dann würdest Du begreifen, warum ich mich nicht fürchte. Denn in einer Stunde, siehst Du, werde ich nun bei Dem sein, nach dem meine Seele verlangt hat, so lange ich lebe.'

„Und weil ich sie wieder nicht verstand, fragte ich sie: ‚Wer ist das, von dem Du sprichst?'

„Da nickte sie mir zu und sagte: ‚Das ist ja der Herr des Gartens, von dem ich Dir erzählt habe, der das große Wunder in die Welt gebracht hat, daß die Menschen nicht mehr todt bleiben, wenn sie gestorben sind, sondern wieder auferstehen. Hast Du von Christus noch nichts gehört?'

„Und weil ich noch nichts von ihm gehört hatte, schüttelte ich das Haupt.

„Da beugte sie sich zu mir nieder, soweit als sie es in den Stricken vermochte, in denen sie gebunden war, und so, daß ich ihren Hauch auf meinem Gesicht spürte, und daß ihre Augen ganz dicht über meinen Augen waren, so nah war mir ihr Gesicht — so nah — und dann flüsterte sie zu mir: ‚Ach, Du mein Bruder, wenn Du doch thun wolltest, wie ich Dir sage; was für ein glückseliger Mensch Du werden würdest mit einem Male. Geh' doch hin, wenn ich gestorben sein werde, da, wo Aquila wohnt, der Teppichweber, draußen an der Appischen Straße, am vierten Meilenstein, und sag' ihm, daß Claudia Dich zu ihm schickt, und daß er Dir sagen soll von Christus und Dich taufen und Dich aufnehmen soll in unsere Gemeinschaft, damit Du auch so glücklich wirst, wie wir Anderen es sind.'"

Mit einem erstickten Schrei fiel Aquila über den Soldaten her; beide Arme schlang er um seinen Hals, und er drückte die Lippen auf seinen blonden Scheitel.

„Mein Bruder!" rief er, „mein Bruder!"

Priscilla hatte sich vor dem Soldaten niedergekniet und streichelte ihm die Hände, und es dauerte eine geraume Zeit, bis der Ansturm von Zärtlichkeit sich so weit gemäßigt hatte, daß Jener fortfahren konnte.

„Und weil sie mich nun immer Bruder nannte und ich das nicht verstand, so sagte ich zu ihr: ‚Du bist eine vornehme Frau und ich nur ein armer Soldat und nicht einmal ein Römer, und Du nennst mich Deinen Bruder?'

„Und da lachte sie wieder, so wie sie vorher gelacht hatte, und sagte: ‚Du bist mein Bruder, und ich bin Deine Schwester; die Menschen haben alle einen einzigen Vater, und der wohnt da oben in dem herrlichen Garten. Und weil wir das wissen, wir Christianer, und diese Römer es nicht wissen, darum eben sind wir ja so viel, viel glücklicher als sie. Denn wenn wir auf der Straße an einander vorübergehen, siehst Du, dann winken wir uns mit den Augen zu, und Einer sagt zum Anderen, ohne daß er ein Wort zu sprechen braucht: ‚Ich liebe Dich.' Und wo wir auch gehen und stehen, überall und immerdar ist ein Singen und Klingen um uns her, wie eine leise, liebliche Musik. Und das kommt daher, siehst Du, weil diese Römer denken, die Luft rings um die Menschen her sei leer und todt, und weil sie das nicht ist; sondern sie ist erfüllt von Tausenden und Abertausenden und unzähligen Geistern, die immerfort um uns sind und mit uns sind und leise zu uns sprechen, und die wir nur nicht sehen können, solange wir noch diesen Leib an uns tragen. Und sobald wir aber diesen Leib von uns gethan haben, dann mit einem Male sehen wir sie und fühlen sie und sehen und gewahren, wie reich die Welt Gottes eigentlich ist, wie wundervoll, wie herrlich!'

„Und als sie so sprach, da regte sie wieder die Arme, und es sah aus, als ob sie die Arme ausbreiten wollte und um meinen Hals legen wollte; und wie ich ihre Augen sah, die so in meine Augen blickten, und ihre Stimme hörte, die so lieblich klang, wie ich nie etwas gehört hatte zuvor — da war mir plötzlich, als ob ich zum ersten Male das Alles verstand, was sie mir sagte, und als ob Alles rings um mich her ganz anders aussah, als es ausgesehen hatte zuvor, und da sagte ich zu ihr: ‚Wenn ich zu Aquila gehe und ein Christianer werde wie Du, werde ich dann auch in den Garten kommen, dahin Du nun gehst?‘

„Und da nickte sie und lachte, und ihre Glieder zuckten am Pfahl, und sie sagte ‚ja! ja! ja!‘

„‚Und wenn ich dann komme,‘ habe ich weiter gefragt, ‚wirst Du mich dann wiedererkennen da oben und Dich nicht abwenden von mir?‘

„Und darauf that sie, wie sie eben gethan hatte, und sagte: ‚An der Pforte des Gartens will ich warten, bis daß Du kommst. Und wenn Du kommst, will ich Dir entgegenfliegen und Dich an der Hand nehmen und hineinführen in den Garten. — Wirst Du bald kommen? Bald?‘

„Da habe ich die Arme um sie thun wollen, aber wegen der Dornen, die um sie her waren, konnte ich es nicht, und ich habe gesagt: ‚Ich will zu Dir kommen, ich will zu Dir kommen, sobald als ich kann, und ich will nie von Dir hinweggehen, sondern sein, wo Du bist, ewig! ewig!‘

„Und als wir so zu einander sprachen, da entstand plötzlich ein Lärm rings um uns her, und ich hörte, wie sie vom unteren Ende des Gartens riefen: ‚Zündet an! zündet an!‘

„Und es schien, daß sie schon öfters so gerufen hatten, und nur wir hatten nicht darauf geachtet, denn rechts und links von uns an den Pfählen loderte es schon auf von Flammen; und dann fingen die Römer, die hüben und drüben hinter den Pfählen standen und zuschauten, zu schreien an, wie brüllende Thiere; und die Christianer an den brennenden Pfählen warfen die Köpfe zurück und riefen etwas zum Himmel hinauf — ich weiß nicht, was es war, aber es war immer ein und dasselbe Wort, und sie riefen es alle. Und es war ein Getöse, wie ich es nie vernommen hatte irgendwann, und da kam auch der Cäsar in den Garten gefahren auf seinem Wagen, der ganz von Gold war, und acht weiße Rosse davor.

„Und als ich nun so stand und wie betäubt war in meinem Kopf, da rief sie mir vom Pfahle zu: ‚Mein Bruder, Du mußt anzünden! Zünde an!‘

„Und da gedachte ich an das, was mir der Centurio gesagt hatte — und ich wollte die Fackel hineinstoßen in die Dornen — und da — konnte ich es nicht.

„Und inzwischen war der Wagen des Cäsar schon ganz nah' gekommen, beinah' bis zu uns heran; da rief sie noch einmal und sagte: ‚Eile Dich, mein Bruder, warum eilst Du nicht? Hörst Du nicht, wie meine Brüder Hosiannah rufen? Siehst Du nicht, wie sie hinaufffliegen? Soll ich ausgeschlossen bleiben aus dem Garten? Ich allein?‘

„Und da wandte ich das Haupt ab, damit ich sie nicht mehr sah — und nahm die Fackel — und stieß sie in die Dornen, ihr zu Füßen, wie der Centurio es mich gewiesen hatte — und kaum, daß ich so gethan, da schlug auch das Feuer auf, und die fressende Gluth warf sich über ihre Füße und leckte wie eine Zunge bis zu ihren Knieen hinauf — und da hörte ich — hinter mir —," der Soldat saß mit starr aufgerecktem Oberleibe; seine Arme waren ausgestreckt, seine Hände zu Fäusten gekrampft; seine Augen gingen rollend in ihren Höhlen.

„Da hörte ich — hinter mir — wie wenn ein Glas zerspringt — solch' ein leiser Ton — solch ein schriller Ton — und als ich mich umwandte, da sah ich sie — und ihr Haupt war zurückgesunken — ihre Augen geschlossen — ihre Glieder flogen am Pfahl und wanden sich in den Stricken — und von der Stirn rann ihr der tödtliche Schweiß. Und als ich das sah und sah, wie schrecklich das war, was sie erlitt, da sprang ich mit meinen Füßen in die brennenden Dornen hinein und trat sie in die Erde und stampfte das Feuer nieder, bis keine Flamme mehr war und kein Funke, der ihr weh thun konnte, und mit meinen Händen riß ich die Dornen herab, die um sie waren. Und als ich so that, da kam sie wieder zu sich und schlug die Augen auf und sagte: ‚Ach, was thust Du, mein Bruder? Warum läßest Du mich nicht sterben und hingehen zu ihm, der meiner wartet dort droben?'

„Und weil nun keine Dornen mehr waren zwischen ihr und mir, so that ich meinen Arm um sie her und hielt sie in meinem Arm, und ihr Haupt sank herab zu mir, daß ich es fühlte auf meiner Brust — und hier hat es gelegen —"

Mit der linken Hand griff der Soldat an seine rechte Achsel und preßte seine Hand auf eine Stelle seiner Brust unterhalb der Achsel.

„Hier hat ihr Haupt gelegen — an der Stelle!

„Und ich sagte zu ihr: ‚Sei ruhig, Du sollst auch sterben, denn ich sehe wohl, daß es nicht anders sein kann, aber nicht durch Feuer sollst Du sterben und in so gräßlicher Qual, sondern durch meine Hand. Denn bei uns zu Lande ist es ein edler Tod, wenn man von eines Mannes Händen durch das Schwert stirbt. Und so sollst Du sterben; denn Du bist ein edles Weib, und ich liebe Dich, ich liebe Dich, wie ich nie einen Menschen geliebt habe und lieben werde hinfort. Und darum, weil Du den heiligen Christus liebst, will ich ihn lieben so wie Du, und ich will ein Christianer werden und zu Dir kommen in den Garten.'

„Und derweilen ich so sprach, hatte ich mit der Linken das Schwert hervorgezogen, das ich an der Seite trug; und wie ihr Haupt an meiner Schulter lag und ihr Gesicht an meinem Gesicht, habe ich mit meinem Munde ihren Mund geküßt und zu ihr gesprochen: ‚Fahre wohl, Claudia, bis wir uns wiedersehen; wirst Du warten, daß ich komme?'

„Und da hat sie mich noch einmal angesehen — mit den Augen hat sie mich angesehen — mit den Augen — und hat gesagt: ‚Claudia wird warten.'

„Und darauf habe ich die Spitze meines Schwertes wider ihre Brust erhoben, gerade dahin, wo ich wußte, daß ihr Herz in der Brust war, und

weil keine Hülle darüber war und nichts, was dem Schwerte widerstand, so drang es mit einem Stoße mitten in ihr Herz, und sie hat noch einmal in meinem Arme gezuckt — und dann — mit einem Seufzer — war sie dahin."

Der Soldat war während des letzten Theiles seiner Erzählung vom Schemel aufgesprungen; hoch aufgerichtet stand er; von den Lippen, die anfangs so unbehülflich gestammelt hatten, gingen die Worte wie ein rasender Sturm; nicht zu Aquila hatte er gesprochen, nicht zu Priscilla, seine starrenden Augen gingen über die beiden hinweg, hinaus — wohin? In die Welt hinaus, in die geheimnißvolle, wunderbare Welt, von der sie ihm geplaudert und gesagt hatte, wie wundervoll sie wäre, wie herrlich und reich.

Jetzt aber, als das letzte Wort heraus war, das „sie war dahin", brach er plötzlich wie ein gefällter Baum zu Boden, die Arme auf den Schemel geworfen, das Haupt in die Arme gedrückt. Und so lag er und sah nicht, wie die beiden Alten sich mit stummen Blicken über ihn hinweg verständigten, und hörte nicht, wie sie leise hinausgingen in die Nebenkammer und von da zurückkehrten, ein Gefäß in den Händen, mit Wasser gefüllt. Und erst, als er fühlte, wie sich das Haar auf seinem Scheitel feuchtete, hob er das Haupt und blickte auf.

Aquila stand neben ihm. Mit der Hand, die er in das geweihte Wasser getaucht hatte, zeichnete er ihm das Kreuz auf Haupt und Stirn; dazu murmelte er die Gebete, die gesprochen wurden, wenn ein Täufling Aufnahme in der Christianer-Gemeinde fand.

Schweigend ließ der Soldat ihn gewähren. Die drei Menschen waren so in ihr Thun versenkt, daß sie das Geräusch von Schritten und das Gemurmel von Stimmen nicht hörten, die sich dem Hause näherten. Erst, als die Thür mit einem Schlage von draußen aufgestoßen wurde, fuhren sie empor.

In der Thür standen drei römische Prätorianer-Soldaten.

Ob es das wundersame Schauspiel war, was sie verblüffte, oder ob in den Augen des germanischen Riesen, der noch immer knieend am Schemel lag und sie mit stummen, drohenden Blicken musterte, etwas war, das sie warnte — die Römer blieben am Eingange stehen, einer über die Schultern des Anderen blickend.

Endlich trat Derjenige, der zuvorderst von den Dreien stand, einen Schritt näher.

„Bist Du Aquila, der Christianer?" fragte er.

Der Alte verneigte sich.

„Der bin ich."

„Und das Weib da? Deine Frau? Auch Christianerin?"

Aquila schwieg und wandte die Augen auf Priscilla, als wollte er ihr selbst die Antwort überlassen.

„Auch Christianerin," erwiderte sie in leiser Ergebung.

„Also macht Euch fertig — Ihr müßt mit," sagte der Prätorianer.

Jetzt aber richtete sich der blonde Mann hinter dem Schemel auf. Er that es langsam, aber in der langsamen Bewegung war etwas Gefährliches, beinah Unheimliches.

„Laß den alten Mann in Frieden," sagte er zu dem Prätorianer, „und die Frau. Sie haben Euch nichts zu Leide gethan. Was Ihr von den Christianern erzählt, daß sie das Feuer angezündet haben sollen, das ist Alles nicht wahr; das habt Ihr erdacht und erlogen — Ihr — Römer Ihr."

In seiner Stimme war ein dumpfes Grollen, so etwa wie das tiefe Knurren eines Wächterhundes, der den Eindringling zur Vorsicht mahnt.

Der Prätorianer sah ihn mit einem kurzen Blick von der Seite an; es schien ihm das Beste, den unbequemen Menschen nicht weiter zu beachten.

„Vorwärts," sagte er, indem er die Hand nach Aquila ausstreckte — in demselben Augenblick aber flog er gegen die Wand des Zimmers, daß ihm der Panzer krachte und seine linke Wange, die an die Wand geschlagen war, weiß von Kalk wurde.

Der blonde Riese stand vor ihm. Seine Glieder reckten sich; er sah noch riesenhafter aus als vorher.

„Hast Du nicht gehört, was ich Dir gesagt habe, daß Du den alten Mann in Frieden lassen sollst?"

Mit einem wüthenden Aufschrei wandte sich der Römer gegen ihn; er unterlief ihn, schlang beide Arme um seinen Leib, und es begann zwischen den Beiden ein Ringkampf auf Tod und Leben.

Er dauerte indessen nur wenige Secunden, denn plötzlich erdröhnte ein Schlag, wie wenn der Fleischhauer mit der Keule Knochen und Fleisch zermalmt — von der Faust des Riesen ins Genick getroffen, taumelte der Prätorianer und rollte bewußtlos an den Boden.

Jetzt kamen die beiden Anderen, die wie erstarrt gestanden hatten, zur Besinnung. Mit gellendem Schimpfen fuhren sie gegen den Germanen los.

„Was fällt Dir ein, Du Hund, der an die Kette gehört? Nimmst Du Partei für die Christianer?"

Sie rissen die Schwerter heraus.

Beim Anblick des nackten Stahls aber wachte der Berserker in ihm auf. Er sprang einen Schritt zurück, riß das lange, schmale Schwert aus der Scheide und schwang es wirbelnd um sein Haupt.

„Christianus sum," brüllte er, daß es bis auf die Straße hinaus erscholl. Einen neuen Schlachtruf hatte er gefunden; seine Augen unterliefen mit Blut; aus dem verzerrten Gesicht leuchtete eine unbändige Wildheit.

„Rache für Claudia! Jetzt kommt das Sterben an Euch!"

Ein Wehgeheul folgte dem Wort; ein zweiter Prätorianer wälzte sich am Boden. Das Schwert des Germanen hatte ihn zwischen Achsel und Hals getroffen, so daß der Arm herabhing.

Im Augenblick aber, als er den Streich führte, hatte der Dritte ihn von der Seite angelaufen, und unter dem Panzer, der sich in die Höhe geschoben, rannte er ihm die Klinge seines Schwertes bis an das Heft in den Leib.

Ein Fußtritt, der den Prätorianer bis auf die Schwelle der Thür schleuderte, war die Antwort auf den meuchlerischen Stoß, dann brach der Riese dröhnend zur Erde, während der Römer, sinnlos vor Entsetzen, zum Hause hinauslief und draußen verschwand.

In Aquila's Schoß ruhte das blonde Haupt des Sterbenden; seine Augen waren geschlossen, und wie das strömende Blut aus der breiten Wunde ging, verlor sich die Wildheit, die sein Gesicht verzerrt hatte, und die Züge dieses Gesichts traten wieder hervor, so wie sie gewesen waren, aber noch edler beinah, noch schöner und beinah kindlich. Priscilla kniete zu seiner Rechten und hielt die mächtige Hand, die jetzt so matt und langsam erkaltend in ihren schwachen Händen lag.

Endlich schlug er die Augen auf.

„Es rauscht," sagte er — „es rauscht."

Die beiden alten Leute gaben keinen Laut von sich; eine ehrfürchtige Scheu hielt sie ab, die Bilder zu stören, die vor seiner scheidenden Seele aufgingen. Liebliche Bilder schienen es zu sein, denn in seinen Augen war ein leuchtender, wie aus der Tiefe seines Wesens quillender Glanz.

„Von den Flügeln," sagte er mit lallender Zunge, „an ihren Schultern — weiße Flügel — große — weiße —"

Dann sah man, wie ein Bestreben über ihn kam, sich aufzurichten, Jemandem entgegen, der ihm entgegen kam, unsichtbar Allen und sichtbar nur für ihn — aber das Haupt vermochte sich nicht mehr zu erheben, die Arme waren zu schwach geworden, sich auszubreiten und zu umfangen — nur die Lippen regten sich noch stammelnd und flüsterten den geliebten Namen — „Claudia" —

Der gewaltige Leib reckte sich; dann lag er ruhig und still, und um das erstarrende Antlitz spielte ein Lächeln, wunderbar, unergründlich, geheimnißvoll — hatte sie Wort gehalten? War sie ihm entgegen gekommen, und wandelten sie nun, Hand in Hand da, wo kein Winter mehr war, kein Sonnenbrand und keine Hitze, in dem schönen, dem herrlichen Garten?

Abenddämmerung.

Erinnerung an Maxime Du Camp.

Von

Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Das Ende des Jahrhunderts hat einen allgemeinen Niedergang der schönen Literatur zu verzeichnen. Spanien ausgenommen, über dessen sehr merkwürdige literarische Bewegung uns hoffentlich bald in Deutschland eine berufene Feder Bericht geben wird, sind alle Culturmächte Europa's von dieser Erscheinung betroffen: Frankreich nicht zuletzt. Es hat keinen Chateaubriand, keinen Lamartine, keinen Alfred de Musset, keinen Victor Hugo mehr. Die Dumas, George Sand, die Balzac und Flaubert sind todt. Die Kammer hat keinen Guizot, keinen Thiers oder Montalembert, keinen Berryer mehr; auf der Kanzel von Notredame ist kein Lacordaire, nicht einmal mehr ein Ravignan oder Dupanloup aufgetreten. Prosper Merimée, Sainte-Beuve und Taine haben in der literarischen Kritik Nachfolger, aber keine Ebenbürtigen.

Transierunt! Und doch würde man dem Frankreich von 1895 Unrecht thun, wollte man das Erbleichen der literarischen Sterne erster Größe als alleinigen Maßstab für Beurtheilung seines geistigen Lebens ansehen.

Wer die wissenschaftliche Arbeit der Franzosen seit einem Vierteljahrhundert beobachtet hat, wird nicht den Eindruck eines intellectuellen Niedergangs haben. Im Gegentheil. Ich muß es Anderen überlassen, die Leistungen unserer westlichen Nachbarn auf dem Gebiete der exacten und experimentellen Wissenschaften zu beurtheilen. Auf dem Gebiet der historischen und archäologischen Wissenschaften, auf dem ich glaube mitreden zu dürfen, und nicht minder auf dem der Volkswirthschaft hat sich ein Proceß vollzogen, der höchst beachtenswerth ist. Die französische Geschichtswissenschaft und Archäologie hatte auch vor 1870 große und glänzende Namen aufzuweisen. Aber sie waren erdrückt durch das Gewicht des sie umgebenden Dilettantismus. Es gab wenige geschulte Philologen und Alterthumsforscher. Ganze Wissenschaften, wie die vergleichende Sprachwissenschaft, selbst die romanische Philologie, lebten nur von dem Ausland.

Das Alles ist anders geworden.

Heute verfügt Frankreich über einen wohlgeschulten Stab trefflicher Philologen, Orientalisten, Archäologen. Die seit den letzten zwanzig Jahren gegründeten französischen Schulen in Rom und Athen haben eine große Zahl hochachtbarer Gelehrten erzogen. Die Denkmäler Aegyptens, Griechenlands, Mesopotamiens werden von vorzüglichen Specialisten bearbeitet. Treffliche Epigraphiker ergänzen das bewundernswerthe Werk der auf die Erforschung der Inschriften gerichteten deutschen Forschung. Die Methode der deutschen Kunstgeschichte ist durch die E. Müntz, de Lasteyrie u. A. in Frankreich eingebürgert. Die christliche Archäologie verehrt, nach de Rossi's Hinscheiden, in dem ehrwürdigen Edmond Le Blant ihren Nestor.

Auch die Theologie hat sich wieder erhoben. Sie war in Frankreich, seit 1789, so gut wie nichts mehr. Die Zerstörung der theologischen Lehranstalten durch die Revolution und die durch die napoleonische Regierung geschaffene erniedrigende Unselbständigkeit des Clerus ließ eine eigentliche Wissenschaft nicht aufkommen. Wenige Werke, wie etwa diejenigen Carrière's, ausgenommen, wird die gesammte theologische Literatur der Franzosen, welche der Zeit zwischen 1789 und 1870 angehört, verdienter Vergessenheit anheimfallen. Man nährte sich noch mit Phrasen und Declamationen, die man dem großen Bossuet abgelernt; aber von seinem Geiste war nichts mehr da, positives Wissen und Kritik fehlten gänzlich. Wer ein Bild dieser Zustände haben will, möge die beiden kirchengeschichtlichen Werke von Darras und Rohrbacher lesen: beides umfangreiche, viele Bände zählende Darstellungen, die so und so oft aufgelegt wurden, und die beide wissenschaftlich vollkommen null sind. Alles ohne Kritik und Alles aus zweiter und dritter Hand gearbeitet.

Auch das ist anders geworden. In L. Duchesne besitzt die französische Theologie, seit Mabillon, ihren ersten großen Kritiker. Seine Ausgabe des „Papstbuchs" bleibt ein Musterwerk der heutigen Wissenschaft. Seine Forschungen über die Anfänge des Christenthums in Gallien bedeuten das endgültige Begräbniß zahlreicher Fabeln. Die heutige Kirche hat für solche Männer weder Ehren noch Verwendung; desto besser, sie bleiben deshalb um so sicherer dem Priesterthum der Wissenschaft erhalten.

Es ist nur ein Ausschnitt aus dem großen Felde der Gesammtwissenschaft, welchen ich überschauen kann, aber auf diesem Raume stellt sich für Frankreich in dem letzten Vierteljahrhundert der Uebergang von einer vorwaltend dilettantenhaften, declamirenden, meist hohlen und unstichhaltigen Literatur zu einer hochachtbaren, intensiven, von den richtigen Principien geleiteten, von großer Energie getragenen geistigen Arbeit dar.

Eine solche Erscheinung fordert unser höchstes Interesse heraus; sie kann für jeden anständigen Deutschen nur erfreulich sein. Die Franzosen bilden sich vielfach ein, Deutschland könne nicht ruhig schlafen neben einem zu geistiger Thätigkeit erwachten, emporstrebenden, glücklichen Frankreich. Nichts ist unrichtiger. Was uns bedroht und stets bedrohen wird, ist die bei der Beweglichkeit des gallischen Temperaments nie ausgeschlossene Möglichkeit, daß eine turbulente Minorität den gesunden Sinn der französischen Nation vor-

übergehend verführt oder terrorisirt; vor der gesunden, ehrlich arbeitenden, die Augen dem Lichte öffnenden Nation haben wir keine Angst. Ich glaube, so denkt bei uns Alles, vom Kaiser bis zum Bauer. Vom Kaiser weiß es Jeder, der es wissen will: hätte Frankreich keinen schlimmeren Feind als ihn, so könnte es seine Armee nach Hause schicken und seine schöne Marine an den Meistbietenden verkaufen. Die deutsche Bildung, mit der der Geist des Kaisers erfüllt ist, ist sich vollkommen dessen bewußt, welchen unermeßlichen Antheil Frankreich an der geistigen Cultur Europa's hatte und noch hat; sie weiß, daß es Barbarei wäre, dies Element zu verkennen oder es zerstören zu wollen.

Das arbeitende Frankreich ist uns darum ein geistiger Bundesgenoß, auch wenn die Beziehungen des Quai D'Orsay zu unserm Reichskanzleramt noch immer kühl und zurückhaltend sind. Die Männer aber, welche Frankreich der hohlen Phrase entwöhnt und zu ehrlicher geistiger Arbeit angeleitet und geführt haben, sind, wie Frankreichs Wohlthäter, so Deutschlands Freunde, ob sie es wollten oder nicht.

Unter diesen Männern sind Wenige, die es an wahrem Verdienst mit dem Akademiker aufnehmen könnten, der viele Jahre hindurch in dem schönen Baden unser Gast und fast Mitbürger gewesen ist, und der, früher als es seine kräftige Constitution erwarten ließ, uns am 8. Februar 1894 entrissen wurde; genau am Jahrestage seiner Geburt, welche auf den 8. Februar 1822 fiel.

Ich will nicht das Leben Du Camp's erzählen. Er selbst hat das bekanntlich, wenigstens soweit seine literarische Laufbahn in Betracht kommt, gethan[1]). Denn die „Souvenirs littéraires" handeln im Grunde nur von dem Entwicklungsgang des Schriftstellers, den Vorgängen und Elementen, welche sein literarisches Wesen bedingt haben, den Tendenzen, welchen der Autor gedient hat; die persönlichen Schicksale des Verfassers, namentlich das, was sich seit dem Tode seines Freundes Flaubert zugetragen, das, was ihm der Aufenthalt auf deutschem Boden gewesen, treten in diesen „Souvenirs" vollkommen zurück. Den ganzen Maxime Du Camp lernt man nicht aus ihnen kennen. Ohne mit ihm verkehrt zu haben, konnte ihn überhaupt Niemand kennen und in seiner Art beurtheilen. Als Schriftsteller gab er ein gutes Stück von sich dem Publicum dahin; aber es blieb noch genug übrig, was man nur in seinem Heim studiren und genießen konnte.

Als ich Maxime Du Camp zum letztenmal im Herbst 1892 in Baden-Baden sah, frug ich ihn, was er jetzt schreibe. „Ein Buch für die Kinder," antwortete er. Einige Monate später erschien sein „Crépuscule — propos du Soir". Das Buch ist sein Testament gewesen. In seiner Art in der That ein Buch für die Kinder, d. h. für die französische Jugend, welcher der Verfasser am Abend eines reichen, über viele kostbare Beobachtungen verfügenden Lebens, eindringlich Dasjenige predigt, was der Inhalt seines Lebens gewesen: Unter-

[1]) Für deutsche Leser hat Hr. Geh. Reg.-Rath Wilhelm Haape in der „Allgem. Zeitung" 1894, Nr. 159 und 160, eine gute Darstellung von Du Camp's Leben und seiner schriftstellerischen Thätigkeit gegeben; der Aufsatz ist auch als Sonderabdruck in Baden-Baden, Verlag von D. R. Marx, 1894 (mit dem Bildnisse Du Camp's) erschienen.

werfung unter das Gebot der Pflicht, ehrliche, gewissenhafte Arbeit, selbstlose Hingabe an die höchsten Ideale der Menschheit.

Diese „Abendgespräche" stehen, literarisch betrachtet, nicht auf der Höhe der „Souvenirs", deren Darstellung frischer und sprühender, deren Farben mannigfaltiger und kräftiger sind. Sie stellen auch keineswegs eine systematische Arbeit dar, wie die auf eingehendster Erforschung eines großartigen Materials beruhenden Werke Du Camp's über Paris, sein Leben und seine Convulsionen. Sie erreichen auch nicht die „Charité privée à Paris", von der einige Blätter zu den Edelsten zählen, was die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts erzeugt hat. Ein Werk des Alters und unter dem Druck schmerzhaften Leidens verfaßt, ist das Buch gleichwohl in hohem Grade beachtenswerth. Wir Aelteren finden in ihm die Bestätigung manches Dessen, was uns das Leben und die Erfahrung gelehrt: die Jugend, vor Allem die französische, sollte es als einen Codex guter Lehren betrachten, die sie nicht leicht zu nehmen hat. Will man den Mann verstehen, der sich selbst gerne als einen Jünger der Arbeit bezeichnete, so wird „Le Crépuscule" immer die geeignetste Unterlage geben.

Die Stimmung, aus welcher heraus diese Gespräche geschrieben sind, hat Maxime Du Camp im Eingang seines Buches vortrefflich geschildert. Es ist die Stimmung des Greises, der noch im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten ist, den aber doch so viele Dinge daran erinnern, daß die Nacht nicht ferne ist, daß ihm bald die letzte Lampe angezündet wird. Entsagung und Ergebenheit verleihen auch diesem Alter seinen eigenen Reiz: sie helfen ihm zu dem schönsten Schmuck des Weisen, zu jener Nachsicht in der Beurtheilung von Dingen und Menschen, zu der die feurige Jugend so wenig Neigung zu haben pflegt. Die Abnahme der physischen Kräfte und die Zunahme von Infirmitäten und Leiden, die das Leben nur zu oft zur Qual machen, lösen unmerklich die Bande, mit denen uns die Gegenwart zu fesseln pflegt. Unser Gedanke wendet sich der Vergangenheit zu; Du Camp vergleicht das durchlaufene Stück des Lebens einer langen, langen Cypressenallee, an deren Ausgang ein Licht, der Glanz der Erinnerung, leuchtet. Ohn' Unterlaß kehrt man zu ihr zurück, denn diese Erinnerung erlaubt uns gewissermaßen, die Tage wiederzuerleben, die man einst gleichgültig, vielleicht gelangweilt, jedenfalls ohne Ahnung des Glückes, welches sie in sich beschlossen, verbracht hat. Schwermüthig, halb schlaftrunken wenden wir uns zurück zu dieser Vergangenheit. Ein Jeder von uns glaubt ein verlornes Paradies zu beklagen; dem Einen kommt seine Kindheit, dem Andern seine Jünglingszeit so vor. Du Camp hat sicher Recht, wenn er meint, das sei eine Illusion, so gut wie der Blick auf Berge und Landschaften: von ferne gewahrt man nur die Harmonie sanft geschwungener Linien und prächtig abgedämpfter Farben. Kommt man näher, so schwindet die Täuschung, Sand, Sümpfe, zerrissenes und widerliches Felsland machen uns die Wanderung schwer und lästig. Mit den guten alten Zeiten verhält es sich ähnlich. Wenn uns irgend ein Wunder, meint der Verfasser, um siebzig Jahre zurückversetzen sollte in die schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen des damaligen Paris, in eine Stadt ohne Gas, ohne Omnibus, ohne

Tramways, in der es kaum ein paar elende Fiaker gab, in ein Land ohne Eisenbahnen, wo man auf erbärmlichen und langsamen Diligencen reiste; mit einer theuren, schlecht eingerichteten Briefpost; in ein Land, das noch keinen elektrischen Telegraphen und kein Chloroform kannte, in eine Zeit, wo man Wochen und Monate brauchte, um eine kleine Seereise zu machen, — wahrhaftig, Niemand würde diese gute alte Zeit zu loben wissen, und noch weniger die weiter zurückliegenden Jahrhunderte.

Wollte man diesen Gedanken durchführen, er gäbe zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Man sagt, Europa und insbesondere auch unser deutsches Vaterland seien heute von einem nie dagewesenen Gefühl des Unbehagens und der Unzufriedenheit ergriffen, und man beruft sich dafür ebenso auf die Lage des Proletariats, der Fabrikbevölkerung, wie auf die der Landwirthschaft. Die Zunahme der Socialdemokratie soll diesem Mißbehagen ihren Ursprung verdanken. Man braucht keiner der Verlästerer temporis acti zu sein, man braucht nicht zu leugnen, daß es „leidende Klassen" gibt; aber wenn man Etwas von Geschichte und insbesondere von Culturgeschichte gelernt hat, wird man sich vergebens nach irgend einem Jahrhunderte umsehen, mit dem wir tauschen möchten, oder das wir um seine staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse im Hinblick auf die unsrigen zu beneiden hätten. Niemals und nirgends ist Unbehagen und Unzufriedenheit frivoler in die Massen hineingetragen worden, als es — Dank unserer agitatorischen Presse — heutzutage zu geschehen pflegt.

Ueber den Tod dachte Du Camp wie Tasso, als er im Sterben lag: „gäbe es keinen Tod, nichts wäre elender auf der Welt als der Mensch". Was ihm häßlich an demselben erscheint, was ihn als „malpropre" daran anwidert, das ist die langsame Zersetzung der Materie. „In dem armen Sterbenden ist nichts intakt geblieben, selbst seine Empfindungen zersetzen sich. Von all' den Vermögen, welche aus ihm ein in seiner Art completes und wohl abgewogenes Wesen gebildet hatten, ist die Sensibilität des Fleisches allein noch übrig; der physische Schmerz bemächtigt sich ihrer und mißbraucht sie bis zur empörendsten Qual. Wer diesem Kampfe zusehen muß, in welchem die Immoralität der Natur sich in ihrer ganzen schmachvollen Ueberlegenheit offenbart, kann sich beim letzten Röcheln des Opfers eines Aufathmens nicht enthalten: endlich ist das Leiden vorbei. Gewisse Secten zeigen den Hingang eines der Ihrigen mit der üblichen Phrase an: unser Bruder ist in die Ruhe eingekehrt. Das erinnert an den Ausruf Luther's auf dem Kirchhof in Worms: „invideo quia quiescunt — ich beneide die da, denn sie ruhen jetzt aus".

Armer Du Camp! Hatte er, als er diese Zeilen schrieb, eine Vorahnung dessen, was seinem eigenen Ende vorausging? Man könnte glauben, daß er die Schrecken seines eigenen Todeskampfes und dessen, was ihn einleitete, geahnt hätte!

Du Camp, der kein Gläubiger war, ist ehrlich genug, einzugestehen, daß ihn der Anblick der physischen Qual irritirt, und daß er sie für eine ungerechte Einrichtung hält. „Wenn der Tod sein Werk vollbringt, wozu dann noch die körperliche Tortur? Daß man aufhört zu leben, sollte genug sein; der Rest ist überflüssig und darum eine Rohheit." Aber trotzdem verkennt er nicht den

Werth einer gläubigen Ueberzeugung in dieser schwersten aller Stunden, und selbst auf die Gefahr hin, für einen Schwachkopf gehalten zu werden, möchte er Diejenigen nicht zu tadeln wagen, welche in ihr zum Gebet ihre Zuflucht nehmen: „Das Leben ist so reich an Unglück, daß man dem Menschen Alles erhalten muß, was ihm helfen kann, es zu ertragen.... Alles, was der menschlichen Creatur wohl thut, Alles, was sie in ihrem Elende erleichtert, Alles, was ihr auf ihrem harten Wege wie ein Ausruhpunkt erscheint, ist der Achtung werth und sollte nie verhöhnt werden. Es ist leicht, Gott leugnen, aber man hat ihn in dem Herzen Derer, welche des Glaubens an ihn bedürfen, noch nicht ersetzt.... Wenn die menschliche Rasse alle spiritualistische Anschauung abstreifen und in die Bestialität des Materialismus versinken würde, das Individuum könnte sich gleichwohl in jeder schweren Lage des Lebens nicht enthalten zu beten, und wäre es auch nur in einem unfreiwilligen Ausruf.... Wohin gehen sie, diese Gebete, die wie der Weihrauch menschlichen Leides und irdischen Glücks sich zu den von dem Glauben ersehnten und geschauten Gefilden des Jenseits erheben?“

Ein Missionär, dem Du Camp einst auf der Fahrt von Malta nach Syra auf dem Schiff begegnete, meinte, in die Milchstraße: das sei der Aufenthalt, den Gott all' den unzähligen Wünschen und Hoffnungen, die nicht erfüllt, und den Gebeten, die nicht erhört wurden, bestimmt habe.

Der Franzose lächelte über die Erzählung des Mönches; sie war ja auch nur ein Märchen: aber wenn es wahr wäre, wäre die goldne lichtsprühende Straße da oben am Himmelszelt nicht die Herberge des Besten, was wir gewollt und ersehnt haben?

II.

Maxime Du Camp zeigt sich weit entfernt, Alles mit jener egoistischen Kurzsichtigkeit anzusehen, die uns das Alter so gerne anerzieht. Er erhebt sich gegen die pharisäische Verzweiflung über die Gegenwart, die enttäuschten und schwachsinnig werdenden Greisen und Greisinnen so gewöhnlich ist. Er erkennt das Hodie mihi, cras tibi — das „Heute mir, morgen Dir“ — in seiner vollen Berechtigung an und betont mit sichtlicher Genugthuung, daß in dem heutigen Frankreich mehr als in demjenigen seiner Jugend gearbeitet wird. Aber wenn er dem „Platz für die Jugend“ sein Recht einräumt, so beansprucht er doch auch für das Alter den schmerzlichen Rückblick auf vergangene Zeiten als wohlberechtigt und heilig. Daumier's reizender Stich, welcher den eben von seinem Bette aufgestandenen Alten zeigt, der von seinem Blumenfenster herab neid- und wehmuthsvoll dem flotten Schritt eines vorübereilenden jungen Frauchens zusieht, erscheint ihm als eine bezeichnende Darstellung des Greises, der auf das Treiben der Jugend herabsieht. Es kann ihm nicht entgehen, welch' übermächtigen Antheil an diesem Treiben das hat, was Madame de Montespan in ihren vertrauten Briefen „la populace des passions“, „den Pöbel unserer Leidenschaften“, genannt hat. Die erste und vielleicht die schlimmste, weil sie am schwersten auszurotten, ist die Eitelkeit, die uns in jungen Jahren eine Unzahl von Thorheiten und Fehlern begehen läßt.

Du Camp hat Recht, diese Untugend scharf zu geißeln, denn sie ist und bleibt das gallische Nationallaster, aus dem zu allen Zeiten, namentlich aber seit den Tagen Ludwig's XIV., die Selbstüberhebung und die Selbsttäuschung der Franzosen in der Politik und Literatur erwachsen ist. In dem Capitel „über die Illusionen" gibt er nach dieser Richtung seinen Landsleuten allerlei Nützliches zu denken.

Zum guten Theil aus dem Quell der Eitelkeit entspringen bei der Jugend andere Laster, gegen die unser Moralphilosoph energisch zu Felde zieht. Trinken und Spielen kannten schon die Alten als nationale Eigenthümlichkeiten unserer Vorfahren. Wenn diese Laster in Deutschland leider nicht ausgestorben sind, so haben sie in Frankreich bedauerlicher Weise sehr zugenommen. Auch Du Camp bestätigt, was allgemein behauptet wird, die außerordentliche Zunahme des Alkoholismus, der ihm als eine Krankheit erscheint. Die Sünden der Eitelkeit sind heute nicht geringer geworden, als in der von den privilegirten Classen beherrschten Gesellschaft vergangener Jahrhunderte. Unsere heutige Gesellschaft ist demokratisirt, aber darum nicht weniger eitel, „und da in den Demokratien das Geld die einzige Macht darstellt, so sieht sich der in das tobende Leben eintretende Neuling sofort umgeben, mit Weihrauch eingeräuchert, betäubt. Man lacht über ihn, aber man nützt ihn aus. Er wirft das Geld zu Thür und Fenstern hinaus, er verschwendet einige der ihm vom Vater hinterlassenen Millionen, das schadet nichts. Aber in diesem Bemühen, sich des Ueberflüssigen zu entledigen, wird er mehr als gut ist, von gefälligen Dämchen unterstützt. ... Sie sind die Instrumente des gesellschaftlichen Nivellements, und von diesem Gesichtspunkte aus redete sie einst der Senat von Venedig an: Courtisanen, unsere Schwestern." Für diese Wesen zeigt Maxime Du Camp eine wohlverdiente Härte, und er meint, es könne nichts schaden wenn man Diejenigen, welche in gemeinen Lüsten ihre Jugend vergeuden, weit weg in die Colonie schickte und dazu eine Anzahl Schiffe mit den Pariser Halbweltlerinnen vollstopfte, um diese „Damen" an das Klima von Tonkin oder Cayenne zu gewöhnen. Noch härter aber ist er für die thörichten Buben, welche sich einbilden, sie seien etwas, weil sie Geld haben. „Nichts als reich sein, heißt nichts sein." Das ist eine wohlverdiente Strafpredigt für eine Generation, die von Geldgier und Genußsucht trunken ist, und die es wagt, den Menschen und dessen Werth nach dem Inhalt seines Portemonnaies zu taxiren. Unerbittlicher noch war einer der edelsten Zeitgenossen und Landsleute Du Camp's, den er hätte citiren können. Einen reichen und üppigen jungen Mann redete P. de Ravignan einmal an: „Sie, der Sie das Unglück haben, reich zu sein". ... Die Entwürdigung des weiblichen Geschlechtes durch das Proletariat war Du Camp ein Greuel, und er hat diesem Thema in seinem Werke über Paris ein beachtenswerthes Capitel gewidmet. Nichts war ihm ferner, als sich für einen Tugendhelden auszugeben; aber er hatte sich frühzeitig, wie er uns in seinen „Souvenirs" erzählt, aus dem Zauberkreis der Leidenschaft herausgerettet, und er sprach es oft als ein sicheres Ergebniß seiner Lebenserfahrungen aus, daß der Mann, welcher den Frauen anheimgefallen, für jedes höhere Ziel verloren sei.

Demgegenüber wird unser Autor nicht müde, auf die geistige und sittliche Arbeit als die einzige Quelle wahrer Befriedigung hinzuweisen. Wir werden sehen, welche Art von Arbeit ihm als die ersprießlichste und dankbarste erschien. Als Quellen eines echten, nachhaltigen und das Leben auf das Köstlichste bereichernden Genusses sind ihm stets das Reisen und der Umgang mit der Natur erschienen.

III.

Unter den Europäern, die diesseits der Alpen wohnen, sind die Franzosen im Allgemeinen Diejenigen, welche am wenigsten reisen, und das, obgleich gerade sie mehr als Andere dieses Austausch- und Lehrmittels bedürften, um die Einseitigkeit ihres nationalen Naturells zu corrigiren. In diesem Punkte war Maxime du Camp das gerade Gegentheil seiner Landsleute. Gegen die innere Unruhe, die unser Jahrhundert verzehrt, kannte er nichts Besseres als Reisen. Er war offenbar der Ansicht, die einmal Ausone de Chancel ihm gegenüber äußerte: „Das beste Mittel, zur Ruhe zu kommen, ist, sich fortwährend zu bewegen." Es war aber noch etwas Anderes, was unsern Autor dreimal in den fernen Orient zog. Er gehörte offenbar zu den Menschen, denen Freiheit und Sonne Lebensbedürfnisse sind. „Ich weiß nicht," schreibt er einmal, „welcher Wandervogel in mir seine Flügel schlägt; das Bedürfniß zu wandern quält mich bis zur Pein. Wenn Südwind weht, werde ich schlaff und elend, wie ein Verbannter, der seines fernen Vaterlandes gedenkt; denn immer ist es der Süden und der Orient, wohin meine Träume mich tragen. Eine Art Heimweh zwingt mich ins Land der Palmen zurück. Kaum war ich großjährig, so drohte ich der Civilisation den Rücken zu kehren, als ob etwas mich zur Rückkehr zum Leben des Wilden zwänge."

Du Camp erzählt anderwärts, einer Familienerinnerung nach stammten seine Voreltern von spanischen Mauren ab; er selbst meinte, das erkläre seine Sehnsucht nach dem Morgenland und seine Neigung zum Nomadenleben. Seine Physiognomie stimmte zu dieser Annahme. Er war groß, stark, der Kopf rund, das Haar schwarz und wollig, wie das eines Afrikaners; die lebhaften dunkeln Augen, die gestülpte Nase paßten zu dieser Erscheinung. Wenn er sich als Araber kleidete, war die Illusion vollständig. Die schönen orientalischen Waffen und Costümstücke, die an den Wänden seines Arbeitszimmers prangten, hielten ihm allzeit ein Stück des geliebten Orients vor Augen.

Unsere Zeit verliert immer mehr die Empfindung für die Natur. Der Andrang zu den großen Städten, das Geschäftsleben der Gegenwart, die Trennung der maßgebenden Kreise von den einfachen Freuden des Landlebens zerreißen das Band, welches uns mit der Natur verknüpfte. Auch in Deutschland macht sich das geltend. Man braucht im schönen Sommer die herrlichen Waldungen, die uns hier rings umgeben, nur zu durchstreifen, um an der verhältnißmäßigen Seltenheit der echten Spaziergänger zu sehen, daß die Freude an der Waldeinsamkeit sich vielfach verloren hat. Der Import fremder Spiele, die sich bei uns doch niemals wie in England völlig einbürgern und etwas Nationales werden können, wird nicht dazu beitragen, den Genuß an

der großen Natur zu beleben oder zu bewahren. Damit versiegt die Quelle der lyrischen Empfindung mehr und mehr. Das zwanzigste Jahrhundert wird schwerlich mehr einen Uhland, einen Heine oder Lenau haben. In Frankreich ist dies Gefühl für die Natur noch viel seltener. Maxime Du Camp war auch hierin eine Ausnahme. Was ihn in die Ferne trieb, war nicht bloß die innere, nervöse Unruhe, sondern auch und vor Allem das Entzücken an den großen Schauspielen der Natur. „Ihr Anblick," sagt er, „machte mich geradezu trunken." Und hier war es wieder der Zauber des Lichtes und der Farben, wie ihn nur der Orient bietet, der ihm in der Seele haftete und ihn nicht mehr losließ. Mehr als einmal hatte er Mühe, sich der Gewalt des Elements zu entziehen und sich nicht fern in der Wüste Syriens oder droben in dem Wunderland des Nils, gebadet in diesem Lichtmeer, zu begraben. Wie manches Mal, wenn wir an einem Herbstabend an seinem traulichen Kamin zusammensaßen und von unseren Fahrten in der Fremde sprachen, ließ er den Blick sehnsuchtsvoll zum Fenster hinausschweifen, als suchte er den geliebten Osten. Aber so schön unser kleines badisches Paradies auch ist, die Sonne von Chios liegt nicht über ihm, und die Lichtenthaler Allee läßt uns die Orangenwälder Siciliens und die Palmen von Damascus nicht vergessen. Soll man dahin zurückstreben? Maxime du Camp meinte: nein; was man mit seinen jungen Augen gesehen und mit seinem jungen Herzen geliebt habe, man solle es unberührt in seiner Erinnerung stehen lassen; kehre man mit einem gealterten Herzen und ohne den Fiebertraum des Jünglings zurück, so finde man Alles anders und zerstöre sich selbst die süßesten Illusionen.

Ich erinnerte mich oft, als Kind in einem großen und schönen Garten, der hinter unserer Wohnung lag, gespielt zu haben. Viele, viele Jahre später sah ich den Garten wieder, der mir klein und unansehnlich vorkam. Der Garten war der gleiche geblieben, aber meine Ansprüche und Ansichten hatten sich in dreißig Jahren geändert. Man soll nicht versuchen, zu dem zurückzukehren, was man als Knabe oder Jüngling geliebt und bewundert hat — „vieilles amours," meint Du Camp, „vieilles demeures, il n'y faut point retourner."

IV.

Die nationale Erziehung war ein Gegenstand, welchem Maxime Du Camp stets das lebhafteste Interesse entgegentrug, und dem er auch im „Crépuscule" manche Seite gewidmet hat. Sein Ideal ist, die Unabhängigkeit des Urtheils und des Charakters durch die Lebensstellung zu sichern. Aus begüterter Familie stammend, hat er es von Jugend an tief und dankbar empfunden worin der Vortheil des Wohlstandes liegt: die Freiheit und Unabhängigkeit, die er uns verleiht, erschien ihm als ein so kostbares Gut, daß er dies um keinen Preis wegzugeben gewillt war. Darum war ihm jede Beamtenstellung verhaßt. Darum empört er sich gegen jenen Geschmack am Beamtenwesen, das, wie er sagt, in Frankreich (und anderwärts) ein unheilbares Uebel ist. Denn auch heute gilt noch, was La Bruyère von seiner Zeit gesagt: „In Frankreich bedarf es großer Festigkeit und eines weiten Geistes, um auf Aemter

und Anstellungen zu verzichten." Ein Fremder meinte einmal zu Du Camp: „Die französische Nation besteht ausschließlich aus Functionären, die einer gegen den andern functioniren."

Die Frage ist nur, wie ein solch' allgemeiner Zug zu ändern ist. Die Einrichtungen des heutigen Frankreichs, die zum größten Theil auf Napoleon I. zurückgehen, haben das Uebel eher vergrößert als vermindert. Die zunehmende Demokratisirung hat den Bureaukratismus nicht aus dem Sattel gehoben und dem Volke das Vergnügen an seinem millionenfachen Beamtenheer nicht benommen. Die innere Freiheit des Menschen konnte dabei nichts gewinnen, und unser Autor hat daher nicht Unrecht, wenn er erklärt: „In dieser irdischen Welt ist die Uebung der Freiheit von allen Dingen das seltenste."

Mit richtigem Blick hat Du Camp erkannt, daß die casernirte und reglementirte Erziehung der französischen Jugend ein Hauptübel des Landes sei. An die französischen Collèges trug er selbst von seiner Studienzeit her Erinnerungen mit sich, die noch im Alter sein Blut ins Wallen brachten. Er empfand es als eine Schmach für sein Vaterland, daß Frankreich bis zum 28. März 1882 warten mußte, bis der obligatorische Unterricht eingeführt wurde; noch 1865 war der einschlägige Gesetzentwurf des kürzlich verstorbenen wackern Victor Duruy an dem Widerstande Rouher's gescheitert. Du Camp erkennt die großen Fortschritte an, welche der Universitätsunterricht seither in Frankreich gemacht hat; aber er beklagt auch, daß die Reform nicht in gleicher Weise dem Gymnasium zu Theil wurde. Und das ist in der That der schwächste Punkt des französischen Unterrichtswesens. Das System der Dressur wird nicht aufgegeben; vielleicht hält man das bei dem Temperament der französischen Jugend und bei dem einmal beliebten, weil dem Egoismus der Eltern bequemen Internatssystem für unmöglich. Aber die Folge davon ist dann, daß der junge Franzose beim Verlassen des „Collège" entfernt nicht die geistige und sittliche Reife hat, welche im Allgemeinen der deutsche Abiturient beim Verlassen des Gymnasiums zu haben pflegt.

Die allgemeine Wehrpflicht hat Du Camp als ein großes Erziehungsmittel der Nation freudig begrüßt; aber er bedauert, daß die französische Armee das nach deutschem Muster eingeführte einjährige Volontariat sich nicht zu bewahren wußte. In der That wird man in dem Aufgeben desselben weder eine Verbesserung des Heeres noch eine Ermunterung des Studiums sehen können. Und doch, meint Du Camp, sei jede Bekämpfung der Unwissenheit für sein Vaterland eine Wohlthat, denn „die specifisch französische Krankheit besteht darin, zu glauben, daß das, wovon man nichts weiß, auch nicht existirt."

V.

Man wird nicht leicht Jemanden finden, der die Structur des gesellschaftlichen Organismus so studirt und dem öffentlichen Leben seines Volkes so große und nie erlahmende Theilnahme zugewandt hat, wie Maxime Du Camp, und der gleichwohl der Politik und der praktischen Beschäftigung mit ihr so abgewandt war, wie er.

Was ihn an der Politik vor Allem anwiderte, war die Unredlichkeit und Gewaltthätigkeit ihrer Mittel und die Mediocrität der Meisten, die er hier beim Handwerk sah.

„Was ist die Politik?" frug ich einmal den ehemaligen Botschafter einer Großmacht in England. Er antwortete mir: „Affaire de chantage, de marchandage et souvent de brigandage," weiter nichts. „Die Politik," setzt Du Camp hinzu, „gibt ihre Adepten erschöpft, entwürdigt, verzweifelnd zurück, wenn sie sie ausgebraucht hat. Sie ist, sagte Guizot, ein widerliches und heilloses Uebel."

Und in welchen Händen liegt dieses leider immerhin nothwendige Uebel? „Ich habe seit siebzig Jahren unter vielen Regierungen gelebt, und ich bin überzeugt, es gibt eine Menge Dummheiten, die das Schicksal ihnen allen auferlegt, und die sich regelmäßig unter allen Regimes wiederholen. Das läßt mich vermuthen, daß die Kunst des Regierens nicht so schwer ist, als man sich insgemein vorstellt, und daß sie hauptsächlich darin besteht, die Fehler der Vorgänger zu wiederholen." Um in diesem Spiel es zu etwas zu bringen, scheint unserem Du Camp die Gewissenlosigkeit ernste und nothwendigste Bedingung. Er empfiehlt den Politikern das Recept, welches der Graf Joseph de Maistre in einem Briefe vom 5. Juli 1817 dahin formulirt hat: „Wäre ich Franzose, ich würde mich nur zu einer der beiden extremen Parteien zu halten versucht sein, denn das ist gewiß, daß jeder gemäßigte Standpunkt sicher ist, den beiden Parteien gleichmäßig zu mißfallen." „Um dies Spiel geschickt zu spielen," fährt Du Camp fort, „muß man sich vor Allem jeglicher Ueberzeugung entledigen, denn eine Ueberzeugung ist ihrer Natur nach ein hinderliches Gepäck, welches den Marsch beschwert, beim Fall verkehrt zu liegen kommt, einen an gefährlichen Sprüngen hindert und bei allen Akrobaten- und Seiltänzerkünsten höchst lästig ist. Sollte der Leser gegen diese Behauptungen Verwahrung einlegen, so würde er nur beweisen, daß er die im Interesse der lieben Person unternommenen Evolutionen der Staatsmänner aller Zeiten nicht beobachtet hat. Erst wenn man alle Ueberzeugung unterdrückt hat, fühlt man sich leicht und geschickt, um mit dem günstigen Wind zu laufen; denn es handelt sich ja nicht darum, Ideen zu vertheidigen, Principien zum Durchbruch zu verhelfen, nothwendige Reformen einzuleiten; es handelt sich nur darum, rasch und hoch empor zu kommen."

Der Anblick des parlamentarischen Systems mit seiner „Redewuth" — „furibonderie de la parole," sagt Du Camp —, das gewissenlose Treiben von Deputirtenkammern, für die das Wohl des Landes der letzte Gesichtspunkt ist, der in Betracht kommt; die durch die Demokratisirung der Gesellschaft und die Einführung des allgemeinen Stimmrechts bedingte Herrschaft der Mittelmäßigkeiten und der Ausschluß des Genies Seitens des souveränen, auf jeden Vorrang eifersüchtigen Volkes, das Alles waren Dinge, welche eine natürliche Antipathie gegen die Betheiligung an der Politik wohl verstärken mußten. Du Camp hatte Heinrich Heine's Ausspruch bestätigt gesehen: „der im gemeinen Lauf des Lebens verständigste, geistreichste und tugendhafteste Franzose werde sofort verrückt, sobald er sich um Politik bekümmere". Je

ausgedehnter der Gebrauch des Stimmrechts wurde, desto klarer war ihm geworden: „es braucht nur Jemand auf verschiedenen Gebieten der Verwaltung kräftige Beweise seiner Unfähigkeit gegeben zu haben, so kann man sicher sein, daß die Wählermasse ihn in die Politik hinein wirft." Kein Wunder, wenn Maxime Du Camp, unter dem Gewicht solcher Eindrücke, am Schluß seiner Tage und auf den letzten Seiten seines letzten Buches nochmals, was er so oft gesagt, bestätigt: „Gewiß, ich hatte sicher Recht, keine Politik zu treiben; der dazu nöthige praktische Geist war mir versagt. Ich gebe das nicht bloß zu, ich rühme mich dessen. Ist das ein Fehler, so tröste ich mich mit Michelet's Wort: nur das Unmögliche reizt uns."

Gleichwohl konnte ein Mann wie Du Camp den politischen Ideen und Ereignissen seiner Zeit nicht gegenüberstehen, ohne sich in ein bestimmtes Verhältniß zu denselben zu setzen. Man durfte ihn, streng genommen, zu keiner der großen Parteien des heutigen Frankreichs rechnen. Das Wohl des Landes war für ihn höchstes Princip; daß es nur erreicht werde durch eine wahrhaft, nicht bloß dem Schein nach liberale, loyale, in ihren Absichten und Mitteln lautere und intakte Verwaltung, war ihm oberstes Axiom. In wessen Händen die Regierung lag, und welche Etikette sie führte, erschien ihm stets als Nebensache. Er war daher kein Gegner der Juliregierung und bedauerte ihren Sturz, obgleich er ihre Fehler zugab. Mit dem Prinz-Präsidenten, der sich seine aus dem Orient mitgebrachten Photographien — die ersten dieser Art, die nach Europa kamen — vorlegen ließ, war er in eine flüchtige Beziehung getreten; nach dem Staatsstreich besuchte Du Camp das Elysée nicht mehr, und das Decret vom 17. Februar 1852, welches „die Presse guillotinirte", trieb ihn in die Reihen der Opposition. Die Unterdrückung der von ihm herausgegebenen „Revue de Paris" konnte nicht dazu beitragen, ihm das ·ruere in servitium' der Uebrigen nachahmenswerth zu machen. Du Camp ist übrigens so gerecht, zuzugestehen, daß das Frankreich von 1852 noch gieriger war zu dienen, als sein neuer Gebieter es war zu herrschen, und daß Napoleon III. oft genug den Uebereifer und das Ungeschick seiner Diener und Beamten beklagte. Kam man mit seinen Beschwerden bis zu ihm, so zuckte der Kaiser die Achseln und sagte: „Diese Leute sind gar zu dumm." Aber was will man machen? meint Du Camp: „in Dingen der Literatur hat es den Regierungen stets an Esprit gefehlt" (Souv. II, 66). Ein sehr hartes Urtheil fällt unser Autor auch über das schlechte Beispiel, welches die ausgelassenen Sitten einiger großen Damen am Tuilerienhof gaben; „das Unheil, welches gewisse Fremde, in die man sich vernarrt hatte, hier anrichteten, war für Frankreich geradezu unberechenbar" (Crép. S. 116).

Du Camp hatte auf seinen Reisen in Italien mit dem stupiden Despotismus, der über Neapel und Sicilien lag, Bekanntschaft gemacht. Grund genug für ihn, sich der Expedition Garibaldi's 1860 anzuschließen. Er hat dieses Abenteuer in einem eigenen Werke beschrieben (L'expédition des Deux Siciles, Par. 1861); viele Jahre später hat er mir bekannt, seine Parteinahme für den Unabhängigkeitskampf Italiens sei der größte Irrthum seines Lebens gewesen. Die Beziehungen zu dem Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde

mögen dazu beigetragen haben, gegen Ende des zweiten Empire's Du Camp der kaiserlichen Regierung näher zu bringen. In den „Souvenirs“ (II, 347) steht er nicht an, das Ministerium Chasseloup-Laubat's von 1869 als das thatsächlich liberalste und beste zu bezeichnen, welches er seit 1822 in Frankreich erlebt habe. Das Ministerium Ollivier flößte ihm kein sonderliches Vertrauen ein, doch nahm er eine Berufung in den Senat an. Der Krieg zerstörte die Aussichten auf eine ruhige Entwicklung der Dinge; die Revolution des 4. Septembers mußte ihm jetzt als die größte Thorheit erscheinen, die Frankreich begehen konnte. Er seufzte über die Kurzsichtigkeit Derer, welche Alles damit gewonnen glaubten, daß man die Bonaparte los war. „Auf dem Rückwege von den Bureaus des „Journal des Débats“ zu meiner Wohnung begegnete ich einem Schuster, der zu einem Anderen sagte: „Diesen Abend will ich illuminiren.“ Es wurde mir übel, und ich rief ihm zu: „Solange ein Preuße in Frankreich steht, behaltet eure Lampions im Kasten.“ Er antwortete mir: „Bürger, dieser große innere Sieg (der Sturz Napoleon's III.) wird die Preußen zwingen, über die Grenze zurückzugehen.“ Ich setzte mich auf eine der Stufen, die zur Kirche S. Roch hinaufführen und weinte. Wie recht hat doch der Graf Montrond, wenn er meinte: „es gibt auf der Welt kein größeres Verbrechen als die Dummheit.“

Nach dem Jahre 1871 erschienen Du Camp die Geschicke Frankreichs immer mehr grau in grau, um nicht zu sagen schwarz in schwarz. Zu den Machthabern der Republik konnte er nur geringes Vertrauen hegen; wußte er doch, wie sich selbst die Koryphäen unter denselben dem Kaiserthum eben erst angeboten hatten. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, was mir Du Camp erzählte, wie sich Clément Duvernois und Gambetta Napoleon III. offerirten. Gambetta verlangte, bis er reif sei, Minister zu werden, eine Domäne und 100 000 Lires Rente. Nach seinem Tode hielt Du Camp Alles für möglich. Die Orléans hatten und haben seiner Ansicht nach wenig Chancen; er meinte, sie würden das Spiel vielleicht gewonnen haben, wenn sie zehn Millionen geopfert hätten. Eine Zeit hielt er es nicht für ausgeschlossen, daß Boulanger ans Ruder komme; er empfand das mit tiefer Beschämung für sein Vaterland. Amüsant und sicher unedirt ist die Anekdote, wie er dem ‚brave général‘ einstmals das Geheimniß seiner hohen Politik ablockte. Um die Zeit, wo Boulanger's Stern am höchsten stand, sollte eine mit Maxime Du Camp befreundete Dame an einem Diner Theil nehmen, wo sie Boulanger's Tischnachbarin zu sein hatte. Sie frug Du Camp, was sie mit dem General machen solle. Unser Freund instruirte sie, wie sie während des Essens den die Weiber und den Becher liebenden Kriegsminister zu behandeln habe; dann, wenn er den Wein spüre, solle sie ihm ins Ohr sagen: „que ferez-vous, quand vous serez Empereur?“ Boulanger ging in die Falle und antwortete, schon halbtrunken von dem Champagner und den Reizen seiner Nachbarschaft: „eh bien, je ferai la noce! Ich werde mich amüsiren!“ Das war in der That das fin mot dieses erbärmlichsten aller Prätendenten.

Ich habe eben von den Beziehungen unseres Akademikers zum Prinzen Napoleon gesprochen. Du Camp hat sich oft und sehr offen über dies Thema

mit mir unterhalten. Ich hatte ihn u. A. gefragt, ob es wahr sei, was man Alles über die enorme Sittenlosigkeit dieses einzig echten Napoleon gesagt habe. Er bestritt dies. Schon Andere, wenn ich nicht irre, auch Sainte-Beuve und die Goncourt, hatten die Geschichte von dem berüchtigten Charfreitagessen berichtigt. Der Prinz, sagte mir Du Camp, sei nicht sonderlich ausschweifender gewesen, als die meisten Andern; sein Hauptfehler war nur seine grenzenlose Verachtung der Menschen und der öffentlichen Meinung, welche ihm gar keine Zurückhaltung auferlegte. Doch kam allerdings Manches vor, was auch Du Camp verdrießlich war. So erzählte er mir, daß er einmal eine Jagd verlassen habe, zu der ihn der Prinz eingeladen, und zu welchem Vergnügen dieser sich unversehens in Gesellschaft einiger „chiens coiffés" eingefunden hatte. Solche Affrontirung des Anstandes war Du Camp's Sache nicht, und er mied eine Zeitlang das Palais royal. Nach dem Sturz des Kaiserreiches gestaltete sich aber der Verkehr Jérome Napoleon's mit Du Camp viel intimer. Dem Verbannten Treue zu bewahren, entsprach ganz dem Charakter Du Camp's, welcher von dem Geiste und der Begabung des Prinzen hohe Stücke hielt und ihn überhaupt sehr viel günstiger beurtheilte, als man es bekanntlich im Allgemeinen that. Der Prinz besuchte ihn häufig in Baden. Man konnte in der That diesen prächtigen Cäsarenkopf nicht sehen, ohne von der außerordentlichen Aehnlichkeit desselben mit Napoleon I. und dem Ausdruck der Genialität betroffen zu sein. Bekanntlich hat der Prinz sich in einer ziemlich umfangreichen Schrift[1]) gegen die in den achtziger Jahren, zuletzt auch namentlich durch Taine vertretene höchst ungünstige Beurtheilung seines großen Oheims erhoben. Das Buch hat selbstverständlich seine Einseitigkeiten und Schwächen; aber es verdiente die Mißachtung nicht, welche man ihm so ostensibel entgegentrug. Ich weiß von Maxime Du Camp, daß er bei der Redaction desselben betheiligt war. Wie sehr ihm die Richtigstellung des historischen Urtheils über den Kaiser am Herzen lag, zeigt das zwölfte Capitel des „Crépuscule": „Napoléon". Es war der letzte Zoll der Freundschaft, welchen er dem kurz vor ihm in Rom gestorbenen letzten Erben des Kaiserthums darbrachte. Du Camp bewundert in Napoleon I. nicht bloß die unermeßliche Arbeitskraft, den Umfang und die Tiefe des Genies; er erscheint ihm auch als der eigentliche Meister und Urheber jenes Baues, der mit seiner Freiheit und seiner Ordnung das heutige Frankreich beschirmt. Napoleon hat, in seinen Augen, die Ideen der Revolution, die auf die bürgerliche Gleichheit hinzielenden Gedanken des modernen Frankreichs erst durchgeführt. In ihm hatte sich die Revolution verkörpert. Durch ihn haben die französischen Ideen gesiegt und Europa erobert; die alte Welt ist definitiv dahin, sie gehört der Domäne der Geschichte an, zum Leben wird sie nie mehr wiedererwachen. Wenn Europa heute frei ist, so verdankt es das der eisernen Hand Napoleon's.

Als den Träger dieser Auffassung, als ihren legitimen politischen Vertreter sah sich der Prinz Napoleon stets an. Seine Opposition unter Napoleon III. war etwas mehr als Eifersucht und Laune. Er mußte in dem

[1]) Napoléon et ses détracteurs. Par le Prince Napoléon. Paris 1887.

zweiten Empire auf mehr als einem Punkte eine Fälschung des echten Kaiserthums und der Ideen von 1789 erblicken. Wie wenig er geneigt war, selbst um den höchsten Preis diese Principien aufzugeben, zeigt eine merkwürdige Verhandlung, die mir Du Camp mittheilte, und die meines Wissens niemals bekannt wurde. Der Vorgang muß bald nach 1874 gespielt haben. Die Hoffnungen der Royalisten waren gescheitert, der Graf von Chambord war mit seiner weißen Fahne eine Unmöglichkeit geworden, die Orléans hatten den Moment verpaßt, wo der Herzog von Aumale die „Lieutenance" des Reiches hätte aufnehmen können. Da erschien in der Wohnung des Prinzen in den Champs Elysées ein vornehmer alter Geistlicher. Man war nicht gewohnt, in diesen Räumen Prälaten verkehren zu sehen; in der That kündigte der Lakai dem Herrn des Hauses nur zögernd den Besuch des Abbé's an, der unter dem Mantel einen purpurnen Gürtel trage und sich weigere, seinen Namen zu nennen. Napoleon ließ den Fremden aber heraufkommen und erkannte den Cardinal von Bonnechose. Er wußte, daß der Erzbischof von Rouen damals der Vertrauensmann der conservativen Union sei, und frug ihn, was er ihm bringe. „Ich bringe," antwortete der Cardinal, „dem Erben Napoleon's die Kaiserkrone, wenn er sich dazu verstehen will, uns förmlich und feierlich die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu versprechen." Der Prinz antwortete mit einem kurzen und kategorischen „Nein." Noch zweimal kam Bonnechose wieder. Er erklärte, die conservative Partei sehe wohl ein, wie schwer dem Prinzen eine solche öffentliche Erklärung sein müsse; sie werde sich begnügen mit einem schriftlichen Versprechen, welches ganz geheim gehalten werden solle. Bei dem dritten Besuche hatte der Cardinal Auftrag, selbst diese geheime schriftliche Zusage fallen zu lassen und sich mit einer mündlichen Erklärung zufrieden zu geben, daß der Prinz das „Mögliche" thun werde, um die Rechte des heiligen Vaters zu revindiciren. Beide Male setzte der Prinz der wiederholten Offerte, daß sich, im Falle seiner Zustimmung, alle conservativen Fractionen zu Gunsten seiner Berufung auf den Thron einigen würden, eine ebenso feste Weigerung — sein beständiges „je ne veux pas" — entgegen. Damit war der Handel, der an die Geschichte der cumeischen Sibylle erinnerte, abgebrochen. Die Conservativen hatten das letzte greifbare Ziel verloren, Mac Mahon's Abdankung war jetzt nur noch eine Frage der Zeit: es war niemand mehr da, für den er „Statthalter" sein konnte.

Später, sagte mir Du Camp, habe der Prinz bereut, die Anträge des Cardinals so schroff abgelehnt zu haben[1]). Es scheint, daß er mit der Haltung Italiens Frankreich gegenüber unzufrieden war; vielleicht lagen auch persönliche Dinge vor, die ihn gegen den Quirinal verstimmt hatten.

[1]) Bei dieser Ablehnung spielte vielleicht auch das Mißtrauen eine Rolle, welches der Prinz gegen den Cardinal hegen mochte. Mgr. de Bonnechose war in der That keine unbedeutliche Persönlichkeit, und unser Du Camp urtheilte nicht günstig von ihm. Bekanntlich hat sich der Cardinal 1870 auch zum Unterhändler zwischen dem Vatican und Preußen aufgeworfen oder gebrauchen lassen. Ueber der Natur dieser Verhandlungen schwebt immer noch ein Dunkel; vielleicht kennt nur der Fürst Bismarck noch unter den Lebenden das fin mot derselben. Der Feldmarschall v. Manteuffel, durch dessen Vermittlung dieselben eingeleitet wurden, war nach dem, was er mir erzählte, in die eigentlichen Absichten Bonnechose's nicht eingeweiht.

Du Camp schien mir immer das Scheitern der napoleonischen Aussichten zu bedauern; er meinte einmal, der Prinz Napoleon sei der Einzige gewesen, der, zur Herrschaft gelangt, durch die Rechnung von 1870 einen Strich gemacht und ehrlich die Freundschaft Deutschlands gesucht haben würde. Ein Beweis, wie viel Esprit er seinem „Cäsar" zutraute.

Um so weniger Vertrauen hatte er zu dessen Sohne, dem jetzigen Träger der napoleonischen Ansprüche.

Bekanntlich hat sich der junge Prinz Victor von einer ultraconservativen Schattirung der Bonapartisten verleiten lassen, sich von seinem Vater zu trennen und noch zu dessen Lebzeiten seine eigene Candidatur für den französischen Thron zu affichiren — ein Verhalten, welches den Prinzen Napoleon auf das Tödtlichste verletzte. Die Kränkung wurde noch tiefer empfunden, seit ihm ein Besuch in England und eine Indiscretion der Kaiserin Eugenie darüber Aufschluß verschafft hatte, wer die Kosten dieser neuen Prätendentschaft trage.

Nicht lange nach dem Ausbruch dieses Conflictes kam der Prinz Victor nach Baden, besuchte Du Camp als alten Freund der Familie und lud ihn zum Frühstück ein. Dabei entwickelte er ihm sein Regierungsprogramm und setzte ihm auseinander, daß er sich eben mit der Bildung seines Ministeriums beschäftige und gekommen sei, um ihm ein Portefeuille — ich glaube, das des öffentlichen Unterrichts — anzubieten. Maxime Du Camp, hochverwundert, fragte den Prinzen; ob er denn so nahe daran sei, den Thron zu besteigen, worauf ihm dieser die Antwort gab: ja, Alles sei fertig, es fehlten ihm nur noch 10000 Mann, die sich für ihn todtschießen ließen. Worauf ihm Du Camp erwiderte: wenn er diese 10000 wirklich finde, so werde er freilich Herr nicht bloß von Frankreich, sondern auch von Europa sein. Er empfahl sich dann und sah den jungen Prinzen nicht wieder.

Die Ansichten, welche Du Camp über die Dinge der laufenden Politik hatte, trugen vielfach den Stempel eines Geistes, der den „Geschäften" niemals nahe gestanden. Sein Urtheil zeigte mir oft genug, daß ihm die wahre Bedeutung einer augenblicklichen Situation unbekannt war, und er das Wünschenswerthe nicht immer von dem Möglichen zu unterscheiden wußte. Etwas, was mir auch in dem Tagebuche eines sonst gewiß bemerkenswerthen Beobachters, Ferdinand Gregorovius, entgegentritt.

„Le Crépuscule" enthält sich des Eingehens auf die seinen Verfasser umgebende politische Welt der letzten Jahre. Ich trage daher aus unseren Plaudereien am Kamin noch das Eine oder Andere nach.

Im Herbste 1885, wo ich Du Camp zuerst näher kennen lernte, fand ich ihn sehr pessimistisch denkend. Frankreich erschien ihm als ein verlorenes Land. Deutschland hielt er für bedeutend gesünder, und er hoffte für die Hohenzollern'sche Spitze, ohne überzeugt zu sein, daß es gelingen werde, den Zersetzungsproceß der europäischen Staaten auf die Dauer aufzuhalten. Ein Fremder hatte einmal ihm gegenüber geäußert: „Euer allgemeines Stimmrecht ist ein Greuel; das ist der Bacillus, der alle Monarchien Europa's inficiren und schließlich zerstören wird." Im „Crépuscule" (S. 137) meint Du Camp dazu nur: das sei möglich, aber wenn die Monarchien

davon wenig erbaut seien, so würden doch vielleicht die Nationen sich dabei nicht schlecht befinden. Er spricht sich dann weiter in einem Sinne aus, welcher das Pro und Contra abzuwägen sucht und zuletzt erklärt, das Suffrage universel sei nicht verantwortlich für all das Uebel, welches man ihm nachsagt. In seiner Unterhaltung legte sich Du Camp eine Reserve nicht auf, welche ihm seinen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Institution ziemlich allgemein überzeugten Landsleuten gegenüber geboten erscheinen mochte. Er meinte einmal, das allgemeine Stimmrecht sei die Revanche Frankreichs für Sadowa und Sedan: Frankreich und die Republik seien der Monarchie 1866 und 1870 unterlegen, aber es habe sich dafür gerächt, indem es das Deutsche Reich mit dem Suffrage universel angesteckt habe, an dem jede Monarchie zu Grunde gehen müsse. Er wünschte darum dem Kronprinzen, unserm späteren Kaiser Friedrich, den Muth, das allgemeine Stimmrecht zu beseitigen oder es durch eine Pairskammer zu neutralisiren. Seine Ideen über diesen Punkt waren indessen keineswegs abgeklärt und schienen mir noch weniger praktisch durchführbar. Er wünschte dem künftigen Kaiser eine Art Staatsrath der Besten, und er wünschte ihm nicht bloß den Rath der Alten, sondern auch den Rath und den Arm der Jungen, endlich eine unbesiegbare Garde von 60000 Mann, welche ihm in der Stunde der Krisis unbedingt zur Verfügung stände. Bei all' dem meinte, fürchtete er, die Zukunft gehöre den Chinesen, die ihm wie ein Alp auf der Brust lagen. Die neuesten Leistungen des himmlischen Reiches scheinen mir vorläufig nicht geeignet, die Befürchtungen Du Camp's hinsichtlich einer von Ostasien ausgehenden neuen Ueberfluthung Europa's zu rechtfertigen; freilich ist damit nicht gesagt, daß nach fünfhundert Jahren die Dinge ebenso stehen wie heute. Als Hauptgefahr, namentlich für Deutschland, erschien ihm das Umsichgreifen der Socialdemokratie. Von der Kirche versprach er sich keinerlei maßgebende Einwirkung auf die Bekämpfung dieser Erscheinung. Er sah die Macht des religiösen Princips in den bestehenden kirchlichen Gesellschaften ohne Ausnahme viel zu tief abgeschwächt, um ihm angesichts der geistigen und socialen Potenzen der Gegenwart und der nächsten Zukunft große Erfolge zu versprechen. Für die neueste Evolution, welche das Papstthum in die Allianz mit der Demokratie, insbesondere mit dem demokratischen Frankreich zu treiben sucht, hatte er nur mitleidiges Achselzucken. Es werde, meinte er, weder der Demokratie noch Frankreich einfallen, dem Papste diese Diversion durch irgend einen nennenswerthen Dienst zu saldiren. Bis jetzt haben die französischen Machthaber ihn hierin nicht Lügen gestraft.

So dachte Maxime Du Camp in politischen Dingen. Er stand, wie man sieht, denselben keineswegs gleichgültig oder kalt gegenüber; was ihn anwiderte, war, sich persönlich an den Karren der Politik einspannen zu lassen. Er fragte mich einmal mit der ihm eigenen Offenheit, wie ich über diese Dinge dächte. Ich antwortete ihm, daß mir keinerlei irdische Lebensstellung irgend einen nennenswerthen Zuwachs an Glück bedeuten, keine mir als ein Heilmittel gegen den großen Schmerz des Lebens erscheinen könne. Die Unabhängigkeit der Stellung und die dadurch bedingte Unabhängigkeit des Geistes dünke mir ein Gut, das durch keine goldene oder violettene Gefangenschaft aufzuwiegen

sei. Politischer Einfluß könne oder müsse unter Umständen erstrebt werden; aber beneidenswerth erscheine mir doch nur eine Thätigkeit, etwa wie diejenige Deák's, wo man, ohne eine officielle Stellung, gewissermaßen hinter den Coulissen stehend, die Fäden einer ganzen Bewegung in der Hand halte und ein Stück von dem dirigire, was man die Weltgeschichte nennt. Du Camp stimmte mir bei und meinte: die größte Satisfaktion im Leben sei, die Dinge unbekannter Weise so zu führen — „la plus grande satisfaction de la vie est mener les grandes affaires en cachette, sans être connu."

VI.

Je gemischter die Empfindungen waren, mit denen Du Camp der Politik gegenüberstand, desto reiner und voller war seine Begeisterung für die Literatur und für den Beruf des Schriftstellers. In den „Souvenirs" hat er diesem seinem Enthusiasmus vollauf Ausdruck gegeben; sie schließen mit dem Satz: „er kenne keine schönere Funktion, als die des unabhängigen und selbstlosen Schriftstellers". Er ist dieser Auffassung bis an sein Ende treu geblieben und hat sie auch im „Crépuscule" bestätigt (S. 290 f.). „Ich verdanke," sagt er da einmal, „diesem bescheidenen Handwerk des Federfuchsers (de plumitif) die besten Freuden meines Lebens und den Frieden meines Alters." Er hatte eine hohe Vorstellung von der Bedeutung und Würde der Literatur. „Der Gott der Literatur ist es, der heute die Fackel trägt, welche die Menschheit erleuchtet." Und: „Der endgültige, moralische Sieg, derjenige, der trotz aller materiellen Niederlagen und Schwächen vor der Geschichte sich nicht fürchtet und vor dem Forum der Nachwelt gewonnen wird, er gehört stets dem Volke, welches eine Literatur geschaffen und durch sie die Menschheit sich unterworfen hat." Darum hegte unser Autor eine tiefe Hochachtung vor dem Verdienst des wahren Gelehrten. „Begegne ich," sagt er, „Pasteur, so bin ich versucht, mich vor ihm niederzuwerfen, und es kommt mir sonderbar vor, ihn nicht von einer Aureole umflossen zu sehen." Den Hauptvorzug des Schriftstellers erblickt er aber darin, daß „er ein freier Mann bleibt, was die größte Wohlthat ist, deren ein Mensch hinieden genießen kann". Mit besonderem Nachdruck verbreitet er sich über das kostbarste Gut, das wir Menschen von der Feder besitzen, die Zeit; er betont, wie sehr wir nöthig haben, mit unserer Zeit geizig zu sein, und wie sündhaft es ist, sie Denen, welche die „Arbeiter des Gedankens" sind, durch nichtssagende Unterhaltung zu rauben — ein Vergnügen, worin, wie er sagt, die Frauen ganz auffallendes Geschick haben. Demgemäß ist er auch der festen Ueberzeugung, daß der Schriftsteller nichts gewinnen kann, wenn er an den Zerstreuungen der Welt Theil nimmt; daß die Einsamkeit sein Schatz ist, und er für sich leben soll, ohne von dem zu plaudern, was ihn beschäftigt. „Er hat nur Pflichten gegen das große, anonyme Publikum, mit welchem das gedruckte Buch ihn in Verbindung setzt. Der Schriftsteller und Jeder, der die Feder führt, ist vielen Angriffen ausgesetzt. Du Camp warnt davor, sich über solche Widrigkeiten aufzuregen. Er sagt mit Diderot: „Wenn man einen Stand ergriffen hat, muß man dessen Unannehmlichkeiten ruhig zu ertragen wissen. Chamfort

pflegte dafür zu sagen: Wer für die Oeffentlichkeit lebt, muß sich daran gewöhnen, jeden Morgen eine Kröte zu verschlucken. „Anfangs schmeckt dies Frühstück etwas bitter, nachher gewöhnt man sich daran . . . Der Genuß an der Arbeit ist doch schließlich größer, als alle Widerwärtigkeiten, die aus ihr entspringen; sie verschwinden vor jenem, denn unaufhörlich strömt dem Schriftsteller die geistige Erfrischung zu." Einer modernen Schule gegenüber wird aber auch hervorgehoben, daß die Form nicht Alles, daß das Wort nur etwas werth sei, wenn es der Träger eines Gedankens ist. „In der Literatur kommt Alles, ich sage Alles darauf an, daß ein gesunder, kräftiger Gedanke einen entsprechenden, wohlabgewogenen Ausdruck findet. Fehlt der Gedanke, so ist der Rest nicht werth, daß man sich dabei aufhält."

Ueber seine eigene Bedeutung als Schriftsteller hat Maxime Du Camp nicht unbescheiden gedacht (vergl. S. 295); er war weit entfernt, sich zu den „Gelehrten" zu rechnen. Er würde, sagt er, es Niemandem übel nehmen, der ihn, was er sich selbst längst ins Ohr gesagt, zu Denen zählen würde, deren Schweigen die Entwicklung des menschlichen Gedankens auf keinem Punkte hintangehalten hätte. Es ist erlaubt, von seinem Tagewerk besser zu denken, ohne daß man das Maß seiner Begabung und seiner Leistung überschätzt. Wäre er nicht ein Schriftsteller von Beruf gewesen, nimmermehr hätte er am Schlusse seiner Laufbahn sagen können: „Wenn ich nochmals zu leben und meinen Stand zu wählen hätte, so würde ich bitten, das sein zu dürfen, was ich bisher gewesen, ein leidenschaftlicher Freund der Feder, ein Verehrer der Literatur, ein Arbeiter, dem sein Fleiß hinreichte, um ihn glücklich zu machen."

Analysirt man Du Camp's schriftstellerische Thätigkeit, so ergibt sich leicht, daß das Problem, welches ihn vor Allem anzog, und dessen Beantwortung ihn reizte, das war: wie, mit welchen Mitteln, nach welchen Gesetzen functionirt der menschliche Organismus — nicht nach der materiellen, sondern nach der geistigen Seite? In den „Souvenirs" haben wir, namentlich in der höchst merkwürdigen Studie über Flaubert, diese auf Zerlegung und Veranschaulichung der geistigen, schriftstellerischen Eigenart ausgehende Tendenz; in „Paris, ses organes, ses fonctions, sa vie" und in den „Convulsions de Paris" ist es das Gehirn und Herz der menschlichen Gesellschaft — denn das bleibt doch Paris für jeden Franzosen — welches ihn in gleicher Weise beschäftigt.

VII.

Wir werden, wenn wir einst Einlaß an der Himmelspforte begehren, schwerlich gefragt werden, wieviel wir geschrieben, wohl aber, wieviel Gutes wir gethan haben. Von unserem literarischen Gepäck wird da Manches nicht ins Gewicht fallen; aber es gibt doch auch Bücher, die an sich eine gute That sind. Du Camp hat eines geschrieben, von dem ich mir vorstelle, daß es, wenn er sich damit bewaffnet bei St. Petrus vorstellte, ihm eine sehr starke Empfehlung gewesen ist. Das ist „La Charité privée à Paris" (Paris 1885, 2. Ausg. 1886). Wer möchte ihn nicht darum beneiden, diese vierhundert Seiten geschrieben zu haben?

Inmitten eines verwüsteten, von wilden Parteileidenschaften zertretenen, von dem kalten Hauch einer negativen Kritik in seinen Kronen geknickten Gartens ist unserem Geschlechte Eine Blume erhalten geblieben: es ist die der Nächstenliebe. All' die Verirrungen der modernen Menschheit, all' die Umwälzungen der Staatsformen, die Geißel der Kriege und die Schrecken der Commune, die Lästerungen einer entarteten Presse, die Zügellosigkeit des Fleisches und die Auflehnung des Geistes — all' das hat nicht hingereicht, um diese Pflanze zu tödten. Sie ist die schönste Frucht der Humanität und die Essenz des Christenthums.

Das Phänomen einer inmitten des modernen Babylon fort und fort blühenden Charitas hatte Du Camp längst gefesselt. Seine Arbeiten über die Funktionen und Convulsionen der französischen Hauptstadt hatten ihn das Gehirn und die Gliedmaßen dieses ungeheuren Organismus kennen gelehrt; in dem Liebesleben, das sich im Dienste der Armuth und des Elendes verzehrt, lernte er die Seele, den besseren und besten Theil desselben kennen.

Du Camp hatte den reinsten und höchsten Begriff von der Charitas. Gewiß, er fand alle mildthätigen Gaben annehmbar, auch wo die Motive zweifelhafter oder unreiner Natur waren. Mehr als einmal erinnert er daran, daß der Balsam Magdalenens die Füße des Herrn nicht verbrannt hat. Er war überzeugt, daß die Gabe, daß jedes Almosen, gleichviel, welches die Intention des Spenders gewesen, seinen Segen in sich trage. Aber der höchste Begriff der Nächstenliebe erschöpfte sich ihm nur in der völligen Selbstlosigkeit, ihren schönsten Lohn sah er in dem köstlichen Gefühl des Gebenden, daß es ihm vergönnt war, fremdes Elend zu lindern, ein Opfer zu Gunsten eines leidenden Mitmenschen zu bringen. Er begriff die echte Charitas nur als eine Tugend, für welche die Unterschiede oder Rücksichten der Partei, der Nationalität, der Confession nicht existirten. Als die „Charité privée à Paris" erschienen war, glaubte man in gewissen Kreisen darin eine Einleitung oder Ankündigung seiner bevorstehenden „Bekehrung" sehen zu dürfen. Der P. Du Lac, der vielgewandte und vielbekannte Superior des Jesuitencollegs in der Rue de la Poste besuchte Du Camp sofort unter irgend einem Anlaß, rühmte sein Buch und legte ihm nahe, nun den Weg von Damascus nach Jerusalem vollends zurückzulegen. „Was," fragte er ihn, „wird das Nächste sein, was Sie schreiben?" Du Camp that, als verstünde er nicht, und antwortete: nachdem er nun die Liebesthätigkeit des katholischen Frankreichs beleuchtet, gedenke er das Gleiche hinsichtlich der Protestanten und der Juden zu thun. Worauf der P. Du Lac verschwand und nicht wiederkam.

Maxime Du Camp war von Jugend an Freigeist, und er hat sich manchmal dahin geäußert, daß seiner Ueberzeugung nach die Zukunft dem freien Gedanken gehöre. Aber er war kein Ungläubiger gewöhnlicher Art. Er war vor Allem nicht Materialist. Im „Avantpropos", in „La Charitée privée à Paris" (S. 9) erklärt er unumwunden, „für die Nationen wie für den Einzelnen sei der Spiritualismus das Leben, der Materialismus der Tod". — „Der Spiritualismus," sagte er ebenda (S. 10) „hat den Ruhm der Menschheit gebildet; er ist das Licht, welches die erhabensten und edelsten Seelen er-

leuchtet hat." In dem Postscriptum zu demselben Buch hat er nicht angestanden, zu bekennen, daß seiner Beobachtung nach — und diese war eine ebenso eingehende wie unparteiische — unter allen Triebfedern der Nächstenliebe der Glaube weitaus die mächtigste sei (ebenda S. 416). „Ich schließe daraus," sagt er (S. 418), „daß in dem Labyrinth des Lebens der Glaube noch immer der beste Leitfaden ist. Ich spreche dabei ganz ohne eigenes Interesse, denn ich selbst konnte dieses Fadens nie theilhaftig werden. So sehr ich die Schöpfungen dieses Glaubens studirt und bewundert habe, ich konnte mich ihm niemals beugen. Wüßte ich aber, wo der Weg des Heils liegt, ich würde ihn gerne einschlagen." Er findet es aus diesem Grunde höchst unpolitisch, den Glauben anzugreifen. „Die Charitas ist eine Garantie für den Bestand unserer Civilisation; die Religion, welche sie hervorbringt, angreifen, die Genossenschaften, die sie ausüben, unterdrücken, heißt einen Schritt gegen die Barbarei hin thun. Man behauptet, die Moral reiche hin; ich glaube das durchaus nicht und bin der Meinung Rivarol's, der da sagte: die Moral ohne Religion ist so viel wie die Justiz ohne Gerichtshöfe." — „Gott uns nehmen, heißt die Welt zur Waise machen." — „Der Nihilismus ist von allen Uebeln das größte; denn wer nichts mehr anbetet, ist nahe daran, sich selber anzubeten . . . Ich spreche," setzt er hinzu, „vom Glauben und nicht von der Kirche; Dinge, die man nicht mit einander verwechseln darf, was so oft geschieht. Die Kirche geht darauf aus, eine Herrschaft über die Welt zu üben, die man ihr streitig macht. Sie wird unüberwindlich sein, wenn sie ehrlich auf die Herrschaft verzichtet hat." In „Le Crépuscule" (S. 331 f.) ist Du Camp's Glaubensbekenntniß weniger explicit; die einfache Rückkehr zu der Religion der Väter scheint ihm unmöglich. Aber sein Protest gegen die Hauptfeinde einer positiven und conservativen Auffassung, gegen Pessimismus und Nihilismus und Socialdemokratie, ist nicht minder lebhaft; in letzterer erblickt er nichts Anderes als die Formulirung des Terrorismus, als die organisirte, reglementirte, numerirte und polizeilich überwachte Barbarei. Der sociale Kampf scheint ihm unausbleiblich; aber doch wagt er zu hoffen. Er will dieser Illusion nicht entsagen — „es ist," meint er, „vielleicht nichts als ein Traum, aber ein Traum, den ich bis ans Ende meines Lebens bewahren will. Dieser Wahnsinn steckt einmal in mir, vielleicht war er der Inhalt meines Lebens. Er zeigt mir, daß ich in den letzten Jahren nicht weiser geworden bin, als in den Tagen meiner Jugend, und daß das Bedürfniß, an die Perfectibilität der Menschheit zu glauben, ein unheilbares Uebel ist. Wollte man mich davon heilen, ich möchte es nicht."

Ja, wer wollte von dieser Krankheit geheilt sein!

Der Glaube an die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes schließt aber in einem gewissen Sinne denjenigen an eine Erlösung in sich, und der Sehnsucht nach dem Erlöser, dem Vertrauen auf ihn war doch das letzte Wort gewidmet, das eine treue Freundin von den Lippen des Sterbenden vernahm, ehe die Schatten des Todes Du Camp's Geist völlig umnachtet hatten.

VIII.

„Im Jahre 1860," erzählt Du Camp (Souvenirs II, 303), „trieb mich die Neugierde, Desbarolles zu consultiren; er betrachtete meine Hände und kündigte mir an, daß ich bald von einer langen und schmerzhaften Krankheit werde befallen werden. Ich legte keinen Werth auf die Prophezeihung und hatte Unrecht. Die Krankheit war nicht mild und dauerte drei Jahre. Es war eine acute Arthritis, die mich in drei Anfällen befiel. Der letzte Anfall war entsetzlich; ich konnte nicht mehr schreiben, ich konnte die Blätter meines Buches nicht mehr umdrehen; ich schlief nicht mehr, man führte mich in einem Rollstuhl spazieren. Das war im Sommer 1863, als ich mich im Schwarzwald, in Baden-Baden befand; seine Quellen haben mich gerettet."

Seither ist Du Camp Baden treu geblieben. Er dankte den Thermen die Rettung seines Lebens, die herrliche Umgebung bot ihm Gelegenheit, den Freuden der Jagd obzuliegen; es kamen Rücksichten auf Freunde und deren Pflege hinzu, welche ihn dauernd hier fesselten. Den Winter pflegte er in Paris zuzubringen, im Sommer aber residirte er nunmehr seit langen Jahren Schillerstraße Nr. 8 in Baden, in einem großen, der Lichtenthaler Allee nahe gelegenen Hause, das einstmals freilag, und dessen spätere Umbauung er nicht ohne Unmuth ertrug. In dem großen, nach der Straße gehenden Hauptzimmer des oberen Stockes hatte er sich ein Heim eingerichtet, das zugleich Studirstube und Salon vorstellte. Hier empfing er seine Besuche, am liebsten in dem langen gemusterten Schlafrock, Cigaretten rauchend, zu denen auch die Besucher ohne Weiteres zuzugreifen pflegten. An den Wänden hingen seltene und kostbare Reisetrophäen, Waffen aus dem Orient, Gegenstände der Kunst und Curiositäten mancherlei Art. Hier suchten die Pariser Freunde Du Camp auf; hier fanden sich aber auch Deutsche ein, Italiener, Engländer, Russen. Denn dieser Salon war wie Du Camp's Denkart international. Sein Eigenthümer war, wie er selbst sagt, zuviel gereist, um bei aller Liebe zu seinem Vaterlande zu glauben, er gehöre einem auserwählten Volke an. Im absoluten Sinne gab es für ihn keine „große Nation". Sein Herzenswunsch wäre, wie schon hervorgehoben wurde, ein Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs gewesen, bei dem beide Völker ihre Vorzüge ausgetauscht und ihre Fehler ausgeglichen hätten.

Die Beobachtungen, welche Du Camp in Baden machte, konnten nur geeignet sein, ihn in dieser Richtung seines Denkens und Empfindens zu bestärken. Zwar war ihm selbstverständlich bei seiner Stellung als Ausländer versagt, in den Strom des deutschen Lebens tiefer einzutauchen; auch war die Sprache ein Hinderniß, das er nie ganz zu besiegen im Stande war. Aber er hatte in Baden Beziehungen werthvollster Natur gefunden, welche wie kein anderer Umstand geeignet waren, ihn mit der Auffassung der leitenden Kreise und den Tendenzen des besten Theiles der deutschen Gesellschaft bekannt zu machen.

In seinen jungen Jahren mag Maxime Du Camp die französischen Frauen nicht von der besten Seite kennen gelernt haben. Er äußerte sich einmal dahin, die Frau handle aus Sensationen und Instinkten heraus, der Mann aus Empfindungen und Ideen. Man konnte darin einen Nachklang schmerzlicher

Erfahrungen erblicken, denen unser Autor durch seine eigene treue Freundschaft zu Frauen schon ein Dementi gab. In „La Charité privée à Paris“ hat er den edlen Frauen, die seines Vaterlandes wahre Schutzengel sind, das denkbar schönste Denkmal gesetzt. Man braucht von diesem Buch nur wenige Seiten gelesen zu haben; man braucht etwa nur auf die Begegnung mit „Sœur Marie“ (S. 13 f.) gestoßen zu sein, um zu wissen, daß Du Camp trotz jener seiner Theorie weit entfernt davon war, das Große und Edle in der Frauennatur zu unterschätzen. Er hat es oft und dankbar anerkannt, daß ihm hier in Baden-Baden auch die deutsche Frau in ihrem edelsten Typus entgegentrat. Wenn Du Camp das Ideal edelster Weiblichkeit in einer unentwegten Pflichterfüllung, in selbstloser Hingabe an alle Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit erblickte, so mußten ihm die beiden fürstlichen Frauen, denen er hier begegnete, tiefste Verehrung abnöthigen. Sowohl die Kaiserin Augusta als die Großherzogin von Baden hielten hohe Stücke auf ihn und schätzten die Unterhaltung Dessen, der in seinem schönsten Buche als ein Apostel jener Tugend der Erbarmung und Nächstenliebe aufgetreten war, durch die jene beiden Fürstinnen dem Herzen des Volkes unvergeßlich theuer geworden sind. Noch charakteristischer war das Verhältniß zu dem Landesherrn, unter dessen Schutz Maxime Du Camp hier in Baden lebte. Der Großherzog behandelte ihn wie einen Freund und schenkte ihm ein Vertrauen, das Du Camp mit dem Gefühl einer unbegrenzten, pietätvollen Bewunderung erwiderte. Von der Weisheit und Güte unseres Fürsten sprach er nie anders als in Ausdrücken tiefster Ergriffenheit, nicht selten mit Thränen in den Augen.

So lebte und starb dieser Franzose unter uns: ein Fremder, Franzose, so sehr man es sein konnte, und doch uns Allen ein Vertrauter, jenem Fürsten vor Allen, den das deutsche Volk längst als seinen erfahrensten Berather und seinen treuesten Freund erkannt hat. Dies Verhältniß gehört nunmehr der Geschichte an, und es soll ihr nicht verloren gehen — Denen zum Trotz, welche den Unfrieden mehren, Denen zur Ermuthigung und zum Vorbild, welche die Versöhnung zweier großer Nationen sich zum Ziele gesetzt haben. Maxime Du Camp hat, wie Wenige, an diesem Werke gearbeitet: er soll der Ehre unter uns nicht entbehren. Das ist der Gedanke, aus dem heraus diese Betrachtung geschrieben ist, ich darf glauben, in seinem Geiste; und so sei sie seinem Andenken gewidmet und allen Denen, die guten Willens sind — „pax hominibus bonae voluntatis.“

Der Wallenstein der Schiller'schen Tragödie im Lichte der neuesten Geschichtsforschung.

Von

R. Freiherr von Liliencron.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Wenn ich die Frage zu beantworten suche, wie sich der Wallenstein der Schiller'schen Tragödie nach seinem Charakter und seinem Schicksal zu den Ergebnissen der neuesten Wallensteinforschung verhält, wenn ich an das tragische Bild des Dichters das der Geschichte gewissermaßen als Prüfstein halte, so muß ich mich gegen eine irrige Deutung dieses Versuches von vornherein verwahren. Es ist nicht der Dichter als solcher, den ich dadurch größer oder, je nach dem Ausfall der Vergleichung, kleiner erscheinen lassen will. Der Werth einer Dichtung, auch wenn ihr Stoff ein historischer ist, liegt nicht in der äußerlichen Richtigkeit der dargestellten Thatsachen, sondern einzig und allein in der Gestaltung, die der Dichter seinem Stoffe gegeben hat. „Maria Stuart" z. B. ist ohne Frage ein recht ungeschichtliches Drama, trotz des geschichtlichen Scheines. Hier formte sich Schiller seinen tragischen Stoff rein dichterisch und löste darum seine Personen, soweit es dazu nöthig war, von dem geschichtlichen Hintergrunde los. Gleichwohl bleibt „Maria Stuart" in unvermindertem Maße das große Drama und unvergleichlich größer als die seitdem gemachten mancherlei Versuche, die schöne schottische Königin so, wie wir sie aus der Geschichte kennen, auch auf der Bühne erscheinen zu lassen. Darum würde aber hier auch eine Vergleichung mit den geschichtlichen Thatsachen geringen Werth haben. Anders beim „Wallenstein". Das Drama ist nicht nur recht eigentlich aus den historischen Studien des Dichters herausgewachsen, sondern das, was er zum Kernpunkt des ganzen dramatischen Getriebes macht, Wallenstein's räthselhaft-undurchdringlicher Charakter, ist dasselbe Problem, das er vorher mit anderen Mitteln und, um es gleich zu sagen, auch in theilweise anderer Art als Geschichtschreiber zu lösen gesucht hatte.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch euren Herzen menschlich näher bringen. (Prolog, V. 102 f.)[1])

Hier also hat es Werth, das Dichtwerk mit den Ergebnissen der geschichtlichen Forschung zusammen zu halten; denn obwohl Schiller nicht für zulässig gehalten hatte, sich bei seiner Geschichtschreibung kühn vom Seherblick des Dichters leiten zu lassen, so führte doch dem dichtenden Schiller hernach immer noch der Historiker die Feder.

Es muß nun aber hier zunächst daran erinnert werden, daß dem Historiker des vorigen Jahrhunderts zur Beurtheilung dieser in höchstem Maße verwickelten Periode des Dreißigjährigen Krieges nur erst ein ungenügendes Material zu Gebote stand. Noch waren damals nicht, wie heute, dem Forscher die Archive geöffnet mit ihrer unerschöpflichen Fülle von geheimen Actenstücken, diplomatischen Berichten, Correspondenzen, Memoirs u. s. w. Auch fehlte es noch an der heute entwickelten Kritik in der Benutzung solcher Hülfsmittel, aus denen man nicht sowohl die äußerlich hervortretenden Thatsachen, als den hinter ihnen liegenden Kampf der Meinungen und Parteien, das innere Räderwerk der großen Uhr kennen lernt. Der Forscher von damals war daher bei der Lösung schwieriger Probleme in viel höherem Maße auf seine Intuition angewiesen, auf das, was sich ihm in zusammenfassender Anschauung des Ganzen ergab.

Jetzt liegt in der That ein bedeutendes urkundliches Material vor durch die Forschungen Gindely's, Opel's, Helbig's, Hallwich's, Lehnbeck's, Irmer's, Gaedeke's, Wittich's, Kluckhohn's[2]) u. A., und daneben steht die Wallenstein-Biographie des Altmeisters Ranke, allerdings schon im Jahre 1869 erschienen, noch ehe wichtigste Theile des Urkundenmaterials gewonnen waren. Haben diese Forschungen denn nun die unzweifelhafte endgültige Aufklärung gebracht, so daß das Bild des gewaltigen Heerführers und Staatsmannes in der Geschichte fortan nicht mehr schwankt? Das kann man nicht bejahen; es sind nur massenhafte musivische Steinchen, die je nach der Beleuchtung, in die man sie bringt, die Farbe wechseln, und die erst der richtigen Zusammenfügung bedürfen, um ein Bild von festen Umrissen und Linien zu geben. Ja, es stehen einander immer noch zwei Endurtheile gegenüber, von denen das eine Wallenstein's Schuld durch das Gesammtergebniß erwiesen, das andere seine Unschuld erhärtet sieht. Aber so schroff sich dies widerspricht, so sind doch nicht nur die Forscher beider Seiten über die meisten und wichtigsten Thatsachen innerhalb des Hergangs einig, sondern es nähern sich auch, gewissermaßen nach innen gebogen, die Spitzen der beiden Extreme bereits in der Art, daß der Widerspruch zwischen ihnen keineswegs mehr so schroff ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

---

[1]) Ich citire die Verse nach der Birlinger'schen Ausgabe in Band 122 der Kürschner'schen Nationalliteratur.

[2]) Eine Zusammenstellung der gewonnenen Resultate findet man in Kluckhohn, Zur neuesten Wallenstein-Literatur, „Deutsche Rundschau", 1892, Bd. LXXI, S. 434 ff.

Ich werde nun in der Weise verfahren, daß ich den Hergang so, wie er durch die neueste Forschung als festgestellt betrachtet werden darf, natürlich aber auch nur so weit, wie er für Schiller's dramatisches Gedicht in Betracht kommt, in allerkürzester Fassung erzähle und dabei die ihn widerspiegelnden Wendungen des Dramas einfließen lasse. Da der allgemeine Gang des dramatischen Gedichtes in seinen drei Theilen als bekannt vorausgesetzt werden darf, wird es immer nur weniger einzelner Verse bedürfen. Auf diese Weise wird, wie ich hoffe, von der Geschichte auf das Drama das Licht fallen, nach dem wir suchen.

Ehe ich aber die Erzählung beginne, muß ich, um mich nicht nachher damit zu unterbrechen, einige Abweichungen Schiller's von der geschichtlichen Richtigkeit erwähnen und erklären, von denen die einen, als gleichgültige Nebendinge, auf Unachtsamkeit beruhen mögen, die anderen, wichtigeren aber mit voller Absicht zu Zwecken der dramatischen Composition beliebt sind.

Die Generäle Collalto und Maradas, die Schiller in der Menge mit auftreten läßt, waren in Wirklichkeit in Pilsen nicht zugegen. Collalto war schon 1630 gestorben, und Maradas, auf Wallenstein's Begehren von der Armee abberufen, hielt sich in tiefer Verstimmung gegen Wallenstein auf dem im Drama mehrfach genannten Schloß Frauenberg im Egerer Kreise auf. Grade bei ihm hielten Wallenstein's Gegner dort ihre heimlichen Zusammenkünfte in diesen Tagen. Wenn ferner im Drama Max Piccolomini den Tod bei einem Angriff auf das Lager des „Rheingrafen" jenseits Tirschenreuths findet, so stand der berühmte Heerführer dieses Namens, Otto Ludwig, an den man doch denken wird, nicht hier an der böhmischen Grenze, sondern am Oberrhein. Er hatte allerdings noch einen jüngeren Bruder in der Armee, den man sich ja hier zugegen denken mag. Es war dem Dichter eben nur um bekanntere Namen für seine Staffage zu thun; Gefechte fanden übrigens wirklich in diesem Augenblick statt zwischen Octavio Piccolomini's und Trczka's Regimentern.

Als geheimer Unterhändler wird im Drama Sesina genannt. Sein eigentlicher Name ist Jaroslaw Sezyma Rasim von Riesenburg, aus den Reihen der böhmischen Exulanten, einer der intriganteſten Zwischenträger, den Wallenstein vielfach bei seinen Verhandlungen mit den Schweden und Böhmen gebrauchte. Es ist richtig, daß er im Augenblick der hereinbrechenden Katastrophe in Pilsen war und in Wallenstein's Auftrag von Trczka zu den Schweden geschickt ward, aber nicht zu Bernhard von Weimar nach Regensburg, sondern zu Oxenstierna. An jenen ward vielmehr Herzog Franz Albrecht von Lauenburg geschickt, und dieser, nicht Sezyma, ward am 16. Februar bei Tirschenreuth von den Kaiserlichen gefangen (vergl. Piccol. 2567 f. und Wallenst. 40 f.). Schiller hat also zur Vereinfachung beide Nebenfiguren in eine verschmolzen, und zwar unter Sezyma's Namen ohne Zweifel deswegen, weil dieser nach Wallenstein's Tod eine Aufzeichnung über dessen geheime Verhandlungen an den Kaiser gelangen ließ, welche für die Geschichtschreibung der nächsten Zeit eine viel benutzte Quelle gebildet hat. Es ist ein Actenstück von recht fragwürdigem Werth, mit dem Sezyma seinen eigenen Kopf aus der Schlinge ziehen wollte.

Aehnlich hat Schiller in Betreff der Stellung Questenberg's eine kleine Aenderung vorgenommen. Questenberg erschien wirklich als der Ueberbringer der kaiserlichen Befehle wegen der Räumung Böhmens und der Wiedereroberung Regensburgs (vergl. Piccol. 1187 f.) in Pilsen, wo er sich zum letzten Male vom 16. December 1633 bis zum 5. Januar 1634 aufhielt. Er spielte aber dort nicht die Doppelrolle des geheimen Unterhändlers mit Octavio Piccolomini, an den mit einem Auftrag dieser Art der Generalkriegscommissär v. Wallmerode geschickt ward. Questenberg war vielmehr, nächst dem Fürsten Eggenberg, grade Derjenige, der in Wien am längsten an Wallenstein festhielt, wie er denn auch in diesem Augenblick bei seiner Rückkehr aus Pilsen die Ueberzeugung vertrat, daß die Ausführung der kaiserlichen Befehle wirklich nicht thunlich sei. Auch hier ließ sich Schiller durch die für die dramatische Composition wünschenswerthe Vereinfachung leiten.

Eingreifender ist die Aenderung, die Schiller mit der äußerlichen Stellung Octavio Piccolomini's vorgenommen hat. Von den drei Generälen, durch welche Wallenstein's Sturz herbeigeführt ward, Gallas, Piccolimini und Aldringen, war es nicht Piccolomini, sondern Gallas, dem der Kaiser die Führung anvertraute, indem er ihn durch das später im Zusammenhang zu erwähnende geheime Patent vom 24. Januar 1634 zu Wallenstein's Nachfolger im Oberbefehl ernannte. Für Schiller konnte in dieser Frage Aldringen überhaupt nicht in Betracht kommen, da er sich von Pilsen gänzlich fern hielt. Zwischen Gallas und Piccolomini aber mußte er wählen, da das Drama nur Einen brauchen konnte, der gewissermaßen den Gegenpol zum Helden des Dramas zu bilden hatte. Er wählte Piccolomini, weil sich dadurch vermöge der eigenartigen persönlichen Freundschaft zwischen ihm und Wallenstein und Wallenstein's blindem Glauben an ihn der Conflict tragischer zuspitzte. Denn es ist geschichtlich begründet, daß beide nicht nur durch langjährige Freundschaft enge verknüpft waren, sondern daß Wallenstein durch Piccolomini's Horoskop die Bürgschaft der Sterne für ihn zu besitzen glaubte.

„Zudem — ich hab' sein Horoskop gestellt,
Wir sind geboren unter gleichen Sternen (Piccol. 889),
Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge."

Als Richelieu in einem Gesandtschaftsbericht las, Wallenstein habe Piccolomini deswegen so blind vertraut, weil er aus seinem Horoskop ersehen, daß er ganz gleicher Complexion mit ihm sei, meinte er witzig: grade darum hätte er ihm *nicht* trauen dürfen. Aus solchen Gründen schob also Schiller den Gallas bei Seite und übertrug seinen Antheil an der Handlung gegen Wallenstein auf Piccolomini. Das geheime Actenstück, welches Octavio (Piccol. 2501 f.) seinem Sohne und später auch Anderen zeigt, ist eben jenes oben erwähnte geheime Patent vom 24. Januar, in welchem der Kaiser den Gallas, hier also den Piccolomini, zu Wallenstein's Nachfolger ernannte.

Schiller hat nun aber weiter dem Verhältniß Wallenstein's zu Piccolomini durch freie dichterische Erfindung noch eine wichtige andere tragische Steigerung

gegeben: durch den Liebesbund zwischen Max und Thekla. In Wirklichkeit hatte weder Wallenstein eine Tochter Thekla noch Piccolomini einen Sohn Max. Wallenstein's einzige Tochter war freilich mit ihrer Mutter und der Tante Trczka in Pilsen und Eger zugegen, aber sie war damals erst acht Jahre alt. Wollte der Dichter seinen Helden, wie der Prolog sagt, unseren Herzen menschlich näher bringen, wie konnte dies besser geschehen, als indem er ihn nicht nur als den gewaltigen Feldherrn und dämonischen Politiker, sondern auch in einfach-menschlichen Verhältnissen erscheinen ließ! Und wie sehr auch die dafür erfundenen Familienbeziehungen von der Wirklichkeit abweichen, so ist doch das Bild Wallenstein's dabei nicht unrichtig gefaßt. Denn in der That zeigen uns die wenigen Papiere, aus denen wir seine häuslichen Beziehungen kennen, daß zwischen ihm und der Herzogin ein neben seinen sonst so steinharten Zügen eigenthümlich berührendes warmes und inniges Verhältniß herrschte, und daß er sein Töchterchen Marie Elisabeth zärtlich liebte. Wieviel Licht und Wärme aber dieser Liebesbund in das nächtlich-fröstelnde Dunkel der Tragödie ausstrahlt, das bedarf keiner Ausführung. Durch die Gestalt des Max verfolgt und erreicht der Dichter aber noch einen bedeutsamen anderen Zweck der Composition. Das werden wir erst am Schluß erkennen.

Endlich ist hier noch einer nicht die Personen, sondern die Zeit des Dramas betreffenden Verschiebung zu gedenken. Den Mittelpunkt der „Piccolomini" bildet beim Trczka'schen Gastmahl die Unterzeichnung der Urkunde, durch welche sich die Generäle dem Wallenstein zu unbedingter Folge verpflichten. Das vorgelesene Exemplar enthält eine Clausel, in der der Kaiser ausgenommen wird; diese Clausel fehlt der unterzeichneten Originalurkunde. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß diese Geschichte von der Clausel geschichtlich nicht sicher beglaubigt ist; Schiller folgt aber dem von Anbeginn an verbreiteten Glauben daran. Grade diese Clausel und auch der Umstand, daß Piccolomini, obwohl er die Absicht durchschaut, mit unterzeichnet, beweist, daß Schiller hier den sogenannten ersten Pilsener Receß meint, der auf einer Versammlung der Generäle am 11. oder 12. Januar 1634 unterzeichnet wurde. Eine Folge hauptsächlich dieses Herganges war es, daß in Wien der Kaiser sich am 24. Januar zur Unterzeichnung der schon vorhin erwähnten geheimen Absetzungsurkunde entschloß. Nun hielt aber Wallenstein es im Augenblick der Katastrophe für geboten, sich seine Generäle nochmals durch eine Urkunde zu verbinden. Deren mehrmals verschobene Unterzeichnung — es ist der zweite Pilsener Receß — fand am 20. Februar statt. Der Dichter verbindet nun beide Versammlungen zu einer, der er die Hergänge der ersten und die Zeit der zweiten gibt, bei der die Folge der ersten, nämlich die Ausfertigung der geheimen Absetzungsurkunde, bereits eingetreten ist. Er erreicht durch diese kleine perspectivische Verschiebung für seine Dramen eine vollkommene Einheit der Zeit, denn sie umfassen jetzt nur die Begebenheiten von fünf Tagen. Die „Piccolomini" spielen am 20. Februar bis in die Nacht auf den 21; „Wallenstein's Tod" beginnt mit der Beobachtung der Sterne in glückverheißender Conjunctur in der Frühe eben dieses 21; die drei ersten Acte spielen bis zu Wallenstein's Aufbruch von Pilsen am 22; zwischen dem dritten und vierten Act liegen die zwei Nächte bis zu

seinem Eintritt in Eger am 24. Februar, und noch am Abend dieses Tages folgt bei Schiller die Blutthat. In Wirklichkeit lag noch eine Nacht dazwischen.

Hiernach darf nun die Geschichtserzählung auf den Ausgangspunkt zurückgreifen, um das, was in diesen fünf Tagen geschieht, durch die Begebenheiten der vorangegangenen neun Jahre begreiflich zu machen.

II.

Wallenstein's weltgeschichtliche Thaten zerfallen bekanntlich in die zwei Perioden seiner beiden Generalate; das erste vom 25. Juli 1625 bis zum 6. September 1630 und das zweite vom April 1632 bis zu seinem Tode am 25. Februar 1634. Geboren 1583 als das Kind eines der böhmischen Brüdergemeinde angehörenden Hauses, kam er gleichwohl früh nach dem Tode des Vaters in das Olmützer Jesuitenstift, trat zur katholischen Kirche über, studirte in Altorf und nach längeren Reisen in Padua, wo er sich viel mit Astrologie beschäftigte, und gelangte bald theils durch Erbschaft, theils durch seine erste Gemahlin in den Besitz reicher Güter in Böhmen und Mähren. 1617 finden wir ihn als Grafen und kaiserlichen Oberst auf dem ungarisch-türkischen Kriegsschauplatz. Nachdem die Confiscirung der Güter der ausgetriebenen böhmischen Protestanten stattgefunden hatte, erwarb Wallenstein vom Kaiser derer nicht weniger als achtundsechzig, aus denen die Herrschaft Friedland gebildet ward. Er erlangte durch kaiserliche Bewilligungen dafür eine aus dem böhmischen Staatsverband fast losgelöste, unabhängige Stellung und wurde 1623 zum Herzog von Friedland ernannt. Nachdem seine erste Gemahlin schon 1614 gestorben war, vermählte er sich 1624 mit der Gräfin Isabella Catharina von Harrach, deren jüngere Schwester später Graf Trczka heirathete. Schon in diesem Vorleben prägt sich seine mit rastlosem Ehrgeiz auf hohe Ziele hinarbeitende geniale Natur deutlich aus.

Im Jahre 1625 nahm der seit sieben Jahren tobende Krieg durch Christian's IV. von Dänemark Eingreifen eine für die Katholischen bedrohende Wendung. In Wien fühlte man daneben das Bedürfniß, sich aus den drückenden Fesseln der von Herzog Maximilian von Bayern geleiteten, im Felde durch Tilly vertretenen Liga zu befreien. Wäre nur nicht zu gleicher Zeit die Geldnoth so groß gewesen! Da sah sich der vom armen Edelmann zum reichen Herzog so rasch Emporgestiegene in der Lage, dem Kaiser das bekannte Anerbieten zu machen, ihm aus eigenen Mitteln eine Armee ins Feld zu stellen und sie auf Feindes Kosten zu ernähren. Er erhielt dafür das uneingeschränkte Commando über diese Armee und in Betreff der Kriegführung. — Im Sturm werden die Feinde des Kaisers überall geworfen. Am 25. April 1626 schlägt Wallenstein den Mansfelder an der Dessauer Brücke, treibt ihn bis nach Ungarn und über die Reichsgrenzen hinaus. Sein Lohn ist die Ernennung zum Herzog von Sagan. Inzwischen schlug Tilly den Dänenkönig bei Lutter a. B. am 27. August 1626. Wallenstein dringt wieder nordwärts bis an die Ostsee vor, verjagt die Herzöge von Mecklenburg und erhält ihre Länder pfandweise als Reichslehen vom Kaiser (1628). Damit ist er zur

Würde und politischen Stellung eines deutschen Reichsfürsten emporgestiegen. In seinem Kopf taucht der phantastische Plan auf, den Nordstaaten auch das dominium maris Baltici, die Herrschaft auf der Ostsee, zu entreißen. Er läßt sich zum Reichsgeneral der deutschen Meere ernennen. Aber an den Mauern Stralsunds stockt sein Glück und scheitert sein Feldherrngenie. Darauf beziehen sich die Worte, die zwischen Wallenstein und Wrangel (Wallenstein's Tod 225 f.) gewechselt werden. Wrangel, den Schiller hier als schwedischen Unterhändler erscheinen läßt, commandirte damals in Stralsund:

Wallenstein:
Ein Wrangel war's, der vor Stralsund . . . .
Schuld war, daß mir die Seestadt widerstanden.
Wrangel:
Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienst, Herr Herzog. Seine Freiheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Belt:
Es sollte Meer und Land nicht Einem dienen.
Wallenstein:
Den Admiralshut rißt Ihr mir vom Haupte.
Wrangel:
Ich komme, eine Krone drauf zu setzen.

Mit Tilly drang aber dann Wallenstein bis nach Jütland vor und zwang Dänemark zum Lübecker Frieden vom 25. Mai 1629. — Am 6. März dieses Jahres hatte der Kaiser das berüchtigte Restitutionsedict erlassen, nach dem alle seit dem Religionsfrieden von 1555 säcularisirten Stifter der katholischen Kirche und damit auch innerhalb des Reiches dem katholischen Fürstenthum zurückgegeben werden sollten. Für seinen jüngeren Sohn hatte sich der Kaiser dabei die Stifter Magdeburg und Halberstadt, womöglich auch Bremen und Verden ersehen. Die Unterthanen der auf solche Weise restituirten Fürsten sollten, nöthigenfalls mit Gewalt, zur katholischen Kirche zurückgeführt werden. Hatte doch der Kaiser längst in seinen Erblanden und in Böhmen das Beispiel gegeben, wie man solche Restaurationen mit Erfolg und Nutzen betreiben könne! Die Ausführung wurde natürlich Wallenstein auferlegt. Hier war aber ein Punkt, an dem die Wege Maximilian's und der Liguisten von denen des Kaisers, obwohl beide von den Jesuiten geleitet wurden, auseinandergingen. Gelang es dem Kaiser wirklich, die großen geistlichen Fürstenthümer in Norddeutschland für seinen Sohn zu gewinnen, dann stieg das Haus Oesterreich in Deutschland zu einer solchen Machtfülle empor, daß die „Libertät" der Reichsfürsten und die Reichsverfassung in bedenklichster Weise bedroht schienen, und man wußte in München sehr genau, daß eben darauf des Kaisers Sinn stand. Da nun Wallenstein für das gefährlichste Werkzeug des Kaisers zur Durchführung solcher Pläne galt, so ward sein Sturz beschlossen. Im Jahre 1630 fand in Regensburg ein Kurfürstentag statt. Maximilian gehörte dem Kurfürstencolleg an, nachdem ihm der Kaiser (sehr gegen Wallenstein's Meinung) die durch den Fall des Winterkönigs erledigte pfälzische Kur übertragen hatte. Der Kaiser wollte hier seinen jungen Sohn, den Ungarnkönig Ferdinand, zum römischen König erwählen lassen, um ihm die Nachfolge im Reich zu sichern.

Die Kurfürsten machten ihren Preis, und der Kaiser zahlte ihn: Wallenstein ward am 6. Sept. 1630 seines Generalates entsetzt. Das war, um Butler's berühmtes Wort zu brauchen, der „Dank vom Hause Oesterreich"!

III.

Hatte Wallenstein schon vorher die Jesuitenpartei und den Kurfürsten Maximilian, der zugleich ihr Haupt und vornehmstes Rüstzeug war, gehaßt, so war jetzt die Kluft eine nicht mehr zu überbrückende. Ein Charakter wie Wallenstein's verzeiht nie, wo er einmal so ins Herz getroffen ward. Wie aber stand es mit dem Kaiser? War Wallenstein wirklich noch derselbe, die kaiserlichen Befehle und Wünsche aus eigenem Antrieb rücksichtslos ausführende Diener, als welcher er 1625 mit seiner Armee aus Böhmen aufgebrochen war? Auch in seinem Kopfe hatte sich allerlei geändert, und zwischen seinen und des Kaisers politischen Ideen war ein Widerspruch entstanden, der sich unvermerkt unter dem tief erbitternden Groll wegen seiner Absetzung zu immer schärferen Gegensätzen entwickelte. Stand doch dieselbe Jesuitenpartei, die er in München als seine schlimmsten Feinde ansah, auch in Wien hinter dem Kaiser, und im Herzen war dieser in beschränktem Fanatismus ihr ergebener Knecht. Von früh auf hatte seine Erziehung und Bildung in der Hand der Jesuiten gelegen, in allen Stadien seiner Entwicklung hatten sie ihn geleitet, in allen Stadien seiner Regierung waren seine jesuitischen Beichtväter mehr oder minder die Herren seines Willens. Es erfüllte ihn eine beständige Furcht, im öffentlichen wie im privaten Leben den Geboten der Kirche nicht genug zu thun. Diese Furcht trieb ihn bei seinen kirchlichen Restaurationen zu rücksichtslos-unmenschlicher Härte, während er sonst gütig und freundlich war. In einer aller Berechnung baren Freigebigkeit verschwendete er die Mittel des Staates, während seine Armeen ohne Sold blieben. Im Handeln höchst unentschlossen und unselbständig, hörte er neben den berufenen Rathgebern auch auf die Einflüsterungen Aller, die sich ihm aufdrängten. Mitunter hat es trotzdem den Anschein, als ob er sich plötzlich aus eigenem Antrieb zu einem auf unerwartete Weise durchgreifenden Entschlusse erhöbe; man kann gewiß sein, daß es dann irgend eine ihn ganz beherrschende Angst war, auf der die scheinbare Energie beruhte. Wallenstein hatte das erfahren: sein erstes Generalat dankte er der Angst vor dem Auftreten des Dänenkönigs, seine erste Absetzung der Angst vor den Kurfürsten. Bald sollte wieder die Angst vor den Schweden ihm den Feldherrnstab zum zweiten Mal in die Hand drücken und endlich die Angst vor ihm selbst dem Kaiser den Muth seiner Vernichtung geben. Daß an einen solchen Herrn den Friedländer schon von Haus aus nicht persönliche Hochachtung, sondern nur Princip, Partei und Ehrgeiz band, wird man so wenig bezweifeln, als daß er seit der Regensburger Katastrophe trotz aller äußerlichen pflichtschuldigen Devotion im Herzen einen tiefen Groll gegen den Kaiser barg. Ja, er barg ihn oft nicht einmal, sondern gab ihm in Augenblicken der Erregung mitunter sehr unverhohlenen Ausdruck. Es traten aber, wie schon angedeutet, wichtige Momente politischer Gegensätze hinzu.

Der Kaiser hatte in scheinbarem Widerspruch mit seiner sonstigen Natur dennoch ein stark ausgeprägtes Gefühl von seiner Herrschermacht als deutscher Kaiser und hochgespannte dynastische Pläne für das spanisch-österreichische Haus Habsburg. Daß seine territorialen Erwartungen in den norddeutschen Stiftern die Besorgniß der Fürsten erregten, ist schon gesagt. Er hatte aber auch durch mancherlei Eingriffe in die Reichsverfassung das Streben nach einem kaiserlichen absolutum dominium im Reiche bethätigt, welches ihm die eigene Partei unter den Fürsten denn doch nicht einzuräumen gewillt war. Zwar daß er die pfälzische Kur ohne Mitwirkung des Kurfürstencollegs auf Maximilian von Bayern übertrug, ließ wenigstens dieser sich gerne gefallen. Aber daß er ohne Kurfürstencolleg und Reichsgericht die Mecklenburger Herzöge absetzte und gar einen Wallenstein unfürstlicher Geburt unter die Reichsfürsten versetzte, das war entschieden wider die Reichsverfassung. Schiller läßt Wallenstein selbst dies aussprechen (Wall. Tod 620 f.):

Es übte dieser Kaiser
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geschehen sollten;
Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind —

Verbrechen nämlich gegen die Ordnungen des Reiches. Seitdem aber Wallenstein selbst, wenn auch durch eben dies „Verbrechen", ein Reichsstand geworden war, fühlte er bald genug den Trieb und Beruf, sich „reichsfürstlich zu erweisen" und die „Libertät" des Reichsfürstenthums auch auf seine Fahne zu schreiben. Noch weniger war aber die Weltherrschaft nach seinem Geschmack, welche der Kaiser, im Bunde mit Philipp IV. von Spanien, dem Hause Habsburg zu erwerben trachtete. Sein politischer Scharfblick sagte ihm, daß dies spanische Bündniß nur den Erfolg haben werde, den längst drohenden Gegenbund der andern Mächte gegen Oesterreich zur That werden zu lassen. Der Krieg werde dann vollends unabsehbar und Deutschland am Ende die Beute des Auslandes werden. Darum widersetzte er sich später, so lange er irgend vermochte, dem Einmarsch der Spanier unter Feria nach Oberdeutschland. Mit den Franzosen unterhandelte er zwar vielfach durch Richelieu's Dresdener Gesandten, den Marquis de Feuquières, aber nicht um sie wirklich in den Krieg hereinzuziehen, wie es später die Protestanten zum höchsten, erst durch Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine wieder wett gemachten Schaden Deutschlands thaten, sondern um sie hin- und fernzuhalten. Seine Politik zeigt überhaupt ein hoch anzuschlagendes deutsch-nationales Gepräge. Und seine Verhandlungen mit den Schweden? Sein letztes Ziel ist immer gewesen und immer geblieben, auch sie vom Boden des Deutschen Reiches wieder zu vertreiben. Wir kommen darauf zurück. Er haßte die Schweden, nicht weil sie Protestanten waren; das kümmerte ihn schließlich wenig; aber weil sie sich in Deutschland festsetzen wollten. Schiller läßt Wrangel sagen (Wall. Tod 365): „Man . . .

Schickte gern uns heim mit einer Handvoll Geld
In unsere Wälder!

und Wallenstein selbst (Picc. 832), er spricht mit Trczka von den Schweden:

Fort, fort mit ihnen! das verstehst du nicht.
Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland
Zerstückelt hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erschleichen.
Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren;
Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig
Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen.
Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsres deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen,
Beistehen soll'n sie mir in meinen Planen.
Und dennoch nichts dabei zu fischen haben.

Das sind in echt Schiller'schen Worten echt Wallensteinische Gedanken, und keineswegs dichterische Unterstellungen, wie man sich anzunehmen gewöhnt hat. Wallenstein's gegen das Eingreifen der auswärtigen Mächte gerichtete Politik war nun zwar der des Kaisers in Hinsicht auf die Schweden sehr entsprechend, desto schärfer widersprach sie ihr aber in Betreff der Spanier, und gerade dies hätte später, wie wir sehen werden, fast schon vor der Katastrophe zum Bruche geführt.

Aber es entwickelte sich noch ein anderer, ja ein noch tiefer einschneidender Gegensatz. Das erwähnte kaiserliche Restitutionsedict von 1629, als dessen Vollstrecker damals Wallenstein den anderen Fürsten erschien, entsprach keineswegs seinem Rath noch seinem Sinn. Er war auch hier dem bigotten Fanatismus des Kaisers gegenüber der kühl und scharf urtheilende Realpolitiker. Es war ihm sofort klar, daß die Durchführung dieses Edictes die Protestanten zum äußersten und letzten Verzweiflungskampf herausfordern mußte, weil es in seinen Folgen ihre Vernichtung im Reich bedeutete. Er erkannte seine Undurchführbarkeit und sah darum eine Verlängerung des Krieges ins Unendliche voraus. Gegen die kirchliche Seite der Frage war er indifferent, aber die darin liegende politische Kurzsichtigkeit, die „Pfaffenwirthschaft" war ihm verächtlich. Einmal auf diesem Wege, begann er sich davon zu überzeugen, daß ein Friede mit Sachsen, Brandenburg und den andern protestantischen Fürsten überhaupt nur möglich sei auf der Grundlage der gleichen Anerkennung beider Kirchen und der Parität der katholischen und protestantischen Fürsten im Reich und seinen Collegien. Da mußte dann freilich auch in Böhmen unter Rückkehr der Exulanten, deren bei 30000 waren, in Betreff der Religionen der Zustand vor 1618 wieder hergestellt werden. Das aber waren Grundlagen des Friedens, von deren Annahme der Kaiser mit seinen spanischen und bayrischen Rathgebern weit entfernt, zu der er schwerlich jemals durch Gründe und Ueberzeugung zu bewegen war. Wallenstein fing an, eine gefährliche Unterscheidung zwischen Kaiser und Reich zu machen. Schiller läßt es ihn gegen Questenberg aussprechen (Picc. 1179):

. . . . . Seitdem es mir so schlecht bekam,
Dem Thron zu dienen auf des Reiches Kosten,

Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn, als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!

Wenn aber nun bei diesem Einen die Rücksicht auf das Ganze, wenn namentlich in der Religionsfrage Vernunft und Politik nichts mehr verfingen, was dann? Einstweilen kannte Wallenstein nur ein einziges, letztes Mittel, seinen Willen zu beherrschen: die Furcht!

IV.

Wir haben mit diesen Betrachtungen die Pause ausgefüllt, welche zwischen Wallenstein's beiden Generalaten liegt, wenn wir auch theilweise damit wohl der Zukunft etwas vorgegriffen haben. Es waren die stillen Stunden, während deren er grollend auf seinen Schlössern saß, indem er zugleich mit höchster Spannung dem Gang des Krieges folgte; in denen in seinen verschwiegenen Gedanken solche Wandlungen sich vollzogen, wenn sie sich auch erst später zu den politischen Maximen seines Handelns verdichteten. Wohl mochte er in steigender Ungeduld und oft nicht ohne Schadenfreude die Ereignisse betrachten, denn wie hatte sich Alles in Kurzem verwandelt, seit seine Banner nicht mehr im Felde wehten!

Am 4. Juli 1630 war Gustav Adolf in Pommern gelandet. Noch einmal hatte Tilly am 20. Mai 1631 durch eine Siegesthat ganz Deutschland hier in Jubel, da in Schrecken gesetzt, durch die Erstürmung Magdeburgs, bei der die Vertheidiger selbst vor den Siegern die unglückliche Festung in einen Schutthaufen verwandelten, ein Moskau des siebzehnten Jahrhunderts. Dann aber erlag am 17. September 1631 der bis dahin Unbesiegte bei Breitenfeld dem überlegenen Genie und der neuen Kriegskunst des großen Schwedenkönigs. Ganz Mitteldeutschland war befreit, der Rhein, Franken fielen dem Sieger zur Beute. Im März 1632 trieb er Tilly über Nürnberg und Donauwörth an den Lech. Bei Rain am 30. April verwundet, erliegt Tilly dem Schmerz seiner Wunden und seines gebrochenen Ruhmes. Kurfürst Maximilian muß aus seiner Hauptstadt flüchten, und im Mai zieht Gustav Adolf in München ein. Zugleich sind die Sachsen unter Arnim in Böhmen eingebrochen; auch Prag fällt. Alle Wege nach Wien scheinen dem Feinde offen zu stehen. Tiefe Nacht des Unglücks und des Schreckens herrscht im ganzen katholischen Deutschland — das ist die Nacht, in der Friedlands Sterne strahlen.

Schon im April erschien Questenberg bei ihm, um ihm aufs Neue das Generalat anzutragen. Jetzt konnte auch Wallenstein seinen Preis machen; dieser Preis war eine geradezu unerhörte Selbständigkeit an der Spitze der wieder erst von ihm zu schaffenden Armee. In seinen unumschränkten Oberbefehl durfte von Niemandem, auch dem Kaiser nicht, eingegriffen werden. Kein anderer General durfte innerhalb des Reiches ein selbständiges Commando führen, weder ein kaiserlicher noch sonst einer. Aber nicht nur die uneingeschränkte Vollmacht in der Kriegführung, sondern auch die volle Freiheit der Unterhandlung mit dem Feinde über Waffenstillstände und Friedensbedingungen

wurde ihm zugestanden. Daß in Betreff der letzteren die kaiserliche Sanction vorbehalten ward, liegt in der Natur der Sache, wird aber auch durch die Thatsachen bestätigt. Eine Originalurkunde dieser für den Kaiser so tief demüthigenden Capitulation vom April 1632 ist nämlich bisher nicht aufgefunden. Es muß also dahingestellt bleiben, wie der Wortlaut dieser und anderer Bestimmungen war. Schiller läßt uns vorsichtiger Weise nur aus Volksmund davon hören. Lager, 847 f.:

Erster Jäger:
Ja, ja, ich hört's immer so erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.
Wachtmeister:
So ist's auch, das ist sein Beding und Pakt.
Absolute Gewalt hat er, müßt Ihr wissen,
Kriege zu führen und Frieden zu schließen.
Geld und Gut kann er confisciren,
Kann henken lassen und pardonniren,
Officiere kann er und Obersten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrensachen.
Das hat er vom Kaiser eigenhändig.

Der Wachtmeister will hiermit beweisen, daß Wallenstein sogar berechtigt sei, auch kaiserliche Befehle zu ignoriren.

Fürs Erste war aber Wallenstein noch nicht in der Lage, die Kriegführung zu eröffnen, zumal dem neuen großen Gegner gegenüber, den er diesmal aufzusuchen hatte; nicht einmal Arnim's[1]) Vorrücken auf Prag war er gleich gerüstet aufzuhalten. Seine Feinde in Wien behaupteten, er lasse Arnim nur Fortschritte machen, um seinen eigenen Preis dadurch zu steigern. Er begann dagegen sofort mit geheimen Unterhandlungen nach allen Seiten hin, zu denen ja der Kaiser ihm die volle Berechtigung ertheilt hatte. Auch hielt er den Kaiser über den Verlauf stets in Kunde — soweit ihm dies gerathen schien. An Gustav Adolf fand er aber auch als Diplomat seinen Meister. Mit den Schweden verhandelte er hauptsächlich durch die Häupter der böhmischen Verbannten, Graf Heinrich Mathias Thurn, den Haupturheber des durch Ferdinand II. wieder zerrissenen böhmischen Majestätsbriefes; durch Kinsky, den Schwager Trczka's; mit den Sachsen und Brandenburgern durch Arnim selbst.

Bei diesen Verhandlungen, die sich nun neben allen militärischen Operationen durch die ganzen zwei Jahre hinzogen, war stets Trczka Wallenstein's rechte Hand. Niemals aber gab er dabei schriftliche Instructionen oder Unterschriften von sich. Picc. 853 f.:

Terzky:
Am Ende bin ich der Lügner: Alles geht
Durch mich; ich hab' nicht einmal deine Handschrift.
Wallenstein:
Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

[1]) Nicht Arnheim, wie Schiller schreibt. Der sächsische Generallieutenant, als Feldherr und Staatsmann eine der bedeutendsten und zugleich edelsten Persönlichkeiten des großen Krieges, war ein Boitzenburger Arnim.

Und Wallenstein 60 f. nach der Meldung von Sesina's Gefangennahme:

Terzky:
Sie haben Documente gegen uns
In Händen, die unwiderſprechlich zeugen.
Wallenſtein:
Von meiner Handſchrift nichts. Dich ſtraf' ich Lügen.

Auch blieben Wallenſtein's innerſte, letzte Gedanken ſeinen nächſten Vertrauten verſchleiert. Es entſpricht vollſtändig der Wahrheit, wenn es Picc. 858 f. heißt:

Terzky:
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' Alles auch recht gut geſcheh'n ſein können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Beſten haben.
Wallenſtein:
Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht euch Alle
Zum Beſten habe? Kennſt du mich ſo gut?

Wallenſtein's Diplomatie beſtand in einem Intriguenſpiel ſondergleichen, zu deſſen Geheimchiffern Niemand jemals außer ihm ſelbſt den Schlüſſel beſeſſen hat. Selbſt wenn er, wie dies bei den vielen geheimen Conferenzen oft genug geſchah, die Miene der Vertraulichkeit annahm, oder wenn er in nervös reizbarer Laune, die oft durch ſein ſchmerzhaftes Gichtleiden noch geſteigert wurde, in ausbrechendem Zorn ſeine innerſten Gedanken unvorſichtig zu verrathen ſchien, wenn er ſeinem Groll gegen den Kaiſer rückſichtslos Ausdruck gab, oder wenn er die Schweden Bettler und Räuber, Arnim einen Erzlügner, Thurn einen alten Intriganten ſchalt — auch dann noch waren Vertraulichkeit und unvorſichtige Offenheit nur Maske, auf Den berechnet, den es eben zu fangen galt. Es kümmerte ihn nicht, im ſelben Augenblicke nach verſchiedenen Seiten hin das verſchiedenſte Geſicht zu zeigen: den Schweden ein Hülfscorps abzufordern, um ſich damit gegen Wien zu wenden, und zu gleicher Zeit mit den Sachſen über eine gemeinſchaftliche Action gegen die Schweden zu verhandeln; oder den Proteſtanten als Friedensbaſis die Religionsfreiheit mit allen Folgen anzutragen und zugleich nach Wien zu berichten, ſolche der Beſſerung freilich bedürftige Vorſchläge würden ihm von proteſtantiſcher Seite gemacht. So ſpann er ſich denn freilich in ein Gewebe von Lügen ein, wie in der Mitte ihres Netzes die Spinne auf die ſich verwickelnden Fliegen lauert. Nach ſeinen und ſeiner Zeit Begriffen war dies keine Frage der Moral, ſondern allein der Politik. Vergeſſen wir nicht, daß wir hier in einem Zeitalter ſtehen, deſſen ganze Politik vom Macchiavellismus beherrſcht und deſſen katholiſche Cabinette von Jeſuiten geleitet wurden; im Zeitalter Richelieu's, des größten Virtuoſen in dieſer Diplomatenkunſt. Die wirklichen Ziele von Wallenſtein's Unterhandlungen darf man meiſtens nicht *in* ihnen ſelbſt, ſondern man muß ſie *hinter* ihnen ſuchen. Während des ganzen erſten Jahres ſeines zweiten Generalates liegen übrigens dieſe Ziele wohl noch in correcter Weiſe innerhalb der ihm von Wien aus geſtellten Aufgaben: es galt vor Allem, Sachſen

und Brandenburg von den Schweden abzuziehen, zu diesem Ende Mißtrauen unter ihnen und Gustav Adolf zu säen; sie womöglich zu einem Separatfrieden zu bewegen, dessen nächstes Opfer dann die Schweden geworden wären; zu verhüten, daß die Schweden sich in irgend einem Theile Deutschlands festsetzten, und neben dem Allem die Gegner hinzuhalten und in Betreff der militärischen Pläne irre zu führen. Die böhmischen Exulanten band und lockte er mit der Aussicht an sich, er werde sich mit ihrer Hülfe zum König von Böhmen machen; sie konnten ihm gelegentlich jedenfalls nützlich werden. Das ganze Spiel ward nicht nur mit scharfsinniger, jeder neuen Wendung rasch gewachsener Schlauheit, sondern auch mit verwegenem Spielermuth und mit kecker, um nicht zu sagen frecher Diplomatenstirne gespielt.

Sobald sich Wallenstein stark genug fühlte, manövrirte er die Sachsen aus Böhmen hinaus, langsam genug, um dabei die Unterhandlungen nicht abreißen zu lassen. Dann, im Juni 1632, vereinigte er sich — diese „Conjunction" mag ihm schwer genug geworden sein — mit Kurfürst Maximilian, um Gustav Adolf entgegenzutreten. Da lagen sich dann, während jener spannungsvollen elf Wochen, die beiden großen Gegner in ihren befestigten Lagern in und um Nürnberg lauernd gegenüber. Keiner wagte noch, den Andern ins offene Feld hinauszulocken. Während dieser Wochen war es, daß Gustav Adolf ihm einen Frieden auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Religionsparteien im Reiche anbot, bei dem Schweden Pommern als Reichslehen und Wallenstein für das immer nur in partibus infidelium besessene Mecklenburg ein Herzogthum Franken erhalten sollte. Diesmal paßte es Wallenstein, solche Vorschläge mit dem Bemerken, er sei zur Verhandlung nicht befugt, nach Wien weiter zu geben. Daß die Schweden in Pommern verbleiben sollten, war nicht seine Meinung; der Wiener Ablehnung konnte er ja gewiß genug sein.

Gustav Adolf wagte den ersten Schlag; aber sein Angriff auf Wallenstein's Lager ward am 3. September blutig abgeschlagen. Dann brach Gustav Adolf auf, um Wallenstein zum entscheidenden Kampf nach Bayern zu locken. Das aber paßte Wallenstein nicht. Er wandte sich vielmehr nach Sachsen; Gustav Adolf mußte ihm folgen. Am 16. November bei Lützen fiel der erschütternde Schlag. Gustav Adolf lag auf der Todtenbahre, aber seine Helden hatten gesiegt; Wallenstein führte seine gebrochene Armee ins kaiserliche Böhmen zurück. In Wien ließ er den Tag von Lützen als einen Sieg preisen, gab aber damit seinen Gegnern doch nur Anlaß zu Spott und Anklagen wider ihn, und angesichts der sonderbaren Behauptung eines solchen „siegreichen" Rückzuges war es denn doch in der That ein doppelt anfechtbares Verfahren, daß er den Feind sich selbst überließ, während seine Armee in böhmischen Winterquartieren die kaiserlichen Lande aussog und ruinirte. Trotzdem ließ er sich weder durch die Rücksicht darauf, daß seine Gegner in Wien mehr und mehr das Oberwasser gewannen, noch durch die immer dringenderen kaiserlichen Mahnungen bewegen, seinen königlichen Palast in Prag zu verlassen. Ob es ganz unbegründet war, wenn die Oñate's und Richel's in Wien behaupteten, er lasse seine Armee Böhmen mit seinen kaiser-

lichen Beamten nur darum zu Grunde richten, um sie mürbe und kriegsmüde zu machen? Der Kaiser wagte es endlich sogar schon schüchtern mit Befehlen. Aber erst im Frühjahr 1633 brach Wallenstein endlich nach dem von den Feinden besetzten Schlesien auf; hier standen die Sachsen unter Arnim und eine schwedische Truppe unter Thurn. Wer aber jetzt endlich wieder große Kriegsthaten erwartete, der sah sich dennoch getäuscht: es ward mehr verhandelt als gehandelt, in zwei sich folgenden Waffenstillständen. Nur wenn sich der Kurfürst von Sachsen nicht gefügig genug zeigte, mußte Holk, über Eger nach Sachsen geschickt, mit seinen Kroaten nachhelfen. Der Einblick, der uns jetzt in das verworrene Gespinnst dieser Verhandlungen mit ihrem beständigen Anknüpfen, Abbrechen und Wiederanknüpfen, mit ihren schroffen innerlichen Widersprüchen gestattet ist, läßt keinen Zweifel an Wallenstein's veränderter Haltung. Der nur äußerlich verborgene Bruch mit der Politik des Kaisers, wie sie zum Theil aus dessen eigener Gesinnung hervorging, zum Theil ihm aufgedrängt wurde, war eingetreten. Wallenstein hatte eingesehen, daß er entweder sich selbst aufgeben oder zwischen Kaiser und Reich wählen müsse. Wo eine dämonische Natur erst vor eine solche Wahl gestellt ist, da gibt es kaum noch eine Wahl mehr für sie. Schiller läßt ihn sagen (Wallenstein's Tod 533 f.):

Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswürdige That!

In das Einzelne der vielen diplomatischen Schachzüge hier einzugehen, ist ganz unmöglich; wohl aber muß es gestattet sein, hier das große Endziel anzudeuten, welches der verwegene Spieler fortan im Auge hielt, selbst auf die Gefahr hin, daß er wirklich mit einem „Schach dem König" enden mußte. Dies Endziel besteht in demjenigen Frieden, den Wallenstein für den allein möglichen und den Interessen des Reiches allein angemessenen, der Ehre Deutschlands allein würdigen hielt: Parität der Katholischen und Evangelischen im Reich; in Betreff der geistlichen Stifter der status quo vor dem Ausbruch des Krieges; Sturz der Jesuitenpartei; Trennung des österreichisch-spanischen Bündnisses mit seinen dynastisch habsburgischen Zielen; Sicherung der reichsfürstlichen Libertät; Vertreibung aller Fremden mit Einschluß der Schweden vom Reichsboden und für Wallenstein selbst eine Krone mit Sitz im Kurfürstencolleg. Das Letzte bildet bekanntlich einen der dunkelsten Punkte in Wallenstein's Plan. Gewiß ist, daß er stets den Schweden wie den böhmischen Exulanten gegenüber die Miene annahm, als ob er sich mit der böhmischen Krone locken lasse. Ebenso gewiß ist aber auch, daß er, wie in Schiller's Tragödie, so auch in Wirklichkeit das letzte Wort hierüber nie gesprochen hat. Er war ein viel zu scharfsichtiger Politiker, um nicht zu urtheilen, daß ihn die böhmische Krone in einen niemals zu schlichtenden Widerspruch mit Oesterreich bringen müsse, wie er denn auch gelegentlich äußerte, die böhmische Krone sei wie ein Igel, den anzufassen man sich wohl hüte. Ich theile vielmehr die

von neueren Forschern aufgestellte Ansicht, daß sein persönliches Endziel die zur Zeit dem Bayernherzog übertragene pfälzische Kur mit der Rheinpfalz war. Damit warf er zugleich seinen gefährlichsten Feind im Reiche wieder aus dem Kurfürstencolleg hinaus, und er selbst konnte eben hier zur Ueberwachung der Ausführung des Friedens zwischen den protestantischen und katholischen Kurfürsten eine ausschlaggebende Stimme gewinnen. Konnte nun dies Alles unter Sachsens Vermittlung durch Verständigung mit den protestantischen Fürsten allein erreicht werden, dann war ihm dies das Erwünschte. War aber Sachsen nun einmal ohne die Schweden nicht zu haben, dann mußten die Schweden einstweilen mitgenommen werden, bis das Reich den Kaiser gezwungen hatte; sie hinterher im rechten Augenblick wieder bei Seite zu schieben, das war die leichtere der Schwierigkeiten Dies Entweder — Oder war, wie er wohl sagte, seine „Zwickmühle". Schiller legt Oxenstierna's Gesandten das Verständniß für die bedenkliche Rolle, die die Schweden hierbei spielten, in den Mund (Wallenstein's Tod 377 f.):

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundschaft dann zusammen?
Uns ist bekannt, Herr Fürst — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken soll, daß Ihr mit Sachsen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß wir nicht Opfer der Beschlüsse sind,
Die man vor uns zu bergen nöthig achtet?
— — — — — — — — — —
Man schickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unsre Wälder.

Das Ganze war ein dämonischer, aber es war auch ein großartiger, ein weltgeschichtlicher Gedanke, einer jener Pläne, die in der Geschichte je nach dem Ausfall ein Verbrechen oder eine Großthat heißen. Die Gräfin Trczky sagt (Wallenstein's Tod 470):

Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen.

Und wenn Schiller den Wallenstein sagen läßt (Wallenstein's Tod 533 f.):

Was thu' ich Schlimmeres,
Als jener Cäsar that, des Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut . . . .
Gieb mir sein Glück — das Andre will ich tragen!

ob nicht der wirkliche Wallenstein dachte: Was thut der Reichsfürst Herzog Albrecht, wenn er das Reich gegen den Kaiser rettet, anderes als der Kurfürst Johann Georg, wenn er zu gleichem Zweck seit Jahren mit seinem kaiserlichen Herrn Krieg führt?

Ueber den schläfrigen Fortgang des Krieges war in Wien der Unmuth und die Fluth der Anklagen gegen Wallenstein immer höher gestiegen, gesteigert noch durch eine sehr ernste Gefahr, welche der katholischen Sache im

Südwesten Deutschlands drohte, ohne daß sich Wallenstein dagegen rührte: der wichtigste feste Punkt am Oberrhein, Breisach, drohte in die Hand der Protestanten zu fallen. König Philipp von Spanien, der längst nach der Gelegenheit ausschaute, seinen Truppen eine Heerstraße von Mailand nach Brüssel durch Deutschland zu öffnen, erbot sich, den Herzog Feria zu Hülfe zu senden. Wallenstein, dem nach seiner Capitulation ohne Zweifel das Recht des Widerspruches gegen einen fremden selbständigen Heerführer im Reiche zustand, widersprach auf das Heftigste, weil er vollkommen richtig voraussah, daß ein Einmarsch der Spanier den Franzosen den nur zu willkommenen Vorwand bieten würde, auch ihren Antheil an der Reichsbeute in Lothringen und am Rhein einstweilen zu occupiren. Der Kaiser nahm trotzdem das spanische Anerbieten an; die Angst um Breisach hatte ihm wieder einmal Muth gegen Wallenstein gemacht, und Wallenstein hatte einen neuen Affront erlitten. Er machte indeß für jetzt gute Miene zum bösen Spiel, sah sich sogar durch den bedrohlichen Gang des Krieges am Rhein gezwungen, seinem dort commandirenden General Aldringen den Befehl zu ertheilen, sich Feria und damit zugleich dem Kurfürsten Maximilian zur Verfügung zu stellen. Ein in seinen Folgen, wie wir sehen werden, für ihn selbst verhängnißvoller Befehl!

Es war aber hohe Zeit, daß Wallenstein endlich sich selbst die militärische Lage und hohe Machtfülle sicherte, die allein seine verwegenen Gedanken zur That werden lassen konnten. Eben hatte Arnim auf Befehl des Kurfürsten die Verhandlungen wieder einmal abgebrochen, um sich nach Sachsen gegen Holk und dessen Nachfolger Gallas zu wenden. Da, Allen unerwartet, erhob sich Wallenstein plötzlich im October 1633 in alter Wucht und Genialität des Feldherrn. Bei Steinau zwang er die völlig überraschten Thurn und Bubna mit ihren Schweden zu schimpflicher Capitulation. Thurn und Bubna selbst ließ er nach acht Tagen wieder frei, worüber sich in Wien gewaltiger Lärm erhob, wie es Picc. 1116 heißt:

Questenberg:
Auf Steinau's Feldern streckt das schwedische Heer
Die Waffen, ohne Schwertstreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrstifter,
Die fluchbeladne Fackel dieses Krieges,
Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.
Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen,
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beschenkt
Entließ der Fürst den Erzfeind seines Kaisers.

Wallenstein hatte guten Grund, den für ihn am schwersten belastenden unter seinen Zwischenträgern der Inquisition der Wiener Gerichte nicht auszuliefern! Im Sturme aber hatte er ganz Schlesien und die Lausitz wieder gewonnen. Görlitz ward am 30. October gestürmt; als Landsberg a. d. Warthe am 4. November gefallen war, schien auch Brandenburg verloren. Kurfürst Georg Wilhelm flüchtete schon aus der Residenz; Kurfürst Johann Georg zitterte für Dresden. Schon streiften die Wallenstein'schen Corps bis in Pommern. Da gab ein ganz unerwarteter geschickter Gegenzug der Prote-

standen Allem wieder ein anderes Aussehen: vom Oberrhein her erschien, in Eilmärschen die Donau herabgezogen, Bernhard von Weimar vor Regensburg, dem Schlüssel von Bayern, Oesterreich, Böhmen und Sachsen zugleich. Er wollte, so schrieb er, den Feind aus den Sprüngen der erträumten völligen Victoria bringen! Jetzt lagerte wieder der Schrecken über dem ganzen Süden. Nur Wallenstein schien retten zu können: von München, von Wien ergingen an ihn die dringendsten Hülferufe. Nur höchst widerwillig unterbrach er seine Siegeslaufbahn und den Plan, die beiden Kurfürsten völlig zu umklammern, um sie auf diese Weise endlich unter seinen Willen zu zwingen. Aber die im Süden drohende Gefahr war auch für ihn selbst zu groß; er mußte umkehren. Zu spät; als er sich Regensburg am 16. November näherte, erfuhr er, daß es am 15. gefallen sei. Statt des Versuches, es rasch wieder zu entsetzen, kehrte er um nach Pilsen und legte seine Armee im weiten böhmischen Umkreis bis nach Linz hinauf in Winterquartiere. Hier stehen wir am Beginn der Tragödie; es ist die Lage, wie sie in „Wallenstein's Lager" erscheint (111 f.); wir sind in Pilsen:

Constabler:
— ein Eilbot' ist angekommen,
Meldet, Regensburg sei genommen.

Trompeter:
Ei, da werden wir bald aufsitzen.

Wachtmeister:
Wohl gar, um dem Bayer sein Land zu schützen,
Der dem Fürsten so unfreund ist?
Werden uns eben nicht sehr erhitzen!

Trompeter:
Meint Ihr? Was Ihr nicht Alles wißt!

In Wien erhoben alle Feinde Wallenstein's das Haupt; war es ihnen doch schon längst gelungen, auch den Kaiser mißtrauisch gegen ihn zu machen. Gleichwohl war es immer noch der dem Friedländer wohlgesinnte Questenberg, den der Kaiser, wenigstens neben Anderen, mit den gemessensten Weisungen, die Winterquartiere außerhalb Böhmens zu suchen und Regensburg wieder zu nehmen, sofort und wiederholt nach Pilsen sandte. Schiller läßt ihn, wieder mit einer kleinen Verschiebung der Zeit, im Lager schon zugegen sein (Wallenstein's Lager 71):

Und von Wien die alte Perücke,
Die man seit gestern herumgehn sieht,
Mit der guldenen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette

Und dann Picc. 1187:

Questenberg:
Fürs Erste wollen Seine Majestät,
Daß die Armee ohn' Aufschub Böhmen räume.

Wallenstein:
In dieser Jahrzeit? — Und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Questenberg:
Dahin, wo der Feind ist;
Denn Seine Majestät will Regensburg
Vor Ostern noch vom Feind gesäubert sehen.
Wallenstein:
Kann das geschehen, meine Generals?
Illo:
Es ist nicht möglich!
Butler:
Es kann nicht geschehen.

Hatte der Kaiser an Wallenstein's kriegerischem Hoflager zu wollen? Wallenstein lehnte Alles ab, wenn er auch in aller Devotion den Beweis führte, daß die Ausführung unmöglich sei. Nur den Aldringen, ebenfalls zum Gegenstreich rasch durch Bayern herangezogen, ließ er Passau besetzen, wo Aldringen dem Weimarer wenigstens den Paß nach Oesterreich verlegte.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt aber, wie wunderbar sich das große Schachspiel in diesem Augenblicke hier ganz wie von selbst für den großen Spieler aufgestellt hatte. Wollte die Conjunction der Sterne selbst ihn nöthigen, endlich das Schach dem Könige zu bieten?

Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen.
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts. Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt;
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.
(Wallenstein's Tod, 29 f.)

In Linz stand Piccolomini's Corps, hinter ihm in Passau Aldringen; beide konnten in wenig Tagen vor Wien stehen. Zugleich konnte Bernhard von Weimar sich von Regensburg die Isar aufwärts gegen München wenden, während sein linker Flügel die von Wallenstein durch den Herzog von Lauenburg gesuchte Verbindung mit Pilsen über Cham und Tirschenreuth herstellte. In Sachsen war Arnim bereits im Anmarsch gegen die böhmische Grenze; hinter ihm stand noch ein schwedisches Corps. In der Mitte dieses ungeheuren Ringes von Armeen Wallenstein selbst, um in jedem Augenblick da in Person zugegen zu sein, wo die wichtigste Entscheidung fiel. Und noch war er des Glaubens, daß es nur seines letzten entscheidenden Wortes bedürfe, um alle diese Armeen in Marsch zu setzen und um Wien und den Kaiser den Ring zu schließen. Dann mochte die Einschüchterung das große Werk des Friedens vollenden. Wenn aber dennoch die bloße Einschüchterung nicht genügte, was dann? — Wallenstein hat die Antwort auf diese allerletzte der Fragen mit sich ins Grab genommen. Ohne die Blutthat von Eger würden wir sie kennen — „kann sein, auch nicht!" (Wallenstein's Tod 3660.)

In Wien empfand man deutlich genug die ganze ungeheure Gefahr. Kein Wunder, daß jetzt Eggenberg's und Questenberg's beschwichtigende Worte im Wind verhallten. Auch Graf Maximilian Trautmannsdorff, im Rath des Kaisers ihr Gegner in der Wallenstein-Frage, war in den December- und

Januartagen in Pilsen gewesen und zweifelte nun nicht mehr an Wallenstein's Entschluß. Kein Wunder, daß er, Oñate, Richel und die Anderen jetzt beim Kaiser mit ihren Ueberzeugungen durchdrangen. Gleichwohl kam es zunächst nur zu Beschlüssen, die, ehe sie zu helfen vermochten, die Katastrophe vielmehr zu beschleunigen geeignet waren. Wallenstein sollte ein zahlreiches Armeecorps abtreten, um dem spanischen Cardinal-Infanten quer durch Deutschland ein sicheres Geleit nach Brüssel zu geben. Es war nur zu durchsichtig, daß man ihn damit nur schwächen wollte, und außerdem wäre der Zug nicht nur quer durch Deutschland, sondern auch quer durch Wallenstein's ganze Politik gegangen. Schiller läßt im „Lager" 691 f. sogar die Soldaten dagegen rebelliren:

Erster Küraſſier:
Sie wollen uns in die Niederland' leihen,
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttausend Mann auffitzen.
Zweiter Küraſſier:
Ihr Buttleriſchen ſollt auch mitreiten.
Erster Küraſſier:
Und abſonderlich wir Wallonen.
Marketenderin:
Ei, das ſind ja die beſten Schwadronen!
Erster Küraſſier:
Den aus Mailand ſollen wir hinbegleiten.
Erster Jäger:
Den Infanten? Das iſt curios!
Zweiter Jäger:
Den Pfaffen! Da geht der Teufel los! . . . . .
Erster Küraſſier:
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort! u. ſ. w.

Und weiter: im Frühjahr sollte der 1630 in Regensburg zum römischen König gekrönte junge Ferdinand zur Armee kommen, um, so hieß es, unter dem großen Meister der Kriegskunst das Handwerk zu lernen. Wallenstein erkannte daran nur, daß seine Entfernung beschlossene Sache sei. Picc. 799 f.:

Sie haben ihren letzten Beſchluß gefaßt
Zu Wien, mir den Nachfolger ſchon gegeben.
Der Ungarn König iſt's, der Ferdinand,
Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland,
Das neu aufgehende Geſtirn! Mit uns
Gedenkt man fertig ſchon zu ſein! . . . . .
Sie zwingen mich, ſie ſtoßen
Gewaltſam wider meinen Willen mich
Hinein! . . . . . Drum keine Zeit verloren!

Er lehnte auch dies Alles ab, aber er wußte jetzt, wie er daran war. Durch seine freilich stark zusammengeschmolzenen Wiener Freunde war er darauf ohnehin längst vorbereitet. Es war nur sein Verhängniß, daß er trotzdem immer noch zu viel Zeit verlor, ehe er sich wirklich zu handeln getraute. Der Charakter seiner Diplomatenkunst rächte sich an ihm selbst: nicht nur, daß ihm Niemand traute, sondern fast mehr noch, daß er Keinem traute, daß er aus Besorgniß, im Augenblick der That dennoch von den Schweden, den

Sachsen im Stiche gelassen zu werden, immer noch besserer Bürgschaften gegen eine Ueberrumpelung durch sie zu bedürfen glaubte. Nach allen Seiten hin flogen durch Trczka's Vermittlung die Fäden der geheimen Verhandlungen mit Arnim, Oxenstierna, Bernhard von Weimar, den böhmischen Exulanten. Vor Allem aber auch seiner Generäle und Obersten meinte er sich durch eine bündige Verpflichtung versichern zu müssen. Sie wurden in Pilsen versammelt (Aldringen entschuldigte sich). Durch Ilow ließ er, ohne im Entferntesten wirklich daran zu denken, mit der Absicht drohen, sein Generalat angesichts der Forderungen des Kaisers niederzulegen, wonach er ihnen denn freilich keine Sicherheit mehr geben könne, daß sie in Wien zu ihren ausstehenden Forderungen und ihrem wohlverdienten Recompens kämen. Piccolomini 72 f.:

Butler:
Ich habe mir
Von diesen kaiserlichen Forderungen
Erzählen lassen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.
Illo:
Von seinem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!
Butler:
Wißt Ihr etwas? Ihr erschreckt mich!
Isolani:
Wir wären Alle ruinirt!

Es erfolgte dann am 11. oder 12. Januar die Unterzeichnung des ersten Pilsener Recesses, die den Mittelpunkt von Schiller's „Piccolomini" bildet. Daß Octavio Piccolomini mit unterzeichnete, gewiß, daß man ihm das in Wien gerne verzeihen werde, ist geschichtlich. Er „dissimulirte" einstweilen, wie der damals gebrauchte Ausdruck lautete. Gerade seine nach Wien geschickten Berichte über das Ereigniß trugen wesentlich dazu bei, daß man darin den ersten Act der wirklich damit begonnenen Rebellion sah. Ein kaiserliches Patent vom 24. Januar sprach Wallenstein's Absetzung aus, ernannte Gallas zu seinem Nachfolger im Commando bis zum Eintreffen des römischen Königs bei der Armee, verwies zunächst Piccolomini und Aldringen an Gallas (dieser Drei war man sicher) und verhieß den verführten Officieren Verzeihung, nur Trczka und Ilow ausgenommen. Dies Patent wurde aber für jetzt so geheim gehalten, daß nicht einmal der bayerische und spanische Gesandte davon erfuhren. Durch den Generalkriegscommissär v. Wallmerode erhielt Piccolomini es wohl am 3. Februar in Linz, Aldringen am 4. in Passau. Keiner von ihnen wagte doch, ohne Gallas' bestimmten Befehl etwas zu thun; Gallas aber steckte auf bedenklichste Weise in Pilsen in der Falle. Kürzlich erst aus Sachsen gekommen, war er ohne genaue Kunde von der wirklichen Sachlage dahin gegangen. Von dort jetzt ohne Wallenstein's Befehl weg zu kommen, ohne Argwohn zu erregen und zugleich seinen Kopf zu gefährden, war unmöglich, denn Trczka ließ alle Zu- und Ausgänge strenge bewachen. Nur Piccolomini behielt nach Wallenstein's starrköpfigem Willen seine unbeschränkte Freiheit. Da öffnete Wallenstein selbst seinem Verderber die Falle, auch hier in wunder-

samer Blindheit. Er hatte aufs Neue eine Versammlung der Generäle und Obersten auf den 8. Februar berufen, aber wieder verschoben, weil sich Aldringen zum zweiten Male mit Krankheit entschuldigte. Das erregte denn doch endlich Verdacht. Da schickte Wallenstein am 13. Februar Gallas, um sich Aldringen's zu versichern! Auch Gallas hatte in der Wallenstein'schen Schule ausgezeichnet gelernt zu dissimuliren. Sobald er außerhalb der Trczka'schen Regimenter war, ließ er die Schreiben an die Generäle und Obersten aufsetzen, in denen er sie unter Berufung auf das kaiserliche Patent anwies, nur seinen Befehlen zu gehorchen. Zur Absendung konnte er sich aber doch noch nicht entschließen. Ja, Piccolomini war tollkühner Weise am 17. Februar, so scheint es, noch einmal in Pilsen. Als er aber Wallenstein fest entschlossen sah, da, nach Linz am 18. zurückkehrend, war auch er es. Inzwischen war Aldringen in größter Heimlichkeit vor Wien gewesen; durch Oñate's Vermittlung hatte er sich mit der Hofburg in Verbindung gesetzt. Da nun war es, daß Oñate ihm *nicht schrieb*, aber *mündlich* durch einen Vertrauten sagen ließ, der Kaiser befehle, sich Wallenstein's zu versichern, durch Gefangennahme *oder Tod*. Jetzt endlich erließ auch der Kaiser am 18. Februar ein öffentliches Absetzungsdecret in verschärfter Form, welches vor Allem rasch nach Prag befördert wurde. Wallenstein selbst scheint es erst am 24. Februar in Eger erhalten zu haben. Ihm öffnete aber am selben 18. Februar endlich Diodati's unbefohlener Abmarsch mit seinen Regimentern aus den Pilsener Quartieren die Augen über die ganze Gefahr seiner Lage. Trczka, sofort abgeschickt, um sich Prags zu versichern, brachte am Abend des 21. die Nachricht, daß es bereits von kaiserlich gesinnten Regimentern besetzt sei. Rasch beschloß Wallenstein, seine Armee, so weit er sie noch in der Hand hatte, behufs leichterer Verbindung mit Arnim und Bernhard von Weimar in Eger zusammenzuziehen; am 22. brach er dahin auf. Abends stieß er in Mies auf Butler, der mit seinem Regiment bereits auf dem Marsch zu den Kaiserlichen nach Prag war. Aber auch er hielt es in dieser Verlegenheit für das Gerathenste, zu „dissimuliren", und Wallenstein's Befehl, ihn nach Eger zu geleiten, Folge zu leisten. Er sandte aber sogleich Boten an Gallas und die anderen Führer: durch eine besondere Schickung Gottes werde er zu diesem Weg gezwungen, *um eine heroische That zu thun*. Er hat sie in der That, von Gordon unterstützt, auf eigenen Kopf vollführt; Gallas' Genehmigung dessen, was er vorhabe, erhielt er erst nach vollbrachter That. Wallenstein traf am 24. Februar in Eger ein. Zur Beschleunigung ihres Vorhabens wurden Butler und Gordon am 25. durch die, wie sich gleich zeigte, irrige Nachricht angetrieben, Arnim habe sich mit den Sachsen Eger schon auf zwei Stunden genähert. Alles geschah dann wesentlich so, wie es Schiller darstellt. Trczka, Kinsky und Ilow fielen beim abendlichen Schmaus in der Burg, Ilow unter wüthender Gegenwehr; Wallenstein durch die Butler'schen Hauptleute Macdonald und Deveroux im Hause des ehemaligen Bürgermeisters Pachelbl (dieser selbst war schon 1633 gestorben).

Butler ward für seine in so schweren Zeitläuften bewiesene „Dexterität" zum Grafen gemacht und erhielt aus den confiscirten Wallenstein'schen Gütern die große Herrschaft Friedberg. Er genoß aber den Blutlohn nicht lange, starb schon vor Ausgang des Jahres.

V.

Mein Zweck war, Schiller's Tragödie durch die Thatsachen, so wie sie uns jetzt bekannt sind, zu beleuchten. Ich meine, die Vergleichung zeige, daß der große Dichter mit ganz bewundernswürdigem, geschichtlichem wie psychologischem, Scharfblick in das Innere dieser so vielverschlungenen Hergänge, dieses merkwürdigen Räthsels hineingeschaut hat. Offenbar war es ihm unzweifelhaft, daß ein, wenn auch noch so hochgespannter Ehrgeiz, daß bloße gemeine Länder- und Habgier nicht hinreichten, um Wallenstein's Verhalten psychologisch zu erklären. In der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges konnte Schiller, wie er meinte, nicht anders, als die Thaten Wallenstein's nach den ihm vorliegenden, von einseitig-parteilichem Standpunkt aus geschriebenen Quellen erzählen. Wenn man aber sein Schlußurtheil über den gewaltigen Mann am Ende des vierten Buches liest, dann sieht man, daß er in ihm die Züge einer Größe erkannte, die ihm die vollständige Richtigkeit seiner eigenen Darstellung dennoch wieder zweifelhaft machte. Dies ist es, was den Unterschied seines *dichterischen* Bildes von dem des Geschichtschreibers ausmacht und erklärt. Den politischen Plan Wallenstein's vermochte Schiller nicht zu erkennen, weder in seiner Großartigkeit noch überhaupt in bestimmten Umrissen. Auch in Betreff der böhmischen Krone kommt er über ein zweifelndes Wort nicht hinaus. Aber daß dem dämonischen Manne eine Größe des Geistes und Charakters innewohnte, die sich mit dem Namen des gemeinen Verräthers nicht deckt, das sah der psychologische Scharfblick des Dichters, und siehe da: die spätere Geschichtsforschung gibt dem Helden seiner Tragödie gegen den Wallenstein seines Dreißigjährigen Krieges Recht. Hätte aber der Dichter die Größe Wallenstein's allein nach der Seite des bis ins Entsetzliche gewaltigen Wollens erkannt, hätte er unter allen den Masken, die das wahre Gesicht verbargen, nicht dennoch auch Züge einer edleren Seelengröße geahnt? Gewiß, er hat es und zeigt uns diese Züge mit den Mitteln des Dichters, nämlich in dem Spiegelbilde Wallenstein's, das sich der ins wahre Innere hindurchdringende Blick treuer Liebe in einem reinen jugendlichen Gemüth formt. Das ist der wichtige Gewinn, den Schiller durch die erdichtete Gestalt seines Max Piccolomini erreicht. „Dein Urtheil kann sich irren," sagt Max seinem Vater, (Picc. 2550 f.) —

nicht mein Herz!
Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Das ist nach des Dichters Absicht keineswegs ein Trugbild, obgleich endlich auch Max es nicht mehr festzuhalten vermag, weil auch seiner Hand der Maßstab für das Unmeßbare entfällt; sondern es ist das mit dem Auge liebender Bewunderung erschaute *wahre* Bild. Darum fühlt Wallenstein, indem er im Herzen des jungen Freundes diese seine ideale Gestalt zer-

trümmert sieht, wie sehr und unwiederbringlich durch den Frevel seiner That sein besseres Selbst befleckt und verdunkelt ist (Wallenstein's Tod 3452).

Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, es kommt nicht wieder!

Was anders ist denn dies „Schöne", als das Platonische Kalokagathon — das Sittlich-Reine, das in der Welt des Sittlichen dieselbe Stelle einnimmt, wie in der des Sinnlichen das Schöne? So rührt eben dieser Ausdruck an die innerste Tragik in Wallenstein's Geschick, und auch Thekla's letztes Wort gewinnt in diesem Lichte eine höhere, eine symbolische Bedeutung: Das Schicksal — es

Wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Biene und Honig.

Ihre Symbolik und Poesie.

Von

Bernhard Kübler.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Goethe läßt in seinem „Nektartropfen" drei Thiere von der überfließenden Schale der Minerva Tröpfchen erhaschen und dadurch am schönsten Glück des Menschen, der Kunst, Antheil erlangen, die Biene, den Schmetterling und die Spinne. Die Alten brachten nur die Spinne zur Minerva in Beziehung. Auch die Biene war für ihre Culte und Mythen von großer Bedeutung; sie bewies ihnen, daß staatliche Ordnung den Geschöpfen der Natur angeboren sei. Der Fleiß der Biene, ihr jungfräuliches Dasein, ihr den Tod nicht scheuender Kampfesmuth waren Ruhmestitel für sie. Aber ihr kunstvoller Bau wird in der Symbolik der Alten nicht verwerthet, in der Sage nur ein einziges Mal kurz erwähnt. Es wird einmal berichtet, daß die Bienen dem Apollo in Delphi einen Tempel aus Wachs und Federn erbauten. Dagegen ist diese Mär, die auf die Kunst der Biene Bezug nimmt, im christlichen Mittelalter ungemein verbreitet. Schon Tertullian hebt grade den Bau der Bienen hervor. In allen Theilen Deutschlands begegnen wir der Legende, daß die Bienen über einer verlorenen oder gestohlenen Hostie einen schönen Dom erbauten. Wir finden sie in Grimm's Märchen wieder. Jakob Balde und Victor v. Strauß haben sie poetisch gestaltet. Auf die Baulust weist auch die Biene der Barberini, die wir an so vielen Denkmälern der ewigen Stadt sehen. Auf dem bronzenen Baldachin in Sanct Peter, unter welchem der Hochaltar steht, kriechen, wie A. v. Reumont sagt, die goldenen Bienen umher. Am Grabmal des Papstes in der Tribüne der Kirche scheint der sich aufrichtende Sensenmann sie erschreckt und auseinandergetrieben zu haben. Am Collegium der Propaganda, wie an der seltsamen Fontana der Piazza di Spagna, wo das Wasser in einem Schiff sprudelt, das man daher mit Recht Barcaccia nennt, an den Mauern, welche Trastevere mit der Leostadt verbinden, wie an der Engelsburg, an zahl-

reichen Kirchenfaçaden, wie an Villen und Paläſten der Umgegend ſind die drei Bienen angebracht. Sollen wir darin nur das Familienwappen der Barberini ſehen? Oder ſollte es nicht einen tieferen Sinn haben, wenn jenes bauluſtige Geſchlecht die Pferdebremſe, die urſprünglich ſeinen Schild zierte, in die kunſtreiche Biene verwandelte? Auf die allernächſten Beziehungen zur Minerva, der Schützerin aller Gelehrſamkeit, weiſt die Biene, welche als Verlegerzeichen die Büchertitel ziert (ſo für die Firma Dozza in Bologna, Plon in Paris, Hüttig in Berlin, Frick in Wien, oder der Bienenkorb für die Firmen Joh. Phil. Raw in Nürnberg und Beijers in Utrecht). Bee hive knitting worsted iſt die verbreitetſte Strickwolle unſerer Frauen, ihre Schutzmarke führt einen blumengezierten Bienenſtock. Ueberall iſt die Biene Symbol kunſtvoller, fleißiger Arbeit. Goethe iſt alſo in ſeiner reizenden kleinen Dichtung, wie in ſo vielen ſeiner großen Schöpfungen, vom Geiſte der Antike getragen und doch in der Erfindung ganz modern. Er lehrt uns, im Kleinen wie im Großen, die unvergänglichen Culturelemente, welche in der alten Literatur und Kunſt liegen, nutzbar zu machen, das ſcheinbar Todte zu beleben, das Alte mit dem Neuen zu verknüpfen.

Die erſten Anregungen zu ſolchen Betrachtungen verdanke ich dem Buche von Walter Robert-Tornow: „De apium mellisque apud veteres significatione mythologica et symbolica“, Berl. 1893. Es iſt vor längerer Zeit geſchrieben, neuerdings aber erſt, nach der doppelten Zahl der horaziſchen neun Jahre, gedruckt worden. Der Verfaſſer hatte als Sohn eines Gutsbeſitzers, der ihm eine vorzügliche claſſiſche Bildung, eine ausgezeichnete Bibliothek und Ruhe zur Arbeit geleiſtet hatte, einen alten Pfarrer zum Freunde und früheſten Lehrer. Der Alte war ein Imker. Aus dem Verkehr mit ihm kam das Buch zu Stande. Es wurde gedruckt, weil es einmal vorhanden war, in erſter Linie zum Geſchenke für Freunde. Der Verfaſſer beſchränkte ſich darin auf die Durchforſchung der alten Literatur. Wir ſind ihm dafür dankbar, daß er uns das Material, vollſtändig geſammelt, in ſauberer und geſchmackvoller Verarbeitung, geliefert hat. Wir ſehen aus ſeinem Buche, in wie vielfachen Beziehungen der Menſch des Alterthums zu der Biene, dem einzigen Inſecte, das ſich zähmen läßt, ſtand. Aber bedeutet uns die Biene weniger, als den Alten? Sollte Goethe mit ſeiner dichteriſchen Verwerthung des Thieres allein ſtehen? Wir haben auf einen Unterſchied der ſymboliſchen Bedeutung der Biene in alter und neuer Zeit aufmerkſam gemacht; es ſind aber viel mehr, überraſchend viele Uebereinſtimmungen vorhanden. Es erſcheint verlockend, dem Gedanken weiter nachzugehen. Einige literariſche Vorbemerkungen werden zur Orientirung nicht unerwünſcht ſein.

In der langen Reihe verlorener und erhaltener alter Schriften über die Bienenzucht gebührt der erſte Platz dem vierten Buche von Virgil's Gedichte über den Landbau, welches in ſeinem ganzen Umfange der Schilderung der Biene, ihres Lebens, ihrer Producte, ihrer Mythen gewidmet iſt. Der Dichter zeigt hier eine Sachkenntniß, eine Liebe zu dem Gegenſtande, den er in formvollendeten Verſen behandelt, wie ſie nur einem Bienenzüchter von Beruf zugetraut werden kann. Von den übrigen Schriftſtellern möchte ich Ariſtoteles

und Plinius hervorheben. Beide haben das Leben der Bienen sehr anschaulich, Aristoteles auch in meisterhafter Sprache dargestellt. Sie theilen freilich die Irrthümer ihrer Zeit, halten die Königin für männlichen Geschlechtes und sind daher über die Zeugung und Fortpflanzung der Bienen völlig im Unklaren. Auch über den Ursprung des Honigs haben sie, wie wir später sehen werden, wunderbare Vorstellungen. Davon abgesehen aber zeugt ihre Schilderung von sorgfältiger Beobachtung. Doch besteht bei aller Uebereinstimmung ein merkwürdiger Unterschied zwischen ihnen. Dem Aristoteles, dem Verfasser der „Politik", ist die Organisation des Bienenschwarmes ein Musterbild wohlgeordneter Staatsverfassung. Als Vorstudie seines großen politischen Werkes hatte er etwa dreihundert zu seiner Zeit bestehende Staatsverfassungen geschildert. Die für uns interessanteste und wichtigste derselben, die Verfassung der Athener, ist kürzlich auf einem ägyptischen Papyrus, der sich jetzt im britischen Museum befindet, wieder aufgefunden worden. Vergleicht man dieses Werk mit der Schilderung des Bienenstaates, so gewinnt man den Eindruck, als hätte auch er der Sammlung der Politieen hinzugefügt werden können, und zwar als Musterverfassung. Ganz anders ist die Darstellung des Plinius. Ihm, dem Römer, gilt der Bienenstock als Abbild des Kriegslagers: Eine Wache am Lagerthor, Ruhe bis zum Morgen, dann wird mit dreifachem Hornsignal Reveille geblasen; in Marschcolonne wird ausgerückt; der König führt den Imperatorentitel. So geht es fort bis zum Zapfenstreich. Man fühlt sich an des Polybius' Schilderung vom römischen Lagerleben erinnert.

Einen anderen Standpunkt nimmt der griechische Philosoph Porphyrios (drittes Jahrhundert n. Chr.) ein. In einem Schriftchen, „Nymphengrotte", sucht er die homerische Beschreibung (Odyss. 13, 102—112) der Grotte auf Ithaka, in welcher die Phäaken den schlafenden Odysseus niederlegten, allegorisch zu erklären. Seine neuplatonischen Anschauungen spielen hinein. Die Najaden, welche die Grotte bewohnen, sind ihm die Seelen, die in die Erscheinungswelt herabsteigen. Die steinernen Webstühle, an denen die Nymphen Gewänder weben, weisen auf die Knochen der Menschenleiber, die purpurnen Gewänder auf Fleisch und Blut hin. Passend sind den Najaden steinerne Krüge, in welchen Bienen bauen, zugesellt. Denn der Honig hat, wie das Element, welches die Wassernymphen spenden, reinigende, vor Fäulniß wahrende und beseligende Kraft; die Bienen aber sind Symbole der reinen Seelen, die nach gottgefälligem Leben zum Jenseits zurückkehren. Diese allegorische Erklärung, in welche der Philosoph fast das ganze System seines Lehrers Plotin hineingeheimnißt hat, ist unsere ergiebigste Quelle für die mythische Symbolik, welche die Alten in ihren Geheimculten mit der Biene und dem Honig verbanden.

Wunderbarer Weise fehlt die Biene in der ursprünglichen Gestaltung des Physiologus, jener christlich-moralischen Thiersymbolik, die in Alexandria im zweiten oder dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand. Das Buch erlangte im Mittelalter eine Verbreitung, die nur von der Bibel übertroffen wurde. In späteren Bearbeitungen hat denn auch die Biene ihren Platz darin gefunden; sie ist aus anderen christlichen Schriften übernommen worden. Denn

die Lehrer des Christenthums liebten es, die Biene als Muster verschiedener Tugenden hinzustellen, vor Allem der Keuschheit, aber auch des Fleißes, des Gehorsams, des Muthes. Solche symbolische Ermahnungen finden wir in mehr oder weniger breiter Ausführung in den Schriften des heiligen Basilius, des Gregorius von Nazianz, des Ambrosius, des Syrers Ephrem und vieler Anderer. Daß sich der heilige Aldhelm, der Abt von Malmesbury (gest. 709), in seinem „Lob der Jungfräulichkeit" den Vergleich mit der keuschen Biene nicht entgehen ließ, kann man sich denken. Breitgetreten und zu einem weitschweifigen Erbauungsbuche verarbeitet ist der an sich hübsche Gedanke in dem um 1263 geschriebenen „Bonum universale de apibus" des Dominicaners Thomas von Cantimpré bei Cambray, eines Schülers des Albertus Magnus. Die Darstellung hat die Form eines moralisirenden Commentars zu dem Capitel über die Bienen aus desselben Verfassers bisher ungedruckter Naturgeschichte. Diese wurde um 1350 von dem Regensburger Domherrn Konrad von Megenberg in bayerischer Mundart zu dem berühmten „Buche von der Natur" verarbeitet. Darin war der Bienenstaat als Vorbild eines geordneten Domcapitels unter dem Bischof als Weisel hingestellt. Konrad schließt seine Betrachtung mit den Worten: „ach got, wie wēnig der peinen ze unsern zeiten ist! es sint all peinen ze webśen und zuo harniz worden. got durch seinen pittern tôt und durch sein gruntlôs erparmherzichait kom seim gotshaus ze helf, daz sō gar verdirbt und verdorben ist. dû waist wol, wâ ich mein, parmherziger got, lâ dein genâd erscheinen!" Konrad zielte mit diesen Worten auf seinen Regensburger Bischof Friedrich aus dem Geschlechte der Burggrafen von Nürnberg, der Bisthum und Domcapitel gewissenlos verwaltete. Es fehlte seinem Vergleiche mit den Bienen die polemische Spitze nicht. Aber der fromme Domherr konnte nicht ahnen, wie man zweihundert Jahre später den Vergleich wenden würde.

Im Jahre 1569 gab Philipp Marnix de Aldegonde, der berühmte Held aus den niederländischen Freiheitskämpfen, der Freund des großen Schweigers Wilhelm von Oranien, eine bissige Satire gegen die katholische Kirche heraus unter dem Titel: „Den Byencorf der heylighe roomsche kerkhe." Sie wurde von Fischart verdeutscht. Auf dem Titelblatt der Fischart'schen Bearbeitung ist ein großer Bienenkorb in Gestalt der dreifachen Tiara abgebildet; oben schaut als Weisel der Papst heraus; große Bienen, die Köpfe mit Bischofsmützen, Mönchskapuzen oder Jesuitenhüten bedeckt, fliegen herzu. Links wallfahrten Bienen in gleicher Tracht zu einer Capelle; rechts ist ein Friedhof, auf welchem grade ein Todter von Bienen bestattet wird. Das Titelbild läßt den Inhalt des umfangreichen Buches ahnen. Unter dem Bilde des Bienenkönigs und der „Meß- und Freßbienen" werden darin Papst, Geistliche und Mönche, sowie die Lehren der katholischen Kirche verhöhnt. Es spricht sich in dem Buche, das zu seiner Zeit große Wirkung ausübte, und mit dem Marnix Vater der niederländischen Prosa wurde, ein glühender Haß gegen die katholische Kirche, insbesondere gegen die Inquisition, aus. Aber um diesem Gefühle Ausdruck zu geben, war der Vergleich mit dem fleißigen und nützlichen Insect nicht grade geschickt gewählt.

Dem Werke des Philipp Marnix ist vielleicht die allegorische Einkleidung der einst so viel gelesenen Bienenfabel des Bernand de Mandeville entlehnt. Hier wird nachgewiesen, daß die Welt, wie sie ist, zwar nichts taugt, daß aber grade in den Fehlern, Begierden und Ungerechtigkeiten der menschlichen Gesellschaft die Triebfedern verborgen liegen, die uns zur Anspannung aller unserer intellectuellen Kräfte, zu immer größerer Vervollkommnung unserer Cultur, zur Pflege der Künste und Wissenschaften bewegen. Die Schrift richtet sich gegen alle Utopien; sie ist das rechte Gegenstück der Rousseau'schen Lehren. Zum ersten Male erschien sie in London 1706 anonym als Six-Penny Pamphlet unter dem Titel „The Grumbling Hive or Knaves turn'd Honest" = „Der brummende Bienenkorb oder die ehrlich gewordenen Schelme", danach in vielen immer vermehrten Auflagen, auch in fremden Sprachen. In einem Bienenschwarm, so ist in Kürze der Inhalt, herrschte Wohlhabenheit und Luxus, Zucht, Ordnung, gute Gesetze, Kunst und Wissenschaft. Strenge Moralisten fanden freilich Vieles auszusetzen. Jeder übte Betrug, ohne daß er ihn doch am Anderen dulden wollte. Ein Lump, der selbst durch Betrug reich geworden war, denuncirte schließlich sein Volk wegen dieses Lasters bei den Göttern. Jupiter beschloß, den Bienenstock von allem Betruge zu befreien. Die Folge war, daß die Wohlhabenheit, welche einst die Bienen beglückt hatte, sich in Armuth verwandelte. Handel, Gewerbe, Künste, ja selbst die Wahrhaftigkeit des Volkes gingen zu Grunde, die Bevölkerung nahm rapide ab. Der Rest wanderte endlich, des müßigen Lebens müde, aus dem Stocke in einen hohlen Baumstamm. „Mit

Der nackten Tugend kann kein Volk in Glanz
Erscheinen. Soll ein goldenes Zeitalter
Den Menschen wiederkehren, muß bei Redlichkeit
Die Eichel ihnen Leckerbissen sein."

Der Gedanke ist geistreich entwickelt und witzig durchgeführt; aber die allegorische Hülle hängt mit dem Inhalt allzu lose zusammen; sie wird nach den ersten Versen ganz abgestreift und erst am Ende mühsam wieder vorgezogen.

Schon bevor das Werk des Marnix erschien, hatte die gelehrte Thätigkeit begonnen, sich mit der Symbolik der Bienen zu beschäftigen. Sie wandte freilich ihre Aufmerksamkeit zunächst nur der griechischen und römischen Literatur zu, da man sich ja in jenen Jahrhunderten um die Sagen der eigenen Völker noch wenig kümmerte. Im Jahre 1657 widmete Claudius Menetreius, Präfect der barberinischen Bibliothek, seinem Herrn, dem Cardinal Francesco Barberini, eine Schrift über die Symbolik des Bildes der ephesischen Artemis. Da sich an den erhaltenen Exemplaren der Statue nebst anderen Thieren auch gewöhnlich zwei Bienen befinden, so führte den gelehrten Verfasser sein Thema auch auf die Betrachtung dieser Thiere. Im folgenden Jahre fügte Joh. Petr. Bellori, gleichsam als Anhang, eine Beschreibung der Münzen hinzu, auf denen Bienen abgebildet sind. Haben sich diese beiden Schriften noch mit einer äußerlichen Aneinanderreihung der Curiosa, die von Vollständigkeit weit entfernt war, begnügt, so suchte in unserem Jahrhunderte Creuzer, mit ganz

anderem Rüstzeug von Gelehrsamkeit ausgestattet, tiefer in den Stoff einzudringen und namentlich den Zusammenhang der Biene und des Honigs mit dem Seelen- und Todtencult der Alten aufzuspüren. Daß er in seinen symbolischen Combinationen oft irrte, ist bekannt. Trotzdem bedeutet seine Leistung einen großen Fortschritt. Nachdem dann durch Jakob Grimm den Gelehrten für die Sagenforschung der Blick geschärft war, hat sich eine lange Reihe von Forschern des Gegenstandes bemächtigt. Aus allen Literaturen, aus den Bräuchen, Märchen und Sagen aller Völker ist der überreiche Stoff emsig gesammelt worden. Es gehört nicht an diesen Ort, zu verzeichnen, was ein Jeder zur Vervollständigung des Schatzes beigetragen hat. Zuletzt vor dem Erscheinen von Robert-Tornow's Buche hat Joh. Phil. Glock (Die Symbolik der Bienen und ihrer Producte, Heidelberg 1891) das für Bienenfreunde Interessante sorgfältig und geschmackvoll zusammengestellt. Für den „Imker" ist sein Buch bestimmt. Die Imker bilden eine ideale Gesellschaft. Es liegt ein dichterischer Hauch über dem, was sie betreiben. Die vornehmsten Vertreter der Imkerei sind Pfarrer und Schullehrer — Männer, die still in der Natur leben und in ihr alt geworden sind, nicht nur Züchter, sondern auch Freunde der Bienen. Zur Imkerei gehört außer der Erfahrung auch Charakter. Das Verhältniß zu den Bienen ist ein auf gegenseitiges Verständniß begründetes. Ihm verdankt auch das Buch von Robert-Tornow seine Entstehung.

II.

Schon in den ältesten Zeiten der Inder und Aegypter finden wir die Biene symbolisch verwerthet. Vishnu wird als blaue Biene abgebildet, ruhend im Kelche der schwimmenden Lotosblume; Krishna, eine Verkörperung Vishnu's, wird dargestellt mit einer Biene über dem Haupte. Die Bogensehne des indischen Liebesgottes Kama ist aus Bienen verfertigt. Das Symbol des Reiches Unterägypten war die Biene. Auch Homer hat dem Leben der Biene mehrere Gleichnisse entlehnt. Nach gewöhnlicher Annahme hat er die künstliche Bienenzucht nicht gekannt, und es ist überhaupt fraglich, welches Volk sich das Verdienst an der Erfindung dieses Culturzweiges zuschreiben darf. Von den Griechen erwähnt Hesiod zuerst die künstlichen Bienenkörbe. Solon von Athen (594 v. Chr.) wandte auch diesem Zweige der Landwirthschaft seine gesetzgeberische Fürsorge zu. Der neu anzulegende Bienenstock sollte mindestens 300 Fuß von bereits früher vorhandenen entfernt sein, weil die Schwärme einander sonst die Nahrung raubten. Karl's des Großen Capitulare enthalten genaue Anweisungen für die Pflege der Bienen. Im römischen Rechte wird bestimmt, wie bei Erbschaftstheilungen und Legaten über etwa vorhandene Bienenstöcke zu verfügen ist. Jedoch wird mehrfach betont, daß die Bienen wild sind, und das Eigenthumsrecht an ihnen Demjenigen zusteht, dem sie zufliegen, oder der das schwärmende Volk einfängt. Auch nach altgermanischer Rechtsanschauung ist die Biene „ein wilder Wurm". Doch befinden sich in den Gesetzen der Westgothen, Burgunder und Bajuwarier strenge Strafbestimmungen gegen Bienendiebe. Sie erhielten sich durch das Mittelalter. Im Büthener (d. h. Zeidler) Recht von Lauenburg-Bütow, welches der

große Kurfürst 1657 von Polen zu Lehen empfing, hieß es Art. 16: „Wer eigenwillig fremde Bienen besteiget oder heimlich bestiehlt, soll ohne einige Gnade mit dem Galgen bestraft werden.“ Schreckliche Martern werden dem angedroht, der einen Bienenstock ganz ausnimmt. Die für unsere Begriffe unerhörte Grausamkeit des Gesetzes erklärt sich zum Theil aus der Rohheit jener Zeit. Voll verständlich wird sie erst aus dem engen Verhältnisse, in dem nach uralten Anschauungen die Bienen zu dem Menschen stehen. Sie sind seine Hausgenossen, seine Freunde, die mit ihm Freud' und Leid theilen.

In Westfalen werden Neuvermählte vor den Bienenstock geführt, und die Verbindung wird den Bienen mit dem Verse angekündigt:

imen in, imen ut
hir es de junge brut.
imen ûm, imen an,
hir es de junge mann.
imekes verlått se nitt,
wenn se nu mål kinner krit.

In Böhmen wird der Stock bei solchen Festen auch mit einem rothen Tuche verziert. Ebenso wird er in vielen Gegenden, wenn der Bienenvater gestorben ist, mit schwarzem Flor umwunden und den Bienen die traurige Nachricht mitgetheilt, in Westfalen mit den Worten:

ime din hâr es dot,
verlått mi nit in miner not.

In Frankreich bittet man die Bienen beim Todesfalle, in ihrem Korbe zu bleiben und sich nicht zu entfernen. Auch verspricht man ihnen, daß man sich ihnen ebenso freundlich erweisen wolle, wie der verstorbene Bienenvater. Taugt der Erbe nichts, so fliegen sie fort. Denn sie gedeihen nur bei braven Leuten. Nach dem Glauben der Römer verabscheuen sie Diebe, nach dem der Böhmen können sie nicht einmal einen geizigen Besitzer vertragen. Auch verkaufen soll man sie nicht, sondern nur verschenken oder höchstens eintauschen. Wenn den Bienen der Tod des Herrn nicht in aller Form gemeldet wird, so wandern sie aus oder sterben. Es ist aber ein weit verbreiteter Aberglaube, daß „Sterbebienen“ ihren Imker nicht lange überdauern, sondern bald eingehen. Uebrigens ist ein solcher Ausdruck, wie er uns soeben entfuhr, bei den meisten Völkern verboten. Man darf von den Bienen nur sagen: „sterben“, wie von Menschen. In der Schweiz darf man auch die Wörter „fressen“ und „hocken“ nicht von ihnen gebrauchen, sondern nur „essen“ und „sitzen“.

Gar rührend hat Gottfried Keller in seinem satirischen Gedichte „Der Apotheker von Chamounix“, in dem sich unter Nesseln und Dornen manch' reizende Blume findet, die Anhänglichkeit der Bienen an ihren Herrn geschildert. Clara, die liebliche Waise eines Alpenführers und Imkers, setzt nach dem Tode des Vaters die Bienenzucht mit aller Sorgfalt fort. Beim Honigverkaufe erregt sie die Aufmerksamkeit des Apothekers Titus, der von glühender Leidenschaft zu dem schönen Naturkinde ergriffen wird. Sie wird ein Opfer seiner Verführung, welkt aber in Folge der Aufregung und Verzweiflung einem frühen Tode entgegen. Ihr Leib wird unter Alpenblumen bestattet, während

ihre Seele in das Gletschereis des Montblanc wandert, um dort von ihren irdischen Sünden gereinigt zu werden. Die „treuen Bienen folgen leise summend ihres Weges" bis an „das Meer des Eises". Dort findet sie ein Hirtenknabe, der Clara geliebt hatte und nun ihre Seele sucht.

An dem Rand der stundenweiten
Wüste schwirrten Clara's Bienen.

Endlich ließen sie sich nieder,
Hier auf Steine, dort auf Gräser,
Manche krochen auf dem Eise
Traurig mit erstarrten Füßchen.

Knieend betete das Hirtlein
Für die Seele der Geschied'nen;
Dann erhoben sich die Bienen,
Eine Wolke, lieblich klingend,

Fuhren sie durch Lenzeslüfte
Sonnig heimwärts und zerstreuten
Mälig sich zu den Geschäften
Und den Mühen aller Tage. — —

Vielleicht sind den Griechen in der Bienenzucht die Aegypter vorangegangen. Von ihnen scheint der im Alterthum herrschende Glaube zu stammen, daß die Bienen aus verwesenden Körpern von Rindern entständen, auffallend, weil die Alten den Abscheu der Bienen vor übeln Gerüchen kannten, und die Zeidler ihre Vorsichtsmaßregeln dagegen trafen. Virgil erzählt die Sage in dem Gedicht vom Landbau. Aristäos war von Liebe ergriffen zur Hamadryade Eurydice, der Gemahlin des Orpheus; auf der Flucht vor dem Jüngling wurde sie von einer giftigen Schlange gebissen und starb. Zur Strafe ließen die Nymphen alle Bienen des Aristäos untergehen. Er klagt den Verlust seiner Mutter, die ihm die Nymphen durch ein Opfer zu versöhnen räth. Er bringt ihnen vier Stiere und vier Kühe dar, aus deren Leichen nach neun Tagen neue Bienenschwärme hervorkommen. Die Mutter heißt Cyrene, er selbst soll in Libyen geboren sein, beides scheint auf afrikanischen Ursprung der Sage hinzuweisen. Porphyrios deutete den Mythus darauf, daß der Mond, welcher auch Biene genannt werde, im Zeichen des Stieres kulminire. Jakob Grimm vergleicht die Zwerge oder Elbe, welche als Maden aus verwesendem Fleische des Urriesen hervorgingen. Merkwürdige Uebereinstimmung mit der griechischen Sage zeigt russischer Volksglaube. Danach stehen die Bienen unter dem Schutze des Wassergreises (wodjanoi djeduschka); sie sind aus dem Leichnam eines Pferdes entstanden, welches der Wassergreis zu Tode geritten und in einen Sumpf geworfen hatte. Fischer, die ihre Netze in den Sumpf warfen, zogen darin statt der Fische einen Bienenkorb heraus. Von ihm stammen alle Bienen der Welt ab (Sjacharow, Sagen d. russ. Volkes).

Im Walachischen heißt die Biene Albina; sie soll ursprünglich weiß gewesen sein. Ihre dunkele Farbe und die eingeschnittene Gestalt bekam sie vom Teufel. Gott hatte ihn um Rath gefragt, ob er eine oder mehrere Sonnen schaffen solle. Der Teufel überlegte sich, daß mehrere Sonnen für ihn nicht

günstig sein würden; in ihrem Lichte würden seine Schandthaten zu deutlich zu sehen sein, und ihre Hitze würde die Wirkung seines Höllenfeuers beeinträchtigen. Diese Betrachtung hatte die Biene, die auf dem Kopfe des Teufels saß, belauscht. Als sie davonflog, um Gott davon Mittheilung zu machen, sah sie der Teufel und schlug nach ihr. Nach einer andern Sage desselben Volkes war es der heilige Petrus, der sie mit der feurigen Himmelsgeißel, dem Blitze, schlug, weil sie mit ihren Eltern als ein ungehorsames Kind gestritten hatte. Die Tscherkessen erzählen, daß Merima, die Mutter Gottes, nur eine Biene unter ihrem Hemde oder in ihrem Aermel vor dem Zorne des Donners, welcher die übrigen vernichtete, retten konnte, und daß von dieser so geheiligten alle jetzigen Bienen abstammen. Die Böhmen leiten den Namen für die Biene včela daher, daß sie sich tief auf die Stirne (na čelo) des Gekreuzigten setzte und den Schweiß von ihm sog. Nach deutscher Sage soll die Biene noch aus dem goldenen Zeitalter übrig geblieben sein. Nach christlicher Umdeutung stammt ihr Ursprung aus dem Paradies, das sie um der Sünde des Menschen willen verlassen mußte. Gott gab ihr seinen Segen mit; darum kann die Messe nicht gesungen werden ohne Wachs.

Aristoteles schweigt von der Entstehung der Bienen aus Thierleichen, klüger darin, als alle Schriftsteller des Alterthums und manche neuere, die den Stier mit dem ägyptischen Gotte Apis in Verbindung brachten, um daraus das lateinische Wort für Biene apis abzuleiten. Diese Etymologie hat Jakob Grimm abgethan. Er weist darauf hin, daß der ägyptische Apis ein langes a hat, das lateinische Wort ein kurzes. Nach der jetzt herrschenden Ansicht ist apis ein onomatopoetisches Wort, welches das Summen des Insectes bedeutet, abgeleitet aus der Wurzel AP, verwandt mit dem althochdeutschen imbi, impi, dem neuhochdeutschen Imme. Aus dem Diminutivum von apis, apicula, ist der Name des Insects in den romanischen Sprachen entstanden: ital. pecchia, span. abeja, franz. abeille. Das griechische Wort melissa ist eine Ableitung von meli, Honig; die Biene ist den Griechen also das Honigthier. Aehnlich im Sanskrit madhupa die Honig Trinkende, madhu kara die Honig Bereitende, madhulik die Honig Leckende. Die Engländer haben das gleiche Wort, wie wir, bee, angelsächsisch beo, daher beowulf, der Bienenwolf, d. i. der Specht, der den Bienen nachstellt. Aber der Ursprung des Wortes Biene ist dunkel; Jakob Grimm bringt es in Zusammenhang mit „bauen". Biene und Bienenkönigin haben in unserer Sprache das ihnen gebührende Geschlecht, nicht so der Weisel und die Drohne. Letztere war im Althochdeutschen treno (litthauisch tranas) männlichen Geschlechts; erst im Neuhochdeutschen ist, ungeschickt, wie Jakob Grimm sagt, ein Femininum daraus gemacht worden. Der Weisel hat sein altes Geschlecht im Volksmunde behalten; er hieß im Althochdeutschen wiso, d. h. Herzog, wie er bei Plinius dux, im Litthauischen bittenis, im Mittellateinischen chosdrus genannt wird. Unsere Vorfahren hielten ihn, wie Griechen und Römer, für männlich. Die Art der Fortpflanzung der Bienen war den alten Völkern unbekannt; über ihr Geschlecht herrschten unklare Vorstellungen. Aber die Jungfräulichkeit der Arbeitsbiene war eine überall bekannte Thatsache. Diu pîe ist maget, wird âne hileichiu dinc (Hochzeit) geborn,

heißt es in einer alten deutschen Predigt; senza congiugnimento o altra coruzione lautet der Ausdruck in einer italienischen Bearbeitung des Physiologus. Ein russisches Volksräthsel beschreibt die Biene, wie folgt: Weder Jungfer noch Wittwe, noch verheirathete Frau; zieht Kinder auf, ernährt Menschen, bringt Gott Gaben dar. In China glaubt man, daß die Erdbienen keine Weiber hätten, sondern die Jungen der Würmer des Maulbeerbaumes aufziehen[1]).

Der Weisel galt zu allen Zeiten als Symbol der königlichen Würde, und weil er von seinem Stachel keinen Gebrauch macht, auch der Gnade. Das ist hübsch ausgeführt in Musäus' Märchen Libussa, das böhmischen Sagen nacherzählt ist. Hier rettet der böhmische Magnat Wladomir den bedrohten Thron der Libussa durch die Erzählung der Parabel vom Bienenstaat, in dem nach Abweisung der Hummel und Wespe das Scepter der Bienenkönigin verliehen wurde, weil sie ohne Stachel ist. Aber nicht der Weisel allein, die Biene überhaupt galt als königliches Thier. Nach einem griechischen Traumbuche bedeutete es Glück, wenn sich auf dem Haupte eines Feldherrn oder Staatsmannes ein Bienenschwarm niederließ. Von Dionys von Syrakus wird erzählt, daß wenige Tage, bevor er zur Herrschaft gelangte, auf einer Reise sein Pferd im Schlamme eines Flusses stecken blieb. Nach einer Weile kam es ihm jedoch mit fröhlichem Gewieher nach; auf seiner Mähne hatte sich ein Bienenschwarm niedergelassen, für Dionys ein Vorzeichen seines bevorstehenden Glückes. Solche Beispiele aus der Geschichte der Griechen und Römer ließen sich leicht vermehren. Auch den Indern bedeuteten Bienen auf dem Wege etwas Gutes; der gleiche Glaube findet sich bei den Alfuren auf Nord-Celebes. Daß bei den alten Germanen die Biene als Repräsentant des Königthums angesehen wurde, dürfen wir aus dem Funde schließen, der 1653 in Tournay gemacht wurde. Man entdeckte dort das Grab des Frankenkönigs Childerich († 481), des Vaters des Chlodwig. Sein Purpurmantel war mit dreihundert goldenen Bienen besetzt; jede derselben war mit rothen Edelsteinen verziert. Bekanntlich hat Napoleon I. dieses Symbol übernommen; auf seinem Krönungsmantel waren die bourbonischen Lilien durch Bienen ersetzt.

Nicht immer aber galt der Bienenschwarm als glückliches Vorzeichen. Unter den bösen Prodigien, durch welche den Römern die schweren Niederlagen gegen Hannibal vorherverkündigt wurden, wird das Erscheinen eines Bienenschwarmes an heiligen Stätten oder im Lager angeführt. Als Pompejus zum Entscheidungskampfe mit Cäsar nach Griechenland segelte, hingen sich Bienenschwärme an die Feldzeichen seiner Legionen. Dasselbe Vorzeichen erschreckte den Brutus und Cassius vor der Schlacht bei Philippi, den Drusus an der Weser, den Quintilius Varus vor seiner Niederlage im Teutoburger Walde; bis an das Ende des weströmischen Reichs, noch bei Constantius und Stilicho finden wir dieselbe Erzählung. Auch dem Herzog Leopold von Oesterreich verkündeten Bienen im Jahre 1386 den Verlust der Sempacher Schlacht: „da kam ein Im geflogen, in dlinden er geniſtet hat, ans herzogen waffen er flog als do derſelbig herzog wol für die linden zog: das diutet frömbde geſte, ſo redt der gemeine mann." In Schlesien, Sachsen und Tyrol bedeuten Bienen-

[1]) Haberland, Biene und Honig im Volksglauben. Globus, Bd. XXXIX. 1881.

schwärme, die sich an Häuser hängen, Feuersbrunst oder Unheil. Nach Schweizer Glauben hat, wenn sich ein frisch angeflogener Schwarm auf den dürren Ast des Gartenbaums setzt, der kranke Mann in jenem Hause sich wegefertig zu halten. Entfliegt ein Schwarm, ohne in drei Tagen sich wieder einzufinden, so sterben die Kinder vor den Eltern weg.

Als unheilverkündend galten die Bienen wohl deshalb, weil sie häufig mit dem Stich ihres Stachels dem Menschen gefährlich werden. Ein Gedicht der griechischen Anthologie beklagt den Untergang des Knaben Hermonax, den Bienen tödteten, als er sich Honigwaben holte. Die Bewohner von Themiskyra gebrauchten im Mithridatischen Kriege Bienenschwärme, um die Soldaten des Lucullus aus den Minen, durch welche sie die Mauern der Stadt zu unterhöhlen suchten, zu vertreiben. Durch hineingeschleuderte Bienenkörbe sollen die Kreuzfahrer Akka in Syrien genommen haben. Im Dreißigjährigen Kriege rettete sich die westfälische Stadt Attendorn vor den Schweden, indem die Belagerten ihren Feinden Bienenkörbe auf die Köpfe warfen, woran noch jetzt ein Waffentanz am Frohnleichnamstage erinnert. Nach einer irischen Legende verwandelte die heilige Gobinate einen Bienenschwarm in Krieger, um einen Heerhaufen, der ihre Hülfe angefleht hatte, zu unterstützen. Nach soviel Beispielen von Kriegsmuth und Ruhm verstehen wir es, wenn die Bienen in einem angelsächsischen Bienensegen als Siegweiber (sigewif), d. h. Walküren, bezeichnet werden. Auch den Namen der jüdischen Richterin Debora, welcher „Biene" bedeutet, beziehen die alten Kirchenväter auf den Kriegsmuth der streitbaren Frau, die ihr Volk zum Kampf gegen die Kanaaniter entflammte, indem sie besonders auf ihren herrlichen Siegesgesang hinweisen, der uns im Buch der Richter aufbewahrt ist. Mehrfach werden im Alten Testamente die heranziehenden Kriegsscharen der Feinde mit Bienenschwärmen verglichen (5 Mos. 1, 44. Ps. 118, 12), und dasselbe Bild malt mit gewohnter Deutlichkeit Homer im zweiten Gesange der Ilias:

Doch die Völker kamen von allen Seiten,
Wie die summenden Bienen, dicht gedrängt,
Aus dem gehöhlten Felsen Schwarm auf Schwarm
Ueber des Frühlings Blumen sich ergießen.
(Nachdichtung von H. Grimm.)

So fehlt der freundlichen Wohlthäterin des Menschen doch auch eine furchtbare Eigenschaft nicht; sie spendet den süßen Honig, führt aber Gift im Stachel.

Wer Honig will sammeln und Rosen will brechen,
Muß leiden, daß Bienen und Dornen ihn stechen —

heißt's im Sprüchwort, das in unendlichen Variationen in allen Sprachen wiederkehrt. Die Gegenüberstellung von mel und fel, Honig und Galle, gehört im Lateinischen zu den gewöhnlichsten Sprachwendungen. „Ubi mel ibi fel" war Doctor Luther's Wahrspruch, und „bouche de miel, cœur de fiel" sagen die Franzosen.

Biene wirst du genannt und bist's, Melissa; mit süßem
Honige labt dein Kuß, aber sein Stachel berückt.

Am bekanntesten ist wohl das Gedicht des Anakreon, das dem Lukas Kranach als Vorwurf zu einem Gemälde (im Berliner Museum) diente. Ich gebe es nach der Umdichtung von Georg Ebers:

Als Eros einstmals Rosen brach,
Da ist es ihm geschehen,
Daß seine Hand ein Bienlein stach,
Er hatt' es nicht gesehen.

Nun schüttelt er die Händchen klein;
Nun hub er an zu klagen
Und flog zu seinem Mütterlein
Mit schnellem Flügelschlagen.

„O Mutter," rief er, „Mutter, ach,
Mir ist so weh, so bange,
Ich werde sterben, denn mich stach —
Gar eine böse Schlange.

Geflügelt ist das gift'ge Thier;
Du wirst es sicher kennen,
Es ist dasselbe, das allhier
Die Bauern Bienen nennen."

Doch Kypris sprach: „Wenn Du, mein Sohn,
Empfindest solches Wehe
Vom Stachel einer Biene schon,
Dann, lieber Sohn, gestehe:

Wie muß es erst dem Menschen sein
Mit Deinem Pfeil im Herzen!
Ach, Eros, das ist eine Pein
Und schwerer zu verschmerzen."

Ein sorgsamer Bienenzüchter braucht den Stachel der Bienen nicht zu fürchten. Nur rein und keusch muß er zu ihnen kommen. Denn alles Unreine hassen sie. Das lehren Alte und Neue. Nach französischem Aberglauben dulden sie nicht einmal einen unanständigen Scherz, wissen sie auch tugendhafte Frauen von leichtsinnigen zu unterscheiden und stechen gern die Letzteren. Ein keusches Mädchen muß in Oberbayern den Honig ausnehmen; in Sanct Gallen hält man frische Wäsche dabei für nöthiger als Bienenhelm und Handschuhe. Die Böhmen glauben, daß eine ehrbare Jungfrau vor den Stichen der Biene sicher sei.

Die Biene weiß wohl zwischen ihren Freunden und Feinden zu unterscheiden. Nur gegen die Letzteren kehrt sie ihre Waffen. Aber ihrer Feinde Zahl ist groß, und nicht jedem ist sie gewachsen. Der Kröte z. B. kann sie, wie die Alten glaubten, nichts anhaben. Besser wird sie mit verwandten Insecten fertig; am verderblichsten ist sie den Drohnen. Für unthätige Mitesser ist im Bienenvolke kein Platz. Daher werden die Drohnen, sobald sie ihrer Pflicht gemäß für den jungen Nachwuchs im Stocke gesorgt haben, von den Bienen todtgebissen. Ihr Leben, nur der Liebe geweiht, aber einem frühen Tode verfallen, ist nicht ohne Tragik. Doch die Alten hatten wenig Sinn

für solche Romantik; ihnen galten die Drohnen nur als Gegenbilder des Bienenfleißes, als Inbegriff der Trägheit. Sie führten bei Griechen und Römern die wenig ehrenvolle Bezeichnung „Diebe". An ihrem Beispiele erläutert Plato im „Staate" immer von Neuem, daß aus einem wohlgeordneten Gemeinwesen die unthätigen Elemente, die zum allgemeinen Nutzen nicht beitragen, zu entfernen sind. Berücksichtigt man das Geschlecht der Bienen und Drohnen, so liegt es nahe, einen Vergleich mit der Unthätigkeit der Männer und mit dem schaffenden Fleiße der Frauen zu bilden. Hesiod kam gerade zum umgekehrten Ergebnisse; er war freilich dem weiblichen Geschlechte nicht holder gesinnt, als Euripides und Juvenal. In seiner Theogonie erzählt er, wie Zeus aus Zorn über die Entwendung des Feuers durch Prometheus das Weib geschaffen habe, zum Quell alles Uebels für die Männer:

Denn wie die Biene mit Fleiß in wohlgeschlossenen Kisten
Mästet der Drohnen Gezücht, das nur zu Schmählichem tauget;
Während jene schon früh, bis endlich die Sonne sich neiget,
Ohne zu rasten, sich müht, den glänzenden Honig zu sammeln,
Lassen diese daheim in behaglicher Zelle sich wohl sein,
Pflegen den Bauch mit dem, was Anderer Arbeit geschaffen:
Also gab dem Manne das Weib der gewaltige Donnrer,
Ihm zum Schaden, geschickt zu verüben schändliche Dinge. —

Hat die Volkszahl im Bienenstock so zugenommen, daß das Land seine Bürger nicht mehr zu nähren vermag, so denkt die Königin an Auswanderung. Sie räumt den Thron einer jüngeren Nachfolgerin ein und begibt sich mit einem Theile ihrer Getreuen auf die Wanderschaft, um eine neue Heimath zu begründen. Es liegt im Interesse des Bienenvaters, den ausziehenden Schwarm einzufangen und durch die neue Colonie den Bienenreichthum zu vermehren. Die verschiedenen Vorrichtungen, durch welche man diesen Zweck zu erreichen suchte, pflegte man durch einen „Bienensegen", der den auswanderungslustigen Schwarm ans Haus bannen sollte, zu unterstützen. Aus allen Völkern haben die gelehrten Sammler die verschiedenen Fassungen dieses Segens verzeichnet. In der Mark lautet er:

Liebe Bienenmutter, bleibe hier,
Ich will dir geben ein neues Haus,
Darin sollst du bauen Honig und Wachs,
Damit alle Kirchen und Klöster gezieret werden.

In Westflandern:

O koning der bieen, daalt hier in't gras
om te vereeren
het altaar des heeren
met zoeten honing ende was.

Wegen der Fähigkeit und Lust, durch Auswanderung dem Volke im Stocke Raum zu schaffen, wurde die Biene den Alten auch Symbol der Colonisation. Bei Gründung der jonischen Colonieen sollen den Athenern die Musen in Gestalt von Bienen vorangeflogen sein. Man hat hiermit in Verbindung gebracht, daß wir in Ephesus und anderen Städten Griechenlands die Biene als Münztypus finden. Zu Ephesus hatte die Biene noch nähere

Beziehungen. Dort stand ja der auch aus der Apostelgeschichte bekannte Tempel der Artemis, eins der sieben Wunder der Welt, in welchem die Göttin als fruchtspendende Nährmutter verehrt wurde. An ihrem uralten Cultbilde waren neben anderen Thieren auch Bienen abgebildet. Ihr Oberpriester hieß Essén, d. h. Bienenkönig, Weisel, ihre Priesterinnen Melissai, d. h. Bienen. Mochte dieser Name auf die Jungfräulichkeit hinweisen, zu welcher vielleicht die Priesterin verpflichtet war, oder auf die süßen Gaben der stadtschirmenden Göttin: die enge Beziehung der Artemis zur Biene, welche durch jene Priesterbezeichnungen ausgedrückt war, bewog die Ephesier, das honigspendende Thier als Stadtwappen zu wählen. Aehnliche Gründe müssen auch bei den anderen Städten, auf deren Münzen die Biene vorkommt, maßgebend gewesen sein. Nicht von jedem dieser Orte ist es leicht, die Beziehungen zur Biene aufzuspüren. Klar zu Tage liegen sie bei den kretischen Städten. Zeus war als Kind auf dem ägäischen Berge vor seinem Vater Kronos verborgen worden. Der Berg hatte seinen Namen von der wilden Ziege, die wir häufig auf den Münzen der Insel finden. Das Kind war genährt worden mit der Milch der göttlichen Ziege Amaltheia und mit dem Honig aus den idäischen Höhlen. Biene sowohl als Ziege sind daher symbolisch in Kreta für das Walten des Zeus. Auf der Insel Keos wurde Aristäos, der Schutzgott der Bienenzucht, besonders verehrt; daher hier die Biene neben dem Kopfe des Aristäus als Münzbild. Die gleiche Erklärung gilt für Melitäa in Thessalien und Arkadien. Die Biene auf attischen Münzen hat Robert Tornow zu der jungfräulichen Göttin Athene in Beziehung gesetzt und sich dafür auch auf die kriegerischen Tugenden des Thieres berufen. Näher läge es noch, an Athene als Beschützerin der weiblichen Arbeiten und überhaupt aller Künste und Handwerke zu denken, für die ja die fleißige Biene wohl ein passendes Symbol gewesen wäre. Aber davon ist weder in der Literatur noch in der Kunst der Alten eine Spur zu finden. Wenn die Athener eine Biene auf ihre Münzen prägten, so wollten sie doch wohl hinweisen auf den attischen Honig vom Hymettosgebirge, den berühmtesten, den es im Alterthum gab. Denn die hohe Ehrenstellung, deren sich die Biene, wie unsere Betrachtung gezeigt hat, bei allen Völkern erfreut, verdankt sie neben ihren vielen Tugenden nicht zum Mindesten der lieblichen Gabe, die sie spendet.

III.

Dem Honig vom Hymettosgebirge haftete ein herber Beigeschmack an, der ihn bei Kennern besonders beliebt machte. Aber gefährliche Concurrenz bereitete ihm der sicilische Honig, der an den Abhängen des Aetnagebirges, namentlich bei der Stadt Hybla, gewonnen ward; er wurde, wie es scheint, bis nach Thessalien vertrieben und beherrschte jedenfalls den Markt von Rom. Unter den Gegenständen, die der Prätor Verres während seiner Verwaltung Siciliens erpreßte, erwähnt Cicero in seinen berühmten Reden gegen den räuberischen Statthalter auch 400 Amphoren Honig, das sind mehr als 100 Hectoliter! Daraus mag man ermessen, welche Bedeutung der Honig im Haushalte der Alten hatte, welche Massen davon verbraucht wurden. Das

wird begreiflich, wenn man sich erinnert, daß der Honig die Stelle unseres Zuckers vertrat. Mit Honig versüßte man Wein und Speisen, bei der Bereitung von Kuchen durfte der Honig nicht fehlen. Der Trank, den die Zauberin Kirke den Genossen des Odysseus bereitete, bestand aus Wein, Käse, Gerstenmehl und Honig. Die Honigbereitung stand bei den Römern unter dem Schutze einer besonderen Göttin, der Mellonia. Er galt den Alten als Inbegriff der Süßigkeit. Der Zorn, sagt Achill seiner Mutter, ist süßer als sanft eingleitender Honig. Vom „Honigtrank des Krieges" spricht der Dichter des „Kalewala" (12, 64). Die Rede Nestor's fließt ihm süßer als Honig von der Zunge. In dieser symbolischen Bedeutung hat der Honig seinen Platz bis auf den heutigen Tag behauptet; denn in die Dichtersprache haben die Colonialwaaren, wie A. v. Humboldt fein beobachtet hat, keinen Eingang gefunden. Es ist bezeichnend, daß Schweizer in den „Räubern" Franz Moor ein „zuckersüßes Brüderchen" nennt.

Nur das Wachs, sagt Aristoteles, wird aus den Blumen und den Thränen der Bäume gewonnen; der Honig fällt aus der Luft, besonders zur Zeit des Aufgangs der Gestirne, oder wenn ein Regenbogen am Himmel steht. Das ergebe sich daraus, daß, solange es thaut, die Bienenzüchter an einem oder zwei Tagen die Waben gefüllt mit Honig fänden, und daß es im Spätherbst zwar Blumen gebe, aber keinen Honig. Aehnlich Plinius. So überaus lieblich also kam den Alten der Honig vor, daß sie an seine irdische Entstehung nicht glauben mochten. Auch im „Kalewala" tropft der Honig aus den Wolken (2, 318), nach litthauischem Volksglauben fällt er vom Himmel auf die Blumen, wo ihn die Bienen einsammeln. Im Elsaß wird noch jetzt der Honig als Himmelsschweiß bezeichnet.

In den zahlreichen poetischen Schilderungen des goldenen Zeitalters bei Griechen und Römern lesen wir oft, daß in jenen glücklichen Tagen von der Eiche oder vom Eichbaum goldener Honig troff. Zur Bereitung einer blutstillenden Salbe wird im „Kalewala" Honig gesucht, der von der Eiche tropft (9, 426). Nach der germanischen Sage trieft Thau von der Weltesche Yggdrasil. Er heißt der Honigfall, und von ihm nähren sich die Bienen. Von Wein ist nicht die Rede; an Milch und Honig, die eng zusammengehören, laben sich die Seligen. Kein Wunder! Der aus Honig bereitete Meth ist der älteste Trank, an dem sich Menschen berauschten. Mit Honig machte Zeus auf den Rath der Nacht seinen Vater Kronos trunken, als er ihn zu entthronen gedachte. Ueberall in der Götterfage der Griechen, in der Edda, im finnischen Epos Kalewala begegnet der Honig; selten fehlt er in den ältesten Gottesdiensten und Opfergebräuchen. Honig und Meth wird Götterspeise und Göttertrank, Nektar und Ambrosia. Zeus ward auf Kreta von den Nymphen, Bacchus auf Euböa von Aristäos mit Honig aufgezogen. Alle Eigenschaften des Nektars besitzt der Honig; er vermag zu berauschen, zu verführen, zu begeistern, zu reinigen, zu erhalten, zu beleben [1]). Das läßt sich aus der Mythologie aller Völker nachweisen.

---

[1]) Vergl. Roscher, Nektar und Ambrosia.

Die Inder kennen einen goldfarbenen Trank, soma genannt, dessen Genuß in Begeisterung versetzt. In der Zendsprache entspricht ihm das haoma oder hom. Er heißt auch madhu, d. i. Honig. Indra raubte ihn in der Verwandlung eines Falken. Ebenso raubte Odin in Adlergestalt den Odrörirstrank, der aus dem Blute des Zwerges Kwasir und aus Honig gemischt war. Wer von ihm genoß, erlangte die Gabe der Dichtung. Allen Göttern und den Dichtern gab Odin davon. In dem einen der drei Brunnen, die unter den Wurzeln der Weltesche quollen, war Weisheit und Verstand verborgen. Er hieß Mimir's Brunnen, weil er von Mimir bewacht wurde. Als Odin daraus zu trinken begehrte, setzte er sein Auge zum Pfande. Davon singt die Wala in der Edda:

Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge bargst
In der vielbekannten Quelle Mimir's.
Meth trinkt Mimir allmorgentlich
Aus Walvaters Pfand: wißt ihr, was das bedeutet?

Also auch Mimir's Brunnen enthielt Meth und damit Honig. Er war der Spender von Weisheit und Verstand, wie Odrörin's Meth in der älteren Edda der Wecker des Geistes genannt wird. Hier haben wir die begeisternde, zur Dichtung befähigende Kraft des Honigs, der wir bei Griechen und Römern auf Schritt und Tritt begegnen. Die weissagenden Jungfrauen, welche den Bienen gleich am Parnaß umherschwärmen, die Thrieen, geben dem Befragenden richtige Auskunft, wenn sie sich durch gute Honignahrung berauscht haben; fehlt ihnen der Götter süße Gabe, so sind ihre Weissagungen falsch. Von vielen Dichtern und Weisen wird erzählt, daß ihnen in ihrer Kindheit die Bienen Honig in den Mund gelegt hätten, so von Hesiod und Pindar, von Virgil und Lucan, vom göttlichen Plato. Mit Recht steht Plato in dieser Reihe, ein vollendeter Dichter und sprachgewaltig. Vielleicht gehört aber auch Aristoteles hierher. Die Alexandersage berichtet, des makedonischen Königs Lehrer sei der berühmte Aristoteles aus Milet gewesen. Wie kommt der Stagirite nach Milet? Hier liegt wohl Verderbniß oder Irrthum vor. Nicht Milet sollte die Heimathstadt des großen Weisen gewesen sein, sondern Melita oder Melitäa, die Honigstadt; er selbst ist ein zweiter Meliteus. Daß er lieblich reden konnte, wissen wir ja jetzt noch besser als früher. Jedenfalls konnte man ihm die Gabe honigsüßer Rede eher beilegen, als dem heiligen Ambrosius oder gar dem Isidorus von Sevilla; denn auch sie rechnete man zu den „honigtriefenden" oder „honiglallenden", wie Goethe den Theokrit in „Wanderers Sturmlied" nennt. Ein Grimm'sches Kindermärchen (Nr. 62) weiß von der Bienenkönigin, die sich auf den Mund ihres Günstlings setzt, welcher Honig im Munde hat. An wen sie im Schlafe fliegt, der gilt für ein Glückskind.

So waren die Bienen ein Symbol der göttlichen Begeisterung, ohne die der Dichter nicht schaffen kann; sie waren den Musen heilig, mit denen man sie auch identificirte. Man glaubte, daß sie ein feines Gehör und die Gabe musikalischen Verständnisses hätten. Daher liebte man es, Dichter und

Dichterinnen mit Bienen zu vergleichen. Der Debora gedachten wir bereits; von Sappho heißt es in der Anthologie:

Sinnend sitzest du da, du Biene, süßer Gesänge;
Sehet, im Bildniß noch trägt sie zusammen ein Lied.

Von Erinna:

Seht die emsige Biene, die auf den Auen der Musen
Jegliche Blüthe besucht, unsere jungfräuliche Braut
Raubt der Tod sich zur Gattin. Das weise, liebliche Mädchen
Seufzte: „Muß ich hinab? O, du beneidendes Grab."

Aehnliche Vergleiche machte man auf den Tragiker Sophokles und den Komiker Menander. Auch Xenophon wurde die attische Biene genannt. Winckelman berichtet von einer Gemme, auf welcher der Glaube an die beredt machende Kraft der Biene zum Ausdruck gebracht war; an der Mundöffnung eines epheubekränzten Kopfes war eine Biene zu schauen, die hineinfliegen wollte.

Die Sagen von der Ernährung göttlicher oder gottbegnadeter Kinder durch Honig entbehren ebensowenig wie die von der begeisternden und berauschenden Kraft des Honigs der thatsächlichen Grundlage. Man gebrauchte wirklich den Honig zur Beruhigung der Säuglinge. Milch und Honig gemischt diente bei Griechen und Römern als Nahrungsmittel der Kinder. Es war die erste Speise, die man ihnen gab, bei Indern und Germanen. Wenn in Indien der Vater unmittelbar nach der Geburt dem Kinde seinen Namen gegeben hatte, mischte er geronnene Milch, Honig und Butter und fütterte es damit aus reinem Golde. In Deutschland wurde den neugebornen Kindern Milch und Honig eingeflößt, um ihnen Leben und Anerkennung Seitens des Vaters zu sichern. „Als des heiligen Liudger Mutter Liafburg geboren wurde, befahl die noch heidnische Schwieger, das neugeborne Kind als Mädchen im knabenlosen Hause in eine Badewanne zu werfen und so zu tödten. Eine mitleidige Nachbarin kam herzu, strich dem Kinde etwas Honig in den Mund und erwarb ihm so das Recht am Leben. Es wurde nicht getödtet, sondern außerhalb des elterlichen Hauses auferzogen." Die Christen der ältesten Gemeinden nahmen nach der Taufe ein wenig Honig und Milch, zum Zeichen dafür, daß sie durch die Wiedergeburt Kindern gleich geworden seien, was freilich den Zorn des heiligen Hieronymus hervorrief; ein solcher Brauch sei durch das Evangelium nicht vorgeschrieben.

Auch daß der Honig und der aus ihm bereitete Meth zu berauschen vermögen, ist keine Erfindung der Sage. Plinius, Columella und Andere geben genaue Anweisung für die Herstellung des Methes; er wird aus Honig und Wasser bereitet und erlangt durch Gährung und Alter einen weinähnlichen Geschmack und berauschende Wirkung. Es gab aber in manchen Gegenden auch Honig, der schon für sich allein im Stande war, den Menschen aufzuregen oder gar um den Verstand zu bringen. In einem griechischen Hirtenromane heißt es, der Kuß mache rasen, wie junger Honig. Von Jonathan erzählt die Heilige Schrift (1. Sam. 14, 27): „Er reckte seinen Stab aus, den er in der Hand hatte, und tunkte mit der Spitze in den Honigseim und

wandte seine Hand zu seinem Munde; da wurden seine Augen wacker." Als Xenophon mit seinen 10000 Griechen nach dem mühseligen Marsche durch das kleinasiatische Gebirge bereits das Meer erblickt hatte und sich Trapezunt näherte, erlebte er im Lande der Kolcher noch ein Abenteuer. Die Soldaten genossen viel von dem in jener Gegend häufigen Honig. Sie wurden wie rasend darnach, bekamen allerlei Uebelkeit, Keiner konnte sich mehr aufrecht halten, Einige starben. Große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Heeres. Am nächsten Tage kamen jedoch die Meisten wieder zu Sinnen, und am dritten oder vierten Tage konnten sie aufstehen. Es war wie eine Vergiftung gewesen. Später, im Mithridatischen Kriege, erlebten einige Cohorten des Pompejus an derselben Stelle Aehnliches.

Es ist also doch nicht ganz richtig, was die Biene in dem Gleim'schen Gedichte auf die Frage der Gärtnerin antwortet:

„Bienchen," spricht die Gärtnerin,
„Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen."
„Ja," sagt sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift lass' ich darin."

Aber solche Geschichten, wie die von Xenophon erzählte, bilden die Ausnahme. Im Allgemeinen galt Honig als eine sehr gesunde Speise. Der lachende Philosoph von Abdera, Demokritos, empfiehlt ihn ganz besonders und ernährte sich sogar in seinen letzten Lebenstagen durch ihn allein. Als ihm das Greisenalter beschwerlich geworden war, hatte er beschlossen, sich durch freiwilligen Hungertod von der Last des Erdenlebens zu befreien, und bereits mit diesem Radikalmittel angefangen. Da kamen die Weiber seines Hauses zu ihm und baten ihn, er möchte doch sein Ende noch bis über das bevorstehende Thesmophorienfest hinausschieben, damit ihnen nicht die Festesfreude verdorben würde. Gutmüthig, wie er war, erfüllte er diese Bitte und ernährte sich unterdessen durch Honig.

Wer ist dieser Weise? Der weise Demokritos ist es,
Der die weite Natur forschte und forschend bezwang.
Selbst den dringenden Tod — drey Tage hielte der Greis ihn
Bey sich auf und ernährt' ihn mit gastfreundlicher Kost.

Von Brot und Honig nährten sich auch die Pythagoreer. Die Corsen rühmten sich einer besonders langen Lebensdauer; man leitete sie von den Genuß ihres vorzüglichen Honigs her. Galenus empfahl den Greisen, viel Honig zu essen. Hippokrates hielt ihn für nahrhaft und behauptete, daß er eine gute Hautfarbe erzeuge.

Unter den Arzneimitteln der Alten spielte der Honig eine hervorragende Rolle; er wurde sowohl innerlich gebraucht bei sehr vielen Krankheiten, wie auch äußerlich als Salbe für Haut und Haare, gegen Wunden, gegen Leiden der Augen und Ohren. Aristoteles stellt ihn an einer Stelle seiner Ethik, wo er die üblichsten Medicamente aufzählt, obenan; Plinius hält ihn für nicht minder wirksam, als den Teufelsdreck, das werthvollste Arzneimittel des Alterthums. Alle Schriften der alten Aerzte sind voll von Recepten, in denen

Honig vorkommt. Auch Konrad von Megenberg empfiehlt ihn, und noch jetzt kann er in den Apotheken nicht entbehrt werden. Honig essen macht gesund, sagt ein deutsches Sprichwort. Ein finnisches Lied lautet: „Biene, du Waldvögelein, flieg' in die Weite, über neun Seeen, über die Sonne, über den Mond, hinter des Himmels Sterne, neben die Achse des Wagengestirns; flieg' in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorrathskammer, bring' Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Munde für böse Eisenwunden und Feuerwunden."

Früchte und Fleisch suchte man durch Zusatz von Honig vor Fäulniß zu bewahren, ein Brauch, der noch jetzt bei den Veddahs auf Ceylon besteht [1]). Wegen dieser conservirenden Kraft verwandte man ihn auch zur Einbalsamirung der Leichen. Unter dem Nektar und Ambrosia, welchen Thetis in der Ilias dem Leichnam des Patroklos in die Nase träufelt, um ihn vor Verwesung zu schützen, soll nach der Erklärung der Alten Honig zu verstehen sein. Dazu findet sich im Indischen eine Analogie, wenn es heißt: „Wo wächst der hom, der Zubereiter der Leichname, durch den man die Leichname zurecht richtet und den folgenden Körper macht?" „Hom, der Zubereiter der Leichname, wächst am See Varkasch, am verborgensten Orte." Die Babylonier bestatteten ihre Todten in Honig, wie die Perser in Wachs. Die Leichname der spartanischen Könige Agesilaos und Agesipolis, Alexander's des Großen, des jüdischen Königs Aristobul, des Kaisers Justinian waren in Honig gelegt oder einbalsamirt.

Der ägyptische Brauch, die Leichen einzubalsamiren, der aber auch in anderen Ländern begegnet, beruht auf dem Glauben an die Seelenwanderung; nur wenn der Leib des Verstorbenen wohl erhalten ist, kann die Seele wieder in ihn einziehen. Dazu sollte also der Honig verhelfen; er sollte die Kraft haben, die Todten wieder auferstehen zu lassen. Ein griechisches Sprichwort lautete: „Glaukos, nachdem er Honig getrunken hatte, erstand wieder". Glaukos, der Sohn des Minos von Kreta, war — wie in der Ynglingasage König Fjölnir, Yngvifrey's Sohn — in ein Honigfaß gefallen und darin, „der Leuchtende im Süßen", ertrunken. Der Seher Polyidos aus Argos fand den Leichnam und brachte ihn durch ein Wunderkraut ins Leben zurück.

Im finnischen Epos Kalewala hat die Mutter des Lemminkäinen die Theile ihres getödteten Sohnes wieder zusammengeheilt; um ihm das Leben wieder zu geben, bittet sie die Biene über neun Himmel zu fliegen und den Honig zu holen, welchen Gott selbst gebraucht:

Tauch' den Flügel in den Honig,
Deine Federn in die Süße,
Bringe Honig auf dem Flügel,
Süßen Seim auf deiner Hülle,
Um die Schmerzen hier zu stillen,
Um den Schaden herzustellen.

In den Idyllen des Theokrit findet sich die Sage von dem sicilischen Hirten Komatas, die sonst im Alterthum nicht wieder begegnet. Komatas

[1]) Haberland a. a. O.

pflegte von den Ziegen seines Herrn den Musen Opfer zu bringen. Da verschloß ihn sein Herr in eine Kiste von Cedernholz, um zu sehen, ob ihm die Musen helfen würden. Als er nach zwei Monaten die Kiste öffnete, fand er den Hirten lebend; Bienen hatten ihn mit Honigwaben genährt. Damit möchte ich die Schweizersage vergleichen, die Jakob Grimm zum Glaukosmythos in Beziehung setzt. Im goldenen Zeitalter waren See und Bäche milcherfüllt. Ein Hirte schlug mit dem Nachen um und ertrank. Seinen lange gesuchten Leichnam brachte, als man butterte, der schäumende Rahm zum Vorschein, und er ward in einer Höhle begraben, welche die Bienen mit Honigwaben, groß wie Stadtthore, durchwirkt hatten.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, eine Deutung der Einzelheiten dieser Sagen zu versuchen. Wie bei ihnen allen der Honig bedeutungsvoll für den Todtencult ist, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es gibt nun für diese Verwendung des Honigs noch weitere Belege. Auch der Mithrascult hing mit der Seelenwanderung zusammen. Denen, welche sich in die Mithras-Mysterien einweihen ließen, wurden, wenn sie die Stufe des Löwen erreichten, die Hände mit Honig begossen, zum Zeichen, daß sie sich rein halten sollten von allem Häßlichen, Schädlichen, Befleckenden, und die Zunge mit Honig gereinigt, um sie vor Sündhaftem zu bewahren. Bei allen orphisch-pythagoreischen Culten war der Honig von mannigfacher Bedeutung. Die Priesterinnen der eleusinischen Göttinnen Demeter und Persephone waren Bienen genannt; sie trugen den Namen des reinen Thieres, das gleich den Pythagoreern die Bohne meidet. Auch in Delphi wurde der Seelencult gepflegt, und die eleusinischen Mysterien sind von Delphi nicht unbeeinflußt geblieben. Die Apollopriesterin aber hieß die delphische Biene, und den zweiten Tempel zu Delphi sollen die Bienen aus Wachs und Federn erbaut haben. Die Biene selbst galt den Neuplatonikern als Symbol der Seele, eine Anschauung, die sicher uralt und indogermanisches Gemeingut ist. Auf einem Goldplättchen, das in Kamiros auf Rhodus gefunden wurde, ist ein weibliches geflügeltes Idol abgebildet, aus menschlichem Kopf und Oberleib und dem Unterleib einer Biene zusammengesetzt. Man wird darin die Darstellung einer Seele erkennen dürfen. Gerade weil die Biene als Seelenthier gilt, wird ihr nach der Sitte so vieler Völker der Tod des Hausherrn angezeigt. In der Gemeinde Klein-Fettan im Unterengadin fanden junge Burschen eine alte Frau am Boden liegen; sie hielten sie für todt und trugen sie ins nächste Haus. „Alsbald flog hier ein Bienlein summend im Zimmer herum und schließlich jener Erstarrten in den offenstehenden Mund. Die Anwesenden waren nicht wenig erstaunt, als das Weib sogleich sich aufrichtete und in unzufriedenem Tone zu verstehen gab, man möge sie künftighin an ihrem Orte liegen lassen."

Den Seelen der Abgeschiedenen pflegte man Honig darzubringen. Nach indischem Glauben ist er den verstorbenen Ahnen im Jenseits die liebste Speise. Odysseus spendet bei seiner Hadesfahrt den Schatten einen Opferguß, zuerst Honigtrank, dann Wein, zuletzt Wasser. Achill läßt an der Leiche des Patroklos Krüge voll Honig verbrennen. In Deutschland wurde den Bergmännlein, d. h. den Elben, in welche die Seelen Verstorbener übergingen, ein

Tischlein gedeckt und ihnen darauf Milch, Honig und das Blut einer schwarzen Henne geopfert. Der Neckar verlangt am Himmelfahrtstage einen Bienenkorb, ein Laib Brot, ein Schaf und einen Menschen. Die Trankopfer, welche die Griechen den unterirdischen Göttern, dem Pluto, der Persephone, den Eumeniden, der Hekate, spendeten, bestanden aus einer Mischung von Honig und Milch. „Ihnen ziemte nicht das frohstimmende Getränk der Lebenden, der Wein.“ So wurde der Honig geradezu zum Symbol des Todes.

Bei jedem Werke ist das Aufhören süß, sagt Pindar; zum Ueberdruß werden selbst Honig und die lieblichen Blumen der Aphrodite. So mag es auch für uns Zeit sein zu enden. Wir haben gesehen, wie im ewigen Wechsel des Lebens, bei Geburt und Grab, der Honig dem Menschen bedeutungsvoll war, wir haben die Bienen in hochgeehrter, ja geheiligter Stellung bei vielen Völkern kennen gelernt. Hat sich nun von solcher Ehrfurcht ein Rest bis auf unsere Tage im Gemüthe des Volkes, nicht bei den Imkern allein, erhalten? Wir dürfen die Frage wohl bejahen. Zwar Meth wird nicht mehr getrunken, außer etwa an den alten Königsgräbern bei Upsala. Andere Getränke erfreuen jetzt den Menschen. Auch der Honig gilt nicht mehr, wie einst den römischen Juristen, als unentbehrlicher Bestandtheil des Hausrathes. Aber als Symbol des Lieblichen hat er im Volksmunde und in der Dichtersprache seinen Platz behauptet, und der Honigkuchen ist für unser liebstes, echt deutsches Fest ebenso wesentlich wie der Christbaum. Was die Biene uns bedeutet, haben wir schon im Anfange gezeigt, und wie wir mit Goethe begonnen haben, so wissen wir auch für den Schluß dieser Betrachtungen kein passenderes Bild zu finden, als das, welches er in seinem Schweizerliede malt, auch hier gerade denjenigen Theil der Bienenarbeit besonders hervorhebend, der uns für die moderne Würdigung des Thieres vor allen anderen maßgebend zu sein schien, das Bauen:

In ä Garte
Bie i gstande,
Ha d' Immli
Zugschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Ein englischer Consul und Diplomat in Ostasien.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Bei Macmillan & Co. in London ist vor Kurzem ein Werk erschienen, das in zwei Bänden das Leben des bekannten englischen Consuls und Diplomaten Sir Harry Parkes behandelt[1]). Für deutsche Leser und Verhältnisse sind tausend Seiten über einen solchen Gegenstand etwas viel; aber da die Thätigkeit des Verstorbenen in die Zeit der Eröffnung Ostasiens für den Weltverkehr fiel, er bei den Ereignissen, welche dieselbe herbeiführten, eine hervorragende Rolle spielte und China und Japan in der letzten Zeit wieder in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so dürfte eine Inhaltsanzeige des Buches auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein.

I.

Harry Smith Parkes wurde 1828 in einem unbedeutenden Flecken in Staffordshire als das jüngste Kind eines kleinen Eisenhüttenbesitzers geboren; Mutter und Vater starben bald, 1832 und 1833, und die drei verwaisten Kinder, zwei Schwestern und Harry, fanden Aufnahme bei dem einzigen Bruder ihres Vaters, einem verabschiedeten Marineofficier, dessen Erzählungen von Englands Siegen zur See und Nelson's Heldenthaten einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Charakterentwicklung seines Neffen ausgeübt zu haben scheinen. Aber auch dieses Heim sollte ihm bald verloren gehen; der Onkel starb 1837 und hinterließ seine zahlreiche Familie in so bedrängten Verhältnissen, daß die beiden Schwestern Harry's im August 1838 die Einladung einer mit dem bekannten Sinologen Gützlaff verheiratheten Cousine annahmen und sich nach China einschifften. Im Juni 1841 folgte ihnen der junge Harry, der durch die Verwendung Gützlaff's und des bekannten Missionararztes William

[1]) The Life of Sir Harry Parkes, K. C. B., G. C. M. G., Sometime Her Majesty's Minister to China and Japan. In 2 vols. Vol. I. By Stanley Lane-Poole. With a Portrait and Maps. Vol. II. By F. V. Dickins and S. Lane-Poole. With a Map.

Lockhart, welcher inzwischen eine seiner Schwestern geheirathet hatte, sehr bald eine Stelle, als was wir heute Dolmetscher-Eleve nennen würden, unter J. R. Morrison, Secretär und erstem Dolmetscher des britischen Bevollmächtigten, und Handelssuperintendenten Sir Henry Pottinger erhielt.

Die Zeit, zu welcher der junge, damals dreizehnjährige Parkes in China eintraf, war eine lebhaft bewegte und für die Entwickelung der Beziehungen zwischen China und England, und damit auch der ganzen übrigen Welt besonders bedeutungsvolle. Die Zustände in Canton, dem einzigen dem fremden Handel geöffneten Platze, waren unerträglich geworden, und die Aussichten auf eine friedliche Beilegung der vielen vorhandenen Beschwerden vollständig geschwunden, seitdem der kaiserliche Commissar Lin die Geschäfte daselbst übernommen hatte. Es ist namentlich in gewissen Missionarkreisen immer mehr Gebrauch geworden, die Schwierigkeiten, welche damals zum Kriege zwischen China und England führten, dem Bestreben der letzteren Macht zuzuschreiben, die Erlaubniß zur Einfuhr von Opium mit Gewalt zu erzwingen. Dieser, den thatsächlichen Verhältnissen durchaus widersprechenden Auffassung wird in dem vorliegenden Werke mit Recht entgegengetreten. Die chinesische Regierung und die leitenden Staatsmänner waren bittere Feinde des Opiumhandels, aber nur aus nationalökonomischen Gründen, weil durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Einfuhr dieses Genußmittels große Mengen Silber dem Lande entzogen und die Handelsbilanz damit in sehr fühlbarer Weise zu Ungunsten China's verändert wurde; sie waren aber zugleich klug genug, ihre Abneigung und ihren Widerstand gegen alles Fremde unter der moralischen Entrüstung über dem Schmuggelhandel mit Opium zu verbergen, um so die Sympathien Derjenigen zu gewinnen, welche von der Einfuhr dieser Droge eine Schädigung der Chinesen an Leib und Seele befürchteten. In Wirklichkeit handelte es sich bei Lin's Vorgehen um ganz etwas Anderes und zwar darum, den Anspruch der Engländer, nicht als nur geduldet, sondern als berechtigt zum Verkehr mit China angesehen zu werden, endgültig niederzuschlagen. Der Handel mit den Fremden sollte nicht unterdrückt werden, dazu warf er für alle Beamten in Canton, vom höchsten bis zum niedrigsten, sowie für die Hongkaufleute, welchen allein der Verkehr mit den fremden Händlern gestattet war, zu viel ab; aber den Fremden sollte der Uebermuth, Rechte zu beanspruchen, gründlich ausgetrieben, sie sollten vor die Wahl gestellt werden, entweder sich schutzlos der chinesischen Gerichtsbarkeit, d. h. der Willkür und den Erpressungen der Mandarinen zu unterwerfen, oder den Verkehr aufzugeben, der ja auch ihnen neben manchen Gefahren und Demüthigungen reichen Gewinn brachte. Die Lage war schließlich eine solche geworden, daß selbst die sehr widerwillige englische Regierung, die vor jedem Conflict mit China zurückschreckte, sich hatte entschließen müssen, die Mittel zu bewilligen um China gegenüber aus der bisherigen Rolle des abwartenden Duldens herauszutreten.

Parkes hatte das Glück, mit vielen der Personen, welche damals eine bedeutende Rolle spielten oder später zu einer solchen berufen waren, zusammenzukommen, und der rothhaarige, blauäugige frische Junge, der immer bereit war, jeden Auftrag auszuführen, und dem es weder an Verstand noch trotz

seiner jungen Jahre an Muth und Entschlossenheit fehlte, wurde bald der erklärte Liebling aller, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, ganz besonders aber des Bevollmächtigten Sir Henry Pottinger, der ihn wie einen eigenen Sohn behandelte. Parkes machte freilich nur als Zuschauer aus der Ferne die Ereignisse des kurzen Feldzugs von 1842 mit und wohnte schließlich den Besuchen bei, welche vor Nanking zwischen den englischen und chinesischen Würdenträgern ausgetauscht wurden. Bei dem ersten derselben, welchen die chinesischen Bevollmächtigten Kiying, Ilipu und Niukien an Bord des Zweideckers „Cornwallis" abstatteten, wurde Parkes dem ersten der kaiserlichen Commissare vorgestellt, der an ihm, als einem „wirklich rothhaarigen Barbaren", wie Parkes in seinem Tagebuche schreibt, viel Wohlgefallen fand, ihn bei jeder Gelegenheit liebkoste und auszeichnete. Der am 29. August 1842 abgeschlossene Vertrag von Nanking beendigte die häufig als Opiumkrieg bezeichneten Feindseligkeiten, während deren Amoy, Ningpo, Chusan, Shanghai und Chinkiang von den englischen Schiffen und Truppen genommen wurden, und die Vorbereitungen zum Sturm auf Nanking beendet waren, als die Chinesen sich zum Nachgeben entschlossen.

Der Vertrag von Nanking bezeichnete, wie in dem vorliegenden Werke sehr richtig bemerkt wird, eine durchgreifende Veränderung in den englischen Beziehungen zu China. Zum ersten Male in der Geschichte hatten die Chinesen formell anerkannt, daß sie sich im Unrecht befunden; ja, sie hatten ihre Niederlage durch „die fremden Teufel" in einem amtlichen Schriftstücke offen eingestanden. Zum ersten Male waren sie bereit gewesen, mit England als Macht zu Macht zu verhandeln, anstatt seine Kaufleute als Bittsteller zu betrachten, die nur durch die Vermittlung einer Gilde einheimischer Händler gehört werden konnten.

Zum ersten Male wurden fünf Häfen dem Verkehr Englands und damit der Welt eröffnet. Alles dies war eine vollständige Umwälzung in den Ideen der Chinesen, und hoffnungsvolle Zuschauer prophezeiten den Niederbruch des alten Abschließungssystems und die Eröffnung des ganzen Reichs für den Einfluß fremden Unternehmungsgeistes. Diese Hoffnungen waren sehr verfrüht, aber es wird später Zeit sein, auf die Zustände zurückzukommen, die sich auf der Grundlage des Vertrages entwickelten, an den so weitgehende Erwartungen geknüpft wurden.

Parkes ging mit Gützlaff nach Chusan, wo derselbe als Civilcommissar functionirte. Manche Auszüge aus dem Tagebuch, das Ersterer während dieser Zeit führte, sind sehr charakteristisch. Ueber General Schoedde z. B., welcher die englische Garnison auf der Insel befehligte, lesen wir:

„Der alte Herr macht seine Einkäufe stets selbst und wird natürlich von den Chinesen betrogen, die ihn Alles doppelt so theuer als andere Leute bezahlen lassen. Aber wo ein bestimmter Preis für irgend Etwas besteht, und der Verkäufer auch nur das Geringste mehr dafür verlangt, wird er eine ganze Weile, wär's auch nur um ein paar Cash, feilschen, und den Verkäufer, wenn er sich nicht überzeugen lassen will, daß er im Unrecht sei, schließlich verhaften und dem Richter vorführen lassen, wo die Angelegenheit dann sehr schnell ihre Erledigung findet. Ich habe solchen Scenen beigewohnt, wo der streitige Betrag zehn Cash betrug, nach unserem Gelde ein halber Penny. Aber der General ist ein braver, ehrlicher, zuverlässiger und tapferer alter

Herr, wie er bei der Führung der Sturmcolonne vor Chinkiang bewiesen hat, und was mehr als alles Das werth ist, er fürchtet Gott."

Im September 1843 wurde Parkes nach Canton geschickt, wo er Gelegenheit hatte, die gewöhnlichen Bureauarbeiten in dem dortigen Consulat kennen zu lernen und im Juni 1844 zum Dolmetscher bei dem Consulat in Amoy ernannt, von wo er im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft nach Fuchau und 1846 nach Shanghai versetzt ward. An letzterem Platze fand er als seinen Chef Mr., später Sir Rutherford Alcock, unter dem er bereits in Amoy gestanden hatte.

Die Verhältnisse in China ließen noch immer viel zu wünschen übrig; abgesehen von den Versuchen, die Bestimmungen des Vertrages von Nanking ganz zu ignoriren oder möglichst zu umgehen, machten sich in allen geöffneten Häfen Bemühungen bemerkbar, den Engländern durch schlechte Behandlung, wörtliche und thätliche Beleidigungen und Angriffe auf Eigenthum und Leben den Aufenthalt in den Häfen und namentlich die freie Bewegung in den chinesischen Stadttheilen und der Umgegend möglichst zu verleiden. Reclamationen blieben unbeachtet, in einzelnen, sehr flagranten Fällen gelang es, nach vielen Bemühungen, Geldentschädigungen zu erhalten, die Bestrafung der Schuldigen blieb aber unerreichbar. Da wurden drei Missionare, die sich in der Nähe von Shanghai mit der Vertheilung von Neuen Testamenten u. s. w. in einer allerdings als unsicher verrufenen Gegend, vor deren Besuch der Consul seine Landsleute ausdrücklich gewarnt hatte, von einem Haufen Fukinesischer Dschunkenmatrosen angegriffen, in der rohesten Weise mißhandelt und ausgeplündert. Als die Forderung des Consuls, daß die Schuldigen bestraft werden sollten, seitens der chinesischen Behörden unter allerhand nichtssagenden Aeußerungen unbeachtet blieb, erklärte Mr. Alcock, daß er keiner Dschunke gestatten würde, den Hafen von Shanghai zu verlassen, bevor ihm die verlangte Genugthuung geworden. Um die Bedeutung der Drohung und den Muth Mr. Alcock's richtig zu würdigen, muß man wissen, daß zu der Zeit 1400 Getreidedschunken mit Tributreis für den Norden und 50 Kriegsdschunken im Hafen von Shanghai lagen, während dem Consul nur die Corvette „Childers" zur Verfügung stand, zu welcher bald die Brigg „Espiegle" stieß. Letztere wurde, da die Behörden noch immer zögerten, einige Tage später mit dem Viceconsul Robertson und Dolmetscher Parkes nach Nanking geschickt, damit diese Beamten dem dortigen General-Gouverneur die Sachlage vortrügen und die Abberufung des Taotais verlangten. Dies brachte die Localbehörden zur Besinnung, die Schuldigen wurden verhaftet, und nachdem sie von ihren Opfern recognoscirt worden waren, mit einmonatlicher Ausstellung in dem hölzernen Halskragen bestraft. Aber auch die Mission nach Nanking war erfolgreich, und der Taotai wurde durch einen anderen Beamten ersetzt. Obgleich die Verantwortlichkeit in Shanghai wie in Nanking den Beamten zufiel, die über Parkes standen, hatte dieser doch, da er der Einzige war, der chinesisch sprach und schrieb, einen sehr wesentlichen Antheil an dem Erfolge, der auch sowohl von seinen directen Vorgesetzten, als auch von dem neuen Handelssuperintendenten in Hongkong, Mr. Bonham, und von Lord Palmerston selbst lobend anerkannt wurde. Von

dieser Zeit an hatte Parkes den wohlverdienten Ruf, einer der tüchtigsten und energischsten Beamten in China zu sein.

Im Jahre 1859 kehrte Parkes, der kurz vorher zum Dolmetscher bei dem Consulat in Amoy ernannt worden war, mit Urlaub über Indien in die Heimath zurück. Hier ward ihm die unerwartete und in seinen Jahren und Stellung seltene Ehre zu Theil, von Lord Palmerston, damals Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, empfangen zu werden, der sich lange eingehend mit ihm über chinesische Verhältnisse unterhielt, und auf den die bestimmte Erklärung des jungen, zweiundzwanzigjährigen Beamten, daß die unbeschränkte Eröffnung Cantons der Schlüssel der ganzen chinesischen Frage sei, einen tiefen Eindruck zu machen schien.

Parkes hatte richtig gesehen; der trotz Krieg und Vertrag immer noch erfolgreiche Widerstand der Localbehörden gegen die Zulassung der Fremden in die chinesische Stadt von Canton war der Kernpunkt der Frage, da dieser Erfolg der Obstructionspolitik den conservativen Chinesen — und damals waren es alle — als praktischer Beweis dafür diente, was Entschlossenheit und ruhiges Ausharren selbst dem englischen Ungestüm gegenüber vermochten.

Parkes' Aufenthalt in Amoy, wo er im Frühjahr 1851 eintraf, war nur von kurzer Dauer; aber er fand auch dort Gelegenheit, Beweise seines Muthes und seiner Geschicklichkeit zu geben, indem er dem stellvertretenden Taotai, der sich, um unangenehmen Erörterungen mit dem Consul aus dem Wege zu gehen, in den entferntesten Winkel seines Bezirkes zurückgezogen hatte, 120 englische Meilen weit nachreiste und es durchsetzte, daß der inzwischen neu ernannte Taotai sich sofort nach Amoy begab und die dort seit lange schwebenden Fragen erledigte.

Sein Aufenthalt in Canton, der von 1852 bis 1854 dauerte, brachte ihm, da er während des größten Theils dieser Zeit das Consulat verwaltete, viele Arbeit, vielen Aerger und zum Schluß reichen Lohn. Bei der Besetzung des erledigten Vice-Consulats übergangen, ward ihm auf eine an den Handels-Superintendenten, jetzt Sir George Bonham, gerichtete Beschwerde die Antwort, daß mit der Ernennung eines Anderen keineswegs eine Zurücksetzung seiner Person beabsichtigt worden sei, sondern es sich nur darum gehandelt habe, dem Betreffenden eine Gehaltsaufbesserung zuzuwenden. Thatsächlich aber lag dem Verfahren wohl die Abneigung zu Grunde, einen Dolmetscher in den regelmäßigen Consulatsdienst zu übernehmen, eine Abneigung, der man ja häufig auch noch heutzutage bei den verschiedensten Leuten und Aemtern begegnet, obgleich kaum ein verständiger oder verständlicher Grund dafür vorhanden sein dürfte. Parkes begnügte sich nicht mit der Antwort seines Chefs, sondern wendete sich an das Auswärtige Amt. Hier wurde ihm die Genugthuung, daß die Anordnungen Sir George Bonham's aufgehoben und bestimmt wurde, daß Parkes das Consulat verwalten und bei eintretender Vacanz zum Viceconsul ernannt werden solle. Bald erhielt er einen weiteren Beweis der Achtung und des Vertrauens, deren er in London genoß, indem er, fünfundzwanzig Jahre alt, im Frühjahr 1854 zum Consul in Amoy ernannt wurde, eine Auszeichnung, die für den jeder Unterstützung durch Freunde und Familie

entbehrenden jungen Mann um so ehrenvoller war, da seine Ernennung als ein besonderer Beweis der Zufriedenheit bezeichnet wurde, mit der Ihrer Majestät Regierung seine Haltung im Dienst des Staats zu bemerken Gelegenheit gehabt hätte.

Parkes' Thätigkeit in Amoy war nur von kurzer Dauer, da er bald nach Hongkong berufen wurde, um als erster Secretär mit dem neu ernannten Handels-Superintendenten Sir John Bowring nach Siam zu gehen und dort bei dem Abschluß des ersten Freundschafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrages mitzuwirken, der mit diesem Lande vereinbart wurde. Die Schilderungen in Parkes' Briefen und Tagebuch über seinen Verkehr namentlich mit dem ersten Könige, Phra Paramender Maha Mongkut, demselben, bei dem auch der Chef der preußischen Mission, Graf Friedrich zu Eulenburg, fünf Jahre später beglaubigt war, sind sehr eingehend und geben ein treues Bild des alten Herrn, der trotz seines eigenthümlichen Wesens und seines entsetzlichen Englisch eine höchst interessante Erscheinung war und viel, sehr viel für die Eröffnung Siams, zum großen Theil gegen den Widerstand seiner Minister und des ganzen Adels, gethan hat.

Eine persönliche Erinnerung an den König möge mir hier gestattet sein. Bei der ersten Privataudienz, die der König 1861 meinem Chef ertheilte, war auch ich mit den anderen Attachés der Mission zugegen. Der König trug eine enganschließende seidene Jacke, der durch die Beine nach hinten aufgezogene und durch den Gürtel gesteckte Sarong stellte nicht übel ein Paar enganliegender seidener Kniehosen vor; der untere Theil der Beine war unbekleidet. Die nackten Füße steckten in sammetnen goldgestickten Pantoffeln, auf dem Kopf hatte der König eine Art schottischer Mütze und auf der linken Brust, an der Stelle eines Ordenssternes, eine Broche mit einem großen Smaragd. Nach den ersten Begrüßungen nahmen wir um einen länglichen Tisch Platz, und der König vertheilte an alle Anwesenden Visitenkarten, von denen unser Chef eine geschriebene, wir anderen minores gentes gedruckte erhielten. Jung und übermüthig, wie ich war, sagte mir mein gedrucktes Andenken wenig zu, und ich sah es mit einer Miene so entschiedener Unzufriedenheit an, daß der König aufmerksam wurde und mich fragte, ob ich an der Karte etwas auszusetzen fände? „Nur daß ich stolzer und glücklicher gewesen sein würde, den Namen Euerer Majestät in Allerhöchst eigenen Schriftzügen zu besitzen," war meine Antwort. Der König lachte, befahl ein Tintenfaß zu bringen und fing nun an, für jeden von uns auf der Visitenkarte das Datum des Tages hinzuzufügen, eine Arbeit, die eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, da der hohe Herr mehr malte als schrieb. Nach der Beendigung der Conferenz erhielt ich einen wohl verdienten Wischer von meinem Chef, der nicht mit Unrecht der Ansicht war, daß die Zeit besser hätte verwendet werden können, als zum Beschreiben von Visitenkarten für die Herren Attachés. Aber Worte verfliegen, Geschriebenes bleibt, und ich besitze heute noch die Karte des Herrn des weißen Elephanten.

Auch bei den Vertragsverhandlungen mit Siam war Parkes Derjenige gewesen, auf dessen Schultern die größte Arbeitslast und nicht der kleinste

Theil der Verantwortlichkeit geruht hatte. Der Gesandte, Sir John Bowring, war ein gelehrter Mann und dabei ein eigenthümlicher Herr, der es sich z. B. nicht nehmen ließ, bei feierlichen Gelegenheiten den Talar eines Doctors der schönen Wissenschaften der Universität von Groningen zu tragen, der hinter seinem Namen einige fünfzig jener Abkürzungen setzen konnte und manchmal auch setzte, die in England die Mitgliedschaft einer gelehrten Gesellschaft bedeuten, wäre es auch nur die der „Literarischen Vereinigung der Freunde Polens" in Hull gewesen. Sir John's Ruf als Gelehrter mag übrigens thatsächlich nicht wenig zum günstigen Verlauf der Verhandlungen beigetragen haben, da der König von Siam selbst ein tüchtiger Kenner des Sanscrit und Pali war, mit den Priestern der Missions étrangères Lateinisch getrieben hatte und sich lebhaft für Wissenschaft jeder Art interessirte.

Mit dem abgeschlossenen Vertrage kehrte Parkes nach England zurück, um dort die Ratification desselben zu erwarten und einen Brief nebst Geschenken des Königs von Siam der Königin von England zu überbringen. Trotzdem seine Zeit durch Arbeiten aller Art im höchsten Maße in Anspruch genommen war, fand er doch Gelegenheit, seine zukünftige Gattin, Miß Fanny Plumer, kennen zu lernen und zu heirathen. Für die Energie des jungen Ehemannes und seine rastlose Thätigkeit mag als Beweis dienen, daß sein Honigmonat zwei Tage dauerte und er acht Tage nach der Hochzeit (9. Januar 1856) England verließ, um sich nach Siam zurückzubegeben. —

Die Reise nach Bangkok, wo Parkes die Ratificationen des Vertrages auswechseln sollte, verlief insofern unglücklich, als in Singapore der größte Theil der für den König von Siam bestimmten Geschenke durch das Umschlagen eines Bootes verloren ging oder verdorben wurde; aber Parkes gelang es trotzdem, besonders in Folge des persönlichen Einflusses, den er bei dem ersten Könige zu gewinnen gewußt hatte, nicht allein die genaue Ausführung des soeben abgeschlossenen Vertrages durchzusetzen, sondern auch eine Anzahl neuer Zugeständnisse zu erlangen, die in einer von ihm am 13. Mai unterzeichneten Zusatz-Convention vereinbart wurden. Für seine Thätigkeit in Siam und die, wie Lord Clarendon schreibt, bei den Verhandlungen mit dem Könige und den Ministern bewiesene Geschicklichkeit, Geduld und Tact, wurde ihm reiches Lob Seitens seiner Regierung zu Theil.

Nach China zurückgekehrt, mußte Parkes die Verwaltung des Consulats in Canton übernehmen, dessen Titular Mr. Alcock sich auf Urlaub befand. Hier sollte die Thätigkeit beginnen, die in ihrem weiteren Verlauf seinen Namen zu dem bekanntesten in Ostasien und ihn selbst zu dem berühmtesten Vertreter einer Politik machte, die für zwanzig Jahre die maßgebende gewesen ist.

II.

Die Verhältnisse in Canton hatten sich seit Parkes' erster Anwesenheit daselbst nicht gebessert; trotz wiederholter Versuche war es den Engländern nicht gelungen, den Zutritt zu der chinesischen Stadt, unbehinderten Handel und freien Verkehr mit den Behörden zu erlangen, obgleich dies Alles durch den Vertrag von Nanking zugesichert war. Die sich der Stadt nähernden

Taiping-Rebellen hatten dem neuen General-Gouverneur Yeh allerdings solche Besorgnisse eingeflößt, daß derselbe sich um Unterstützung an die Engländer gewandt hatte, aber trotzdem weigerte er sich hartnäckig, Sir John Bowring oder Parkes zu empfangen: den Ersteren, weil er zu beschäftigt sei, den Anderen, weil für den Empfang eines Consuls durch den General-Gouverneur kein Präcedenzfall vorliege. Die Bevölkerung folgte dem Beispiel, das die Behörden ihr gaben; in den ersten Tagen des Juli wurde eine anonyme Bekanntmachung in den Straßen von Canton angeschlagen, in der die Einwohner aufgefordert wurden, jeden Fremden, der sich auf chinesisches Gebiet wage, todt zu schlagen, und so „den Zorn des Himmels zu besänftigen, ihre Treue und ihren Patriotismus zu bethätigen und dem Lande Frieden und Ruhe wiederzugeben". Auf seine Vorstellungen und das Verlangen, daß die Bekanntmachung entfernt werde, erhielt Parkes von den Behörden keine Antwort, und als wenige Tage darauf in der Umgegend von Canton zwei auf einem Spazierritte befindliche Engländer von einem Volkshaufen mit Steinwürfen angegriffen wurden, blieben seine Bemühungen, die Bestrafung der Thäter zu erlangen, ebenso erfolglos.

So lagen die Sachen, als sich am 8. October 1856 vier Mandarinen mit zahlreicher Begleitung auf die im Hafen von Canton liegende, unter englischer Flagge fahrende Lorcha „Arrow" begaben, die englische Flagge herunterholten und die aus zwölf Chinesen bestehende Mannschaft gebunden an Bord einer Kriegsdschunke schleppten. Der Protest des während des Vorfalls abwesenden, aber gleich darauf zurückgekehrten englischen Capitäns der Lorcha blieb unbeachtet, und als Parkes sich an Bord der Kriegsdschunke begab, um die gefangenen Matrosen zu reclamiren, wurde er wörtlich und thätlich insultirt. Die schriftlich an den General-Gouverneur gerichtete Forderung, die Gefangenen dem Consulat zu übergeben, wo eine Untersuchung der gegen sie erhobenen Klagen unter Mitwirkung eines chinesischen Beamten stattfinden könne, hatte ebensowenig Erfolg; Yeh nahm das Verhör selbst vor, sprach drei der Leute schuldig und erklärte sich bereit, die andern neun dem Consulat zurückzugeben. Auf weitere Vorstellungen erwiderte Yeh, daß die Lorcha kein englisches Schiff sei und die Mannschaft derselben daher der chinesischen Gerichtsbarkeit unterstehe; auch die auf Befehl Sir John Bowring's ausgeführte Wegnahme einer Kriegsdschunke als Repressalie machte keinen Eindruck. Behörden und Volk fanden es lächerlich, daß die Engländer glaubten, durch solche Mittel den General-Gouverneur zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Mit dem Widerstande der Chinesen steigerten sich, wie dies nicht anders der Fall sein konnte, die Forderungen der Engländer, und während diese zuerst mit der einfachen Auslieferung der Matrosen zufrieden gewesen wären, verlangten sie nun am 21. October, unter Stellung einer vierundzwanzigstündigen Frist, die Rücksendung der Matrosen an Bord der Lorcha und Entschuldigungen der Behörden für das Vorgefallene. Yeh erklärte sich jetzt bereit, zuerst zehn, dann alle Gefangenen dem Consulat auszuliefern, aber Parkes bestand auf der vorgeschriebenen Form der Rückgabe und der verlangten Entschuldigung, und da Yeh sich nicht dazu verstehen wollte, wurden am 23. October von dem Oberbefehlshaber des britischen Geschwaders,

Admiral Sir Michael Seymour, die Feindseligkeiten gegen die vor Canton gelegenen Forts eröffnet.

Parkes' Handlungsweise ist vielfach, auch in England, scharf getadelt und ihm vorgeworfen worden, die Gelegenheit zu einem Bruch zwischen China und England gesucht, wenn nicht gemacht zu haben. Diesem Vorwurf wird in dem vorliegenden Werke auf Grund amtlicher Schriftstücke und der in Parkes' Privatcorrespondenz enthaltenen Mittheilungen, unzweifelhaft mit Recht, widersprochen. Daß Parkes, wie jeder englische Beamte und wie wohl jeder Fremde in China überzeugt war, es könne so wie bisher nicht weiter gehen, wenn die Existenz des Vertrages, Eigenthum und Leben aller Fremden nicht in Frage gestellt werden sollten, und daß er darum entschlossen war, die erste sich darbietende günstige Gelegenheit zu benutzen, um die vorliegenden Schwierigkeiten möglichst gründlich zum Austrage zu bringen, wird kaum einem Zweifel unterliegen; aber ebensowenig, daß er maßvoll und würdig vorging, daß er nach den ersten unter seiner eigenen Verantwortlichkeit gethanen Schritten nur auf Grund ihm ertheilter höherer Weisungen handelte und daß nicht allein seine Vorgesetzten, von dem Handels-Superintendenten in Hongkong bis zum Auswärtigen Amte, sein Verfahren billigten, sondern auch die englischen Kronjuristen seine Auffassung und Behandlung der Arrow-Frage als die den Grundsätzen des Völkerrechts entsprechende bezeichneten. Für die Engländer in China wie in England und noch mehr für die Chinesen galt aber Parkes als das treibende Element, und wie er aus diesem Grunde vielfach angeschuldigt und geschmäht wurde, ist ihm dafür von anderer Seite Ruhm und Ehre in reichem Maße zu Theil geworden.

Die vom Admiral Sir M. Seymour ergriffenen Maßregeln, in Folge deren einige Forts bei Canton am 23. und 24. October zerstört, das Yamen des General-Gouverneurs am 27. und 28. bombardirt, die Stadtmauer in Bresche gelegt und das Yamen durch den Admiral am 29. desselben Monats besucht ward, ein weiteres Bombardement anderer Regierungsgebäude am 3., 4. und 5. November und die Einnahme des Bogue-Forts am 12. und 13. vermochten ebensowenig wie die Bitten der Notablen und Hongkaufleute von Canton und die Intervention seiner eigenen Beamten den Starrsinn Yeh's zu brechen. Vielmehr erließ er am 28. October eine Proclamation, in der er die ganze Bevölkerung zum Kampfe gegen die Engländer aufreizte, und auf jeden Kopf eines Engländers eine Belohnung von 30 $ setzte.

Inzwischen war auch die Frage der Eröffnung der Stadt für die Fremden durch den Admiral in die Discussion gezogen worden, und Yeh hatte die erste Gelegenheit benutzt, zu erklären, daß er Parkes' Absichten wohl kenne, es handle sich um nichts Anderes, als um die Wiederaufnahme der schon im Jahre 1847 durch den Gesandten Davis gestellten Forderungen. Aber der Consul scheine nicht zu wissen, daß das Volk die Grundlage des Staates bilde, und daß das Volk von Kwang-tung ganz verschieden von dem anderer Plätze sei.

Der Mißerfolg der englischen Operationen — denn anders konnten Behörden und Volk die nur zeitweilige Besetzung einzelner Punkte und den stets

darauf folgenden Rückzug der von den Schiffen gelandeten Matrosen und Seesoldaten nicht deuten — bestärkte Yeh in seiner Hartnäckigkeit. Am 14. December wurden die englischen Factoreien in Canton durch Feuer, das von den Chinesen angelegt war, und bald darauf die Niederlassung in Whampoa in derselben Weise zerstört; selbst in den Straßen von Hongkong erschienen täglich Bekanntmachungen, in denen der jetzt auf 100 Taels erhöhte Preis auf jeden englischen Kopf zur Kenntniß der Bevölkerung gebracht wurde, und ein chinesischer Bäcker machte den Versuch, die Garnison und die andern Fremden mit Arsenik zu vergiften, so daß schließlich die ganze chinesische Bevölkerung der Insel ausgewiesen werden mußte.

Parkes hatte, sowie er sich von Yeh's Halsstarrigkeit überzeugte, den Vorschlag gemacht, die Feindseligkeiten in Canton zu localisiren. Er hatte empfohlen, daß der Kaiser durch ein an die Mündung des Peiho geschicktes Schiff von den Vorgängen in Canton unterrichtet, der Kampf gegen Yeh aber mit aller Entschiedenheit geführt werden solle, da es keinem Zweifel unterliegen könne, daß eine endgültige Niederlage desselben zu seiner Absetzung führen werde; zugleich hatte Parkes darauf gedrungen, daß die englische Regierung um die Herausfendung von Truppen gebeten werde. Hierzu hatten sich anfänglich weder Sir John Bowring noch der Admiral entschließen können, da sie nach früheren Vorgängen sich für berechtigt hielten, anzunehmen, daß die Regierung durch eine solche Zumuthung höchst unangenehm berührt werden würde; und als im Januar 1857 die Verhältnisse nicht länger gestatteten, den von Parkes längst angerathenen Schritt weiter hinauszuschieben, suchte Sir John sich dadurch zu schützen, daß er Denjenigen, dem in England vermuthlich die Hauptschuld an den Vorfällen in Canton zugeschrieben werden würde, von dem Schauplatz der Ereignisse fort, nach Amoy versetzte. Zu Sir Michael Seymour's Ehre muß bemerkt werden, daß er, sowie er von dieser Maßregel Kenntniß erhielt, die erforderlichen Schritte that, um dieselbe rückgängig zu machen, was ihm auch gelang; er verlor außerdem keine Gelegenheit, die Admiralität auf die ausgezeichneten Dienste aufmerksam zu machen, die Parkes ihm geleistet habe.

In London hatten die Ereignisse in China weitergehende Folgen, als man erwartete. Die parlamentarische Opposition bemächtigte sich der Angelegenheit, und nach einer längeren Debatte, an der Cobden einen hervorragenden Antheil nahm, blieb das Ministerium in der Minoriät; Lord Palmerston aber, welcher fühlte, daß in einer Frage, bei der es sich um den Schutz handelte, den die englische Flagge gewähre, die Mehrzahl der Wähler zu ihm stehen würde, löste das Parlament auf; die Neuwahlen gaben ihm Recht. Lord Elgin wurde zum außerordentlichen Commissar für China ernannt, die Hinausfendung einer ansehnlichen Truppenmacht beschlossen und ausdrücklich angeordnet, daß Parkes bei den Verhandlungen wegen Cantons — man hoffte immer noch die Frage localisiren zu können — verwendet werden solle.

Lord Elgin machte bei seiner Ankunft in China auf die englischen Beamten und Kaufleute keinen besonderen Eindruck. Er ließ durchblicken, daß er die ganzen Verwickelungen, und zumal ihren Anfang, die Arrow-

Angelegenheit, für einen groben Mißgriff halte und daß seine Sympathien viel mehr auf Seiten der armen Chinesen ständen, als auf Seiten der Hongkongleute, von denen er behauptete, daß für dieselben nichts zu grausam und zu gewaltthätig scheine; er legte vor Allem Werth darauf, bei jeder Gelegenheit den Befehlshabern der See- und Landstreitkräfte zu empfehlen, den Chinesen gegenüber die Grundsätze der Menschlichkeit zur Anwendung zu bringen — ein eigenthümlicher Commentar zu dem Verhalten Parkes', der, obgleich von den Chinesen ein Preis von 30 000 $ auf seinen Kopf gesetzt war, sich mit Gefahr seines Lebens bei dem Angriff auf Canton vor die feindlichen Linien begeben hatte, um die Chinesen zu warnen und sie zu bitten, sich zurückzuziehen, ehe das Feuer gegen sie eröffnet würde. So begründet aber auch diese und andere, sich aus seinem späteren Verhalten ergebenden ungünstigen Urtheile über Lord Elgin's Haltung in China sein mögen, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß der von demselben gefaßte Entschluß, auf seine eigene Verantwortlichkeit die für den Feldzug in China bestimmten Truppen unterwegs anzuhalten und nach Indien zu dirigiren, wo soeben der Sepoy-Aufstand ausgebrochen war, einen wahrhaft staatsmännischen Blick bewies. Wenn er dadurch auch nicht, wie manchmal behauptet worden ist, Indien für England rettete, so hat er doch unzweifelhaft sehr wesentlich zur Beschränkung des Aufstandes und zu seiner schnelleren Niederwerfung beigetragen.

Die Vorgänge in Indien und der von Lord Elgin gefaßte Entschluß waren die Veranlassung, daß die Ereignisse in China sich langsamer entwickelten, als ursprünglich angenommen worden war. Unter den Umständen erschien es nach einigem Zaudern angemessen, um die Zeit nicht ganz zu verlieren, gegen Canton vorzugehen und sich dieses Hauptsitzes der Fremdenfeindschaft zu bemächtigen. An Yeh wurde die Forderung gerichtet, die Bestimmungen des Vertrages von Nanking auszuführen und namentlich den Zutritt zu der chinesischen Stadt nicht länger zu verhindern; und als darauf eine unbefriedigende Antwort erfolgte, die Forderung in der Form eines Ultimatums wiederholt, zu deren Annahme ihm achtundvierzig Stunden gelassen wurden. Als auch diese Frist verstrichen war, erstürmten die ungefähr 5000 Mann starken englischen und französischen Truppen, denn Frankreich hatte sich Englands Vorgehen angeschlossen, nach sechsunddreißigstündiger Beschießung, die indessen wenig Menschenleben kostete, da das Feuer hauptsächlich auf die weite Flächen bedeckenden Regierungsgebäude gerichtet wurde, am 28. Januar 1858 die die Stadt beherrschenden Forts. Hier angekommen, wußten die Alliirten nicht, was sie mit ihrem Erfolge anfangen sollten; sie blieben eine Woche in den eroberten Positionen stehen, ohne sich in die zu ihren Füßen liegende Stadt zu wagen, in der Hoffnung, daß Yeh sich nunmehr herbeilassen werde, die ihm gestellten Bedingungen anzunehmen. Aber auch diesmal sahen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, und es blieb schließlich nichts übrig, als in die Stadt mit einigen Colonnen einzudringen, die sich auch nach kurzer Zeit des Provinzial-Gouverneurs, der Tataren-Generale und der sehr bedeutende Summen enthaltenden Schatzkammer bemächtigten;

Yeh allein blieb verschwunden, und es gelang erst nach langem Suchen einem von Parkes selbst geführten Detachement, den sehr beleibten General-Gouverneur in dem Augenblicke zu fassen, als er versuchte, sich über die Mauer eines kleinen Yamens zu flüchten, in dem er bis dahin sich, sein Archiv und sein Gepäck versteckt gehalten hatte. Unter seinen Papieren wurden die ratificirten Exemplare des früheren englischen, französischen und amerikanischen Vertrages gefunden, von denen man angenommen hatte, daß sie sich längst im Staatsarchive in Peking befänden.

Wenn Parkes die Genugthuung gehabt hatte, seinen Gegner fast mit eigener Hand gefangen zu nehmen, so sollten seine Schwierigkeiten nun erst beginnen. Canton war zwar eingenommen, aber es handelte sich darum, es zu regieren; daß dies nicht durch die Alliirten geschehen konnte, war klar, denn diese besaßen nur drei Männer, die der chinesischen Sprache fähig waren: Parkes, Mr., später Sir Thomas Wade und den französischen Dolmetscher, und das war ersichtlich nicht genug für eine solche Aufgabe. Daher entschloß man sich denn, den Provinzial-Gouverneur Pikwei wieder zu installiren und ihm eine aus einem englischen, einem französischen Officier und Parkes gebildete Commission, deren Seele und treibendes Element natürlich der Letztere war, an die Seite zu setzen, zur Unterstützung, wie es hieß, in der That zur Beaufsichtigung.

Parkes' Aufgabe war keine leichte; er sollte die oft widerwilligen französischen und englischen Elemente in- und außerhalb der Commission zu gemeinsamer Thätigkeit anspornen, die militärischen Mitglieder mit ihren oft unberechtigten Ansprüchen zurückweisen, ohne sie zu verletzen, desgleichen mit Vermeidung von Gewalt die chinesischen Behörden zur Erfüllung der Bestimmungen des Vertrages und der durch die Anwesenheit der fremden Truppen nothwendig werdenden Maßregeln vermögen, den Commandanten, General von Straubenzee, bei guter Laune erhalten, Lord Elgin berichten und die tausenderlei Streitigkeiten und Zwischenfälle schlichten und erledigen, zu denen die eigenthümliche Lage der Dinge Veranlassung gab. Es gereicht zu seiner Ehre, daß er allen diesen Anforderungen gerecht wurde, und daß alle Diejenigen, mit denen er als Untergebener oder Vorgesetzter zu thun hatte, sich rückhaltlos anerkennend über seine rastlose Thätigkeit, über seine Kenntniß der chinesischen Verhältnisse und des chinesischen Charakters und seine absolute Furchtlosigkeit aussprachen. Und daß er die letztere besaß, war sein Glück; denn noch stand der Preis auf seinem Kopfe, und zahlreiche Anschläge gegen sein Leben wurden entdeckt oder nur durch Zufälligkeiten vereitelt; einmal eröffneten einige in den Straßen der Stadt verdeckt aufgestellte Geschütze ihr Feuer unerwarteter Weise auf ihn; Alles in seiner Umgebung fiel, todt oder verwundet, nur er allein blieb unverletzt. Aber nichts verhinderte ihn, bei Tage und bei Nacht, allein oder mit geringer Bedeckung, die Straßen der Stadt zu durchstreifen und persönlich nach dem Rechten zu sehen.

Trotz Allem blieb indessen die Lage in Canton eine sehr ernste; in der nächsten Umgebung der Stadt setzten sich Banden chinesischer freiwilliger Soldaten — „braves", wie sie der Engländer nennt —, fest und trieben schließlich,

durch die Unthätigkeit der Besatzung ermuthigt, die Unverschämtheit so weit, die Stadt selbst anzugreifen. Die Situation verschlechterte sich noch erheblich, als statt der erbetenen Erlaubniß, das Gesindel angreifen zu dürfen, von Lord Elgin und Baron Gros, dem französischen Botschafter, der Befehl kam, Niemand solle sich über eine Meile von der Stadt entfernen. Auch die siegreichen Fortschritte der Verbündeten im Norden und der Abschluß des Vertrags von Tientsin am 26. Juni 1858 änderten wenig an der Sachlage, so daß sich Lord Elgin, nach seiner Rückkehr von Japan, wohin er sich zum Abschluß eines Vertrages begeben hatte, genöthigt sah, selbst nach dem Süden zu gehen und die Maßregeln zu genehmigen, die er früher als überflüssig untersagt hatte.

Die „braves" wurden mit leichter Mühe aus ihren Stellungen in der Umgegend von Canton vertrieben und bald darauf Expeditionen nach der etwa dreißig englische Meilen von Canton gelegenen Stadt Fatshan und den Westfluß hinauf gemacht, deren letztere, vom 18. Februar bis 3. März, durch Gegenden führte, die von den Taipings verwüstet und ihnen durch die kaiserlichen Truppen erst vor Kurzem entrissen worden waren. Parkes begleitete diese Expeditionen, und seiner Anwesenheit war es wohl hauptsächlich zu verdanken, daß die Befehlshaber der verbündeten Truppen zu den chinesischen Generalen in freundliche Beziehungen traten, was einen nicht zu unterschätzenden guten Einfluß auf die Haltung der Bevölkerung von Canton ausübte.

Am 3. März 1859 verließ Lord Elgin, reich an Lorbeeren, die er in China und Japan gewonnen hatte, Hongkong, um nach Europa zurückzukehren, und am 20. Juni desselben Jahres wurde sein Bruder, Mr. Frederick Bruce, der neu ernannte englische Gesandte, der sich nach Peking zur Auswechselung der Ratificationen des Vertrages von Tientsin begeben wollte, an den Taku-Forts mit Kanonenschüssen zurückgewiesen. Parkes hatte sich in seiner Privatcorrespondenz stets wenig günstig über Lord Elgin's Verhalten geäußert: „Was mich am meisten irre macht," schrieb er unter dem 18. März 1858 an seinen Schwager Lockhart, „ist unsere Politik in China; sie ist meistens schwach und gewährt wenig Aussicht auf großen Erfolg. Lord Elgin ist meiner Ansicht nach kein bedeutender Mann; er mag ein Mann sein, der der Regierung wohl gefällt, der sehr vorsichtig ist und stets Europa, das Parlament, die Welt, das Publicum u. s. w. vor Augen hat. Bei ihm heißt es immer: Was werden die Parteien dazu sagen, nicht, was ist das Beste bei der Lage. — Versöhnung, Milde u. s. w. sind daher bei ihm an der Tagesordnung, das hält das Haus (der Gemeinen) ruhig und genügt dem britischen Publicum."

Später sprach sich Parkes sehr unzufrieden darüber aus, daß Lord Elgin, statt unweigerlich eine Audienz beim Kaiser zu verlangen und bis zur Erledigung aller Fragen Tientsin besetzt zu halten, sich mit den papiernen Zusagen des Vertrags begnügt, den Norden geräumt und bei den späteren Verhandlungen mit den chinesischen Commissaren in Shanghai das Recht zum dauernden Aufenthalt eines britischen Gesandten, welches durch den Vertrag gewährleistet war, aufgegeben und nur auf zeitweiligen Besuchen des Gesandten in der Hauptstadt bestanden hatte.

Diese schwächliche Haltung Lord Elgin's hatte die Kriegspartei in Peking ermuthigt, und ihr endliches Ergebniß war die Niederlage des englischen und französischen Geschwaders vor den Taku-Forts und die Nothwendigkeit eines neuen Feldzugs.

Parkes war inzwischen in Canton nicht unthätig gewesen; er hatte es durchzusetzen gewußt, daß die Auswanderung von Chinesen durch die Provinzialbehörden erlaubt und gesetzlich geregelt wurde, wodurch, wie er — leider vergeblich — hoffte, dem schändlichen Menschenraub und Kulihandel ein Ende gemacht werden würde; er hatte ferner mit den Chinesen einen Vertrag abgeschlossen, durch den die Hongkong gegenüber liegende Halbinsel Kanlun der englischen Regierung vermiethet wurde, und er hatte endlich die Verhältnisse im Allgemeinen in eine solche Lage gebracht, daß er sich eine kurze Frist zu einem Ausfluge nach Shanghai gönnen konnte, theils zur Erholung und zur Besprechung mit Mr. Bruce, hauptsächlich aber wohl, um sich Shanghai, das ihm nach Auflösung der Commission in Canton als Posten zugesagt war, wieder einmal anzusehen. Von Shanghai ging er über Chusan, wo er Sir Hope Grant, den englischen Oberbefehlshaber, bei der Besetzung der Insel Dienste leistete, nach Canton zurück und nahm seine frühere Thätigkeit wieder auf, unterbrochen von einzelnen in dienstlichem Interesse unternommenen Reisen nach Hongkong. Bei einer derselben traf er mit dem dort eben wieder angelangten Lord Elgin zusammen. Die Beiden waren sich bisher wenig sympathisch gewesen. Der Botschafter hatte während seiner ersten Mission die Dolmetscher sehr von oben herab behandelt, was dieselben sehr übel vermerkt; außerdem hielt Lord Elgin persönlich Parkes für den Vertreter der gewaltthätigen und herrschsüchtigen Politik, die er allen Anglo-Chinesen zutraute, und hatte ihm nie die Arrow-Angelegenheit vergeben, für die ihm stets die richtige Beurtheilung abging. Parkes dagegen hielt Lord Elgin für hochmüthig und ganz besonders schwach; er mißbilligte seine zögernde, vorsichtige Politik und erwartete nichts Gutes von seiner Rückkehr. In dieser Ansicht würde er wahrscheinlich noch bestärkt worden sein, wenn er hätte lesen können, was Lord Elgin während der Reise in sein Tagebuch geschrieben hatte: nämlich, daß das, was man in London erwarte, eine schnelle Erledigung der Angelegenheit unter vernünftigen Bedingungen sei, so guten Bedingungen als möglich, aber vor allen Dingen eine schnelle Erledigung.

Diesmal sollte indessen das Verhältniß zwischen den Beiden ein besseres werden; Lord Elgin hatte den Werth und die Bedeutung von Parkes schätzen gelernt und wohl auch eingesehen, daß das chinesische Problem schwerer zu lösen sei, als er gedacht; kurz, nach einigen Unterredungen in Hongkong erhielt Parkes von dem Botschafter die schriftliche Weisung, ihn, falls er sich in Canton losmachen könne, nach dem Norden zu begleiten.

Die Geschichte des englisch-französischen Feldzuges gegen China und des Antheils, den Parkes an demselben genommen, ist noch zu frisch im Gedächtniß, um einer ausführlichen Darstellung zu bedürfen.

Wie immer, war Parkes bei den verschiedenen militärischen Operationen, z. B. der Landung bei Pehtang, dem Sturm auf die Taku-Forts, in den vor-

dersten Reihen, und als die Befestigungen auf dem linken Ufer des Flusses gefallen waren, setzte er nur mit zwei Gefährten auf das rechte über, suchte inmitten der feindlichen Streitkräfte den General-Gouverneur von Chihli auf und überredete ihn, den Befehl zur Uebergabe auch der anderen Forts zu ertheilen. Er befand sich unter Denjenigen, welche, während sie sich unter dem Schutze einer Parlamentärsflagge nach Tungchau begeben hatten, um Waffenstillstandsverhandlungen zu führen, dort am 17. September in verrätherischer Weise gefangen genommen und nach Peking, zum Theil weiter ins Innere geschleppt wurden. Es ist ein Beweis für die unbeugsame Willenskraft und den Muth des Mannes, der — wie einer der militärischen Befehlshaber, dem er während des Feldzuges zugetheilt war, über ihn berichtete — Furcht nicht kenne, daß er, der wohl wußte, wie die Chinesen ihn haßten, und darum glaubte, daß er verloren sei, sich dennoch weigerte, sein Leben dadurch zu erkaufen, daß er Lord Elgin ersuchte, die militärischen Operationen einzustellen oder auch nur einen dahingehenden Vorschlag zu machen. Wenn Parkes nichts weiter gethan hätte, so würde ihm seine Haltung während der drei Wochen (17. September bis 8. October), die er in chinesischer Gefangenschaft zubrachte, einen Ehrenplatz in der Geschichte der Beziehungen China's zur Außenwelt sichern. Die Scene, wie er an dem Tage, an welchem er hoffte, nebst seinem Gefährten Lock in Freiheit gesetzt zu werden, mit den Chinesen zwei Stunden lang über astronomische Fragen discutirte, ohne auch nur mit einem Wort seiner eigenen Angelegenheiten zu erwähnen, und wie er, als ihm die Mittheilung geworden, daß er um zwei Uhr die Stadt würde verlassen können, ohne eine Miene zu verziehen, auf die Frage überging, ob die Chinesen glaubten, daß der Mond sich um seine eigene Achse drehe — ist der sprechendste Beweis für die Nervenkraft und Selbstbeherrschung des Mannes, der sich sagen mußte, daß bis zu dem Augenblick, wo er im Lager der Verbündeten anlangen würde, der geringste Zwischenfall seine Hoffnungen zerstören und ihn das Leben kosten könne. In der That traf eine Viertelstunde, nachdem er die Stadt verlassen, der Befehl des Kaisers zu seiner Hinrichtung aus Jehol ein.

III.

Es war eine eigene Fügung des Schicksals, daß der Mann, der immer darauf bestanden hatte, die chinesische Frage könne ihre befriedigende Lösung nur in Peking finden, der Erste von der Expedition war, der Peking, wenn auch als Gefangener, betrat; noch merkwürdiger aber, daß Lord Elgin, dem es, wie schon bemerkt, nicht an Sympathien für die „armen" Chinesen fehlte, derjenige sein mußte, der ihrem Stolz den empfindlichsten Schlag versetzte. Die Zerstörung des Sommerpalastes von Yuen-ming-Yuen, die Lord Elgin anordnete, um den Kaiser persönlich für die in Tungchau begangene Verrätherei und die in dem Palast erfolgte Mißhandlung der nach dort geschleppten Gefangenen zu strafen, ist eine Lehre gewesen, welche die chinesische Regierung noch heute nicht vergessen hat, und die Ruinen des Palastes haben mehr dazu beigetragen, den Frieden zwischen China und den Vertragsmächten zu erhalten, als alle Noten und Erklärungen der Regierungen und ihrer Vertreter.

Parkes mußte indessen noch eine Enttäuschung erleben; sein Vorschlag, die britische Gesandtschaft sofort in Peking zu installiren, wurde nicht angenommen; er setzte es aber wenigstens durch, daß ein passendes Gebäude, das Palais des Prinzen von J., desselben, den die Hauptschuld an dem Verrath von Tungchau traf, für die Gesandtschaft in Besitz genommen und ein junger Consularbeamter in demselben zurückgelassen wurde, um so wenigstens den Schein des Rechts zum dauernden Aufenthalt eines Gesandten in der Hauptstadt zu wahren.

Nach der im November erfolgten Räumung Pekings und der Einschiffung des größeren Theils der Expeditionsarmee von Tientsin, wo, ebenso wie in Taku und Shanghai, eine starke Garnison zurückblieb, begleitete Parkes Lord Elgin nach Shanghai und Canton, um im Januar 1861 nach Shanghai zurückzukehren und mit Admiral Hope eine Fahrt den Yangtze hinauf zu machen, die hauptsächlich unternommen wurde, um die Zustände in den an dem Strome gelegenen Landstrichen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, Consulate in den durch den Vertrag von Peking geöffneten Häfen einzurichten und von den Taipings, welche Nanking und einige andere Punkte besetzt hielten, die ungehinderte Durchfahrt englischer Schiffe zu erlangen. Parkes erledigte alles Dies mit seiner gewohnten Tüchtigkeit und Umsicht in der ihm eigenen energischen Weise. In Nanking saß der als „der himmlische König" bekannte erste Taipingführer, der seine Befehle auf Grund directer Communication mit dem Himmel erließ; als Admiral Hope ein englisches Kriegsschiff von Nanking zum Schutz des Handels stationiren wollte, erklärten die „Prinzen", mit denen die Engländer verhandelten, daß der „König" eine Offenbarung gehabt habe, die dies untersage. „Tut, tut," erwiderte Parkes, „das geht nicht; dann muß er eben eine andere Offenbarung haben." Und so geschah's. Parkes' Urtheil über die damaligen Zustände am Yangtze läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: „Die Taipings und ihre Führer sind Gesindel, die von der großen Masse der Bevölkerung gründlich gehaßt werden; die Mandarinen sind aber nicht im Stande, das Volk gegen die Rebellen zu schützen, die den Ruin aller Gegenden herbeiführen, die sie durchziehen."

Um diese Zeit lernte der Schreiber dieser Zeilen, im Mai 1861, Parkes in Tientsin kennen, ohne damals zu ahnen, daß er dereinst in Yedo und Peking der College desselben sein würde. Der junge dreiunddreißigjährige Mann mit der mächtigen Stirne machte einen um so frischeren und sympathischeren Eindruck, als er sich offen über die Verhältnisse aussprach und den Chef der preußischen Mission zum Beharren in der Politik ermuthigte, zu der der Verfasser vorliegenden Berichtes immer gerathen hatte.

Die letzte Amtshandlung Parkes' in Canton war, die am 21. October 1861 erfolgende Uebergabe der Stadt an die chinesischen Behörden zu leiten; er konnte bei dieser Gelegenheit mit Genugthuung nach London berichten, daß — mit Ausnahme des Jahres 1858 — die Beziehungen zwischen der Bevölkerung und der Garnison vortreffliche gewesen seien. Nur zwei Fälle von An-

griffen gegen englische Soldaten waren in dem seitdem verstrichenen fast dreijährigen Zeitraum vorgekommen, und nur gegen die Urheber dieser beiden Attentate war die Todesstrafe verhängt worden. Die Geschichte der Occupation bewies aufs Neue, wie empfänglich die chinesische Bevölkerung für gerechte und milde Behandlung ist, und daß die Vorfälle früherer Jahre wie die ganze Haltung der unteren Classen nur der Aufhetzung der Behörden und der Notablen zuzuschreiben gewesen waren.

Im Januar 1862 kam Parkes endlich dazu, den langersehnten und nothwendigen Urlaub nach England anzutreten. Die höchsten Auszeichnungen erwarteten ihn hier; er wurde, sechsunddreißig Jahre alt, über die Köpfe seiner früheren und jetzigen Vorgesetzten, Mr. Alcock und Mr. Bruce hinweg, K. C. B., d. h. Commandeur des Bath-Ordens und damit Sir Harry Parkes; aber er fand nicht die erforderliche Ruhe, die ihm um so nothwendiger gewesen wäre, als seine schnelle amtliche Laufbahn in der Vergangenheit und die Aussichten, die zum mindesten Andere an seine Zukunft knüpften — wurde doch jetzt schon der Möglichkeit einer späteren Ernennung zum Vicekönig von Indien Erwähnung gethan — nicht dazu beitragen konnten, seinen nie rastenden Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen. Zum Theil begriff er dies selbst und kehrte daher 1864, ruhiger und geduldiger, als man hätte annehmen sollen, nach China zurück, wo er in der anstrengenden Beschäftigung als Consul in Shanghai eine nothwendige Disciplin für seinen Geist sah und fand.

Sein Aufenthalt daselbst fiel mit der letzten Zeit von Gordon's Thätigkeit an der Spitze der „immer siegreichen Armee", d. h. der disciplinirten chinesischen Truppen unter fremden Officieren, zusammen, und die beiden in Anlagen und Charakter sehr ähnlichen Männer gewannen eine Achtung und Freundschaft für einander, die weder die Jahre noch die Entfernung zu vermindern vermochten.

Der Aufstand, der auch die nächste Umgebung von Shanghai nicht verschonte, hatte zahlreiche Flüchtlinge nach dort geführt. Zum großen Theil siedelten diese sich in den von Fremden zu dem Zweck errichteten Gebäuden in der damals sogenannten englischen Niederlassung an und brachten damit den Besitzern dieser Häuser reichen Gewinn, der Niederlassung selbst viele Gefahren, da die chinesischen Behörden nicht wagten, die Gerichtsbarkeit über sie auszuüben, und der Municipalrath dies weder rechtlich durfte noch thatsächlich konnte. Das Uebel wurde dadurch noch beträchtlich erhöht, daß Shanghai der Sammelplatz für eine Menge fremden Gesindels geworden war, das sich vom Schmuggelhandel nährte, bald den Kaiserlichen, bald den Rebellen diente, und entweder unter keiner Consulargerichtsbarkeit stand oder sich derselben durch allerlei Lügen und Ausflüchte zu entziehen wußte. Auch hier griff Parkes energisch ein. Er sprach sich entschieden gegen die Souveränitätsgelüste des Municipalraths aus, die übrigens heute noch vorhanden sind, veranlaßte denselben, die sehr verfahrenen Finanzen der Niederlassung zu ordnen, und zwang die Landesbehörden, die ihnen zustehende Gerichtsbarkeit sowohl über die Chinesen in der Niederlassung, wie über die keiner Consulargerichtsbarkeit unterstehenden Fremden auszuüben.

Seine Thätigkeit in Shanghai sollte indessen nicht lange währen; durch die Ernennung Sir Rutherford Alcock's nach Peking wurde im März 1865 der Posten in Yedo frei, für den Sir John Russell Parkes vorschlug, der das Avancement und die Veränderung mit Freuden begrüßte, obgleich er, arbeit- und dienstmüde, wie er damals war, sich dahin aussprach, daß er nach einigen wenigen Jahren in Japan seinen Abschied nehmen und sich ins Privatleben zurückziehen würde. Aus den wenigen Jahren wurden achtzehn, und er sollte noch einmal als Gesandter nach China zurückkehren, um dort, wo er so Großes und Unvergeßliches geleistet, das Ende seiner thatenreichen Laufbahn zu finden.

Will man die Geschichte der fünfundzwanzig Jahre, in welche Parkes' erste Thätigkeit in China fällt, kurz zusammenfassen, so kann man sie als die Zeit des Kampfes einzelner klarsehender, begabter und energischer Männer gegen die Doppelzüngigkeit und Verrätherei der Chinesen bezeichnen, eines Kampfes, den die britische Regierung weder anordnete noch billigte, und in den sie nur eintrat, wenn sie durch die Gewalt der Umstände dazu gezwungen wurde. Der einzige englische Staatsmann, der von der schwächlichen Haltung der anderen maßgebenden Persönlichkeiten in London eine Ausnahme machte, war Lord Palmerston, der sich hauptsächlich auf Grund der ihm von Parkes mündlich und schriftlich erstatteten Berichte ein durchaus richtiges Bild der Verhältnisse in China gemacht hatte und mit der ihm eigenen Energie auch dem Hause der Gemeinen gegenüber für die Wahrung der Würde und der Interessen Englands in Ostasien eintrat. Der Kampf aber, den Männer wie Parkes, Alcock und andere Jahrzehnte lang und schließlich mit durchschlagendem Erfolge führten, war nur möglich und entschuldbar bei dem Mangel schneller Verbindung zwischen China und England. Wenn ein Beamter Monate lang auf Antworten und Weisungen warten muß, so ist er in asiatischen wie in allen anderen halb oder gar nicht civilisirten Ländern oft gezwungen, Maßregeln zu ergreifen und Verantwortlichkeiten zu übernehmen, die sonst nur einer Regierung zustehen; mit der Einrichtung telegraphischer Verbindungen zwischen Europa und Ostasien resp. in China selbst mußte diese Selbständigkeit der Beamten an Ort und Stelle in Wegfall kommen, und es vollzog sich in der Politik dieselbe Wandlung, wie im kaufmännischen Verkehr: d. h. der Einfluß europäischer Verhältnisse machte sich in erhöhtem Maße bei der Beurtheilung und Behandlung chinesischer Fragen geltend und wurde schließlich der allein maßgebende für dieselben, eine Thatsache, deren Anerkennung sich aber namentlich unberufene Kritiker noch immer gern verschließen.

Der Bearbeiter der Zeit, in welche Parkes' Thätigkeit als Consul in China fällt, ist Mr. Stanley Lane Poole, der Biograph Lord Stratford de Redcliffe's, dem man für die Art und Weise, wie er auch hier den ihm doch ziemlich fernliegenden Gegenstand behandelt hat, nur zu aufrichtigem Danke verpflichtet sein kann. Weniger günstig muß das Urtheil über den von Mr. F. V. Dickins bearbeiteten Theil des zweiten Bandes lauten, der sich mit Sir Harry Parkes' Thätigkeit in Japan beschäftigt. Diese Aufgabe war allerdings die schwerere. So großen Einfluß Parkes auch in China auf den Gang und die schließlichen Erfolge der englischen Politik ausübte, so war

seine Stellung doch während der allein in Betracht kommenden ersten Periode seines Aufenthalts daselbst immer eine unselbständige, untergeordnete, und seine Thätigkeit beschränkte sich auf die englische Interessensphäre, — sie kann daher verstanden und beurtheilt werden, ohne daß andere Fragen mit in Erwägung gezogen zu werden brauchen. In Japan war er selbständiger diplomatischer Vertreter; eine Beurtheilung seiner dortigen Amtsführung während der für die Neugestaltung der Regierung und die politische Entwickelung des Landes so wichtigen Zeit von 1865—1883 hätte daher nur auf Grund eines eingehenden Studiums des ganzen vorhandenen Materials erfolgen dürfen; dieses hat aber Mr. Dickins entweder nicht vorgelegen, oder es hat ihm an Muße zur Benutzung, vielleicht auch an Raum zur Verwerthung desselben gefehlt. So ist seine Arbeit eine Lobrede auf seinen Helden geworden, die auch, abgesehen von einzelnen, wohl zu vermeidenden Ungenauigkeiten, der historischen Objectivität entbehrt. Die Geschichte des Sturzes des Taikunats und der ersten Regierungsjahre des Micados, vom europäischen Standpunkte aus, bleibt daher noch zu schreiben.

IV.

Als Parkes im Juni 1865 in Japan eintraf, lagen die Verhältnisse im Lande der aufgehenden Sonne so, daß jeder mit demselben Vertraute eine Krisis voraussehen konnte und mußte. Dem Taikun oder richtiger dem Taikunat — denn der junge Träger des Titels war schwer krank und unfähig, irgend welchen persönlichen Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben — war es zwar gelungen, den Versuch des Choshiu-Clans, der sich der Person des Micados bemächtigen wollte, zu vereiteln: aber die ersten Erfolge der unter der Führung des Ex-Daimio von Owari gegen den aufrührerischen Clan gesandten Executionsarmee waren bald durch die Niederlage der, wenn man sagen darf, reichstreuen Partei in Frage gestellt worden, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß in der Mehrzahl der westlichen Clans die Stimmung eher dem Rebellen als dem Taikun günstig war. Der Grund dafür lag in dem alten Antagonismus zwischen den Tokugawa, denen auch der Taikun angehörte, und den von ihnen, wenn auch nicht unterworfenen, so doch in Unterwürfigkeit gehaltenen großen, früher reichsunmittelbaren Landesherren im Westen, namentlich den Fürsten von Satzuma, Choshiu und Tosa. Während seit der Ermordung des Regenten Ikamon-no-kami im Jahre 1860 und dem Angriff auf den Minister Ando Tsushima-no-kami im Jahre 1862, der dessen Rücktritt aus dem Staatsrathe zur Folge gehabt hatte, die Vertheidigung der Interessen des Taikuns eine immer schwächlichere geworden, war das Selbstgefühl der großen Landesfürsten entsprechend gewachsen, und der Gedanke, dem Taikun seine Ausnahmestellung zu nehmen und ihn wieder zu dem zu machen, was seine Vorfahren gewesen, ehe sie die Stellung als Vertreter der weltlichen Macht des Micados an sich gerissen, fing allmälig an, aus dem Gebiet der literarischen Erörterung in das der praktischen Politik überzugehen. Dazu war in den letzten Jahren ein anderer Grund der Unzufriedenheit der großen Landesfürsten gekommen; sie sahen,

wie die Regierung des Taikuns aus dem Verkehr mit den Fremden nicht allein erhebliche finanzielle Vortheile durch Zölle u. s. w. zog, sondern auch die Beziehungen zum Auslande zur Stärkung ihrer Wehrkraft zu Lande und zu Wasser zu benutzen begann, während sie gleichzeitig eifersüchtig alle Berührungen zwischen den Fürsten und dem Auslande zu verhindern suchte. Diese Tendenz war besonders seit der Rückkehr der 1864 nach Paris entsendeten Mission, mehr aber noch seit dem im April 1864 erfolgten Eintreffen des neuen französischen Gesandten, M. Léon Roches, hervorgetreten. Letzterer war wie gemacht dazu, auf orientalische Gemüther einen starken Einfluß auszuüben. Früher ein Beamter der „bureaux arabes" in Algier, war er als solcher in die Gefangenschaft Abdelcader's gerathen und — wenn ich recht berichtet bin — nur durch seinen Uebertritt zum Islam und die Vermählung mit einer Verwandten des Emirs dem Tode entgangen. Nach seiner Befreiung hatte er bei den späteren Vorgängen in Algier eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und war u. A. zu dem Sheriff von Mekka gesandt worden, um von diesem ein Fetwa zu erlangen, daß Mohammedaner Unterthanen einer christlichen Macht sein könnten. Er kam von Tunis, wo er als Geschäftsträger Frankreich vertreten hatte, und verstand es binnen kurzer Zeit, das Vertrauen der maßgebenden Räthe des Taikuns in einem Umfange zu gewinnen, wie solches bisher keinem fremden Gesandten möglich gewesen war. Das Engagement französischer Officiere und Unterofficiere als Instructeure für die Armee des Taikuns, die Inangriffnahme von Dockarbeiten in der Bai von Yokoska unter französischer Leitung und die Bestellung zahlreicher Maschinen und Werkzeuge in Frankreich waren die ersten Früchte der Thätigkeit des neuen französischen Vertreters. Aber auch in politischer Beziehung hatte derselbe die Leitung übernommen, da es seinem Einfluß und dem des Befehlshabers der französischen Station, Contre-Admiral Jaurés, gelungen war, die gemeinsame Expedition der amerikanischen, britischen, französischen und niederländischen Geschwader nach Simonoseki zur Züchtigung des Fürsten von Choshiu durchzusetzen, eine Expedition, die der Regierung des Taikuns einen großen Dienst erwiesen hatte und dieser daher, trotz ihres durch die Verhältnisse gebotenen Widerspruchs, sehr angenehm gewesen war.

Es dürfte wohl in erster Linie dieses unzweifelhafte französische Uebergewicht gewesen sein, welches den neuen Vertreter Englands in das entgegengesetzte Lager, das der für den Augenblick freilich erst frondirenden Landesfürsten trieb. Mr. Dickins versucht allerdings, es so darzustellen, als wenn Sir Harry Parkes sich in dem Streite jeder Theilnahme enthalten habe, aber die Thatsachen widersprechen dieser Auffassung. Wenn ein bei einer Regierung beglaubigter Vertreter die Gegner derselben aufsucht und ihnen erklärt, daß seine Regierung bei den bereits vorhandenen und noch zu erwartenden Wirren die strengste Neutralität beobachten werde, so verletzt er dieselbe schon durch eine solche Erklärung, die nur als eine Ermuthigung angesehen werden kann und in dem vorliegenden Falle thatsächlich angesehen wurde. Es bedurfte bei der weiteren Entwickelung der Angelegenheit und dem Zusammenbruch des Bestehenden der ganzen Energie und der äußersten Festigkeit der Vertreter

der anderen Vertragsmächte, um eine verfrühte offene Parteinahme Seitens ihres englischen Collegen und damit zu verhindern, daß der Druck hinweggeräumt werde, den das diplomatische Corps, so lange es nach außen hin seine Einigkeit wahrte, auszuüben im Stande war. Nur so durfte man hoffen, vermieden zu sehen, daß die sich vollziehende innere Umwälzung äußere Conflicte hervorriefe. Daß in den Elementen, die einen Hauptantheil an dem Erfolge der Landesfürsten und des Micados hatten, die Gefahr für solche vorhanden war, bewiesen der Angriff der Bizen-Leute auf die Fremden in Kobé, der Ueberfall und die Ermordung der französischen Matrosen in Sakai, der Angriff auf Sir Harry Parkes selbst in Kioto und die dem Schreiber dieser Zeilen in den Straßen von Yokohama durch das Gefolge des kaiserlichen Commissars zugefügte Beleidigung. Nur der Haltung der fremden Vertreter und der Besorgniß, dieselben könnten sich gegen den Micado erklären, ist es zu verdanken gewesen, daß die liberalen Einflüsse im Rathe der neuen Machthaber die Oberhand behielten, und es ist dadurch nicht nur den fremden Interessen, sondern ebenso den japanischen ein Dienst erwiesen worden, der auch von Seiten vieler Japaner, und nicht solcher, die ihr Vaterland am wenigsten lieben, rückhaltlos anerkannt worden ist.

Selbst heute noch, nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen der Regierung des Micado, machen sich die fremdenfeindlichen Gefühle und Anschauungen geltend, die selbstverständlich während des Kampfes um die Aufrichtung desselben in erhöhtem Maße wirksam waren. Freilich sind dieselben innerhalb der letzten zehn Jahre in bedauerlicher Weise durch das Gebahren der leitenden japanischen Staatsmänner genährt worden, welche die mit der Frage der Revision der Verträge und der Zulassung der Fremden ins Innere verbundene Erregung des nationalen Gefühls für ihre persönlichen Zwecke ausnutzten; aber auch die Regierungen der Vertragsmächte trifft der Vorwurf, von der wenigstens von den europäischen Staaten bis 1875 befolgten Politik der Identität der fremden Interessen abgegangen zu sein und dadurch den Japanern die Möglichkeit gewährt zu haben, eine Macht gegen die andere auszuspielen. Beide aber, japanische wie fremde Staatsmänner, haben übersehen, daß neben der künstlichen, in Zeitungen und Versammlungen zum Ausdruck gekommenen Erregung im Innern des Landes in weiten Schichten der Bevölkerung eine auf Rassenhaß zurückzuführende Abneigung gegen alle Fremden besteht, die mehr als die Intriguen politischer Streber ins Gewicht fallen muß, und die sich in Zukunft unzweifelhaft in noch unliebsamerer Weise als bisher Luft machen dürfte.

Mit dem endgültigen Siege der Partei des Micado wurde Parkes' Rolle eine andere, schwierigere und undankbare. Während er bis dahin gewissermaßen der Verfechter der Sache des Micado seinen Collegen und vielleicht seiner eigenen Regierung gegenüber gewesen war, mußte er jetzt den Mentor spielen und auf Grund der von ihm vertretenen bedeutenden Interessen mit größerer Entschiedenheit als Andere den Versuchen der japanischen Staatsmänner entgegentreten, die durch die Verträge den Fremden gewährleisteten Garantien zu beseitigen. Daß er dadurch bei den Japänern einen großen

Theil seiner Popularität einbüßte, kann nicht Wunder nehmen; er wurde aber auch, mehr freilich von Seiten amerikanischer und englischer Scribenten und Politiker, als von denen der Eingeborenen, zur Zielscheibe der gemeinsten und albernsten Verleumdungen und Anschuldigungen gemacht, für die er, ihm zur Ehre sei es gesagt, stets nur schweigende Verachtung hatte und für die ihn das Vertrauen nicht nur seiner Regierung, sondern auch seiner Landsleute und aller Fremden in Japan, die in ihm den Vertheidiger ihrer berechtigten Interessen sahen, entschädigte. Trotz aller Verdienste, die er sich als Förderer der japanischen Restauration und der Einheit des Reichs erworben, sahen ihn die Japaner nicht ungern scheiden, als er im Jahre 1883 auf den erledigten Gesandtenposten nach Peking, das Ziel seiner langjährigen Wünsche, berufen wurde.

V.

Am 13. März 1883 wurde Sir Harry Parkes' Ernennung zum Gesandten in China amtlich veröffentlicht, nachdem die chinesische Regierung auf eine Anfrage der englischen sich mit dieser Ernennung einverstanden erklärt hatte, und am 6. September desselben Jahres traf er in Shanghai ein, wo er mit stürmischer Begeisterung von der Fremdencolonie empfangen und begrüßt wurde. Man erwartete große Dinge von ihm. Sein nach kaum achtzehn Monaten erfolgter Tod hat die Beantwortung der Frage, ob er die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt haben würde, unmöglich gemacht; aber man darf wohl annehmen, daß, wenn er auch unzweifelhaft die Angelegenheiten seiner Landsleute mit größerer Energie und mehr Erfolg als irgend einer seiner Vorgänger wahrgenommen haben würde, die veränderte Sachlage ihm kaum gestattet haben dürfte, einen politischen Einfluß zu gewinnen. Wie schon früher bemerkt, waren die Verhältnisse in China in den letzten Jahren so ganz andere geworden, daß der Initiative eines Vertreters wenig oder kein Spielraum mehr blieb.

Die von der englischen Regierung über die Missionar- und Christenverfolgungen 1891 im Yangtzethal veröffentlichten Blaubücher enthalten viel Interessantes und Lehrreiches gerade über diesen Punkt, und können dem Studium Derjenigen, welche sich für ostasiatische Fragen interessiren, nur warm empfohlen werden.

Daß Sir Harry Parkes selbst den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt begriffen, unterliegt keinem Zweifel; er hatte auch seine Haltung in anerkennenswerther Weise den neuen Verhältnissen angepaßt, aber er litt schwer darunter, und sein Entschluß, China zu verlassen, schien gefaßt, als der Tod seiner Laufbahn ein Ende machte.

Seine Thätigkeit in China fiel in die Zeit des chinesisch-französischen Zerwürfnisses wegen Tongking, aber ehe dasselbe seine acuteste Form annahm, hatte er im Auftrage seiner Regierung, die den von Admiral Willis 1882 mit Korea abgeschlossenen Vertrag — wohl hauptsächlich auf Sir Harry's Drängen — nicht zu ratificiren wünschte, sich nach Korea zu begeben, um dort zusammen mit einem deutschen Unterhändler, dem zu früh verstorbenen General-Consul in Yokohama, Zappe, einem der tüchtigsten Beamten in Ostasien, neue Vertragsverhandlungen anzuknüpfen. Der von ihm am 26. November 1883

abgeschlossene Vertrag kann als ein wahres Musterdocument bezeichnet werden, aber er hat Streitigkeiten und Zerwürfnisse zwischen der koreanischen Regierung und den fremden Mächten auch nicht verhindern können und wohl nicht unwesentlich zu den inneren Schwierigkeiten der ersteren beigetragen. Etwas weniger wäre in diesem Falle vielleicht mehr gewesen.

Was die Tongkingfrage anbetrifft, so hat dieselbe nur durch das Verkennen der Sachlage Seitens der leitenden Persönlichkeiten in Frankreich, namentlich Jules Ferry's, die Form angenommen, die Frankreich und China so bedeutende Opfer an Geld und Menschen gekostet hat und beide Mächte beinah zum Kriege miteinander gebracht hätte. — Die Kriegspartei in Peking hatte 1883—84 bis zu den Ereignissen bei Langson freilich entschieden das Uebergewicht; nach denselben war die chinesische Regierung über ihren eigenen Erfolg so erschreckt, daß sie bereitwillig das Li-Fournier'sche Abkommen, das Frankreich zum Herrn von Tongking machte, ausgeführt haben würde, hätte Jules Ferry, besonders auf das oberflächliche Urtheil incompetenter Beobachter gestützt, nicht geglaubt von der „qualité négligeable" mit leichter Mühe eine erhebliche Entschädigung herauspressen zu können. Der Widerstand China's gegen diese Forderung führte zu den weiteren Verwicklungen, die durch das Abkommen vom 4. April und den Vertrag vom 9. Juni 1885 beendigt wurden, welche Frankreich nicht mehr gaben, als es ohne Opfer im Sommer 1884 hätte haben können.

Vor dem Zusammenstoß bei Langson war die Lage der auswärtigen Vertreter in Peking eine wenig angenehme. Fremdenfeinde, deren erster der zum Mitgliede des Tsungli-Yamen ernannte Chang-pei-lun war, führten das große Wort und versuchten, die schlechtesten Erinnerungen der chinesischen Diplomatie wieder aufzufrischen. Maßlose Ueberhebung und Mangel an jeder Form von Seiten Chang-pei-lun's veranlaßten bedauerliche Scenen auf dem Tsungli-Yamen, unter denen Sir Harry Parkes, wenn nicht allein, so doch, wegen seiner früheren Stellung in China, mehr als Andere zu leiden hatte. Glücklicher Weise für die Beziehungen China's zum Auslande machte das Schicksal mit Chang-pei-lun kurzen Proceß; seine bei Futchau bewiesene Unfähigkeit und Feigheit führten zu seiner Degradation und Bestrafung und nahmen seine früheren hohen und höchsten Gönner so sehr gegen ihn ein, daß es ihm trotz aller Bemühungen bis jetzt nicht wieder gelungen ist, eine Anstellung im Staatsdienst zu erhalten. Mit seinem Sturze änderte sich auch die Haltung des Tsungli-Yamen, dessen Mitglieder bis dahin nicht gewagt hatten, dem sich hoher Protection erfreuenden Schoßkinde der altchinesischen Partei zu widersprechen.

Aber trotzdem blieb für Sir Harry Parkes Manches zu thun. Die Stimmung der Bevölkerung in Canton und Futchau gab zu ernsten Besorgnissen Veranlassung, die dadurch noch erhöht wurden, daß der General-Gouverneur von Canton die Chinesen in Tongking, Saigon, Singapore und Penang durch amtliche Bekanntmachung aufforderte, die französischen Schiffe zu zerstören und die Franzosen zu vergiften. Dem energischen Protest Sir Harry's gelang es, die chinesische Regierung zum Widerruf dieser Verletzung des Völkerrechts zu bewegen und dadurch weiteren Verwicklungen vorzubeugen.

Auch die Erledigung seit Jahren schwebender Reclamationen seiner Landsleute nahm seine Thätigkeit stark in Anspruch, aber der geschwächte Körper sollte den an ihn gestellten Anforderungen des nie rastenden Geistes nicht lange mehr widerstehen. Im März 1885 erkrankte Sir Harry an einem Anfall des in Peking nicht seltenen typho-malarischen Fiebers, und obgleich sein Zustand zu Besorgnissen kaum Veranlassung zu geben schien, oblag er dennoch in der Nacht vom 21. zum 22. März einem Gehirnschlage. Sein chinesischer Diener fand ihn des Morgens anscheinend sanft und schmerzlos entschlafen; er war, wie man mit Recht sagen kann, mitten in der Arbeit hinweggerafft worden, hatte er doch noch sechsunddreißig Stunden vor seinem Tode einige sechzig Berichte und Erlasse unterzeichnet. Wie sein damaliger Legations-Secretär, der jetzige englische Gesandte in Peking, Mr. O'Conor, zur Zeit schrieb, war es der rastlose Eifer seines Gehirns, der ihn getödtet hatte, und nicht das Fieber.

Parkes war ein typischer Repräsentant der Classe von Engländern, die ihrem Vaterlande Indien und seine Colonieen gegeben und es zu dem gemacht haben, was es ist. Von seltener Arbeitskraft, wußte er nicht, was Ruhe, kaum, was Erholung war; er stellte an seine Untergebenen die höchsten Anforderungen, aber er leistete allein mehr, als sie alle zusammen. Innerlich fromm und gottvertrauend und absolut furchtlos, ließen ihn die vielerlei Gefahren, denen zu seiner Zeit die Fremden, und er mehr als Andere, in China und Japan ausgesetzt waren, unberührt; aber er besaß auch den höheren Muth, nicht vor der Uebernahme einer Verantwortung zurückzuscheuen, und es wäre ihm nie eingefallen, zu versuchen, dieselbe Andern aufzubürden. Er war ehrgeizig in hohem Grade, aber im besten Sinne; England und die englischen Interessen galten ihm Alles — was ihn nicht immer zu einem bequemen Collegen machte, aber jedem Einzelnen als ein Beispiel von wahrer Vaterlandsliebe und echter Pflichttreue dienen konnte.

Ihm waren während seiner amtlichen Laufbahn reiche Ehren zu Theil geworden; aber er hatte sie alle verdient, und als er, siebenundfünfzig Jahre alt, starb, fühlten seine Königin, die Regierung, das englische Volk und alle Fremden in Ostasien, daß sie einen schwer oder gar nicht zu ersetzenden Verlust erlitten hatten. Auch von Seiten der chinesischen und japanischen Regierung und Staatsmänner wurde seinem Andenken rühmliche Anerkennung zu Theil: der Leichenfeier des Mannes, der einst als gebundener Gefangener mit zwei Andern zusammen in einem Karren nach Peking geschleppt worden war, wohnten in derselben Hauptstadt die Minister des Tsungli-Yamen, eine zufällig anwesende außerordentliche japanische Mission unter dem Minister Ito und alle Mitglieder des diplomatischen Corps und der fremden Gemeinde bei, und als das Schiff mit seiner Leiche die Taku-Forts passirte, deren Uebergabe er vor einem Vierteljahrhundert erzwungen hatte, feuerten die Geschütze derselben den Trauersalut für den zum letzten Male und für immer von China Scheidenden. Das Andenken an Sir Harry Parkes aber wird noch lange in Ostasien fortleben, den Einen zur Nacheiferung, den Andern zur Erinnerung an das, was Willenskraft und Festigkeit ihnen gegenüber vermochten.

Johanna Ambrosius.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Karl Schrattenthal: Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin. Vierte Auflage. 1895.

Professor Karl Weiß-Schrattenthal zu Preßburg hat aus Zeitungen die Gedichte einer armen Bäuerin kennen gelernt, die in einem ostpreußischen Dorfe lebt. Er hat sich mit ihr in Verbindung gesetzt und eine Anzahl ihrer Dichtungen drucken lassen. Die erste Auflage dieser Sammlung erschien Weihnachten 1894; Anfang März 1895, nach weniger als drei Monaten also, ist die vierte Auflage herausgekommen.

Johanna Ambrosius ist eine Feldarbeiterin, die hart mitanfassen muß, wenn die Wirthschaft nicht zurückgehen soll. Ihre Gedichte, die sie nur zum eigenen Troste schreibt, erwecken durch die Tiefe der Weltanschauung und durch ihre Sprachgewalt Staunen, Bewunderung und herzliche Theilnahme in mir.

Johanna Ambrosius lebt in Groß-Wersmeninken bei Lasdehnen in Ostpreußen, einem der abgelegensten Dörfer Deutschlands. Geboren wurde sie in dem kleinen Kirchdorfe Lengwethen (Kreis Ragnit). Ihr Vater war ein armer Handwerker. Lassen wir ihre ältere Schwester Martha erzählen: „Als schönes, kluges Kind einst ist sie geliebt worden, von Allen, die sie gekannt: der verkörperte Sonnenstrahl. Was bei ihr Erziehung und Verziehung und all' die häuslichen Verhältnisse mitgewirkt haben, daß sie wurde wie sie geworden, hat Johanna vielleicht selbst schon angedeutet (in Briefen nämlich, die sie an Karl Schrattenthal richtete): ihre sorglose erste Jugend, wie ihr lebhafter Geist sich selbst überlassen blieb, während dem zarten, ja zierlichen Körper die niedrigsten Land- und Stallarbeiten aufgebürdet wurden. Noch blickte sie damals mit zu vertrauensvollen Augen in die der Jugend so schön dünkende Welt; doch empfanden wir beide schon, wie fremd wir standen in unserer Umgebung im Dorfe. Es fingen die Seelen an, sich in sich selbst zurückzuziehen. Aus Johanna's Köpfchen fingen an Funken zu sprühen; Sehnsucht nach Freiheit, nach Licht, nach Leben brach sich unwiderstehlich Bahn. Johanna war aus dem von den Eltern geforderten, Leib und Seele niederdrückenden Gehorsam unvermerkt herausgewachsen; eigener Wille that oft bei ihr sich kund, und halb eigenem Willen folgend, halb den schweren Verhältnissen sich fügend, trat sie in fremde Dienste. Vielleicht hoffte sie

draußen zu finden, was ihre Seele entbehrte. O Täuschung! So kehrte sie heim und, um die Freiheit, wie sie meinte, zu finden, reichte sie ihre Hand einem einfachen, doch guten, wackeren Bauernsohn, der ihr seit den Kinderjahren treu und leidenschaftlich zugethan war. Johanna ging mit dem gewählten Manne mit offenen Augen in die Armuth und die schwerste Arbeit. Stolz und klaglos trug sie das selbstgewählte Schicksal, bis sie körperlich gebrochen lag. Daß sie an Niedrigkeit und Armuth gefesselt war, daran ist meine geliebte arme Schwester zu Grunde gegangen körperlich. Ihr einziger Gedanke ist freilich nur für ihre beiden Kinder: für sie noch athmen dürfen, für sie schaffen. Schaffen mit dem zum Skelett hingewelkten Körper! Gegen jede Bitte um Vorsicht und Schonung hat sie nur ein müdes Lächeln."

Ein „müdes Lächeln", weil die arme Frau 1890 an der Influenza erkrankte, der eine Lungenentzündung folgte, und sie diese Krankheiten ohne Arzt durchgemacht hat.

Professor Schrattenthal's Vorrede gibt noch anderweitige Berichte über Johanna Ambrosius, deren eigentlicher Name Voigt ist, während ihre Eltern Ambrosius heißen. Diese Mittheilungen brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Mir kommt es auf den Inhalt und die Form ihrer Dichtungen, auf ihre poetische Technik an.

Nahe lag, ihre Lebenserfahrungen und ihre Gedichte mit denen der Ada Negri zu vergleichen. Ada Negri war widerstandsfähiger und wurde früher erkannt. Sobald wir beide Frauen historisch betrachten, darf von ihrem Elend bedauernd nicht mehr gesprochen werden. Den Weg aus der Tiefe zur Höhe haben beide vollendet. Woher sind die adeligen Gedanken ihnen zugeflogen? Eine der Stellen, die Karl Schrattenthal aus Johanna's Briefen mittheilt, lautet: „Wenn ich ein Lied schreibe, bin ich so erregt, so weltentrückt, daß ich mir wie eine Fremde vorkomme." Diese Empfindung überkommt uns selber, wenn wir manche ihrer Verse lesen. Starkes wahrhaftiges Gefühl spricht aus ihnen und läßt diese Dichtungen den Rang für sich bestehender Schöpfungen des menschlichen Geistes einnehmen. Wir sagen uns: hier hat Jemand, weil die Erde keinen Platz für ihn hatte, in lichten Höhen ein eigenes Gestirn erreicht, auf dem er alleiniger Herr ist. In diese selbstgeschaffene neue Herrschaft trägt ein Flügelschlag die Dichterin empor. Von da aus betrachtet, nimmt alles Traurige und Unschöne des irdischen Lebens andere Gestalt für sie an. Verlust verwandelt sich in Gewinn. Die Art, wie Ada Negri und Johanna Ambrosius unerträglichen Druck in das Gefühl der Befreiung umwandeln, ist so sehr dieselbe bei beiden, daß sie Töchter derselben Mutter zu sein scheinen. Was sie unterscheidet, sind zufällige Aeußerlichkeiten der Nationalität und der Lebensstellung.

Ada Negri entsprang der in Fabriken sich zusammendrängenden ruhelosen Menschenmasse. Sie hat die Leiden, die diese Art von Elend hervorbringt, von Kind auf erlebt. Das Dröhnen und Kreischen und Stampfen der Maschinen erfüllte ihre Ohren. Johannen hat die sich ewig gleiche Feldarbeit den jungen Rücken gebeugt. Die nordischen Kiefernwälder umgeben ihr Dorf, die nie rauschen, sondern nur seufzen, wenn der Wind sie durchzieht. Die Bilder und

die Gefühle des Moments sind von impetuoser Kraft bei der Italienerin, der Jugend, Kraft und Gesundheit etwas Aggressiv-Kriegerisches verleihen. Bei Johanna Ambrosius waltet größere geistige Kraft und die ruhige Stärke einer deutschen Seele. Ada bricht durch das Dickicht, das sie umgibt, mit den Fäusten quer durch; Johanna sucht in der selva oscura di nostra vita mit müden Füßen einen gangbaren Pfad. Beide aber bringen es dahin, daß ihre Gedanken sich in unserem Gedächtnisse einnisten und nicht wieder daraus zu verscheuchen sind.

Beide Frauen sind erfüllt von dem Geiste der Gegenwart. Das mir auffallendste Zeichen dieses neuen Geistes, den ich als in späten Jahren noch neu in mich eindringendes Element beobachte, ist die Abneigung, ja Unfähigkeit, in die Erforschung des menschlichen Daseins früherer Jahrhunderte heute noch so mich zu vertiefen, wie ich in früheren Jahren gethan. Was hinter dem Beginne dieses Jahrhunderts liegt, hält, wie von Mattigkeit befallen, mich nicht mehr fest. Nicht ich allein mache diese Erfahrung, auch Andere, in vertrauten Gesprächen, gestehen sie als die ihrige ein. Von dem, was die vergangenen Jahrhunderte bieten, erscheinen mir nur das Christenthum und sein Stifter, Homer, Shakespeare, Raphael und Goethe unberührt von diesem Verblassen. Es ist mir zuweilen, als sei man in ein neues Dasein versetzt und habe nur das nöthigste geistige Handgepäck mitgenommen. Als zwängen völlig veränderte Lebensbedingungen zu völlig neuer Gedankenarbeit. Denn Entfernung ist nichts mehr, was Menschen trennt. In spielender Leichtigkeit umkreisen unsere Gedanken den Umfang der Erdoberfläche und fliegen von jedem Einzelnen zu jedem Anderen, wo er auch sei. Die Entdeckung und Ausnutzung neuer Naturkräfte vereinigt sämmtliche Völker zu unablässiger gemeinsamer Arbeit. Neue Erfahrungen, unter deren Drucke unsere Anschauung alles Sichtbaren und Unsichtbaren in ununterbrochenem Wechsel sich ändert, drängen uns auch für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit neue Betrachtungsweisen auf. Die in bedeutenden Menschen verkörperte Kraft suchen wir auf ihre reine Leucht- und Bewegungskraft zu prüfen und anders als bisher in ihrer individuellen Erscheinung zu begreifen und darzustellen. Wie suchte ich vor dreißig Jahren Voltaire und Friedrich, Lessing und Winckelmann, Mirabeau und Napoleon um ihrer selbst willen noch zu durchdringen, die mir heute nur insofern wichtig und auch verständlich sind, als sie die heutige Zeit erklären helfen. Auf die Gegenwart concentrirt sich meine geistige Arbeit. Sie verstehe ich, weil sie lebt. Selbst Goethe gilt mir nur insoweit noch, als er in und für uns heute fortlebt, und der „junge Goethe" insoweit, als er den „alten Goethe" verständlich macht. Es muß in der geistigen Weltatmosphäre sich etwas verändert haben, daß die früheren Jahrhunderte heute zu verblassen beginnen. Was nicht lebt und sich bewegt, ist todt. In Ada Negri's und Johanna Ambrosius' Existenzen erblicke ich Verkörperungen historischer Elemente, die einer Abmessung und Formulirung bedürfen. Daß sie so einsam aufwuchsen. Daß sie niedrigen Standes sind. Daß sie eine so reine Sprache reden. Daß sie arme Frauen sind. Daß sie die nicht hassen, denen ein günstigeres Loos zu Theil wird.

Eins der letzten Gedichte Johanna's (Januar 1895) heißt:

Mein letztes Lied.

Ein Lied möcht' ich ersinnen,
Ein wundersames Lied,
Das gleich dem duft'gen Maienwind
Die ganze Welt durchzieht.
Von Nord nach Süd, von West nach Ost
Bräch' es sich Bahn im Nu,
Und gäb der ganzen Menschheit Trost,
Glück, Frieden, Heil und Ruh'.

Den Sterbenden, den Kranken
Soll's süße Labung sein,
Bei seinem sanften Flügelschlag
Verstumme Schmerz und Pein.
Bei Waffenklang, bei heißem Streit
Flamm' es empor den Muth,
Und alles unverstandne Leid
Mach' seine Stimme gut.

Doch wo die Sünde lauert
Mit blut'gem Schlangenblick,
Da werd's zum brausenden Orkan,
Treib' sie ins Meer zurück.
Auf jeden Spalt im Elendhaus
Leg' sich's wie Balsam kühl,
Es reinige die Tempel aus,
Setz' jeder Noth ein Ziel.

Und wenn dies Lied gelungen,
Nicht wünscht' ich Gold noch Ehr',
Zerschlagen möcht' die Leier ich
Und säng' kein andres mehr.
Im Wald müßt ihr verscharren
Mich heimlich unterm Tann',
Und Niemand soll erfahren,
Wer dieses Lied ersann.

Nicht ein Vers in diesem Liede, der nicht eine Anschauung enthielte. Wie schön die drei ersten Strophen das ausführen, was von der Dichterin „die ganze Welt" genannt wird. Wie sichtbar alle Bilder sind. Wie sie wechseln. Wie sie Contraste bilden. Und wie rührend die letzte Strophe zum Dichter zurückkehrt. Dieses Gedicht erklärt die namenlosen Lieder der Volksdichtung. Wie manche Stücke des Wunderhorns mögen so von armen Mädchen und Frauen stammen, und Niemand weiß, wer sie ersonnen hat, weil Niemand es erfahren sollte. In der Vorrede zu Jacob Grimm's Buche über den deutschen Meistergesang (das er schrieb, als er sechsundzwanzig Jahre alt war) spricht er von den dichtenden Frauen der alten deutschen Zeit. Er sagt vom deutschen Minnegesang: „Ich möchte in gewissem Sinne diese Poesie kein Eigenthum der Dichter nennen. Unter Anderem ist offenbar, daß nie eine Poesie frauenhafter gewesen als diese war, mit ihrer unermüdlichen Blumenliebe, mit ihrem stillen Glänzen. Wer wollte noch Zweifel hegen, daß in dem Gemüth der Frauen damals ganz

eine solche Welt gestanden und tausend solcher Klänge erklungen haben. Zarter als je ein Mann gesungen. Auszusprechen fiel aber Jenen niemals bei, ihr Leben blieb ihr Dichten und Trachten." Auch Johanna Ambrosius hat lange gewartet, ehe sie ihre Verse offenbar werden ließ. Es sind die Gedanken und die Gefühle eines einsamen Mädchens und einer einsamen Frau.

Gedenke ich der Romantik, die die ersten Zeiten unseres Jahrhunderts beherrschte, so erscheint mir die heutige Zeit wie ein blühendes Kornfeld unendlichen schweigenden Gärten mit Leichensteinen gegenüber. Lenau, Uhland, Rückert, Platen und auch Heine suchten dieses Gräberfeld so dicht mit Blumen zu bepflanzen, daß es zu leben begann. Aber wenn sie die Todten zum Sprechen, ja zum Gesang neu belebten, immer erklangen wie aus Gräbern diese Stimmen, und selbst die Gegenwart schien hinunterzusteigen, um aus der Tiefe empor zu reden. Den furchtbaren Druck dieser Weltanschauung hat die Gegenwart von uns genommen. Ein unbezwinglicher Drang, uns historisch bedingungslos frei zu fühlen, erfüllt die heutige Menschheit.

Platen war unfrei durch seine Vornehmheit, Heine durch eine gewisse Ueberhebung, gepaart mit heimlicher Selbstverachtung; Byron, Lenau, Uhland, Rückert vermögen ihre Resignation nicht zu verhehlen, die sie bedrängt; es klirrt die leise klingende Fessel, die die Geschicke Jedem von ihnen anschmiedeten, und tönt in ihre Verse hinein. Die Hoheit ihrer Seele vermochte sie nicht loszulösen von dieser Sklaverei. Beinahe wahnsinnige Versuche werden von den heute Lebenden gemacht, sich aus diesem Banne herauszuwinden. Aus Petöfy's Gedichten tönte zuerst der Gesang der neuen Zeit. Er will, wie Goethe einst, nur sich aussprechen und weiter nichts. So weit Uebersetzungen mich urtheilen lassen, erreichen die anderen ungarischen Dichter ihn bei Weitem nicht. Auch die berühmten Polen, Russen und Franzosen sind nur Historiker mit Petöfy verglichen. Sie dichten nicht zuerst nur für sich. Sie streben, offen oder heimlich, nach anerkennender Beurtheilung. Sie stehen erfüllt von Selbstgefühl inmitten von Bewunderern. Wie wenig ist Petöfy daran gelegen! Ruhm verlangte er sicherlich; aus welcher Ecke aber er ihm zuflöge, kümmerte ihn gewiß nicht. Nichts beeinträchtigt sein souveränes Herrschergefühl. Er weint und lacht der Welt ins Gesicht. Ihm ging es schlecht genug — sobald er zu dichten beginnt, sitzt er auf den Gewölken, und die Welt liegt unter seinen Füßen. Er ruft den Tod herbei, aber will leben. Seine wehmuthvollsten Klagen athmen Lust am Dasein aus.

Nur ein Dichter der Gegenwart erreicht ihn und steht vielleicht über ihm: Mistral, dessen Mireille wie aus den Lippen Homer's zu tönen scheint. Von Lamartine bis Victor Hugo kennt Keiner das Geheimniß dieses Franzosen provençalischen Stammes, Glück und Unglück mit dem gleichen freudigen Accente zu sagen, unendliche Trauer und Wohlsein so ineinanderklingen zu lassen, als ob kein Unterschied walte. Petöfy, Mistral, Goethe, Shakespeare und Homer erscheinen mir manchmal wie die wiederkehrende Verkörperung eines einzigen Dichters. Das ist der große Urdichter der Menschheit, der seine Trauer in Worten ausläßt, deren Klang ihn entzückt. Inmitten der Verzweiflung, die sein Herz zersprengen möchte, versagt ihm die Fähigkeit, betrübt zu sein. Ein

unbekanntes Glücksgefühl des bloßen Daseins verläßt ihn nicht. Das ist das Geheimniß der Gedichte der Ada Negri und der Johanna Ambrosius. Sobald sie zu dichten beginnen, wird, was sie bedrängt, zu einer Quelle des Wohlseins für sie. Johanna's Leben von ihrer Jugendzeit bis zum neuesten Tage haben wir vor Augen: in ihren Versen liegt ein Ersatz für die bösesten Erfahrungen. Es sind Formeln, die Kohlen in Gold verkehren. Wer möchte diese arme Bäuerin in ihrer uns kaum begreiflichen Dürftigkeit arm nennen? Wir sind die Armen, und sie beschenkt uns. Die Wunden, aus denen ihr Blut floß, werden, wie Shakespeare sagt, zu Lippen, die lieblichen Trost ihr zuflüstern. Lesen wir die Verse auf den Tod eines gestorbenen Kindes, dem sie die Puppe und das Büchelchen, die es am meisten liebte, mit in den Sarg legt; so vollendet in ihrer Einfachheit, daß das Dichten selber sie beruhigen mußte. So die Gedichte an ihre Tochter und den Sohn, aus denen fast übermüthiges Glück quillt. Die Saiten des menschlichen Herzens schlägt die arbeitsharte Hand dieser Frau an, daß es ist, als ob Feeenhände hineingriffen. Und wie erklärt sich diese fast unbegreifliche literarische Besonnenheit? Lauter ausgewachsene, formvollendete Früchte, die sie uns darreicht.

Verſäumtes Glück.

Mir zog das Glück vorüber
Mit seiner vollen Fracht,
Ich sah sie weithin schimmern,
Die märchenhafte Pracht.

Der Fuhrmann wollte halten,
Mein Herze klopfte schwer,
Schon reckt' ich aus die Hände,
Da war die Stelle leer.

Ich sah ihn in der Ferne
Hinjagen wie der Wind; —
Nun sitze ich am Wege
Und weine mich fast blind.

Klingt das nicht wie aus „Des Knaben Wunderhorn"? Aus derselben Quelle scheint das zu kommen, aus dem Walter von der Vogelweide sein „Oweh, wie sind verschwunden alle meine Jahr'", und Goethe sein „Dadroben auf jenem Berge" entgegenklang. Ich meine die Melodie dazu zu kennen, als hätte ich es vor alten Zeiten einmal singen gehört. Kein Vers ohne ein Bild dazu. Dieses Gedicht und das oben abgedruckte Letzte Lied wählte ich zufällig heraus. Wie auf jeder Wiese, wo Blumen wachsen, stehen auch in Johanna's Liederbuche bescheidene und hervorleuchtende durcheinander. Blumen aber alle. Und wenn sie einer abgelegenen Wiese im Walde entsprossen sind, nicht weniger duftend darum. Wo eine solche Blume aufblüht, im Osten Deutschlands, da ist heiliger Boden, in dem ihre Wurzeln stecken. Und ob ein Kind oder seine kranke Mutter sie pflückte, darf uns nicht kümmern. Keins unter Johanna's Gedichten, das nicht den freien Geist einer hochstehenden, aber einsamen Natur bekundete, die, nach langen inneren Kämpfen, die harten Schläge ihres Schicksals als einen Theil höherer Harmonie erkannt hat.

Die Aufgabe der Völker ist heute, Diejenigen herauszufinden, die das Beste thun, denken und aussprechen. Wenn ich in die Vergangenheit blicke, erscheint mir zuweilen als unmöglich, mit wie armseligen geistigen Ernten die Nationen früher sich begnügt haben. Eins der schönsten Zeichen des heutigen Tages ist die Freiheit, die jedem Worte verliehen wird, aus den tiefsten Höhlen herauf und durch die dicksten Mauern hindurchzuklingen. Es heißt nicht mehr: Viele sind berufen, und Wenige sind auserwählt, sondern: Alle sind berufen und Viele auserwählt.

Ada Negri's geistige Bildung höherer Art und ihre Kenntniß der äußeren Welt, da Armuth, Abgeschiedenheit und Niedrigkeit sie dem Verkehr entrückten, ist ihr aus Zeitungen zu Theil geworden, die in ihr entlegenes Dorf den Weg fanden. Zeitungen hat sie ihre Gedichte einzeln zugesandt. Und diese haben sie gedruckt. Ohne Zuthun von Zwischenträgern ist das Kind einer armen Fabrikarbeiterin, von dem Niemand wußte, wo es steckte, dem italienischen Volke bekannt geworden. Und so haben die Schwestern Martha und Johanna Ambrosius, denen ihres Vaters Bücher und die Dorfschule (bis zum elften Jahre) freilich Manches gewährten, der „Gartenlaube", die sie zu erlangen wußten, den Zusammenhang mit der Welt verdankt. Aus dieser Zeitschrift lernten sie das deutsche Volk kennen, ihr wurden Johanna's erste Verse zugesandt. Halb namenlose, flatternde Blätter vermittelten, was auf keinem anderen Wege zu erlangen gewesen wäre.

Von der Macht der Zeitungspresse redet Jeder heute. Ein unsichtbarer leidenschaftlicher Verkehr zwischen unsichtbaren Schreibern und unsichtbaren Lesern vollzieht sich in ihr unaufhörlich und unaufhaltsam.

Um gelegentliches, zufälliges Lesen handelt es sich bei Zeitungen und Journalen. Nichts von regulärem Unterricht wird hier vorausgesetzt oder uns geboten. Von einem Artikel lesen wir nur den Anfang, vom andern nur das Ende. Verachtungsvoll und gleichgültig nehmen wir das Blatt und werfen es wieder hin. Wir fragen nur selten, welche Feder das wohl geschrieben. Guter und schlechter Stil sind uns recht. Wer aber könnte Zeitungslectüre entbehren? Das dringt in uns ein und befriedigt die Sehnsucht nach etwas, das wir sonst nicht kennen würden. Journale enthalten das rücksichtsloseste Bild des täglichen Daseins. In wildem, natürlichem Drange nehmen sie es in sich auf und geben es weiter. Journale sind die natürliche, unentbehrliche Nahrung. Wir lesen sie, wie eine Herde eine Wiese abweidet. Ohne Wahl wendet sie sich dahin und dorthin und zermalmt mit den Zähnen Blumen und Gras, was gerade dazwischen kommt. Journale lesen wir immer. Beim Frühstück, Mittags, beim Abendessen, in der Pferdebahn, auf der Eisenbahn. Wo getrunken und gegessen wird, verlangen wir eine Zeitung als Labsal. Wir tragen sie mit uns, wir haben immer Geld und Platz für sie übrig. Wir machen dem Blatte keine Vorwürfe, wenn es uns empört; wir danken ihm nicht, wenn es uns amüsirt, interessirt, nicht einmal, wenn es uns begeistert. Ein Dasein ohne Zeitungen wäre nicht mehr denkbar. Die Zeitung ersetzt Freundschaft, Vertrauen, beinahe die Familie. Selbst die Annoncen lesen wir und träumen uns auf einen Moment in die Verhältnisse Derer, welche kaufen, miethen,

verkaufen, vermiethen, Unterricht geben oder nehmen wollen, Dienste jeder Art, Wohnungen, Mädchen, Bediente, Männer, Bräute oder Kinder suchen, die sie gut zu erziehen versprechen. Ein ungeheuerer geistiger Verkehr des heutigen Tages, der zwischen den einander unbekannt Bleibenden waltet, an dem unbekannt und unerkannt wir selber theilnehmen. Wie wären ohne die energische Arbeit anonymer Zeitungsschreiber, die nur den einen Ehrgeiz hatten, so viel zu sehen und zu hören als möglich und so rasch und genau als möglich zu schreiben, die herrlichen Tage von Friedrichsruh zu einem Feste geworden, an dem das ganze deutsche Volk zu gleicher Zeit theilnahm? So daß es war, als habe jeder Deutsche Bismarck gesehen und gehört! Das ist die Art, wie die Gegenwart ihre eigene Geschichte erlebt. Was bedeuten Rom und Griechenland, dem gegenüber, heute? Wir sind freilich noch daran gewöhnt, den ungeheueren Körnerhaufen dessen, was das Alterthum bietet, immer wieder umzuschaufeln; und weil kein Brot mehr daraus wird, glauben wir, es fehle an der Masse, es müsse mit noch größerer Anstrengung gesucht, gegraben und in Museen aufgestellt werden, was die Erde irgend hergibt. Aber der Glaube an die Zauberkraft dieser Sammlungen ist verloren, und die Zeiten werden bald kommen, wo man ernsthafter fragen wird, zu welchem Nutzen denn mit soviel Geld diese Aufstapelungen des ewig Fragmentarischen in Scene gesetzt werden? Neues verlangen wir. Das Neue sagen die Zeitungen zuerst, Ruhm und Ehre verbreiten sie. An der Spitze unserer literarischen Bewegung marschiren sie, und derselben Zeitung, deren Verlogenheit wir heute beklagen, entnehmen wir am nächsten Tage, was uns zu Zustimmung und Dankbarkeit bewegt.

Den Zeitungen zumeist verdanken Ada Negri und Johanna Ambrosius Stil und Weltanschauung. Wenn von mir verlangt würde, daß ich exact formulirte, was in den Gedichten der beiden Frauen mich ergreift, so käme ich über den Begriff „Geist der Gegenwart" nicht hinaus. Das ist die vornehmste, unaufhörliche Lehre unserer Journale: die Gegenwart höher zu schätzen, als die Vergangenheit. Ich weiß, wie ich oben ausführte, den Grund nicht, warum das Vergangene für mich zu verblassen begonnen hat. Ueber das Wort „sich auflösen" käme ich auch hier nicht hinaus. Das kunstvoll von Gervinus zuerst aufgebaute Gerüst der deutschen Literaturgeschichte steht vor mir nicht mehr aufrecht. Ich sehe keine „romantische Schule" mehr, sondern einzelne dichtende Menschen, die sich mir unter ganz anderen Gesichtspunkten, als den bisher eingenommenen, darbieten. Eine gewisse Zeitlosigkeit umgibt sie. Ich frage immer weniger danach, was sie ihren Mitlebenden einst werth waren, sondern was sie mir heute werth sind. Woher stammt der seltsame Haß der Socialdemokraten gegen die Geschichte? Der der jüngeren Schriftsteller aus der Schule Ibsen's gegen die ältere Literatur? Der der Wagnerianer gegen die ältere Musik? Der der Secessionisten gegen die bisherige Malerei? Was die Anhänger dieser neuen Richtungen hervorbringen, scheint zum Theil kindisch, zum Theil nicht einmal wahr; eine Thatsache aber bleibt der Zudrang des Publicums. Man erwartet Etwas. Es ist nicht bloße Neugier. Ein Bedürfniß nach frischen, geistigen Gebilden hat gleichmäßig überall die Menschheit ergriffen. Abgethanes

soll nicht länger auf uns lasten. Bürger's „Ach, laß sie ruh'n die Todten!" ist die Inschrift auf der Stirnseite des Palastes der Gegenwart. Wenn ich Homer, Shakespeare, Goethe und Raphael nicht auf die große Proscriptionsliste setze, so geschieht das, weil deren Werke eine dauernde übermächtige Gegenwart umgibt, die in allen Zeiten sich aus eigener Kraft zu erneuen scheint, bei der, wie bei den großen Gestirnbahnen, unsere gemeinen Zahlen nichts bedeuten, sondern wo mit Lichtjahren gerechnet werden muß. Wir stehen am Abschlusse einer weltumfassenden geistigen Eisperiode, und das plötzliche Schmelzen der Gletscher, das Herunterrauschen ungeahnter Fluthen ist das, was uns beängstigt, aber auch begeistert. Aus den Gedichten der Ada Negri klingt die athemlose Gewaltsamkeit wider, in der das italienische Dasein heute vorwärts geht. Lauter Explosionen. Der unaufhörliche Donner dieser literarischen Kanonade ist schon zu etwas Natürlichem in Italien geworden. Man hat das Bedürfniß dort, sich, auch wo nur Brot gebacken wird, auf kochender Lava zu empfinden. Die „Gartenlaube" war den beiden Handwerkerkindern in ihrem Dorfe eine sanftere Lehrmeisterin. Aber auch ihnen ließ sie das Erringen literarischen Ruhmes auf directem Wege als möglich erscheinen. Sie lehrte sie die geistige Gleichheit der Menschen, leitete den Athemzug der deutschen nationalen Bewegung in ihre Einsamkeit, lehrte Johanna sich selbst vertrauen und flößte dem armen Mädchen den „Heißhunger nach dem Wissen" ein, das es „als Kind in Thränen ausbrechen ließ". Den Zeitungen und dem Neuen Testamente entnahm Johanna die Lehren hoher Resignation, die den Grundton ihrer Dichtungen bildet. Wenn ich Goethe und Shakespeare hier nenne[1]), so kann ich Johanna Ambrosius und Ada Negri mit diesen beiden nicht vergleichen wollen: der geistigen Verwandtschaft nach aber gehören sie zu ihrer Sippe. Sie sind edelgeboren. Wo der echte Dichter etwas sagt, erscheint ein Bild vor unserem geistigen Auge, wo ihn etwas erfreut, erfreut es auch uns, wo Dichter um etwas trauern, zwingen sie auch uns zu trauern. Es gibt ein Zeichen, das den wirklichen Dichter erkennen läßt: das jedem seiner Gedichte unsichtbar vorgedruckte Motto: „Aus tiefster Noth schrei' ich zu Dir!" Auch der armen kranken Bauersfrau „gab ein Gott zu sagen, was sie leidet".

Der Gedanken- und Gefühlsgemeinschaft allen Menschenvolkes entwachsen neue Pflichten heute. Wenn die „Elbe" versinkt, wenn Erdbeben Städte umwirft, wenn Lawinen und Berge auf Dörfer herabkommen, oder Brand und Krankheit Opfer fordern, so sind es die Todten der ganzen Menschheit, die hier betrauert werden, und deren Hinterbliebener die Welt sich annimmt. An dem Schicksal der armen Bäuerin ist Niemand schuldig; für den kranken Körper der Dichterin Johanna Ambrosius jedoch und für ihre Kinder muß gesorgt werden. Zunächst liegt uns die Pflicht ob, zu fragen, was geschehen könne, und dann, Etwas zu thun.

[1]) In auffallender, unschuldiger Weise hat sie einige Verse Goethe's einmal nachgeahmt, obgleich diese Annahme nicht als zwingend nothwendig erscheint.

Ado in England.

Eine Briefsammlung.

Von

Marie von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

XII.

Richbourne.

Liebe Eltern!

Um Gotteswillen laßt diesen Brief nicht herumliegen, für Thilda ist er auch nicht bestimmt, doch muß ich mir die gestrigen Ereignisse von der Seele herunterschaffen.

Heiterer und ungebundener als je war es zugegangen. Erst spielten Lady Ascard, Mrs. Simpkinson und Charlie Israel einen ebenso witzigen wie gewagten Einacter auf der kleinen Bühne, nachher sang Lady Ascard einige recht freimüthige Yvette Guilbert'schen Lieder. Sie hat wenig Stimme, aber einen kecken, geistvollen Vortrag, und „ma p'tite sœur" mußte sie später, auf dem Billardtisch stehend, wiederholen. Ihr Gatte begleitete sie auf seiner Banjoguitarre; frenetisch war der Beifall der Herren, nur Colonel Fitzstuart lächelte verlegen — mir wurde es schwül.

Als wir gegen zwei Uhr Morgens in unser Zimmer gelangten, konnte und konnte ich nicht einschlafen, blätterte vergebens in den herumliegenden Büchern nach etwas Lesbarem und wollte schließlich hinuntergehen, um mir aus der Bibliothek ein angefangenes Heft der Nineteenth Century zu holen. Auf dem oberen Treppenflur angelangt, hörte ich plötzlich in der dunkeln Einsamkeit des nächtlichen Hauses heftige Stimmen, einen Aufschrei — dann wieder lautlose Stille. Verdutzt blieb ich stehen; es schellte — nach einer langen Minute eilten Tritte über die Halle, Thüren wurden geöffnet und eine Stimme gab Befehle. Dann unterschied ich die Schritte mehrerer Menschen, schwere, regelmäßige Schritte, als schleppe man eine Last; die Treppe besteigend, näherten sie sich, zwei Diener trugen den Colonel Fitzstuart, sein Gesicht war blaß und verzogen, bei der Wendung der Treppe zuckte er mit leisem Aufschrei

zusammen. „Langsam, langsam, so seid doch vorsichtig," mahnte der den Zug beschließende Sir Arthur; aber im nächsten Augenblick fiel ein haßerfüllter Blick auf den Colonel — ich sah es wohl. Unschlüssig blieb ich stehen, jetzt erkannte mich der Hausherr und fuhr etwas zurück. Mit möglichst harmloser Stimme erklärte ich meine Absicht, ein Buch von unten zu holen und bot meine Hülfe an. „Es ist weiter nichts," erwiderte er trocken, „nur ein Fehlsturz im Dunkeln gegen die Stufen im Erkerzimmer." Fitzstuart sah mich feindselig an und fluchte ganz leise vor sich hin. Ich wünschte verlegen recht baldige Besserung und ging die Treppe hinunter, nach der Bibliothek zu, um meine vorigen Worte nicht Lügen zu strafen. Als ich zurückkehrte, war die Thür des Erkerzimmers halb geöffnet; da stand Lady Ascard im ausgeschnittenen Spitzenkleid mit all' ihren funkelnden Diamanten und starrte aschgrau und verstört nach der Treppe hinauf.

Meine Nachtruhe war recht mäßig, und zwar keineswegs nur wegen der oftmals vernehmbaren Schritte und Stimmen im Flur. Um sieben Uhr hielt ich meine Ungeduld nicht länger zurück und klingelte. Nachdem ich mir heißes Wasser erbeten, fragte ich ganz unschuldig, ob Jemand heute Nacht über erkrankt wäre und hörte, daß der Colonel im Dunkeln gestürzt sei, und daß der herbeigezogene Doctor einen langwierigen, aber ungefährlichen Schenkelbruch constatire. Ich zog mich an, um frische Luft im Garten zu schöpfen. Auf dem Flur überhörte ich, wie ein Dienstmädchen dem anderen erzählte, Sir Arthur hätte im rothen Thurmzimmer geschlafen und ließe sich seine Sachen dorthin und nicht ins Ankleidezimmer bringen; vor den Ställen bemerkte ich Gruppen von Reitknechten und Dienern im lebhaften Gespräch.

Als ich durch die Rosenbeete schlendernd nach der Vorderseite des Schlosses herumkam, fuhr ein Jagdwagen mit Gepäck und einer Jungfer an mir vorüber, und vor der Hausthür erblickte ich Lady Ascard's schimmelbespannte Victoria. Instinctiv wußte ich, wer jetzt — auf immer — ihr Heim verließ. Am Dienerschaftsflügel erschienen erschrockene Frauengesichter an den Fenstern, durch die offene Hallenthür erkannte ich den Haushofmeister und die Wirthschafterin, welche augenscheinlich mit ihrer Herrin sprachen — sie hat eine sehr freundliche Art und Weise mit ihren Leuten. Dann trat sie hastig und sicher über die Schwelle, bestieg den Wagen und lehnte sich in die Kissen zurück. Die Pferde zogen an, da erschien am offenen Fenster die Nurse mit den drei kleinen Kindern; einen Augenblick sah Lady Ascard hinauf — wie sie an mir vorüber fuhr, starrte sie leichenblaß vor sich hin; ich grüßte, aber sie erkannte mich nicht. Die Kinder klatschten in die Hände und kreischten vor Freude „Mama, Mama." Ich will offen gestehen, daß ich mich hastig wegwandte.

Um halb Zehn läutete es zur Hausandacht, welche Sir Arthur mechanisch verlas; alle Gäste hatten sich schon vorher eingefunden, während man sonst erst zwischen zehn und elf allmälig zum Frühstück nachgezügelt erschien. In den Fenstervertiefungen standen kleine Gruppen mit möglichst nichtssagenden Gesichtern und unterhielten sich leise. Beim Frühstück erstrebte man einen denkbarst harmlosen Ton und besprach auffallend eingehend das Wetter. Der

Sturz des armen, guten Colonel wurde lebhaft beklagt, wie auch die plötzliche Abberufung der lieben Lady Ascard nach London, und Alle, ohne Ausnahme, brachten ihre einleuchtenden Gründe hervor, weshalb es ihnen ganz besonders bequem wäre, gerade heute Roxcombe Castle zu verlassen. Auch ich erwähnte Freunde, die mich eigentlich jetzt bereits dringend erwarteten, telegraphirte den Farringham's, ob sie mich empfangen würden und bleibe hier in Richbourne, bis ich ihre Antwort erhalte; paßt mein Besuch ihnen jetzt nicht, so reise ich weiter nach London.

Wenn ich aber noch viel länger schreibe, könnte ich am Ende in sittenpredigende Gemeinplätze verfallen und höre besser auf.

Euer treuer Udo.

XIII.

Richbourne.

Liebe Eltern!

Von den Farringham's erhielt ich ein liebenswürdiges Telegramm; sie waren auf einige Tage verreist, kehren aber heute nach Harting Hall zurück, wo ich denn Abends auch eintreffen werde.

Gestern war ich am Bahnhof, um nach einem verlornen Gepäckstück zu forschen, und stieß unvermuthet auf Lord Caldoun, der in der schlechtesten Laune den arg verspäteten Londoner Zug erwartete. In Roxcombe Castle hatte er mir von Allen am Besten gefallen; leichtsinnig ist er zwar gehörig, doch läßt sich seine Vorliebe für die Theaterdamen und verheirathete Frauen vielleicht durch die raffinirten Nachstellungen sämmtlicher Mütter und Töchter der Londoner Gesellschaft entschuldigen. Mit Sir Arthur ist er nahe befreundet und blieb nach dem Abzug aller übrigen Gäste zurück. Wir gingen einträchtig auf und ab, schließlich fragte ich ihn ganz direct: „Sie wissen, daß ich es gut mit den armen Ascard's meine; sagen Sie mir aufrichtig, was wird nun daraus. Ist ein Duell denn gänzlich ausgeschlossen?" Ueberrascht sah er mich an und antwortete nach einigen Secunden: „Ich glaube es Ihnen sagen zu können. Nein, ein Duell ist rein undenkbar, das kommt Niemandem in den Sinn; käme aber Jemand auf eine uns so theatralisch erscheinende Idee, so würde die Gesellschaft ihn nicht nur verdammen, sondern ins Lächerliche ziehen. Was ich aber befürchte, ist eine Ehescheidungsklage, und das wäre haarsträubend. Um Gottes Willen, was könnte man nicht Alles ans Licht ziehen! Ich, alle übrigen Hausfreunde, die ganze Dienerschaft würden eidlich verhört werden; bis an die Shetlandinseln, bis Melbourne, bis San Francisco würde sich jeder Gassenjunge an den wortgetreuen, spaltenlangen Zeitungsberichten erbauen! Sie kommen ja glücklicherweise keineswegs in Betracht, überhaupt ahne ich nicht, woher Ihre Sachkenntniß stammt!" Wohlweislich hüllte ich mich in diplomatisches Schweigen, und zu tactvoll, um näher zu fragen, erzählte er mir weiter: „Ich habe mein Möglichstes gethan, um ihn zu einer gutwilligen Trennung zu bewegen, habe an beiderseitige Verwandte telegraphirt und soll Lady Ascard morgen in London sprechen; ein schlimmer Gang! Die

arme, kleine Nelly, wie fidel war sie noch gestern! Arthur Ascard würde natürlich die Kinder behalten, für die Frau mit ihrem großen Vermögen bleibt dann immerhin noch Florenz oder Homburg oder Monte Carlo. Der Fitzstuart wird in Norcombe Castle noch mindestens drei Wochen in Gips und Gewissensbissen liegen, und wenn er auch selbstverständlich auf das Beste verpflegt wird, wäre ihm ein Armenspital wahrscheinlich sympathischer." Dann trank Caldoun, vom ungewohnt langen Sprechen ermüdet, einen Brandy and Soda, kaufte sich acht verschiedene Zeitungen, illustrirte Blätter und Wochenschriften, um die dreistündige Reise nach London zu ertragen, schimpfte auf die verrottete Eisenbahngesellschaft und bestieg dann mit herzlichem Händedruck und der Einladung, nächstes Jahr mit ihm Elkhirsche in Canada zu jagen, den Pullmancar des endlich angelangten Zuges.

Ich verlebte einen einsamen, tristen Abend im kleinen Gasthof — so schroff es klingen mag, eine englische Provinzialstadt ist factisch noch um Mehreres langweiliger als anderswo. Allerdings entschädigten mich heute einige Stunden in und um die wahrhaft einzig stimmungsvolle, ehrwürdige Cathedrale, und meine Camera und meine Gedanken leisteten mir Gesellschaft. Doch freue ich mich herzlichst, von hier fortzukommen, freue mich auf heute Abend und den Familienkreis im gemüthlichen Harting Hall. Von dort das Weitere; an alles Grüßbare Grüße von Eurem liebenden Udo.

XIV.

Harting Hall.

Meine liebste, beste Armgard!

Jetzt wirst Du aber hohnlachen! Dieses einzige Mal hast Du nämlich mit Deinen, im Uebrigen gänzlich unmotivirten Anspielungen das Rechte getroffen. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich mich für Agneta Farringham interessire und sie zu heirathen wünsche. Meine vorigen, diesbezüglichen Ausführungen halte ich zwar noch ebenso aufrecht, sie ist ein zu verwöhntes Mädchen, die Verhältnisse sind allzu verschieden — aber — trotzdem! Du weißt, wie ich Phrasengeklimper verabscheue; jedoch habe ich die Agneta wirklich von Herzen gern, ich bewundere ihre anziehende sympathische Erscheinung, ich bewundere ihren festen, ehrlichen, vorurtheilslosen Charakter. Die Eltern haben mich freundlich, ja herzlich empfangen, zum ersten Male zeigte Agneta einige Befangenheit, und wenn Du mich nicht für zu eitel hältst, dürfte ich hinzufügen, eine kleine Bewegung bei meiner Ankunft. Mr. Farringham frühstückte auf der Durchreise im Club mit Hoyen und hat sich zweifellos eingehend über meine äußeren Verhältnisse erkundigt. So weiß er, daß ich, obwohl jetzt in bescheidener Lage, doch bestimmt auf ein nach deutschen Begriffen großes, nach englischen Begriffen immerhin genügendes Vermögen zu rechnen vermag. Agneta würde wohl vom Vater eine angemessene Zulage bekommen, ist aber keine eigentliche ‚Partie', so daß man mich Gott sei Dank nicht zu den vom Ausland hergereisten Erbinnenjägern zählen könnte, und aus gleich guter Familie sind wir ja beide.

Heute Abend wäre es fast zur Erklärung gekommen, doch hatte man unseliger Weise die Pastorsfamilie zu Tisch geladen. Während die braven Töchter des Reverend vierhändig spielten, konnte ich den Augenblick benutzen; ich stand neben Agneta in einer dunklen Ecke und bemerkte, wie ihre Hände zitterten; aber die Mädchen spielten zu aggressiv, zu haarsträubend schlecht und brachten mich gänzlich und complet aus der Fassung!

So stehen also vorläufig die Sachen, und nun, liebste Armgard, sei recht nett gegen mich und mache bei den Eltern wie beim Onkel ganz gehörig Stimmung, falls möglicher Weise eine Verlobungsnachricht eintreffen sollte. Sie wird Dir ausnehmend gefallen, nämlich die Schwägerin, gerade Du wirst besonders gut zu ihr passen. Ich umarme Dich von Herzen.

Dein treuer Udo.

XV.

Harting Hall.

Liebste Armgard!

In fliegender Hast einige Worte, die Dich hoffentlich gleichzeitig mit meinem Brief von heute Morgen erreichen. Bitte, betrachte letzteren voreiligen Erguß als nie geschrieben, als nicht existirend — es ist ganz, ja gänzlich anders gekommen.

Kismet!

Dein philosophisch gefaßter, aber doch recht begossener Udo.

XVI.

Harting Hall.

Du wirst wissen wollen, liebe Armgard, wie und warum es so kam.

Gestern früh war ich eingeladen worden, mit den Willoughly Greene's zu frühstücken und einige Musterfarms zu besichtigen. Erst gegen fünf Uhr konnte ich mich loseisen, verließ zu Anfang des Parks meinen kleinen Selbstfahrer und ging etwas sentimental bewegt im Gefühl, daß „es" heute zur Sprache kommen müsse, durch den Garten aufs Haus zu. Die großen Saalthüren stehen offen, ich trete hinein: das Farringham'sche Ehepaar sitzt gerührt auf dem Sopha, und Agneta lehnt sich verklärt an die Schulter eines mir den Rücken zukehrenden Mannes! Eine peinliche Stille entsteht, Agneta fährt zurück und wendet sich ab, das fremde Individuum beugt sich über einige auf dem Tisch stehende Photographien, Mr. Farringham bekommt einen heftigen Hustenanfall, er verschwindet mit würdeloser Eile, nur die Hausfrau faßt sich, kommt mir ruhig und freundlich entgegen und stellt mir Mr. Ranleigh Barton, den Bräutigam ihrer Tochter, vor. Der Raum, die Leute, Alles kam mir einen Augenblick sehr fremdartig vor; ich verbeugte mich tief gegen das Paar, sagte einige Glückwünsche her und verließ das Zimmer. Oben bei mir angekommen, warf ich mich in einen Stuhl, ergriff ein Buch, versuchte zu lesen, kam aber mit dem besten Willen nicht über die erste Seite hinaus. Nach einiger Zeit — ob nach einer halben oder ganzen Stunde, ahne ich nicht — klopft man; ich rufe „herein", da steht Agneta in der offenen Thür!

Wir erröthetеn beide, sie stammelte und stockte und bat mich schließlich, ihr in den Garten zu folgen.

Schweigsam gingen wir die Treppen hinunter und schweigsam über den Rasen nach den hohen, dunkeln Taxushecken, welche in verschlungenen Wegen die üppig durcheinander blühenden Blumenbeete umgeben. Das Sprechen schien ihr schwer zu fallen; endlich begann sie mit unsicherer Stimme, sie wünsche gerade mir aufrichtig und offen zu sagen, wie es mit dieser plötzlichen Verlobung stehe. Vor acht Jahren hatte sie ihren Bräutigam bei dessen Vetter, dem Staatsminister Ralph Barton, getroffen, er war dort als Privatsecretär angestellt und hatte seine junge Frau soeben in einer Anstalt für unheilbare Geisteskranke untergebracht. Bald entdeckten er und Agneta gemeinsame Anschauungen, Interessen und Bestrebungen, und sie wurden eng befreundet; da auf einmal vermied er, ihr zu begegnen, und sie ahnte und billigte die Ursache. Er ließ sich nach Australien versetzen, lange Zeit über vernahm sie kein Sterbenswörtchen von ihm, dann, vor wenigen Jahren, erhielt sie einen im ruhigen, kameradschaftlichen Ton ihrer ersten Bekanntschaft gehaltenen Brief, und nun schrieben sie sich von Zeit zu Zeit über ihre Beschäftigungen, über neue Bücher, über die Anregungen des Tages. Die einstige, nie gestandene, von beiden befürchtete Gefahr schien so vollständig vorüber, als wäre sie nie gewesen. Sie zögerte. „Ich betrachtete ihn als meinen wahren, aufrichtigen Freund, der sich ebenso über meine eventuelle Verlobung gefreut hätte, wie ich, wenn seine Frau genesen, zu ihm heimgekehrt wäre. Vor drei Monaten ist die Aermste, ohne daß wir es bis heute erfahren haben, gestorben, und sobald er sich frei machen konnte, verließ er Australien. Erst wollte er mir von dort aus seine veränderte Lebenslage mittheilen, zog dann vor, allmälig zu sehen, wie die Sachen bei uns ständen, kam aber schließlich, einem plötzlichen Drange folgend, gleich nach seiner Ankunft, unangemeldet, vor einigen Stunden hier an . . . Es hat sich dann gleich gemacht . . . Ich glaube gar nicht, daß Sie sich vorstellen können, wie glücklich wir sind! . . . Es lag mir besonders daran . . . gerade Ihnen . . . dies Alles zu sagen.“ Schweigend hatte ich zugehört, während sie mir dies mit ruhiger, etwas befangener Schlichtheit erzählte; jetzt schüttelten wir uns lange, herzlich und ausdrucksvoll die Hände, worauf sie mich verließ und nach Hause ging.

Anstandshalber konnte ich meinen Rückzug nach London nicht allzu hastig ergreifen; doch möchte ich kaum behaupten, daß der gestrige Abend übertrieben gemüthlich gewesen sei. Mrs. Farringham war zwar reizend tactvoll und aufmerksam, und nach Tisch entführte mich der Hausherr zu einer Partie Billard. Während er anschrieb und mir den Rücken zuwendete, sagte er nach einigem Räuspern, seiner Ansicht nach hätte Agneta mich recht schlecht behandelt; doch habe sie mir wohl selber Alles auseinandergesetzt; im Uebrigen wäre ich ein „first rate fellow“. Mit diesem, in Mr. Farringham's Mund fast überschwenglich erscheinenden Lob schloß seine erste und letzte vertrauliche Mittheilung.

Begreiflicherweise sah ich mir den Barton mit nicht ganz unkritischen Augen an und gestehe offen, daß es mich ein klein wenig freute, weit größer,

vielleicht auch etwas hübscher als er zu sein. Doch kann ich wiederum nicht leugnen, daß er einen angenehmen, intelligenten Eindruck macht; was er bei Tisch über australische Verhältnisse erzählte, hatte durchweg Hand und Fuß und wurde mit angemessener Bescheidenheit vorgetragen. Ja, ich will noch ein weiteres Zugeständniß machen — Agneta und er passen ganz selten gut zu einander, erscheinen unglaublich glücklich, wenn auch, Gott sei Dank, in weniger demonstrativer Auffälligkeit als es in Deutschland üblich.

Meine Gefühle haben einen mich selbst auf das Höchste überraschenden platonischen Anstrich erhalten. Augenscheinlich bin ich ein furchtbar nüchterner Mensch, denn in allen anständigen Romanen und Trauerspielen trifft regelmäßig das genaue Gegentheil ein — aber ich muß ehrlich gestehen, daß ihre offenkundige Liebe zu einem Anderen in mir eine entschiedene Gelassenheit neben aller ungeminderten bewundernden Achtung für sie hervorruft.

Noch immer glaube ich, daß wir beide eine wirklich ganz glückliche Ehe hätten eingehen können; das reiche, volle Verständniß dieser beiden gleichgearteten, gleichgesonnenen Wesen wäre uns aber nie in dem Maße zu Theil geworden, wird auch gewiß nur den Wenigsten zu Theil.

Auch ist mein Leben noch nicht abgeschlossen, ich ahne nur klarer als früher, was möglich, was erreichbar sein könnte — wer weiß!

Dein treuer Udo.

XVII.

Naudorf.

Liebster Udo!

Ohne daß ich es Dir sage, weißt Du, wie nahe gerade Deine Angelegenheiten mich beschäftigen, Du weißt, wie theilnehmend ich diese unerwartete Schicksalswendung empfinde, und trotzdem drücke ich Dir nur in Gedanken die Hand und habe kein Wort mehr dafür übrig. Denn je eher je besser mußt Du die leider nur allzu wichtige Nachricht erfahren — daß Onkel Krastenow sich mit meinem Kinderfräulein, der Hulda Fleischer, verlobt hat!

Er ist vierundsiebzig und sie eben achtzehn, das ist ja aber noch das Wenigste! Du wirst Dich ihrer wohl noch vom vergangenen Weihnachten in Charlottenburg erinnern; bei der Bescherung lachtet Fritz und Du noch so über ihre ehrfurchtersterbenden Knixe, und Fritz war so außer sich, weil sie selbst ihm in überströmender Dankbarkeit die Hände zu küssen versuchte. Niedlich ist sie ja, war auch bescheiden in ihrem Wesen und gutmüthig mit den Kindern, doch hatte ich ihr zu Michaelis gekündigt, ihr auch eine andere Stelle verschafft, da sie mir für die geweckten, ausgelassenen Jungen zu nachgiebig, zerfahren und dumm erschien.

Die dumm! Wäre ich es nur dies eine Mal etwas weniger gewesen! Nichts, auch nicht das Geringste habe ich gemerkt! Sie hat eine chronische Art, bei jedem von einem Herrn an sie gerichteten Wort befangen zu erröthen und die Augen bewußt zu Boden zu schlagen, um sie mit scheuem Rehblick wieder auf den Sprechenden zu heften. Während dieser Ferienzeit auf Naudorf beobachtete ich mit innigem Ergötzen, wie sie dieses der Reihe

nach bei allen hiesigen männlichen Individuen anbrachte, vom Onkel und Pastor und Pächter, bis zum Inspector und Verwalter hinunter. Die gutmüthigen kleinen Aufmerksamkeiten des alten Onkels gegen ein hübsches, junges Mädchen fand ich vollkommen begreiflich und war wie versteinert, als er heute auf die Veranda trat, mir etwas verlegen lächelnd seine Verlobung ankündete, und während ich starr und mechanisch die Fliesen zu meinen Füßen zählte, mit gerührter Stimme über „ideales Glück", „Frühlingserwachen" und „jungfräuliche Neigung" vorschwärmte. Dann stockte er und erklärte in langen, etwas vorbereitet klingenden Sätzen, daß er natürlich seine testamentarischen Bestimmungen hätte umwerfen müssen, Dir zehntausend Mark hinterlassen werde, seine eventuellen Kinder als Erben einsetze oder, falls keine der Ehe entstammen sollten, seiner lieben Frau, als großartiges Vertrauenszeichen, Naudorf und das ganze Vermögen unverklauselt zu überweisen gedenke. Dann hielt er an, streckte mir die Hand entgegen und fragte mit immerhin etwas schuldbewußt klingender Stimme, ob ich ihm denn gar nichts zu sagen hätte. Ich wünschte ihm pflichtschuldigst Glück, erwähnte aber mein Bedenken wegen des mir doch allzu groß erscheinenden Unterschiedes im Alter und Stand. Er erwiderte verschämt, daß gerade er mit seinen idealen Gesinnungen sich nie zu einer Verstandesheirath hätte entschließen können, und daß die Liebe, die wahre, echte Liebe solche kleinlichen Trennungen überbrücke. Ich ging auf mein Zimmer, um mich einigermaßen zu sammeln, vergoß eine Menge Thränen um Dich, meinen armen, lieben Udo, und überlegte mir dann die richtigsten Schritte. Hierauf telegraphirte ich an den Letteverein, mir schleunigst einen Ersatz für unsere neue Tante zu schicken, beauftragte das Hausmädchen, nach den Kindern zu sehen und richtete einige Zeilen an das Unglückswesen, die Hulda, in denen ich, in Anbetracht der veränderten Umstände, sie aller gegen mich eingegangener Verpflichtungen entband. Während ich schrieb, hörte ich draußen ein wohlbekanntes, hohes, kindliches Kichern; auf dem Rasen tänzelte die künftige Herrin von Naudorf in ihrem weißen Sonntagskleidchen, pflückte einige Rosen, küßte sie mit spitzen Lippen und warf sie in das unter mir liegende Zimmer des Onkels, von wannen zärtliche, gurgelnde Laute ertönten. Es war, um seekrank zu werden; am liebsten hätte ich sofort den Wagen bestellt und noch den 4.15 Zug nach Küstrin erreicht. Aber schließlich hielt ich es doch für meine Pflicht, zu bleiben und nicht die Flinte ins Korn zu werfen; es wäre doch gerade denkbar, daß ich Dir trotz alledem einen Dienst noch erweisen könnte.

Vor Tisch klopfte es an meine Thür, „sie" schwebte ekstatisch herein und wollte mir, glaube ich, um den Hals fallen; ich hielt mich sehr gerade, und sie ließ es bleiben. „Gnädigste Frau," sagte sie himmelnd, „nehmen Sie mich an Ihr Herz." Ich that es keineswegs, und sie fuhr fort: „Aber nicht wahr, Sie vergeben mir, Sie gönnen mir die große, die unerwartete Seligkeit." — „Meinen besten Glückwunsch, Fräulein Fleischer, Jeder ist seines Glückes Schmied," orakelte ich. Darauf ertönte glücklicherweise der Tamtam, ich rief die Knaben und ging die Treppe hinunter. Bei Tisch gab es Champagner, ich glaubte zu ersticken, und mein einziger Halt und Trost war das verschlossene,

ergrimmte Gesicht des alten Glauke, der mit unnachahmlicher Verachtung auf das Brautpaar herunterſah und ab und zu mitleidsvoll nach mir blickte.

Von allen anderen Rücksichten abgesehen, ist es mir auch unbeschreiblich traurig, unseren guten Onkel in dieser unwürdigen Veränderung zu erblicken. Als ausgelassene Jugend haben wir ja oft über seine kleinen altjüngferlichen Schrullen oder über seine sporadische, altmodische Empfindsamkeit gelacht; aber nicht nur liebten wir ihn als gütigen, nachsichtigen Onkel, sondern wir achteten aufrichtig seinen ehrenhaften, hochdenkenden Charakter.

Ach, es ist gut, daß Du jetzt seine schmachtenden Blicke nicht zu sehen brauchst, daß Du nicht hörst, wie er mit bebender Stimme sie „meine Engelsbraut" betitelt.

Der Herr bewahre Dich und uns Alle vor einem solchen Ende!

Tiefgebeugt Deine

Armgard Heisten-Ramsberg.

XVIII.

Berliner Straße 230, Charlottenburg.

Mein geliebtester Udo!

Die so schmerzlich bewegende Trauerbotschaft wird Dir direct aus Naudorf zugegangen sein, und inständig hoffe ich, daß Du Dich ergeben in Gottes wohlweisliche Anordnung wirst fügen wollen.

Du kannst Dir denken, wie viele heiße Thränen ich in wachen Nachtstunden um Dich und Deine verlorenen Aussichten geweint habe. Der liebe Papa ist leider so aufgebracht, daß er einen bösen, glücklicherweise vorübergehenden Rückfall bekam; doch darf ich die Naudorfer Katastrophe noch gar nicht in seiner Gegenwart erwähnen. Es ist aber auch unsäglich hart, uns und Dir die allerbestimmtesten Zusagen zu machen und dann sich mit dieser Fleischer, der Tochter eines Küsters aus Pasewalk, zu verloben.

Ich mag gar nicht an mein armes, schönes Naudorf denken. Seit fast fünfhundert Jahren sitzen dort Krastenow's, und die Familienporträts, und die Dose von Friedrich dem Großen, und Mütterchens Brüsseler Spitzen, und das Meißner Theeservice!!!

Da ist es wirklich nicht leicht, sich gottergeben zu fassen; aber doch müssen wir es Alle versuchen.

Tag und Nacht bete ich für Dich, mein geliebtestes Kind.

Deine treue Mutter.

XIX.

London, 82 North Audley Street.

Laß mich, liebste Mama, Dir die herzensguten Hände küssen und vergieße, bitte, keine weiteren Thränen um mich und meine Zukunft.

Ueberhaupt wollen wir dieser Tragikomödie nicht weiter gedenken. Schluß!

Ich bin ja noch jung, ich bin in einer angemessenen Laufbahn, in der ich mich immerhin ganz gut über Wasser zu halten vermag, es geht mir also keineswegs schlechter als manchen Anderen. Ganz im Gegentheil.

Die Luft an dem theuren Herumreisen in diesen luxuriösen englischen Homes ist mir aber doch etwas vergangen. Ich habe mich zu heute über acht Tagen wieder in Merseburg zur Stelle gemeldet und werde bis dahin unter Hoyen's Führung noch einige Sehenswürdigkeiten erledigen. Mein Willy erweist mir in der tactvollsten Art alle erdenkliche Freundlichkeit, läßt mir keine Kopfhängerei durchgehen und plant allerhand für diese letzte Woche. Dankbarst sehe ich auf meinen englischen Aufenthalt zurück, und schon deshalb möchte ich keine harten Gedanken gegen Onkel Krastenow aufkommen lassen. Hier wird man in eine so neue, kräftige, lebensvolle, lebensweise Welt versetzt, daß man sie nothwendigerweise mit breiteren, weiteren Aussichten verläßt. Als künftiger Grundbesitzer schien mir ganz besonders viel zu bewundern und zu lernen, aber selbst einem königlichen Regierungsassessor kann Einiges vielleicht noch nützen.

Natürlich spreche ich auf dem Rückweg noch in Charlottenburg vor und freue mich herzlich auf das Wiedersehen mit Allen.

Dein treuer Udo.

XX.

Naudorf.

Liebster Udo!

Papa ist wüthend, Mama ergeben und Du bist stoisch; ich bin weder das Eine noch das Andere. Ich *will* nicht die Hände in den Schoß legen, ich will nicht diesem Familienverhängniß gelassen zusehen, aber, wie ich auch plane und spintisire, nichts, auch gar nichts Vernünftiges fällt mir ein.

Gestern stellte ich als stummer, aber beredter Fürsprecher meine sämmtlichen Photographien von Dir im Wohnzimmer auf. Der Onkel kam herein, schmunzelte und machte Bemerkungen über den wachsenden Luxus der Jugend. „Ich überlege es mir drei Jahre lang, ehe ich ein Dutzend Visitenkarten bestelle, und so ein junger Referendar thut es nicht unter Makart und Boudoirformat." — „Auf jeden Fall," antwortete ich, „hat er immer mit seiner Zulage gereicht und noch keinen Pfennig Schulden gemacht." — „So," sagte er, „wenn ich mich nicht irre, habe ich ihm 'mal mit tausend Thalern aus einer ziemlichen Klemme geholfen. Ich bereue es auch gar nicht, er ist ein netter Junge — aber Visitenkartenformat wäre doch das Geeignetste für ihn."

So hatte ich denn eins weg, und brütete nun über Mittel und Wege, die Hulda lächerlich oder unmöglich zu machen. Ich dachte daran, Erkundigungen wegen ihrer Correspondenz und dergleichen einzuziehen, eventuell durch die Polizei oder Geheimagenten Nachforschungen in ihrer Heimath anzustellen, gab aber alle solche Fallen als unter meiner Würde auf. Und schließlich, *obgleich* sie mit Vorliebe von ihrem unbescholtenen Rufe spricht, halte ich sie in der That für ein anständiges, wenn auch noch so oberflächliches, vergnügungssüchtiges und schlau berechnendes Mädchen. Ihre Mutter führte sie selber zu uns und band sie mir auf die Seele; sie war freundlich, wenn auch untüchtig mit meinen Kindern; war ich verhindert, so betete sie Abends an ihren Bettchen — weißt Du — es mag schwach sein — aber da kann ich

nicht intriguiren und hinter ihrem Rücken möglicherweise ihren Ruf unterwühlen.

Aber ich bleibe standhaft auf dem Posten und sei es auch ein verlorner.

Treulichst und traurigst Deine

Armgard Heisten-Ramsberg.

XXI.

Telegramm.

Erfreulichste Wendung. Brief unterwegs. Armgard.

XXII.

Naudorf.

Liebster bester Udo!

Von ganzem Herzen umarme und küsse ich Dich — und nun sollst Du auch Alles erfahren.

Also — wir saßen gestern beim Kaffee auf der Veranda, als wir einen fremden Mann herankommen sahen, und ehe Onkel Krastenow und ich unsere Brillen respective Lorgnons gefunden hatten, war er schon um die Ecke, nach der Hausthür zu abgebogen, und fahlgrau starrte die Hulda dem Ankömmling nach. Im Saal hört man Schritte, heran tritt ein rothhaariger Riese; mit dröhnender Stimme ruft er: „Mein Name ist Gutspächter Muschau, dies bringe ich meiner treulosen Braut," dabei der Hulda einen Haufen von Briefen, Schleifen, Immortellen und Photographien vor die Füße werfend. Mit einem Schrei sinkt diese zurück und simulirt eine Ohnmacht. Ich führe sie hinaus und übergebe sie der Fürsorge des Hausmädchens, mit der Weisung, sie ins Bett zu stecken, worauf ich nach der Veranda zurückeile. Hier sitzt der Hüne und erzählt heißschnaubend mit sittlicher Entrüstung über seine heimliche Verlobung mit Hulda Fleischer, wie diese sich ihm an den Kopf geworfen habe, wie er nachher ihre noch fortbestehende Liebelei mit einem Schulmeister herausfand, ihr aber vergab, „da sie leider so hübsch ist und mir ewige Liebe gelobte". Wie sie dann die Kinderfräuleinstelle annahm und ihm aus Naudorf folgende Briefe geschrieben habe, deren roth angestrichene Stellen er in Augenschein zu nehmen bäte. „Lies vor," sagte gebrochen der Onkel; ich nahm die Bogen, und gleich zu Anfang kam ich auf folgende Sentenz: „Du ahnst nicht, wie unbeschreiblich komisch der sentimentale, halbkindische Hausherr sich ausnimmt; es ist einfach zum Schieflachen." Natürlich stockte ich; aber: „Lesen Sie nur, Gnädigste," dröhnte der eine, „lies nur," seufzte der zusammengesunkene andere Bräutigam. Ich gehorchte, hörte aber nach zwei weiteren Kraftstellen auf, und eine Pause entstand.

Dann begann der Onkel, vollkommen gefaßt und ruhig, dem Herrn Pächter für die pflichttreue Ausführung eines unangenehmen Ganges zu danken, bestellte Wein und trank mit liebenswürdigen, aber zurückhaltenden Worten auf das Wohl des Gastes. „Ja, Herr Baron," erwiderte dieser sichtlich gerührt, „fein und cavaliermäßig habe ich ja wahrscheinlich nicht gehandelt; aber ich

bin nun mal für alles Offene, und ich hasse alles Gethue. Als die Hulda mir nun auf einmal schrieb, diese glänzende Zukunft eröffne sich ihr und ich solle ihre Herzensseligkeit nicht zerstören, fand ich es geradezu eklig. Ich dankte Gott, daß ich nicht 'reingefallen wäre, fand aber, daß ein so nobler, gemeinnütziger Landwirth, ein so allseitig geachteter Ehrenmann wie der Herr von Krastenow-Naudorf auch davor bewahrt werden müsse. Punktum, sagte ich, setzte mich auf die Bahn, und hier bin ich; aber mit dem 5,58 Zug muß ich nothwendig zurück, und so habe ich die Ehre, mich den Herrschaften zu empfehlen." — Der Onkel bewog ihn, den nächstfolgenden Zug zu benutzen und führte ihn in den Ställen, den Koppeln, im Maschinenhaus herum, zeigte und erklärte ihm seine ganze Bewirthschaftung. Als der Wagen vorfuhr, wäre ich Herrn Muschau aus überströmender Dankbarkeit gern um den Hals gefallen, doch schließlich fehlte mir der Muth; der Onkel geleitete ihn hinaus, drückte ihm freundschaftlich die Hand, sah dem Davonfahrenden nach und ging dann mit schnurgrader Haltung, ganz der stattliche alte Herr der vor-Fleischer'schen Zeitrechnung auf sein Zimmer.

Ich begab mich zu Hulda und hörte schon im Flur die resolute Stimme der Martha: „Nein, Fräulein, Sie sollen ja nicht aufstehen, bleiben Sie man ganz ruhig." Ich fand sie angezogen auf dem Bett liegend, schluchzend und um sich schlagend, und erbot mich freundlichst, ihr Antipyrin oder Kaffeïn zu holen. „Ist er fort?" fragte sie hysterisch . . . „Eben weggefahren." — In einem Nu war sie aufgesprungen, ans offene Fenster geeilt und rief, nach dem Zimmer des Onkels sich herauslehnend: „Einzig Geliebter!" Mit einem hörbaren Nachdruck schloß sich das Fenster und mit einem neuen Thränenstrom sank sie aufs Bett. Ich schickte den Drachen fort, versuchte das junge Mädchen etwas zu beruhigen und ging dann hinunter. Als ich nach einer Stunde wieder nach ihr sehen will, begegnet mir der wichtig und beglückt aussehende Glauke und überreicht mir ein Briefchen. Ehe ich den Umschlag öffne, fliegt eine Gestalt die Treppe herunter; es ist Hulda im weißen Kleid, mit frisch gebrannten Löckchen und Rosen an der Brust. Sie will in das Arbeitszimmer des Onkels hinein huschen, doch mit Blitzesschnelle vertritt ihr Glauke den Weg. „Herr Baron haben ausdrücklich befohlen, Niemanden heute Abend bei ihm vorzulassen;" dann fährt er mit durchschimmernder Schadenfreude geschäftsmäßig fort: „Der Wagen zur Bahn für Fräulein Fleischer ist zu morgen um neun Uhr bestellt." Sie wurde kreideweiß, die echten Thränen standen ihr in den Augen, und selbst mir that sie leid. Ich führte sie hinauf und sprach ihr tröstend zu, während sie still vor sich weinte. Dann öffnete ich des Onkels Brief. Er bat mich, in schonenden Worten Fräulein Fleischer mitzutheilen, daß sie telegraphisch zu morgen im christlichen Hospiz in Berlin angemeldet sei, von wo aus sie sich bequem nach einer anderen Stelle umsehen könne. Er wünsche ihr alles Gute auf den Lebensweg und habe seinen Banquier beauftragt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß jede Beziehung zwischen ihr und unserer Familie auf immer beendet sei, ihr zehntausend Mark zu zahlen.

Ich begann meine Rede stockend und schonend; bei der Erwähnung des christlichen Hospizes verdoppelte sich der Jammer, beim Banquier versiegten die Thränen, als ich die Summe nannte, riß sie mir den Zettel aus der Hand, starrte auf die Ziffern und rannte wie gestört im Zimmer herum. Dann, ehe ich es mich versah, sank sie vor mir zu Boden, umschlang meine Knie und küßte mein Kleid. — „Gnädigste Frau, es ist zu viel, es ist zu schön, ich kann es gar nicht fassen!“ Ueberrascht und mit Mühe entwand ich mich ihren thränenfeuchten Umarmungen . . .

So weit gestern Abend, und nun kann ich nur noch eiligst hinzufügen, daß sie Gottlob factisch fort ist. Als sie sich von mir verabschiedete und überschwenglich für meine „unbeschreibliche Güte“ dankte, flüsterte sie, die Augen gen Himmel hebend, hinzu: „Und nicht wahr, gnädigste Frau, an meinem guten Namen, an dem theuersten Gut eines jungen Mädchens, bleibt auch nicht der leiseste Makel hängen.“ — „Nicht die Spur,“ versicherte ich bereitwilligst, und verklärt vor sich hin lächelnd, bestieg sie den Wagen.

Im Laufe des Vormittags erschien der Rechtsanwalt und hatte ein langes Gespräch mit dem Onkel. Der alte Rohnebeck, welchen der „Fall“ seines vergötterten Gebieters so geschmerzt hatte, daß er sich krank meldete und dem Vernehmen nach einsam in den entferntesten Revieren herumstreifte, tauchte wieder auf und unternahm eine längere Forstbesichtigung mit seinem Herrn. Jetzt kehren sie in vertraulicher Unterhaltung zurück; an der Hausthür steht Glauke und strahlt. Auch ich strahle und bin im Uebrigen stets von Herzen

Deine Armgard.

XXII.

Naudorf.

Mein lieber Udo!

Soeben erhalte ich vom Oberpräsidenten die vor der Hand noch vertrauliche Bestätigung Deiner seit Langem erbetenen Versetzung nach X . . . . . Dir wird das, denke ich, erwünscht sein, und ich freue mich aufrichtig darüber. Das Alleinsein taugt überhaupt nichts, am wenigsten für mich.

Nun wirst Du oft herüber reiten können, erhältst Einblicke in die Landwirthschaft und leistest mir Gesellschaft.

Bleib' nicht gar zu lange in England, es braucht Dich recht nöthig

Dein alter Onkel

Freiherr v. Krastenow-Naudorf.

Ein Vierteljahrhundert General-Postmeister.

[Nachdruck untersagt.]

Am 1. Mai dieses Jahres kehrt zum fünfundzwanzigsten Male der Tag wieder, an dem der Staatssecretär des Reichs-Postamts, Dr. Heinrich von Stephan, an die Spitze der in seinen Händen ruhenden Verkehrsverwaltung gestellt wurde. Sein Eintritt in das wichtige Amt fällt mitten in die weltgeschichtlichen Ereignisse, aus denen das neue Reich hervorging. Wie der deutschen Nation im entscheidenden Augenblick die hervorragendsten Männer der Waffen und der Staatskunst zur Seite standen, so fand sich in dem ersten Reichs-General-Postmeister die Persönlichkeit, welche dazu berufen sein sollte, nach der Wiederherstellung des Friedens der wirthschaftlichen Entwicklung der Nation neue Bahnen zu schaffen.

Fassen wir die Zeit ins Auge, in welcher Stephan die Leitung des Postwesens übernahm, so finden wir in diesem Verkehrszweige Zustände und Einrichtungen, welche, wenn sie auch theilweise in der Zersplitterung Deutschlands in eine Anzahl kleiner Postgebiete ihren Grund hatten, in der Hauptsache doch auf unzureichender Erkenntniß der Bedürfnisse des Verkehrs und auf allgemein vorherrschenden engherzigen Anschauungen beruhten. Denn wenn das Vorhandensein eines großen geschlossenen Postgebiets, wie es mit der Gründung des Deutschen Reichs geschaffen wurde, allein genügt hätte, den Verkehr zu entfesseln, so würde sich dies in solchen Ländern, welche nicht unter postalischer Zerrissenheit zu leiden hatten, schon früher als in Deutschland haben zeigen müssen. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Vielmehr stehen diese Länder noch heute mehr oder weniger hinter Deutschland zurück. Es ergibt sich daraus die geschichtliche Thatsache, daß der gewaltige Aufschwung, welchen das deutsche Post- und Telegraphenwesen in den letzten Jahrzehnten genommen hat, als ein persönliches Verdienst des General-Postmeisters anzusehen ist.

Schon einmal hat das großartige Institut, dem er mit solchem Erfolge vorsteht, in dieser Zeitschrift[1]) von berufenster Seite eine erschöpfende Darstellung gefunden; aber seit den inzwischen verflossenen dreizehn Jahren sind auf allen Gebieten der Reichs-Postverwaltung so bedeutende Fortschritte gemacht worden, daß es sich wohl der Mühe lohnt, auf sie kurz einzugehen, und an diesem Ehrentage des ersten General-Postmeisters des neuen Reichs einen Blick auf seine Persönlichkeit, seinen Entwicklungsgang und sein Werk zu werfen.

Ein Sohn Pommerns, ist Stephan im Jahre 1848 in den Postdienst eingetreten, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt Stolp im Alter von sechzehn Jahren mit dem Zeugniß der Reife verlassen hatte. Wenn Pommern im Allgemeinen nicht als das Land des idealen Schwunges gilt, und die hinterländische Kleinstadt weitab von dem geräuschvollen Getriebe des Weltverkehrs lag, so hatten

[1]) Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen. Von E. Hoffmann. Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXXIII, S. 30 ff.

doch ihre Geschichte, ihre Erinnerungen an die Hansazeit, ihre ehrwürdigen Baudenkmäler und ihre Schiffahrt dem leicht empfänglichen Sinne Stephan's Anregungen und Eindrücke geboten, die neue Nahrung erhielten, als er im Jahre 1851 nach der alten Welthandelsstadt Köln am Rhein versetzt wurde. „Der ganze Geist des Ortes wirkte mächtig auf meinen jugendlichen Sinn; Geschichte, Kunst, Natur und das frohmüthige Wesen der Bevölkerung schienen mir die Ideale zu verwirklichen, welche ich vom Meeresstrande, von den Wäldern meiner Heimath und vom Studium der Classiker mitgebracht hatte," so sagte Stephan in seinem späteren Leben selber einmal, als er der vier Jahre gedachte, die er am Rhein zugebracht hatte. Damals fing sein Name an, bekannt zu werden; denn nicht allein unter seinen Amtsgenossen trat er durch die Besonderheit seines Wesens hervor, sondern auch in die Kreise der Künstlerschaft, der Gelehrtenwelt und des vornehmen Handelsstandes fand er Eingang. Interessant ist die gelegentlich bekannt gewordene Thatsache, daß ihm ein alter wohlmeinender Ober-Postsecretär in Köln den Rath ertheilte, einen anderen Lebensberuf zu ergreifen, denn ein Schwärmer wie er, der auf allerlei Neuerungen sinne, habe keine Aussicht, es im Postfache zu etwas zu bringen.

Im Jahre 1855 legte Stephan das höhere Verwaltungsexamen ab, das ihm den Eintritt in die oberen Stellen seines Fachs eröffnete und trat dann für kurze Zeit als Postinspector in den Aufsichtsdienst. Im nächsten Jahre wurde er zur Dienstleistung beim General-Postamt einberufen. Hier öffnete sich ihm ein Feld vielseitiger Thätigkeit und eifrigen Studiums, zu welchem ihm die reichen archivalischen Schätze des General-Postamts erwünschte Gelegenheit boten. Das Ergebniß dieser Studien war seine „Geschichte der preußischen Post", welche er im Jahre 1859 herausgab, nachdem er inzwischen zum Postrath befördert worden war. Nicht allein das Postwesen, auch die übrigen Zweige der inneren und äußeren Staatsverwaltung werden hier in den Kreis der Betrachtung gezogen. Während sonst der Geschichtschreiber als der rückwärtsgekehrte Prophet gilt, erscheint er hier als der vorwärtsgekehrte: denn er eröffnet uns die andeutungsvollsten Ausblicke auf die Zukunft, auf die zukünftige Bestimmung der Post im Weltverkehr. Die Hervorhebung des kosmopolitischen Charakters der Post bildet den Grundzug des Werkes; die Idee der Vereinigung des Postwesens in den deutschen Landen auf der Grundlage gemeinschaftlicher Organisation und die Betonung der Nothwendigkeit des Wegfalls aller politischen Schranken für den Postverkehr ziehen sich durch die ganze Darstellung. Hier haben wir die Keime der späteren völkerverbindenden Thätigkeit des General-Postmeisters zu erblicken. Was das Werk besonders anziehend macht, ist der Umstand, daß sein Inhalt uns einen tiefen Einblick in die geistige Werkstatt seines Verfassers gewährt. Es zeigt sich da schon dessen universeller Geist, sein weit ausschauender Blick und die hohe Auffassung, welche er von dem Berufe des Staates als Förderer einer freien Verkehrsentwicklung in sich trägt. Daneben ist an seinem Geschichtswerk bewunderungswürdig die reiche Fülle geistvoller Gedanken und Urtheile, welche fortlaufend die geschichtlichen Thatsachen begleitet und die Culturzustände früherer Zeiten in fesselnden, lebensfrischen Bildern an unserem geistigen Auge vorüberziehen läßt.

In den sechziger Jahren finden wir Stephan als vortragenden Rath bei der obersten Postbehörde. Seine Wirksamkeit in dieser Zeit ist mit den politischen Ereignissen, soweit sie auf das Postwesen von Einfluß waren, theilweise eng verknüpft. Mit der Umformung des preußischen Staatskörpers vollzog sich die Verschmelzung der inneren Verwaltung der alten und neuen preußischen Provinzen. Während rastlose Hände thätig waren, die Posteinrichtungen der hinzugetretenen Landestheile denjenigen des alten Staatsgebiets anzugliedern, war dem damaligen Geheimen Postrath Stephan die Lösung einer ganz besonderen Aufgabe vorbehalten: die Beseitigung des alten Lehnsinstituts der Thurn- und Taxis'schen Privatpost, die wie ein vielarmiger Polyp noch weite deutsche Länderstrecken um-

klammert hielt. Ende 1866 begab sich Stephan nach Frankfurt am Main, dem Sitze der Taxis'schen General-Postdirection, nahm diese in Verwaltung und schloß mit dem Fürstlichen Hause den Postüberlassungsvertrag vom 28. Januar 1867 ab, kraft dessen sämmtliche Postgerechtsame und alles im Postwesen angelegte Eigenthum des Fürsten gegen eine Entschädigung von neun Millionen Mark an die Krone Preußen übergingen.

Mehrfache, in den sechziger Jahren von der preußischen Postverwaltung eingeführte Neuerungen, namentlich aber die Erweiterung des Staatsgebiets hatten Aenderungen der postdienstlichen Beziehungen zum Auslande zur Folge. Diese auf vertragsmäßigem Wege herbeizuführen, war Niemand geeigneter als Stephan. Es befähigten ihn hierzu neben seinem ungemeinen verkehrsgeschichtlichen Wissen, seinem scharfen Verstande und seinen weit ausgreifenden Zukunftsplänen vor allen Dingen auch seine umfassenden Sprachkenntnisse. In Petersburg und Madrid, in London und Rom, in Constantinopel und Paris, in fast allen Hauptstädten des Continents tritt er als preußischer Unterhändler auf. In den Handels- und Hafenplätzen beobachtet er die Wellenschläge des internationalen Verkehrs, und in den südlichen Ländern sucht er nach den Spuren der Verkehrseinrichtungen der alten Welt. Ueberall zeigt sich ihm der menschliche Verkehr als der Urquell aller Civilisation und als eine der ersten Vorbedingungen des wirthschaftlichen Wohlergehens der Völker. Diese aus seinen damaligen Studien gewonnene Anschauung hat er in einer Anzahl bedeutsamer Schriften niedergelegt. Wir erwähnen von ihnen hier nur, da ein Eingehen auf alle den Rahmen unserer Skizze überschreiten würde, als besonders beachtenswerth die Arbeit über das „Verkehrsleben im Alterthum", in welcher Stephan an der Hand der einschlägigen alten Literatur und gestützt auf eigene, auf dem das Mittelmeerbecken umgebenden classischen Boden vorgenommene Forschungen ein anschauliches Bild davon entwirft, wie die alten Völker die Bahnen des Verkehrs betreten haben und darauf fortgeschritten sind. Eine fesselnde Reisebeschreibung, zugleich aber auch reich an staatswissenschaftlichen Aperçus, ist Stephan's Werk über „Aegypten", die Frucht eines viermonatlichen Aufenthaltes im Lande der Pharaonen, der sich an seine amtliche Repräsentation bei der Eröffnung des Suezcanals (1869) anschloß. Man kann ein Buch wie dieses nicht lesen, ohne die Kunst des Schriftstellers zu bewundern, und vielleicht auch ein wenig zu bedauern, daß ihm fortan so wenig Muße zu literarischen Arbeiten blieb. Aber sein Beruf sollte bald seine ganze Schaffenskraft in Anspruch nehmen.

Als im Frühjahr 1870 bekannt geworden war, daß der General-Postmeister von Philipsborn zurückzutreten beabsichtige, war kaum Jemand im Zweifel darüber, auf wen die Wahl des Nachfolgers fallen würde. Wenn auch Stephan noch zu den jüngeren Räthen des General-Postamts zählte, so hatte er doch durch seine bisherigen Leistungen die öffentliche Aufmerksamkeit in einem Grade auf sich gezogen, daß jetzt sein Name auf Aller Lippen war. In der That sollte man sich nicht getäuscht haben, denn gleichzeitig mit der Gewährung des erbetenen Abschiedes an den bisherigen Verwaltungschef wurde die Berufung Stephan's an die Spitze der Postverwaltung des Norddeutschen Bundes bekannt gemacht.

Als erste Aufgabe fiel ihm die Leitung der Feldpost im deutsch-französischen Kriege zu. Am 24. Juli, neun Tage nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls, standen sämmtliche Feldpostanstalten zum Ausmarsch bereit. Sie folgten den Truppen auf dem Fuße, brachten den Verkehr der Heimath mit dem Kriegsschauplatz ungesäumt in Fluß und führten ihn bis zum Ende des Feldzuges ohne jede Unterbrechung fort. Kaiser Wilhelm I. hat später bei einer Reise in der Heimathsprovinz Stephan's erzählt, daß er während des ganzen Krieges keinen einzigen Brief auch nur eine Stunde zu spät in die Hände bekommen habe. Hundert Millionen Sendungen hat die deutsche Feldpost befördert. Die Herstellung der Haupt-Postkurse in Feindesland, die Einrichtung der Gürtelpost um Paris, die

Einsetzung deutscher Ober-Postdirectionen in Straßburg und Metz, sogleich nach dem Falle dieser Festungen, und die Abschließung von Verträgen mit der französischen Postverwaltung bei Beendigung der Dienstthätigkeit der Feldpost hat Stephan persönlich ausgeführt. Hervorgehoben muß hier auch werden, daß, wohl zum ersten Male, solange Kriege geführt worden sind, die Feldpost des Siegers den Postverkehr der bis auf 400 000 Köpfe angewachsenen Kriegsgefangenen bereitwilligst und sogar kostenfrei vermittelte.

Nach Eintritt des Friedens begann das Werk der Neugestaltung des Postwesens auf der veränderten staatsrechtlichen Grundlage. An die preußische Postverwaltung als Krystallisationspunkt war eine Reihe anderer Postverwaltungen mit den mannigfaltigsten Verwaltungs- und Betriebseinrichtungen angeschlossen worden. Von 285 000 Quadratkilometer mit 20 Millionen Einwohnern im Jahre 1864 war das Postgebiet auf 445 000 Quadratkilometer mit 34 Millionen Einwohnern im Jahre 1872 angewachsen. Es galt, dem äußeren Zusammenschluß der mit einander verbundenen Verwaltungen zunächst die Ausgleichung der inneren Verschiedenheiten folgen zu lassen, um sodann den in sich geeinten und gefestigten Verwaltungskörper auf die Bahn des Fortschritts zu führen. Von den inneren Vorgängen ist die Oeffentlichkeit nicht berührt worden. Ihr gegenüber trat die Reichs-Postverwaltung von Anfang an als ein in seinen sämmtlichen Organen gleichmäßig beschaffenes Ganzes auf. Mit um so größerem Interesse aber begleitete die Verkehrswelt jene Maßnahmen, welche sich bezogen auf: die Neugestaltung des Verhältnisses der Post zu den Reichsbürgern, die Verbesserung des Beförderungsdienstes, die Ausbreitung der Postanlagen, die Erleichterung des Versendungsverkehrs, die Schaffung neuer, bisher nicht gekannter Verkehrszweige und die Herabsetzung der Tarife. Oberster Grundsatz der Postverwaltung war hierbei: Beseitigung der Herrschaft fiskalischer Grundsätze und Unterordnung der Postanstalt unter die Interessen des allgemeinen Wohles.

Von den heutigen Postsendungen ist wohl einzig und allein der Brief gegen früher unverändert geblieben. Alle übrigen Sendungen erscheinen in neuem Gewande. Soweit sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren neu eingeführt worden sind, entstammen sie zum Theil dem eigenen schöpferischen Geiste des General-Postmeisters. Wir erinnern hier nur an die im Einzelnen so unscheinbare, in ihrer Massenwirkung für unser ganzes Wirthschaftsleben so bedeutsam gewordene Postkarte, die Stephan schon 1863 im General-Postamt auf dem Tisch des Hauses niedergelegt und zwei Jahre später, auf einer Conferenz des deutsch-österreichischen Postvereins in Karlsruhe, abermals vergeblich in Vorschlag gebracht hatte. Erst 1870, nachdem er selber an die leitende Stelle gekommen war, wurde die Postkarte als Verkehrsmittel eingeführt, gerade noch früh genug, um im Felde verwendet werden zu können, wo sie im Donner der Schlachten die Feuertaufe empfing. Vierhundert Millionen Exemplare werden jetzt jährlich im deutschen Reichs-Postgebiet befördert.

Ferner sei hingewiesen auf den durch Stephan eingeführten Postauftrag, auf die Verbesserung des Postanweisungsdienstes und auf die Umgestaltung des Postnachnahmeverfahrens, Maßregeln, welche im Postbankwesen eine völlige Umwälzung hervorgerufen und den Betrag der Einzahlungen von einer halben Milliarde im Jahre 1872 auf mehr als fünf Milliarden im Jahre 1893 gesteigert haben. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich im Packetverkehr, welcher in Folge der Einführung des einheitlichen niedrigen Packetportos in dem gleichen Zeitraum allein bei den innerhalb des Reichs-Postgebiets umgesetzten Sendungen eine Steigerung von 32 auf über 100 Millionen Stück nachweist. Die Förderung des Zeitungsbezuges, die Zulassung von Bücherbestellzetteln gegen ermäßigte Taxe und die zahllosen, der Drucksachenbeförderung zugewandten Vergünstigungen gehören zu denjenigen Mitteln, mit welchen die Reichspost in weitestem Umfange die Beschaffung und Verbreitung geistiger Nahrung erleichtert hat.

Mit den inneren Reformen ging die Anbahnung erweiterter Verkehrsbeziehungen zum Auslande Hand in Hand. Wir wissen, daß Stephan schon, ehe er die Leitung der Postverwaltung übernahm, dem internationalen Verkehr sein besonderes Interesse zugewandt hatte. Im Jahre 1868 war im Amtsblatt der Norddeutschen Bundes-Postverwaltung eine von ihm herrührende Denkschrift veröffentlicht worden, welche den Plan der Bildung eines internationalen Postvereins enthielt. In den nächsten Jahren fanden in Folge dieser Anregung diplomatische Verhandlungen zwischen der Regierung des Norddeutschen Bundes und dem Auslande statt, denen indeß durch den Ausbruch des Krieges ein vorzeitiges Ende bereitet wurde. Erst im Jahre 1873 ließ es sich ermöglichen, daß die um ihre Vermittelung angegangene schweizerische Regierung Einladungen zu einem in der Bundeshauptstadt Bern abzuhaltenden Postcongreß an die europäischen und an einige überseeische Regierungen richtete, deren Erfolg darin bestand, daß im September 1874 zweiundzwanzig Länder ihre Abgeordneten nach Bern entsandten. Nach langjährigen Bemühungen sollte es Stephan endlich vergönnt sein, die geniale Idee der Begründung eines allgemeinen Weltpostvereins verwirklicht zu sehen, indem am 9. October der Grundvertrag dieses Vereins unterzeichnet wurde. Nach und nach hat sich das Vereinsgebiet durch den Hinzutritt der ursprünglich ferngebliebenen Länder erweitert, sodaß dasselbe jetzt die Gesammtheit der civilisirten Völker des Erdballs umfaßt. Auf den späteren Weltpostcongressen ist der anfänglich auf die Briefpost beschränkt gebliebene Wirkungskreis des Vereins, zumeist durch deutschen Antrieb, auf Werthbriefe, Postanweisungen, Packete, Postaufträge und Zeitungen ausgedehnt worden. Der Weltpostverein gewährleistet den unaufgehaltenen freien Lauf der Sendungen auf den schnellsten sich darbietenden Wegen zu Lande und zu Wasser. Die Gesammtheit der Postverwaltungen bildet ein einheitliches Postgebiet mit gleichen Gesetzen und einheitlichen niedrigen Tarifen. Der Verein ist nicht auf Zeit, sondern auf unbegrenzte Dauer geschlossen. Dadurch, daß er allen Ländern, welche an ihm Theil nehmen, die gleichen günstigen Verkehrsbedingungen gewährt und von Land zu Land friedliche Beziehungen befördert, ist er zu einem über die Interessen der Postverwaltungen weit hinausragenden civilisatorischen Werk geworden, dessen volle Bedeutung sich erst in späterer Zeit wird erkennen lassen.

Auch an der Ausbildung der internationalen Verkehrswege ist Deutschland betheiligt. Mit seiner Stellung als Großmacht ließ es sich auf die Dauer nicht vereinigen, daß sein überseeischer Verkehr, ausgenommen nach und von Amerika, durch ausländische, hauptsächlich französische und englische Schiffe vermittelt wurde. Die Reichs-Postverwaltung kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, auf die Beseitigung dieses Abhängigkeitsverhältnisses zuerst hingearbeitet zu haben, indem sie die Einrichtung vom Reiche subventionirter Postdampfer-Verbindungen empfahl. Nach langwierigen parlamentarischen Kämpfen gelang es, im Jahre 1885 das Gesetz zu Stande zu bringen, auf Grund dessen jetzt Schnelldampferlinien nach Ostasien, Australien und Afrika unterhalten werden. Die durch die coloniale Bewegung hervorgerufene Vermehrung der deutschen Handelsniederlassungen in überseeischen Gebieten hat zur Anlegung eines eigenen Postwesens in den Colonien geführt. Außerdem besitzt das Reich jetzt eine Anzahl von Postanstalten in solchen auswärtigen Hafenplätzen, wo es noch an einem geordneten Landespostwesen fehlt. Von welcher Wirkung die Verbesserung unserer Verkehrsbeziehungen zum Auslande gewesen ist, geht daraus hervor, daß jetzt jährlich 180 Millionen Briefsendungen und $10^1/_2$ Millionen Päckerei- und Werthsendungen nach dem Auslande befördert werden, während die Zahl dieser Sendungen im Jahre 1872 nur 45 bezw. $2^1/_2$ Millionen betrug.

Die seit dem Jahre 1849 bei uns als öffentliches Verkehrsmittel eingeführte Schwesteranstalt der Post, die Telegraphie, war bei der Gründung des Norddeutschen Bundes von der Post getrennt worden. Es hatte sich indeß bald gezeigt, daß eine solche Trennung nach beiden Seiten hin zu einer Zersplitterung der Kräfte führte.

Stephan betrieb deshalb energisch die Wiedervereinigung und setzte diese zum 1. Januar 1876 durch. Von dem gleichen Zeitpunkt tritt auch die Telegraphie in eine Periode unaufhaltsamer Entwicklung ein. Schon in den nächsten fünf Jahren stieg die Zahl der Telegraphenanstalten von 1686 auf 5550 und hat jetzt die Ziffer 13000 überschritten. Um den telegraphischen Verkehr von äußeren Störungen möglichst unabhängig zu machen, ging Deutschland im Jahre 1876 damit vor, die Hauptleitungen in Kabeln unter die Erde zu verlegen. Nur wenige Jahre verstrichen, bis die größeren Handels- und Waffenplätze des Reichs in dieser Weise mit einander in Verbindung gebracht waren. Vom Auslande hat nur Frankreich das System der unterirdischen Leitungen angenommen. Die übrigen Staaten überlassen das kostbare elektrische Fluidum ganz dem ungehinderten Spiel von Wind und Wetter, müssen dafür aber empfindliche Störungen im telegraphischen Verkehr erleiden, wenn der Sturm das Netz der Telegraphenleitungen zu Boden geworfen hat.

Um die Benutzung des Telegraphen zu verallgemeinern, führte Stephan einen wesentlich vereinfachten Tarif ein, welchem der doppelte Gedanke zu Grunde lag, ein kurzgefaßtes billiges Telegramm zu schaffen und dennoch die Einnahmen aus dem Telegrammverkehr nicht zu schmälern. Der Erfolg der Aenderung war ein so durchschlagender, daß das ganze Ausland das System des Tarifs sich zu eigen gemacht hat. Einen großen Einfluß übten in dieser Beziehung die internationalen Telegraphen-Conferenzen, auf denen deutscherseits unausgesetzt eine Herabminderung der Gebührensätze angestrebt wird.

Welchen von den vielfältigen Zweigen des Post- und Telegraphenbetriebes man auch verfolgen mag, überall wird man den persönlichen Einfluß des Verwaltungschefs erkennen. Ein wie hohes Maß von Sachkunde ihm beiwohnt, wenn es sich darum handelt, eine Erfindung oder sonstige Erscheinung auf dem Gebiete der bewegenden Kräfte auf ihren Werth zu prüfen oder sich dienstbar zu machen, dafür liefern die Vorgänge bei der Einführung des Fernsprechers einen schlagenden Beweis. Anfangs October 1877 kam die erste Kunde von der Lösung des Problems, die menschliche Stimme auf elektrischem Wege in die Ferne zu übermitteln, durch eine amerikanische Zeitung nach Deutschland. Graham Bell in Boston hatte das „Telephon" des deutschen Lehrers und Naturforschers Philipp Reis durch einen Apparat übertroffen, der vor jenem den Vorzug besaß, sich für das praktische Leben verwerthen zu lassen. Schon am 25. October hatte Stephan mehrere Exemplare dieses Apparats in Händen und ließ damit Versuche anstellen. Am 9. November berichtete er, wie das „Buch von der Weltpost" erzählt, an den Reichskanzler Fürsten von Bismarck Folgendes: „Dieses Telephon ist nach meiner Ueberzeugung eine Erfindung, welcher eine große Zukunft im Bereiche des menschlichen Verkehrs bevorsteht. Ich habe die Absicht, Telephone bei allen Postanstalten anzubringen, welche noch nicht an das Telegraphennetz angeschlossen sind." Während man anderwärts, selbst in Amerika, die Erfindung noch als ein Spielzeug ansah und behandelte, war die Reichspost schon eifrig dabei, den Fernsprecher als öffentliches Verkehrsmittel anzuwenden. Mit welchem Nachdruck und Erfolge dies geschehen ist, geht daraus hervor, daß allein die Stadt Berlin mehr Fernsprechanschlüsse hat, als in ganz Frankreich vorhanden sind. In keinem anderen Lande der Welt ist „die Zunge der Zeit", wie der Staatssecretair kürzlich den Fernsprecher bezeichnet hat, so weit und deutlich vernehmbar als in Deutschland. Hinzuweisen ist noch auf die in den letzten Jahren in etwa siebentausend Orten erfolgte Einrichtung von Unfallmeldestellen, bei denen dem Fernsprecher die Aufgabe zufällt, für die Ausläufer der menschlichen Wohnstätten in Noth und Gefahr Hülfe aus benachbarten Orten herbeizurufen, ähnlich wie der Telegraph besondere Aufgaben im Dienste der Wissenschaft bei astronomischen und physikalischen Beobachtungen zu erfüllen hat.

Mit der Einführung des Fernsprechwesens fällt zeitlich zusammen der Beginn der Neuordnung des Landpostdienstes. Seit dem Kriege hatte die Bewohnerschaft des platten Landes angefangen, sich stärker am öffentlichen Leben der Nation zu

betheiligen als früher. Auch in gewerblicher Beziehung fielen die Schranken mehr und mehr. Diese Erscheinung mußte eine einsichtsvolle und vorsorgende Verkehrsverwaltung dazu führen, ihre Hülfsmittel der Landbevölkerung in erhöhtem Maße zugänglich zu machen. Es wurde zu dem Zwecke eine neue Classe von Verkehrsanstalten, die Post- und Telegraphen-Hülfstellen, ins Leben gerufen, deren Zahl inzwischen auf 14 000 gestiegen ist. Um eine schnellere Verbindung zwischen Stadt und Land herzustellen, wurde das im Jahre 1880 aus 11 000 Köpfen bestehende Landbestellpersonal bis jetzt auf 26 000 Köpfe gebracht; über 2000 Landbriefträger sind mit Fuhrwerk ausgerüstet worden.

Um das Bild von der Zunahme des Verkehrs und der Ausbreitung der Post- und Telegraphenanlagen während der letzten fünfundzwanzig Jahre zu vervollständigen, sei hier noch erwähnt, daß in diesem Zeitraume gestiegen ist: die Zahl der Postanstalten von 4600 auf 26 000, der Telegraphenanstalten von 1000 auf 13 000, der jährlich beförderten Briefsendungen von 734 auf 2984 Millionen, der Packet- und Werthsendungen von 50 auf 130 Millionen, der Telegramme von 7 auf 31 Millionen und die Einnahme von 70 auf 280 Millionen Mark. Das Personal ist von 45 000 auf 150 000 Köpfe angewachsen. Diese Zahlen sprechen deutlicher als Worte. Wenn man sich dabei vergegenwärtigt, mit welcher vollendeten Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit der ganze ungeheure Apparat arbeitet, so wird man in der That der Leitung des Post- und Telegraphenwesens seine Bewunderung nicht versagen können.

Wie Stephan für alle Bedürfnisse des Verkehrs ein offenes Auge und Ohr gehabt und begründeten Anforderungen an die Leistungen seiner Verwaltung stets gerecht zu werden verstanden hat, so ist er andererseits auch fortgesetzt auf die Hebung des materiellen und sittlichen Wohles seiner Untergebenen bedacht gewesen. An der gesetzlichen Regelung der Verhältnisse der Reichsbeamten hat die Post- und Telegraphenverwaltung hervorragenden Antheil genommen. Daneben ist in dieser Verwaltung die gegenseitige Selbsthülfe aufs Kräftigste entwickelt. Auf dieser Grundlage beruhen eine Reihe von Einrichtungen, welche dazu bestimmt sind, dem Wohle der Einzelnen und der Familien zu dienen. Dahin gehören die Post-Unterstützungskasse, der Sterbekassen-Verein, die Kleiderkassen, die unter Betheiligung der Verwaltung stattfindende Erleichterung der Lebensversicherung, die Kaiser-Wilhelm-Stiftung und die Spar- und Vorschußvereine. In letzteren haben die Beamten zur Zeit ein Vermögen von 27 Millionen Mark angelegt. Der geistigen Fortbildung der Beamten dienen reich ausgestattete Bücherssammlungen, Ausbildungscurse u. dgl. Das im Jahre 1874 gegründete Postmuseum verfolgt denselben Zweck. Für die Angehörigen der höheren Dienstlaufbahn ist eine akademisch eingerichtete Lehranstalt in Berlin geschaffen worden. Die Verwaltung kann mit Recht darauf stolz sein, daß sie sich bis in die höchsten Stellen aus ihrem eigenen Personal ergänzt.

Durch die engen Beziehungen, welche heutzutage zwischen der Post und dem bürgerlichen Leben bestehen, ist der Name Stephan's im In- und Auslande zu einem der bekanntesten geworden. Seine bahnbrechenden Schöpfungen, der glänzende Erfolg seiner zahllosen Verkehrsverbesserungen, verbunden mit seinen persönlichen Eigenschaften, haben ihm eine Popularität gewonnen, wie sie nur selten einem Staatsmanne zu Theil werden mag. Gedankenreich und formvollendet als Redner, hat seine künstlerische Begabung ihren vielleicht bezeichnendsten Ausdruck in der Art gefunden, wie er bei der Errichtung der in fast allen größeren und mittleren Orten entstandenen neuen Postdienstgebäude neben den praktischen Bedürfnissen auch den idealen Beruf der Baukunst ins Auge gefaßt hat. Wenn die öffentlichen Gebäude dazu bestimmt sind, den Culturzustand eines Volkes zu kennzeichnen, so findet sich das Deutsche Reich in seinen, dem individuellen Baucharakter der Städte angepaßten Postgebäuden würdig vertreten.

Aeußere Ehren sind dem General-Postmeister in reichem Maße zu Theil geworden. Er ist Mitglied des preußischen Herrenhauses und Staatsraths und führt den Rang der preußischen Staatsminister. Von der Universität Halle ist er zum Ehrendoctor, von mehreren Städten zum Ehrenbürger ernannt worden. Er bekleidet das Amt als Capitular des Domstifts in Merseburg und ist Ehrenpräsident des Elektrotechnischen Vereins, den er mit Werner Siemens begründete. Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm I. hat den verdienten Staatsmann im Jahre 1885 in den erblichen Adelstand erhoben. Der regierende Kaiser verlieh ihm zum sechzigsten Geburtstage sein Bildniß mit der eigenhändigen Widmung: „Die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs." Das Verdienst Stephan's, an der Culturentwicklung des zur Neige gehenden Jahrhunderts in bedeutsamer Weise mitgewirkt zu haben, konnte nicht treffender ausgedrückt werden als in diesen kaiserlichen Worten, denen wir unsererseits zum fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum des General-Postmeisters einzig den Wunsch hinzufügen, daß seine Kraft dem Vaterlande lange noch erhalten bleiben möge.

J. Ronge.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Während viele Anzeichen darauf schließen lassen, daß der von den „Arbeitern aller Länder" für den 1. Mai in Aussicht genommene internationale Feiertag auch in diesem Jahre die Erwartungen der Socialdemokraten keineswegs erfüllen wird, hat sich die Feier des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck zu einer nationalen Kundgebung gestaltet, die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus vollgültiges Zeugniß für die welthistorische Bedeutung des Mitbegründers der vaterländischen Einheit ablegte. So reich quollen die Gefühle innigsten Dankes für den großen Staatsmann und Patrioten, daß ein Tag nicht hinreichte, die Hochfluth der Glückwünsche zusammenzufassen. Aus dem Bismarck-Tage wurde eine Bismarck-Woche, ja, ein Bismarck-Monat, und auch damit war das Maß der Ehrenkundgebungen noch nicht erschöpft, die dem „Einsiedler von Friedrichsruh" beweisen mußten, wie warm und treu ihm die Herzen seiner Anhänger entgegenschlagen. Mochten immerhin die Socialdemokratie und der Ultramontanismus bei diesen Festen abseits stehen, so verbürgte doch der Enthusiasmus, mit dem gerade die deutsche Jugend dem Fürsten Bismarck huldigte, daß die späteren Generationen nicht durch die Irrungen und Wirrungen des Tages sich den Blick trüben lassen werden. Bedauern mußte es aber erregen, daß auch ein Theil der Liberalen Zurückhaltung beobachten zu müssen glaubte, als ob er dem, der Deutschland geeint, nicht verzeihen könnte, daß nicht zugleich alle Blüthenträume der Freiheit zur vollen Reife gebracht worden. So lehnte denn in dem deutschen Reichstage, der ohne den Fürsten Bismarck gar nicht existiren würde, eine Mehrheit, die sich aus dem Centrum, den Socialdemokraten, der freisinnigen Volkspartei und einigen Elementen zusammensetzte, denen Deutschlands Einheit als ein Dorn im Auge erscheint, die Ehrung für den ersten deutschen Reichskanzler ab. Als dann in Folge dieses Beschlusses der erste Präsident und der zweite Vicepräsident ihre Aemter niederlegten, theilten Centrum und freisinnige Volkspartei die Leitung des Parlaments unter einander, so daß symbolisch zum Ausdrucke gelangte, von welcher Seite dem Staatsmanne, um den Deutschland von aller Welt beneidet wurde, die Ruhmespalme streitig gemacht wird. Daß die Socialdemokraten Selbstverleugnung an den Tag legten, indem sie auf einen Sitz im Präsidium des Reichstages verzichteten, darf nicht unerwähnt bleiben.

Standen die conservativen Parteien und das Centrum einander in der Frage hinsichtlich des Verhaltens am Geburtstage des Fürsten Bismarck feindselig gegenüber, so fanden sie sich in dem mit der Berathung der „Umsturzvorlage" beauftragten parlamentarischen Ausschusse einträchtig zusammen. Der von der Regierung dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf, auf dessen wesentliche Mängel in diesen Blättern bereits zu wiederholten Malen hingewiesen worden, ist aus der Commissionsberathung noch verschlimmert hervorgegangen, so daß die der Freiheit der Wissenschaft

und der gewissenhaften Meinungsäußerung drohenden Gefahren nicht nur nicht beseitigt, sondern erhöht worden sind. Hatte das Centrum ursprünglich gegen den Gesetzentwurf Front gemacht, so sind die der Commission angehörenden Mitglieder dieser Partei für ihn eingetreten, nachdem insbesondere der sogenannte Kanzelparagraph beseitigt worden ist, der den Geistlichen verbietet, Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstande der Erörterung zu machen. Während also auf der einen Seite durch sehr dehnbare Bestimmungen die freie wissenschaftliche Forschung auf religiösem Gebiete unterbunden wird, sollen dem Clerus weitgehende Machtbefugnisse eingeräumt werden. Im Hinblick auf die Strafsetzungen des Entwurfes muß aber betont werden, daß selbst bei einer unbefangenen Rechtsprechung doch die kirchlichen und politischen Anschauungen des Richters auf das Urtheil einwirken können, da es sich eben um Meinungsäußerungen auf diesem Gebiete handelt, so daß das subjective Empfinden sehr wohl in Betracht gezogen werden muß. Vom Standpunkte der modernen Bildung muß daher der von der Commission angenommene Entwurf in dieser Form zurückgewiesen werden. Von ihm gilt mit Fug, was an dieser Stelle bereits hervorgehoben wurde: „Wenn all' die Dinge, die man hier in Vorschlag gebracht hat, unter das Strafgesetz fallen sollten, wer wäre dann noch sicher, und wie weit ist es dann noch bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition?"

Cosas de España! In diesem geflügelten Worte, durch das die Seltsamkeit spanischer Verhältnisse und Vorgänge bezeichnet zu werden pflegt, ließ sich die Kritik über den äußeren Anlaß zusammenfassen, aus dem die jüngste Ministerkrisis in Madrid erfolgte. Der Aufstand in Marokko, der sich zunächst gegen das vor beinahe vier Jahrhunderten vom Herzog von Medina Sidonia für Spanien an der mittelländischen Meeresküste des nordwestafrikanischen Sultanats eroberte und gegen alle Angriffe der Mauren behauptete „Presidio Melilla" richtete, die Insurrection auf der Insel Cuba, die ungesunden Verhältnisse der inneren Verwaltung, insbesondere des gerade für Spanien bedeutsamen Marinewesens, die bei Gelegenheit der beklagenswerthen Katastrophe des Kriegsschiffes „Reina Regente" vielfach erörtert wurden, alles Dies hatte dem Anscheine nach die Stellung des Cabinets Sagasta unberührt gelassen. Erst als bei Gelegenheit der Ausschreitungen, die von zahlreichen Officieren der Madrider Garnison in den Redactionsbureaus verschiedener republikanischen Blätter verübt wurden, sich die Schwäche der liberalen Regierung bei der Unterdrückung dieser Ruhestörungen zeigte, machte sich allgemein die Ueberzeugung geltend, daß die Tage des Ministeriums Sagasta gezählt sei. Dieses war vor Allem bemüht, sich einen guten Abgang von der politischen Schaubühne zu sichern. Da nun der Marschall Martinez Campos, der jenseits der Pyrenäen als Retter aus jeder Noth angerufen zu werden pflegt, insofern für die durch einige Zeitungsartikel nach ihrer Auffassung gekränkten Officiere Partei nahm, als er sich in dem Sinne äußerte, daß Preßvergehen der bezeichneten Art den Kriegsgerichten überwiesen werden müßten, bekämpften Sagasta und dessen liberale Parteigänger mit Recht diese reactionäre Interpretation und reichten, ohne durch ein Votum der Cortes zum Rücktritte gezwungen worden zu sein, der Königin-Regentin ihre Demission ein.

Keinem Zweifel unterliegen konnte, daß das liberale Cabinet selbst sterben wollte; das Anschwellen der aufständischen Bewegung auf Cuba wurde ihm nicht ohne eine gewisse Berechtigung zur Last gelegt, weil die Regierung Sagasta's sich gewissermaßen mit dem nunmehr durch den Marschall Martinez Campos ersetzten früheren Generalgouverneur der Insel identificirt hatte. Allein die Insurrection auf Cuba wurde nur mittelbar die Veranlassung für den Sturz des Cabinets Sagasta, da die vom Madrider Officiercorps für beleidigend erachteten Zeitungsartikel, insbesondere gegen dessen jüngere Mitglieder den Vorwurf erhoben, daß sie dem Verlangen der Heeresverwaltung nach Freiwilligen für die Expedition nicht in der erwarteten Weise entsprochen hätten. Wurde eine Zeit lang angenommen,

daß Marschall Martinez Campos selbst mit der Neubildung des Cabinets betraut werden könnte, so zog dieser doch vor, die Leitung der kriegerischen Operationen auf der gefährdeten „Perle der Antillen" zu übernehmen. Obgleich er aber selbst die Auffassung aufgeben mußte, daß für die von der Presse begangenen Beleidigungen der Armee die Kriegsgerichte competent wären, eine Auffassung, die einer früheren Entscheidung des höchsten bürgerlichen Gerichtshofes schnurstracks zuwiderlief, vollzog sich doch bei der Neubildung der Regierung ein vollständiger Systemwechsel, indem an die Stelle des liberalen Parteiführers Sagasta der Chef der Conservativen, Canovas del Castillo, trat.

Dieser gilt von der Zeit her, in der er früher bereits an der Spitze des Ministeriums stand, als ein energischer, seines Zieles sich klar bewußter Staatsmann, dessen ausgeprägte schutzzöllnerischen Bestrebungen zwar in Deutschland mit Fug Anfechtung erfahren, dessen patriotische Gesinnung jedoch von seinen Landsleuten gerade unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen besonders geschätzt wird. Im Gegensatze zu der allzu optimistischen Ansicht, die Sagasta in Bezug auf die Vorgänge auf Cuba hegte, erachtet Canovas del Castillo die Lage für bedrohlicher und hat deshalb für alle Fälle sehr umfassende militärische Anordnungen getroffen. Die neue Regierung kann sich eben nicht verhehlen, daß der Verlust Cuba's einen schweren Schlag für die Großmachtstellung Spaniens bedeuten würde. Verwickelt sich doch die Angelegenheit dadurch, daß die separatistische Bewegung auf der Insel einen officiell allerdings nicht zugestandenen Rückhalt in den Vereinigten Staaten von Amerika finden könnte. Fehlt es einerseits nicht an Anzeichen, daß dort seit geraumer Zeit sich gewisse Begehrlichkeiten geltend machen, so wird andererseits das correcte Verhalten der Regierung in Washington zugestanden. Eher darf zunächst sogar behauptet werden, daß die spanischen Behörden auf Cuba, sowie die Commandanten der in den cubanischen Gewässern kreuzenden spanischen Kriegsschiffe der Regierung der Vereinigten Staaten Anlaß zu Beschwerden boten. Es braucht nur an die Beschießung des amerikanischen Schiffes „Alliance" erinnert zu werden, das Kriegscontrebande an Bord führen sollte. Der in der amerikanischen Presse lebhaft erörterte Vorgang hat dann zu einem Austausche diplomatischer Noten geführt, ohne daß bisher eine Lösung des Zwischenfalles erfolgt wäre.

In zuverlässiger Weise wird über eine Unterredung berichtet, die Canovas del Castillo kurze Zeit nach der Uebernahme der Regierungsgeschäfte hatte. Der neue Conseilpräsident zeichnete dabei sein Regierungsprogramm vor, indem er an erster Stelle darauf hinwies, daß die Cortes, ehe sie auseinander gehen, nicht bloß den Staatshaushalt, sondern auch die auf die Colonialreformen bezüglichen Gesetzentwürfe genehmigen müßten, damit diese auf den Antillen so bald wie möglich in Kraft treten können. Erst nachdem diese Aufgabe erledigt ist, soll die Auflösung der Deputirtenkammer erfolgen. Canovas del Castillo verhehlt sich jedenfalls nicht, daß die gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnisse ein dauerndes Zusammenwirken mit der Regierung nicht gestatten. Abgesehen davon, daß die Conservativen in der Deputirtenkammer sich in der Minderheit befinden, sind sie unter einander gespalten, so daß Silvela, der Führer der Dissidenten innerhalb der Rechten, bereits erklärt hat, er und seine Anhänger würden die allgemeine Politik Canovas' del Castillo nicht unterstützen. Hierzu kommt, daß die Republikaner, auch nachdem Zorrilla aus Frankreich nach Spanien zurückgekehrt ist und sich von der Agitation vollständig zurückgezogen hat, ihre Obstructionspolitik gemeinschaftlich mit den Karlisten fortzusetzen entschlossen sind.

Der neue Conseilpräsident versicherte andererseits bei der Unterredung, in der er sein Regierungsprogramm entwickelte, daß die conservative Partei keineswegs Reaction treiben würde; nur sollen die bereits beschlossenen Reformen in seinem Geiste durchgeführt werden. Was die religiöse Toleranz betrifft, so hob Canovas del Castillo hervor, daß sie, so weit sie mit der Verfassung und den bestehenden Gesetzen in Einklang gebracht werden könnte, verbürgt werden würde. Dieser Hin-

weis erscheint für die Wahrung der Gewissensfreiheit in Spanien nicht gerade beruhigend; wird man doch unwillkürlich an Vorgänge der jüngsten Zeit gemahnt, bei denen gerade die conservativen Blätter, allen voran die „Epoca", das Organ Canovas' del Castillo, die Eröffnung einer protestantischen Capelle in Madrid unter Berufung auf die Verfassung und die bestehenden Gesetze auf das Lebhafteste mit der Begründung bekämpften, daß die katholische Religion die in Spanien ausschließlich anerkannte Staatsreligion sei. Jenseits der Pyrenäen ist noch immer nicht die Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Niedergang Spaniens von dem Zeitpunkte datirt, in dem Glaubensverfolgungen und Inquisition die allgemeine Politik bestimmten. Der Leiter der conservativen Regierung wird bei aller Entschlossenheit, einzelne Reformen der inneren Verwaltung zu verwirklichen, das Land nicht aus der Lethargie zu erwecken im Stande sein, so lange nicht die Errungenschaften der Neuzeit auf geistigem Gebiete auch in Spanien Wurzel gefaßt haben.

Sicherlich wird dagegen die Verschließung dieses Landes auf wirthschaftlichem Gebiete, die Errichtung hoher Zollschranken nicht dazu beitragen, die Fortschritte der Cultur und Civilisation zu fördern. Canovas del Castillo betonte, daß er die von der conservativen Partei bisher beobachtete Wirthschaftspolitik fortsetzen, mithin nach wie vor sich zu schutzzöllnerischen Maßnahmen bereit finden lassen werde. Für die Beziehungen Deutschlands zu Spanien ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß der seiner Zeit zwischen den beiden Ländern vereinbarte Handelsvertrag in den Cortes nicht einmal zur Berathung gelangen konnte, weil die Conservativen in Spanien eine mit den internationalen Gebräuchen schlecht im Einklange stehende Obstructionstaktik zur Richtschnur nahmen. Gerade Canovas del Castillo hatte damals an erster Stelle eine Losung in diesem Sinne ausgegeben, so daß nunmehr wenig Hoffnung vorhanden ist, daß Spanien seine Zollpolitik gegenüber Deutschland in absehbarer Zukunft ändern werde.

In Bezug auf die auswärtige Politik war der neue spanische Conseilpräsident in der Lage, befriedigende Erklärungen abzugeben. An erster Stelle mußten hier die Beziehungen zu Marokko in Betracht kommen. Als in der Nähe Melilla's der Aufstand der Riffpiraten ausbrach, wurde hie und da die Besorgniß gehegt, daß nunmehr die marokkanische Frage selbst aufgerollt werden könnte. Wäre dies geschehen, so hätte der Conflict kaum auf Spanien und das Sultanat Marokko sich beschränken lassen. Sicherlich wären dann sogleich Frankreich, Großbritannien und Italien auf dem Plane erschienen, um ihre eigenen Interessen zu wahren. Zwischen Frankreich und Marokko bestehen ohnehin seit geraumer Zeit Grenzstreitigkeiten, die im Wesentlichen auf französische Begehrlichkeiten zurückgeführt werden müssen. Andererseits würde England den Besitz Gibraltars nicht für ausreichend erachten, sich den Seeweg nach Ostindien zu sichern, falls die der Seeveste gegenüber liegende marokkanische Küste einer fremden Macht gehörte. Italien wiederum hat bereits durch die französische Occupation Tunesiens eine schwere Einbuße seiner Interessensphäre am Mittelländischen Meere erlitten, so daß es nicht dulden könnte, daß Frankreich an der nordafrikanischen Küste neue Eroberungen macht.

Die marokkanische Frage würde sich aber noch mehr dadurch compliciren, daß die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Gleichgewichtes im Mittelländischen Meere zu den wesentlichen Bedingungen der von Italien mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Bündnißverträge gehört. Der Dreibund würde daher nur seinen Verpflichtungen entsprechen, falls er jeden einseitigen Eingriff in die marokkanische Angelegenheit verhindern würde. Von diesem Gesichtspunkte aus muß dem früheren spanischen Cabinet Anerkennung gezollt werden, daß es trotz des damals von Seiten der Chauvinisten — an diesen fehlt es auch auf der pyrenäischen Halbinsel nicht — ausgeübten Druckes, den Conflict mit den Riffpiraten nicht zu einem solchen mit dem Sultan von Marokko sich gestalten ließ. Insbesondere war es auch damals Marschall Martinez Campos, der als außerordentlicher Gesandter beim Sultan von Marokko im versöhnlichen Sinne zu wirken wußte. Canovas del

Castillo, dessen Organe zur Zeit, da das liberale Cabinet sich am Staatsruder befand, ein energisches Vorgehen gegenüber Marokko forderten, kennt nunmehr eben seine Verantwortlichkeit als leitender Staatsmann, wenn er erklärt, daß er in der einzigen Frage der auswärtigen Politik, die Spanien unmittelbar angehe, der marokkanischen, aufrichtig die Erhaltung des territorialen und politischen status quo anstrebe und sich in dieser Hinsicht der Zustimmung aller Mächte versichert halten dürfe.

Die cubanische Angelegenheit würde erst dann vom Gesichtspunkte der auswärtigen Politik in Betracht kommen, wenn Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika entständen. Canovas del Castillo hob jedoch ausdrücklich hervor, daß keine solchen Complicationen zu befürchten seien. Wenn in der „Times" von deren Correspondenten in Philadelpha darauf hingewiesen worden, daß bei der Unionsregierung versucht worden ist, für die cubanischen Insurgenten die Anerkennung als Kriegführende zu erlangen, so machte der spanische Conseilpräsident in seiner Unterredung geltend, daß die spanische Regierung ihrerseits sich wohl hüten würde, einer Handvoll Aufrührer die Stellung Kriegführender zuzugestehen. Allerdings unterschätzt Canovas del Castillo nach den jüngsten vom cubanischen Insurrectionsschauplatze vorliegenden Meldungen die Bedeutung des Aufstandes, der sich von der Ostküste der Insel nach dem Innern fortgepflanzt hat. Die spanische Regierung würde überdies kaum so umfassende militärische Maßregeln getroffen, auch nicht ihren hervorragendsten Heerführer, den Marschall Martinez Campos, mit der obersten Leitung der Expedition betraut haben, falls nicht ernstere Besorgnisse im Mutterlande in Bezug auf Cuba herrschten. Nicht außer Betracht bleiben darf, daß es in den Vereinigten Staaten niemals an abenteuerlichen Elementen fehlt, die ohne Weiteres bereit wären, die separatistische Bewegung auf der Insel zu verstärken. Wie die Franzosen bei der bevorstehenden Expedition auf Madagaskar werden auch die Spanier auf Cuba gegen widrige klimatische Einflüsse kämpfen müssen, so daß es dem Marschall Martinez Campos wohl nur unter schweren Opfern gelingen wird, seinem Vaterlande die wichtigste unter allen spanischen Colonien zu erhalten.

Wie jenseits der Pyrenäen die cubanische Angelegenheit im Vordergrunde des Interesses steht, haben sich die Parlamente Großbritanniens und Frankreichs in jüngster Zeit angelegentlich mit Aegypten beschäftigt. Daß sich in diesem Lande unter der englischen Verwaltung ein bedeutsamer Aufschwung vollzogen, kann auch von französischer Seite nicht bestritten werden. Die Erklärungen, die der parlamentarische Unterstaatssecretär für das Auswärtige im englischen Unterhause, Sir Edward Grey, auf eine Anfrage Labouchère's über die westliche Grenze der englischen Einflußsphäre im Gebiete des oberen Nils abgegeben, mußten in Frankreich lebhaften Widerspruch hervorrufen, ohne daß dieser zunächst irgend welche praktischen Folgen haben wird. Hatte Sir Edward Grey bei einer früheren Gelegenheit hervorgehoben, daß die Einflußsphären Englands und Aegyptens den gesammten Lauf des Nils decken, so beschränkte er sich in der Erwiderung, die er dem Unterhausmitgliede Labouchère zu Theil werden ließ, nicht auf die Bezeichnung des Nilthals. Vielmehr nannte er nunmehr das Nilbecken, indem er sich zugleich auf die am 1. Juli 1890 zwischen England und Deutschland abgeschlossene Convention berief, deren erster Artikel bestimmt, daß die englische Interessensphäre im Westen durch den unabhängigen Congostaat und den westlichen Gebirgskamm des Beckens des oberen Nil begrenzt wird. Der der französischen Regierung nahe stehende „Temps" hatte bereits am 3. April d. J. unter dem Titel: „La vallée du Nil". einen Leitartikel veröffentlicht, in dem zunächst auf den Unterschied zwischen „Nilthal" und „Nilbecken" hingewiesen wurde, welches letztere zugleich das Thal des Hauptstromes und die Thäler der Nebenflüsse umfasse, sich also auf ein viel ausgedehnteres Gebiet noch erstrecke. „Unzweifelhaft," führte der „Temps" unter Anderem aus, „haben Deutschland und England am 1. Juli 1890 eine Convention unterzeichnet.

Inwiefern kann uns diese Convention aber entgegengehalten werden? Wir haben sie lediglich, so weit Zanzibar und die Besitzungen des Sultans Saïd-Bargasch davon berührt werden, nur durch spätere Acte anerkannt, in denen wir, insbesondere hinsichtlich Madagaskars, die Genugthuung erhielten, die wir zu fordern berechtigt waren."

Vorhergesehen werden konnte, daß der französische Minister des Auswärtigen, Hanotaux, nicht unterlassen würde, sich ebenfalls über dieselbe Frage vernehmen zu lassen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Gebiete, um die es sich handle, unter der Souveränetät des Sultans stehen, und daß, wenn sie einen rechtmäßigen Herrn haben, es der Khedive sei, wies der französische Minister des Auswärtigen im Senate darauf hin, daß England, das die eigene und die ägyptische Einflußsphäre vermische, vor Allem erklären müßte, wo Aegypten aufhöre, und die englische Einflußsphäre beginne. Herr Hanotaux betonte, daß Frankreich unter solchen Verhältnissen seine Zustimmung verweigern und seine Actionsfreiheit sich vorbehalten müßte. Zugleich aber erklärte der französische Minister, daß er die englische Regierung nicht drängen wolle, weil andernfalls die Unterhandlungen, und zwar nicht von französischer Seite, abgebrochen werden würden. Für die zu wiederholten Malen anerkannte maßvolle Gesinnung des Ministers Hanotaux ist bezeichnend, daß er eine Verständigung mit der englischen Regierung durchaus nicht für ausgeschlossen erachtet. Vielmehr erinnerte er daran, daß man sich über einen anderen Punkt, Sierra Leone, sehr wohl habe verständigen können, woraus er dann den Schluß zieht, daß in Bezug auf die übrigen Fragen, wie verwickelt sie auch sein mögen, bei wechselseitigem guten Willen gleichfalls eine Lösung erzielt werden könnte, so daß es zwischen Frankreich und England keine Frage des Angriffs oder heftigen Drängens gebe. Da von englischer Seite gewisse Besorgnisse in Bezug auf französische Expeditionen geäußert wurden, durch die ein Einbruch in die Interessensphäre Großbritanniens unternommen werden könnte, unterließ der französische Minister des Auswärtigen nicht, hervorzuheben, daß Niemand die Initiative unabhängiger Männer zu verhindern vermöchte, die zur Erforschung der neuen Ländergebiete ausgezogen wären. Im beruhigenden Sinne fügte Herr Hanotaux hinzu, daß, sobald die Zeit gekommen sein werde, die Gestaltung jener fernen Gebiete endgültig zu bestimmen, er sich unter Denjenigen befinden würde, die unter Achtung der Rechte des Sultans und des Khedive die Ansicht vertreten, daß die beiden großen Nationen die geeignete Form finden können, um ihren Interessen und ihren gemeinsamen Wünschen für Civilisation und Fortschritt zu genügen. Diese von französischer maßgebender Seite im Senate kundgegebene Auffassung gestattet in erfreulicher Weise den Schluß, daß die friedliche Entwicklung Aegyptens in absehbarer Zeit keine Störung erleiden wird. Dies darf um so mehr mit Genugthuung aufgenommen werden, als internationale Schwarzseher gerade die ägyptische Frage als einen dunklen Punkt am politischen Horizonte zu bezeichnen pflegen.

β. **Das Gefühl.** Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Prof. der Philosophie in Straßburg. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Was der Verfasser bezweckt, das sagt er uns selbst in der Einleitung: eine „Analyse, Interpretation und Theorie des Gefühlslebens im Ganzen." Sein Verfahren ist demnach ein streng empirisches, und er bekennt sich auch ausdrücklich zu der Lange'schen Anschauung einer „Seelenlehre ohne Seele", d. h. er forscht nicht nach der Natur der letzteren, nicht nach dem, was den psychischen Erscheinungen zu Grunde liegt, er sucht nur diese selbst, so weit sie das Gefühlsleben angehen, möglichst klar zu legen, in ihre Elemente aufzulösen, in ihrem Zusammenhang und ihrer wechselseitigen Bedingtheit zu erkennen. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit derartiger Analysen die sich ausschließlich auf Selbstbeobachtung und Selbstwahrnehmung gründen, bei der Dunkelheit und Mehrdeutigkeit vieler gefühlsmäßigen Erscheinungen und der dadurch bedingten großen Gefahr, sich über das thatsächlich Gegebene zu täuschen und es in einseitig individueller Weise nach vorgefaßten Meinungen zu interpretiren; bei der Unmöglichkeit endlich, das Gefühlsleben eines Anderen und die wirklichen oder angeblichen Facta desselben in entsprechender Weise zu controlliren, haftet allen Untersuchungen auf diesem Gebiete ein Schein von Unsicherheit und Willkürlichkeit an. Die Ergebnisse werden selten völlig befriedigen, weil sie nur selten volle Klarheit schaffen und dadurch dem Denken genug thun können. Denn es handelt sich um Thatsachen, die ausschließlich fühlbar, d. h. eben jederzeit mehr oder minder individuell bedingt und gefärbt, dazu auch schwerer analysirbar und schwer in Begriffe zu fassen sind. Da bleibt zu Vieles der Deutung überlassen, zu Vieles schwankend und unbestimmt. Der Verfasser gesteht das auch selber zu. Unzweifelhaft aber ist er in ganz hervorragendem Maße zur Ausführung derartiger Untersuchungen befähigt, weil er selber ein selten feines Gefühl und darum auch ein natürliches und weitgehendes Verständniß für das Gefühlsleben in allen seinen Verzweigungen besitzt. Er hat dies schon vielfach in seinen früheren Schriften, besonders durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über das Gefühlsmäßige im Sittlichen und Religiösen gezeigt. So erscheint er denn auch zur Lösung der schwierigen Aufgabe, die er sich in dem vorliegenden Werke gestellt: die Bedeutung des Gefühls für unser Seelenleben nach allen Richtungen hin hervorzuheben und ans Licht zu ziehen, vor vielen Anderen berufen. Seine geistvollen Ausführungen sind sehr geeignet, zur Klärung der Anschauungen beizutragen und regen energisch zum Selbstdenken an. Der Leser wird sich geistig gefördert finden und zudem auch an der Behandlungsweise, an der klaren und schönen Schreibweise seine Freude haben.

β. **Die deutsche Speculation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes.** Von Arthur Drews. Zwei Bände. Berlin, Paul Maeter's Buchhandlung. 1893.

Ein umfangreiches Werk, zwei Riesenbände, in denen ein sehr reichhaltiges, philosophiegeschichtliches Material kritisch verarbeitet und bewältigt ist. Der Verfasser steht auf Hartmann'schem Standpunkt und sieht in der „Philosophie des Unbewußten" die beste Lösung aller Schwierigkeiten und Widersprüche, die bei der speculativen Behandlung des von ihm erörterten Problems hervorzutreten pflegen. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, entwirft er in seiner Einleitung in großen Zügen ein Bild des bisherigen Entwicklungsganges der speculativen Gottesidee, um demnächst, aus der eingehenden Darstellung und Erörterung der verschiedenen philosophischen Gedankenkreise unseres Jahrhunderts das Facit dieser letzten Periode der Metaphysik und Religionsphilosophie — natürlich in seinem Sinne — zu ziehen. Für die Reichhaltigkeit des Werkes ist es gewiß bezeichnend, daß der Verfasser nicht nur den zahlreichen Formen des speculativen Theismus wie des Pantheismus und Materialismus, sondern auch dem Spiritismus und Occultismus eines Hellenbach und Du Prel, dem Individualismus eines Mainländer und Anderer eingehende Berücksichtigung zu Theil werden läßt, kurz, die allerverschiedensten Geistesrichtungen in den Kreis seiner Erörterungen und Betrachtungen zieht, wobei er ein ungewöhnlich hohes Maß von speculativer und dialektischer Begabung zeigt. Daß er uns oft durch recht unfruchtbare Regionen führt und in Folge dessen vielfach sehr hohe Anforderungen an die Geduld und Ausdauer des Lesers stellt, versteht sich nach Lage der Dinge von selbst. Auch daß das Facit, zu dem er gelangt, wohl nur für sehr Wenige befriedigend ist: treten doch in seiner Darstellung, wie eingehend und liebevoll dieselbe auch ist, die Unzulänglichkeiten der Hartmann'schen Principienlehre in unverkennbarer Weise hervor. Das ändert aber nichts an der Bedeutung des Werkes. Diese liegt vor Allem darin, daß dasselbe eine Uebersicht über die wesentlichsten Ergebnisse der philosophischen Gedankenarbeit, so weit sie das fragliche Problem betreffen und damit die Möglichkeit einer allgemeinen Orientirung über den gegenwärtigen Stand dieser Frage gewährt.

xγ. **Ueber geistige Arbeit.** Von Dr. Emil Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg. Jena, Gustav Fischer. 1894.

Durch naturwissenschaftliche Messungen ist der Verfasser zu der Ueberzeugung gelangt, daß in unseren Schulen die Zumuthungen an die Arbeitskraft der Jugend viel zu weit gehen und daß ihnen gegenüber in abnormer Weise und nur zum Theil die jugendliche Natur sich hilft durch Mangel an Aufmerksamkeit u. s. w. Er fordert eine wesentliche Aenderung des Bestehenden, und zwar einmal in der Richtung, daß die viel zu großen Ansprüche an die mechanische Aneignungskraft des Gedächtnisses herabgesetzt werden, und zweitens, daß eine weiter gehende Trennung als bisher nach der Arbeitsfähigkeit der Schüler stattfinde.

xγ. **Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben.** Seine Ziele und Aussichten.

Zwanglos erscheinende Hefte. Herausgegeben von Gustav Dahms. Heft 2: Der Frauenberuf im Theater. Von Dr. Paul Schlenther. Berlin, Verlag von Richard Taendler. 1895.

In einer Reihe von Heften, jedes von einem anderen Autor, wird die Frauenfrage erörtert. Der Herausgeber beginnt die Serie mit der „Frau im Staats- und Gemeindedienst"; dann folgt „Die Ehefrage in Deutschland" von Prof. Dr. Max Haushofer"; „Die Rechtsstellung der Frau" von Frau Dr. Emilie Kempin und viele andere. Dr. Paul Schlenther redet als ein Kundiger von dem Theaterberuf der Frauen — hinsichtlich der Thatsachen meistens Bekanntes; hinsichtlich der nothwendigen Reformen manch ein treffendes Wort. Besonnene Leute haben gleich von Anfang an über die Gefahren der „Theaterfreiheit" den Kopf geschüttelt; heutzutage bricht sich mehr und mehr die Erkenntniß Bahn, daß die Gefahren sich verwirklicht haben. Die Frage ist, mit welchen Mitteln man den Mißbräuchen wehrt, die auch auf diesem Gebiete aus der Gewerbefreiheit entsprungen sind: ob mit genossenschaftlichen oder mit staatlichen Ordnungen oder mit beiden. Die Freiheit, sich selbst überlassen, scheint hier — wenn irgendwo — immer tiefer bergab zu führen.

xy. **Frauenarbeit in Deutschland.** I. Theil: Geschichte der deutschen Frauenbewegung und Statistik der Frauenarbeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten. II. Theil: Adreßbuch und Statistik der Frauenvereine in Deutschland. Dargestellt von Lina Morgenstern. Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung".

Einen äußeren Anlaß zu diesen beiden Bänden bot die Weltausstellung von Chicago, für deren Zwecke die Verfasserin einen Theil der deutschen Frauenarbeit statistisch darzustellen unternahm. Diese Aufgabe erweiterte sich zu dem vorliegenden Werke, in Anknüpfung an Vorarbeiten, welche in dem „Allgemeinen Frauenkalender" für die Jahrgänge 1885—1887 von derselben Hand gegeben worden sind. Das Material ist zum großen Theil durch selbständige Fragebogen ermittelt. Vielleicht findet sich noch die Zeit oder sonst eine andere geeignete Persönlichkeit, um dieses mannigfaltige interessante Material einheitlich zusammenzufassen und zu verarbeiten. Der Augenblick, in welchem das Werk an das Licht der Oeffentlichkeit getreten, ist — wenn nicht alle Zeichen trügen — ein günstiger. Die Fortschritte des Auslandes, zumal Englands und Amerika's, das auch daheim sich immer entschiedener bekundende Bedürfniß, die rüstige Agitation verschiedener betheiligter Kreise, nicht zuletzt das Interesse und die Gunst, welche in letzten Jahren diese Bewegung an hohen maßgebenden Stellen in Preußen gefunden hat — alles Das scheint den kühnen Vorkämpferinnen große Erfolge in naher Zukunft zu versprechen.

xy. **Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe,** begründet vom Verein „Frauenbildungs-Reform", eröffnet am 16. September 1893. Festschrift zur Erinnerung an die Eröffnung der Schule. Weimarer Verlagsanstalt in Weimar.

Der Verein erstrebt die volle Aufschließung des wissenschaftlichen Studiums für die Frauenwelt, damit die Frau befähigt werde für die auf solchem Studium beruhenden Berufsarten. Um dieses Ziel zu erreichen, will der Verein zunächst auf Errichtung von Mädchen-Gymnasien hinwirken, denen die Berechtigung beigelegt werde, Maturitätszeugnisse für das Studium der Universitäten auszustellen, gleich den Knabengymnasien. Es ist der Landtag des Großherzogthums Baden gewesen, in welchem eine Petition des Vereins im Jahre 1892 zuerst günstige Aufnahme fand. Die Hauptstadt dieses Landes war es daher, wo das erste deutsche Mädchengymnasium am 16. September 1893 eröffnet wurde. Dasselbe ist so eingerichtet, daß es einen sechsjährigen Besuch der höheren Töchterschule voraussetzt, mit vollendetem zwölften Lebensjahre das junge Mädchen in eine Uebergangsklasse aufnimmt, welche der Untertertia des Knabengymnasiums entspricht, also im Ganzen sechs Jahrescurse bis zur Ablegung der Maturitätsprüfung umschließt. Die vorliegende Schrift enthält die verschiedenen Aufrufe des Vereins und die Reden, welche bei der Eröffnung des neuen Gymnasiums gehalten worden sind. Nachdem die Sache dieser Reform lange Jahre in deutschen Landen wenig Aussicht zu haben schien, ist neuerdings die Stimmung in verschiedenen einflußreichen Kreisen günstiger geworden, und es kommt jetzt darauf an, daß nicht nur die Anfänge der Mädchengymnasien (dem Karlsruher ist bald ein anderes in Berlin gefolgt) guten Fortgang haben mögen, sondern daß auch über die Gestaltung des Universitätsstudiums der Mädchen Klarheit gewonnen werde. Hierzu werden die Unterrichtsverwaltungen, insbesondere Preußens, nun bald die erforderlichen Vorbereitungen treffen müssen. Die Hauptfrage wird die sein, ob nach schweizerischem Vorbilde der Hochschulunterricht ein gemeinsamer für beide Geschlechter sein, oder ob besondere Anstalten für die weibliche studirende Jugend eingerichtet werden sollen, etwa so, wie deren in England (Cambridge) bestehen. Daß Eins oder das Andere gethan werden wird, dürfte nicht mehr zweifelhaft sein.

yz. **Raffael-Studien mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters.** Von Dr. W. Koopmann. Nachtrag zur zweiten Ausgabe, enthaltend Handzeichnungen aus Raffael's römischer Zeit. Mit vier Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Buchhandlung. 1895.

Wir fügen zu dem, was der Titel besagt, hinzu, daß in dem Hefte die „Röthelzeichnungen unter Raffael's Namen" behandelt werden, welche in des Meisters römische Zeit fallen, und über die, was Echtheit und Unechtheit anlangt, Manches zu sagen ist. Herr Koopmann meint, man werde sich schließlich vereinigen können, verkennt aber auch die Schwierigkeiten nicht, die der Erreichung dieses Resultates entgegenstehen, und deren hauptsächlichste die ist, daß, wie er richtig selbst bemerkt, im Publicum das Interesse zu fehlen beginnt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alvin-Prieur. — Métronomie expérimentale. Paris-Bayreuth-Munich. Etude sur les mouvements constatés dans quelques exécutions musicales en France et en Allemagne précédée d'une lettre de M. Hermann Levi. Par H. Alvin et R. Prieur. Paris, Librairie Fischbacher. 1895.

Baldenne, Fernand. — Mezza Voce. Poésies. Paris, Léon Chailley. 1895.

Baumgart. — Goethe's „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". Von Hermann Baumgart. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Bernays. — Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. Erster Band: Zur neueren Literaturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Von Dr. Hans Blum. Vierter Band (1867—71). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Bonus. — Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute von Arthur Bonus. Zweite Auflage. Heilbronn, Eugen Salzer. 1895.

Bormann. — Bande des Bluts. Von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Brandt. — Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständniß der ostasiatischen Frage. Von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser. 1895.

Bree. — Régularisation de l'instrument d'échange et de la production. Par J. J. La Bree et J. A. La Bree. Arnheim, Imprimerie de W. Swann.

Brentano. — Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Von Franz Brentano. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Brentano. — Meine letzten Wünsche für Oesterreich. Von Franz Brentano. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Brockhaus. — Unsere heutige Baukunst. Antrittsvorlesung, gehalten am 9. Februar 1895 von Dr. Heinrich Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1895.

Cabanis. — Dietwart. Ein Sang von Nordlands Küste. Von Paul Sylvester Cabanis. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Cotard. — Richard Wagner. Tristan et Iseult. Essai d'analyse du drame et des leitmotifs. Par Charles Cotard. Paris, Librairie Fischbacher. 1895.

Cruppi. — Linguet un avocat-journaliste au XVIIIe siècle. Par Jean Cruppi. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1895.

Curti, Giovanni. Carlo Emanuele I. Secondo i più recenti studi. Milano, Tip. Bernardoni di C. Rebeschini e. C. 1894.

Dreissig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von . . . Zweiter Band (1868—1875). Wien, Alfred Hölder. 1895.

Duimchen. — Kupfer. Lustspiel in drei Akten von Theodor Duimchen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Conto. 1895.

Elbogen. — Ein Skizzenbuch von Friedrich Elbogen. Wien, Carl Konegen. 1895.

Erinnerungen. — Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Ewert, Ernst. — Silberliebe. Eine Symphonie. Danzig, Theodor Bertling. 1895.

Ewert, Ernst. — Todesdämmerung. Danzig 1895.

Fugmann. — Glückliche Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen von Richard Fugmann. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

„Geboren von der Jungfrau." Das Zeugniß des neuen Testaments gegen die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu Christi und seine Bestätigung durch den wiedergefundenen ältesten Text von Matth. 1, 16. Dritte Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1895.

Gerhard. — Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen von Hans Ferdinand Gerhard. Neuhaldensleben, C. A. Cyraud.

Gerschmann. — Russische Lyrik in den Versmaßen der Originale übertragen von Hans Gerschmann. Königsberg i. Pr., Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1895.

Gerstmann. — Assunta's Schatz. Novelle von Adolf Gerstmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Glaubens- und Sittenlehre, Zur bäuerlichen. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1895.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Prachtausgabe. Nach dem Originaltexte herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Vorwort von Dr. K. Schenk. Mit 200 Illustrationen. 1.—5. Lieferung. München, Carl Rupprecht's Verlag.

Guyot. — La propriété, origine et évolution. Thèse communiste par Paul Lafargue. Réfutation par Yves Guyot. Paris, Librairie Ch. Delagrave. 1895.

Heer. — Im Deutschen Reich. Reisebilder von J. C. Heer. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1895.

Heims. — Unter einsamen Menschen. Novellen von P. G. Heims (Gerhard Walter). Jena, Hermann Costenoble. 1895.

Hesdörffer. — Unter Blumen. Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht. Von Max Hesdörffer. Blumen-Vignetten von Clara Krebs. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1895.

Hildeck. — Feuersäule. Die Geschichte eines schlechten Menschen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Kempin. — Die Rechtsstellung der Frau. Von Dr. Emilie Kempin. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Kern. — Keine Schriften von Franz Kern. Erster Band: Zu deutschen Dichtern. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Klie. — Gedichte von Anna Klie. Leipzig, Georg Wigand. 1895.

Knackfuß. — Rubens. Von H. Knackfuß. Mit 99 Abbildungen von Gemälden und Handzeichnungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Königsbrun-Schaup. — Die Bogumilen. Roman aus Neu-Oesterreich von Königsbrun-Schaup. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfte und sechste Lieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Krafft-Ebing. — Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter. De Sodomia ratione sexus punienda. De lege lata et de lege ferenda. Eine Denkschrift von R. Freiherr von Krafft-Ebing. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1895.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zehnte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch. 1895.

Lipps. — David Hume's Tractat über die menschliche Natur. I. Theil. Ueber den Verstand. Uebersetzt von E. Köttgen. Die Uebersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1895.

Lovera, Romeo. — Pessimismo moderno. Brescia, Enrico Castoldi. 1895.

Lyon. — Bismarck's Reden und Briefe, nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarck's. Für Schule und Haus herausgegeben und bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner. 1895.

Maschke. — Das Eigenthum im Civil- und Strafrechte. Untersuchungen zur organischen Structur der Sachenrechte von Dr. R. Maschke. Berlin und Leipzig, Georg Wattenbach. 1895.

Massow. — Die Reform unseres politischen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutsches Parlament, Deutsche Nation und Bismarck's 80. Geburtstag. Von E. von Massow. Berlin, Otto Liebmann. 1895.

Mémoires du chancelier Pasquier publiés par M. le duc d'Audiffret-Pasquier. Deuxième partie: restauration III. — 1824—1830. Tome sixième. Paris, Librairie Plon. 1895.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil I: englisch-deutsch. Lieferung 15. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Nationaldemokratie. Von einem Aristokraten. Berlin, Ulrich Kracht. 1895.

Neumayr. — Erdgeschichte. Von Prof. Dr. Melchior Neumayr. Zweite Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Viktor Uhlig. Erster Band: Allgemeine Geologie. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

„Pan". — Zeitschrift der Gesellschaft Pan. Erstes Heft. 1895. April—Mai.

Paul. — Die Vorstellungen vom Messias und vom Gottesreich bei den Synoptikern. Von Prof. Dr. Ludwig Paul. Bonn, Friedrich Cohen. 1895.

Poppendorf. — Unsere wichtigsten eßbaren Pilze. Von Georg Poppendorf. Berlin, Robert Oppenheim. 1895.

Przybyszewski. — Unterwegs. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Ratzel. — Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Reineck. — Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst. Von Carl Reineck. Hamburg, Verlags-anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Erstes Heft. Kempten, Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1895.

Reitler. — Linderung menschlichen Elends. Vorschläge und Anregungen von M. A. Reitler. Baden b. Wien, Alfred Otto's Buchhandlung. 1895.

Reuling. — Fragwürdige Gestalten. Ein Skizzenbuch von Carlot Gottfrid Reuling. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Roth. — Deutschlands Siegfeder. Eine vaterländische Dichtung von Georg Barthel Roth. Köln, J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung. 1895.

Samson-Himmelstjerna. — Social oder socialistisch? Antrag an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur von H. von Samson-Himmelstjerna. Freiburg i. Br., C. A. Wagner. 1895.

Sant' Angelo. Cesare Imperiale di Caffaro e i suoi tempi. Torino-Roma, Editori L. Roux e Cie. 1894.

Schiemann. — Fürst Bismarck. Festrede zu seinem achtzigsten Geburtstag. Von Prof. Theodor Schiemann. Berlin, Wilhelm Hertz. 1895.

Schnippel. — „Ohne Kaiser kein Reich." Festrede zu Kaisers Geburtstag 1895, gehalten von Professor Dr. E. Schnippel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Schröder. — Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1845—1894. Von C. Schröder. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Schultheß. — Die sibyllinischen Bücher in Rom. Von Dr. Karl Schultheß. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Schwabe. — Geschichtlicher Rückblick auf die ersten 50 Jahre des preussischen Eisenbahnwesens. Von H. Schwabe. Berlin, Siemenroth & Worms. 1895.

Seeck. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Erster Band und Anhang zum ersten Bande. Berlin, Siemenroth & Worms. 1895.

Selbitz. — Aus großer Zeit! Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. Verfaßt von Heinrich von Selbitz, Moritz vom Berg und vielen anderen damaligen Mitkämpfern. Zusammengestellt und herausgegeben von Heinrich von Selbitz. Erste bis vierte Lieferung. Ansbach i. Bayern, Max Eichinger. 1895.

Skram. — Professor Hieronymus. Roman von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Straß. — Belladonna. Drei Novellen von Rudolph Straß. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Stümcke. — Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufzügen. Nach dem Russischen des Spaźinsky für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. Berlin, Ed. Rentzel.

Terra. — Sociale Verkehrspolitik. Von Otto de Terra. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1895.

Teuber. — Resurrexit! Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt von Oscar Teuber. Wien, Literarische Gesellschaft. 1895.

Thirria. — Napoléon III. avant l'empire. Tome premier. Paris, Librairie Plon. 1895.

Vandérem. — Asche. Roman von Fernand Vandérem. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Villinger. — Kleine Lebensbilder. Geschichten von Hermine Villinger. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Vorster. — Fürst Bismarck, ein Freund des deutschen Arbeiters. Auszüge aus seinen Reden, zusammengestellt von Julius Vorster. Köln, J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung. 1895.

Weisengrün. — Die socialwissenschaftlichen Ideen Saint-Simon's. Ein Beitrag zur Geschichte des Socialismus von Dr. Paul Weisengrün. Basel, Dr. Hans Müller. 1895.

Weltgeschichte, Spamer's illustrirte. Achter Band. Geschichte der neuesten Zeit. Erster Theil. Von der französischen Revolution von 1789 bis zum Höhepunkt der Napoleonischen Macht von Prof. Dr. B. Volz. In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer. 1895.

Wengg. — Aus Mitleid. Familiendrama in 5 Akten von Gustav Wengg. Bremen, Karl Behrens.

Wertheimer, Emanuel. — Pensées et Maximes. Traduction de Marcellin, Bon Grivot de Grandcourt. Lettre-Préface de François Coppée. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorf. 1895.

Woeste. — A travers dix années. Par Charles Woeste. Tome I: Etudes politiques. Etudes sociales. Tome II: Mélanges historiques et littéraires. Bruxelles, Société belge de librairie. 1895.

Zange. — Realgymnasium und Gymnasium gegenüber den großen Aufgaben der Gegenwart. Festrede zur 50jährigen Jubelfeier des Erfurter Realgymnasiums von Prof. Dr. Zange. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1895.

Zobeltitz. — Die Thierbändigerin. Novelle von Fedor v. Zobeltitz. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die gute Lorelei.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Es war Nachmittag; Käthe Vollmar ging auf den Kieswegen ihres Gasthofsgartens langsam hin und her, den Hut auf dem Kopf, die Hände auf dem Rücken, in denen sie ihren rothen Bädeker hielt. Der Gasthof, in dem sie wohnte, war nicht so „vornehm" wie die beiden oberen, mit den großen Gärten; aber es war der einzige, der unten am Wasser lag; nur ein Fußpfad trennte seine niedrige Gartenhecke noch von dem schrägen, schwärzlichen Basaltsäulchendamm, an dem der Fluß so lieblich leise vorbei rauschte. Auf und ab gehend, sah sie Alles, was sie hier glücklich machte: die großen, langen, hellen, heiteren Dampfer, die den grünlichen Rhein mit ihren Radschaufeln schlugen, die mächtigen Flöße, die so still hinunter schwammen, die Fähre, die quer über den Fluß ging; die schönen Bäume der Insel Nonnenwerth mit dem alten Kloster, die waldgrünen Wellen des Siebengebirgs, die Ruine auf dem Drachenfels, den einsamen, hohen Rolandsbogen — und fünf Schritte von ihr, an dem langen Tisch, die Schreibfeder in der Hand, ihren schönen Mann. Sie wenigstens fand ihn schön. So aristokratisch schlank, groß (noch größer als sie), mit der weißen Stirn, den großen, grauen Denkeraugen, dem üppigen, sanft gekräuselten Vollbart, zum Hineinfahren wie geschaffen — nur etwas zu blond. Und das gute Gesicht wieder einmal so furchtbar ernst; so ganz in das dicke Buch vertieft, in dem er las, so ganz weg vom Rhein und vom Siebengebirge und von seiner jungen Frau. So oft sie an ihm vorbei kam, warf sie aus ihren spitzbübisch heiteren, braunen Augen einen Blick auf ihn; wundern muß ich mich doch! dachte sie. An so 'nem himmlischen Sommertag, im Garten, am Rhein, und noch in den Flitterwochen; und ein junger Mann; und da sitzt er und studirt, als wär' er der alte Darwin oder der ganz alte Ranke, neunzig Jahre alt! — — Stören thu' ich ihn aber doch nicht; o nein! —

Sie nahm ihre Hände vom Rücken, schlug ihren Bädeker wieder auf — Seite 346; sie hatte sich's gemerkt — und vertiefte sich wieder in die kleinen Lettern.

Richtig, dachte sie, die Verse von Kopisch, die hatt' ich gelesen! So schön hätt' ich die auch gemacht ... Dann las ich das vom ‚Aussichtsthurm', da oben über dem Rolandsbogen; da langweilte ich mich und schlug den alten Bädeker zu. „Zwölf Minuten nördlich vom Thurm, fast in gleicher Höhe, der Roderberg, ein rings geschlossener Krater" — Schau! schau! Ein Krater! — „Krater von etwa 20 m Tiefe" — m soll offenbar Meter heißen. „An den Rändern abgerundet, 315 m im Durchmesser" —

„Du!" sagte sie laut, von dieser Entdeckung überrascht, und die lange, schlanke Gestalt blieb stehen. „Da oben hinter dem Berg ist ein alter Krater; den müssen wir doch einmal" —

Sie brach ab, da Benno still blieb und sich auch nicht rührte. Er blickte nicht einmal auf; seine Augen gingen auf dem großen, dicken Buch langsam hin und her. Na, ja, dachte sie, ich will ihn ja nicht stören ... Den Bädeker in der linken Hand, ihren schlanken Daumen zwischen den Blättern, betrachtete sie eine Weile ihren „Flitterwöchner". Es war doch schwerer, als sie geglaubt hatte, dieses gelehrte Haus ungestört zu lassen. Ihm nur einmal in den Bart fahren! ging ihr durch den Kopf. Sein edles Gesicht ward noch immer finsterer; über der schmalen, schlanken, etwas sonnverbrannten Nase zog die Stirn sich grausam düster zusammen, die Lippen waren so fest und so hart geschlossen, als hätten sie ein entsetzliches Geheimniß zu verbergen. Die Denkeraugen blickten starrer und starrer ... Käthe hielt es endlich nicht mehr aus, ihn anzuschweigen. Ueber den knirschenden Kies, in den Seitenweg hinein, ging sie an seinen Tisch. „Mein armer Benno!" sagte sie mit ihrem tiefen Spitzbubenernst, „ist die Sache so hoffnungslos?"

Er sah flüchtig auf. Er lächelte, aber völlig zerstreut. „Was für eine Sache?" fragte er.

„Da in Deinem Buch. Siehst oft beim Lesen so aus, als könnt'st Du nun nie, nie wieder glücklich werden."

Benno lächelte jetzt mit Verständniß, wie ein Anwesender; aber mit dem heiteren, klugen, angenehmen Phlegma, das ihn so selten verließ. „Kobold!" sagte er nur und blickte wieder in sein Buch.

Sie mußte ihn aber einmal streicheln, ein bißchen; sie that es, wie wenn sie ihn damit trösten wollte: „Verzag' nicht," sagte sie, „Du hast mich. So lang' Du die Käthe hast, geht's noch!" — Drollig gebieterisch setzte sie dann hinzu: „Arbeite!" verließ seinen Tisch und kehrte auf ihre Wandelbahn am Rheinufer zurück.

Ein Dampfer mit vielen Menschen, von denen manche lustig ihre Tücher gegen sie schwenkten, kam den Fluß herunter und rauschte vorüber, gegen Bonn und Köln zu. Sie sah ihm nach, bis er an ihrer geliebten Insel vorbei war; dann blätterte sie wieder in dem rothen Buch. „Honnef!" fand sie auf Seite 352, die sie unversehens aufschlug; das große Honnef da drüben hinter den Inseln, das dem kleinen, stillen, grünen Rolandseck so „protzig" gegenüber lag. Sie las eine Weile; Gott! dachte sie dann eifersüchtig und etwas gereizt,

der alte Bädeker wird ja beinahe poetisch. „Die milde Luft, die reizende Landschaft, die ländliche Ruhe ziehen vom Frühjahr bis zum Spätherbst zahlreiche Fremde" —

Sie blieb wieder stehen. „Benno!" sagte sie laut, denn sie mußte sprechen. „Wie find'st Du das eigentlich von diesem Herrn Bädeker? Ueber das Honnef da drüben schreibt er beinah' ein lyrisches Gedicht; und von unserm Rolandseck, das doch noch so viel schöner ist, von dem sagt er nur — —" Sie blätterte zurück, sie fand es. „Von dem sagt er nur: ‚Rolandseck, Bahnrestauration mit Terrasse und — zwei Sterne — Aussicht.' Punktum!"

Benno, der mittlerweile auf eins der großen Blätter in seiner Schreibmappe einige Zeilen geschrieben hatte, zuckte die Achseln über diese neue Störung; aber mit der Fassung eines Philosophen. „Gib das Buch 'mal her," sagte er. Sie kam heran, mehr gelaufen als gegangen, wie es ihre Art war. Er blätterte eine Weile in dem Bädeker, dann tupfte er auf Seite 345 und ließ sie mitlesen, denn sie stand hinter ihm. „Da," sagte er, „Du Kindskopf! da steht's. Da ist die Hauptstelle über Rolandseck. ‚Einer der herrlichsten und besuchtesten Punkte am Rhein. Zahlreiche Landhäuser mit reizenden Gärten' — und so weiter. — Lern's auswendig!"

„Danke," erwiderte sie mit einer ablehnenden Handgebärde und nahm ihr Buch wieder zurück. „Wie kannst Du mich übrigens am einunddreißigsten Tag unserer Ehe einen ‚Kindskopf' nennen. Das grenzt ja an Scheidung!"

Er warf ihr einen entzückend unverschämten, geistreich überlegenen Blick zu. „Was noch nicht ordentlich lesen kann," sagte er mit seiner trockensten Ruhe, „das nennt man einen Kindskopf."

„O Du süßes Phlegma," gab sie ihm zur Antwort und schlug ihn mit dem Bädeker sacht auf den Kopf. „Hochmüthiges, gelehrtes Haus! Bist meiner wohl recht sicher, gelt, weil ich so großmüthig war, Dir schon nach vier Flitterwochen — nicht einmal ganz vier; drei und fünf Siebentel — die Heimkehr zu Deinen todten Sprachen zu gestatten. Da sitzt er nun die halben Tage, bei dem schönsten Wetter —"

Er fiel ihr ins Wort: „Und ohne daß sie ihn je dabei stört!"

„Bei seiner Keilschrift," fuhr sie fort, „oder bei seiner Kawisprache —"

Er schüttelte den Kopf: „Diesmal ist es Sanskrit!"

„Und beschimpft sein Weib —"

„Das ihn nie unterbricht!"

„Junger Mensch," sagte Käthe und beugte ihre lange Gestalt über den sitzenden Benno, so daß sie fast in seinen üppigen, blonden Schopf hineinsprach, „ich werde Sie auch nicht mehr unterbrechen. Arbeiten Sie nur zu!" — Sie fuhr ihm mit der langfingerigen Hand in die Haare und durchwühlte sie: „Arbeiten Sie nur zu!"

Mit einem philosophischen Seufzer murmelte Benno: „Man kann's wenigstens noch einmal versuchen —"

Jetzt ließ sie ihn los. „Thun Sie das, mein Herr. Ich störe Sie nicht mehr. Ich bleib' hier nur hinter Ihnen stehen, um Acht zu geben, ob Sie auch 'was lernen!"

Er begann wieder zu lesen. Sie blieb auch eine Weile still. Ihre Hand schwebte wohl noch einmal, wie eine drohende Wetterwolke, über seinem Haarschopf; es schlug aber nicht mehr ein. Sie fuhr nur endlich ganz sacht, ganz leise mit den gebogenen Fingern über dem blonden Seidenhaar hin, wie die Libelle über dem Schilf. Zuletzt entschloß sie sich, ihm zart auf den Kopf zu tippen. „Du!" sagte sie, „eigentlich war's furchtbar rührend — —"

Sie schwieg und wartete auf ein Wort von ihm; er sagte aber nichts. — „Du fragst ja gar nicht, was?"

„Ich hatte den Auftrag," erwiderte der in sein Buch starrende Benno, „ungestört zu arbeiten."

„Das kannst Du dann immer noch," belehrte sie ihn. Sie begann an einem seiner Ohren zu spielen. „Erst darfst Du mich noch fragen, was denn eigentlich furchtbar rührend ist?"

Benno seufzte wieder, aber mit seiner empörenden Fassung. „Wie konnte ich diesen Kobold heirathen," sprach er vor sich hin. Dann endlich wandte er seinen breiten Rücken und blickte zu ihr hinauf: „Ich erlaube mir also die Frage, was denn eigentlich —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Daß ich Dir nach drei und fünf Siebentel Wochen ganz freiwillig sagte: ‚Benno, geh', fahr' nach Bonn, hol' die Bücher, arbeite! Bist nun einmal ein Arbeitsthier, erfülle Deinen Beruf. Die schlimmste Verliebtheit hast Du überstanden, jetzt schreib' Dein Buch!' — Darin war eine gewisse Größe, Benno. Ich hoffe, Du gibst das zu!"

„Hab's ja nicht geleugnet," erwiderte er.

Käthens Augen begannen zu funkeln, ihre Finger bewegten sich wie die Beine eines Krebses in der Luft. „Das Phlegma dieses Menschen ist himmlisch!" sagte sie, wieder auf sein Haardickicht schauend. „Dafür sollt' ich Dich eigentlich 'mal ein bißchen stören ... Du, die Sonne scheint Dir ja auf das Buch."

„Ich kann ihr auch ausweichen," entgegnete er. Mit einer langsamen, aber kraftvollen Bewegung setzte er sich seitwärts, ritt nun auf der Bank, auf der er saß, und las so weiter, das Buch durch sich selber vor der Sonne schützend.

Käthe nickte billigend: „Das ist sehr vernünftig. — Bist ja nur ein Gelehrter, aber man muß sagen, Du hast förmlich gefunden Menschenverstand! — — So hast Du aber keine Rücklehne; wart', da werd' ich Dir helfen."

Sie setzte sich auch auf die Bank — bei ihr war Alles geschwind wie der Blitz — zog beide Füße hinauf und saß nun Rücken gegen Rücken, sich fest an ihn lehnend.

„Aber Kind! was machst Du?" sagte Benno, wider Willen lächelnd. „Wir sind hier ja nicht zu Hause. Dies ist ein Hotelgarten —"

„Jetzt ist ja Niemand drin als wir."

„Man sieht uns vom Hause aus — von der Terrasse —"

„Wer denn?" fragte sie. „Die paar Gäste, die sind ja fort."

„Kellner gibt's doch auch —"

„Die rührt das. — Sitz still!"

Sie neigte sich sanft gegen seinen breiten Rücken, der geschmeidig nachgab. „Nun?“ fragte sie gemüthlich. „Gefällt Dir das? — Er *seufzt* ordentlich vor Glück. — Ach, so sitzt sich's gut. So an den Fels gelehnt. Benno! Du bist mein Fels!“

Sie stieß einen zärtlichen Laut aus, es klang fast wie Vogelzwitschern.

„Es scheint so,“ sagte Benno, der seinen Rücken zusammenzog.

„‚Mein Fels‘ . . . Was bin *ich* dann? — Die Welle. Ja. Die Welle, die sich an den Felsen schmiegt —“

„Manchmal *brandet* sie auch!“

„O ja. Aber das thut dem phlegmatischen Felsen nichts. Der steht ruhig weiter. Das gefällt dann wieder der Welle; das imponirt ihr — wenn es sie auch ärgert. Und so liebt die dumme Welle den langweiligen Felsen . . .“

Sie schüttelte ihn etwas, Rücken gegen Rücken, da er gar nichts sagte. Sie wiegte sich an ihm. „Stör' ich Dich auch, Benno?‘ sagte ihre sonst so ehrlich kräftige Stimme recht süß.

„Gar nicht,“ antwortete Benno und sah wieder in sein Buch. „Vidya“ — er fing an laut zu lesen — „dadâti vi — nayam; vi — nayât yâti pâtratâm.“

Eine Weile horchte sie auf, wie ein Vogel einer singenden Menschenstimme zuhört; dann unterbrach sie ihn. „Sanskrit! Ist das eigentlich schön?“

„Jedenfalls ist es wohl die wunderbarste Sprache,“ gab er ihr zur Antwort; „wie sie auch am schwersten zu lernen ist. Die reichste —“

„Aber todt!“

„Was thut das.“ — Er las weiter: „Pâtratvât dhanam âpnoti; dhanât dharmam; tatas sukham.“

Käthe horchte wieder; plötzlich ging es wie eine Wolke über ihr sonniges, blüthenjunges Gesicht. Sie drängte die schwarzen Brauen zusammen, ihre Mundwinkel zogen sich hinunter; in einer wunderlich finsteren Traurigkeit starrte sie auf Benno's Buch. „Ich versteh' kein Wort!“ murmelte sie.

„Darüber muß das Sanskrit sich zu trösten suchen. ‚Vidya‘ —“

„Ja, ja, ja, ich geh' schon!“ fiel sie ihm ins Wort, warf die Füße von der Bank und stand auf. „Die dumme Welle empfiehlt sich!“ — Sie bekämpfte einen Seufzer, der ihr durchaus auf die Lippen wollte, und ging von dem „Felsen“ fort, zu ihrem Kiesweg zurück. „Studir' Du in Frieden weiter, Du gelehrtes Haus; ich will wieder meinen Bädeker — —“

Sie schlug ihn auf, sie „pendelte“ hin und her wie zuvor. Es dauerte aber nicht lange. Plötzlich blieb sie stehen, stieß einen unverständlichen Laut aus und warf das rothe Buch auf die Erde.

Benno hob den Kopf. „Was knallt denn da?“ fragte er. „Was machst Du?“

„Nichts. Ich schleudre nur den Bädeker von mir.“

„Aber warum denn? Was fehlt Dir?“

„Gar nichts. Ich bin nur unglücklich.“

Benno mußte lächeln. — „Auf einmal bist Du unglücklich?“

„Ja.“

„Darf man fragen, warum?“

Sie gab keine Antwort.

„Weil Du mich geheirathet hast?"

Sie sah ihn wieder an; noch hatte sie es nicht gethan. Sie bemühte sich, ein schalkhaft ernstes Gesicht zu machen; — „ich will 'mal nachdenken," sagte sie. — „Nein."

„Weil ich schon wieder arbeite?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab's ja gewollt! Sollst Dein Buch schreiben, berühmt werden, Professor werden — furchtbar glücklich werden. Das ist ja abgemacht."

„Warum bist Du denn unglücklich, Käthe?"

„Weil ich Dir nicht helfen kann," stieß sie jetzt heraus. „Weil ich nichts zu thun habe." — Sie schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn und dann auf die Arme: „Ich hab' einen Kopf und zwei Arme wie Du — und nichts, nichts zu thun!"

Benno betrachtete die junge Frau, die ihr gekraustes Haar schüttelte, mit seinem gemüthlichen Denkerblick. „Sie brandet," sagte er wie vor sich hin. — „Aber meine gute dumme Welle, was willst Du? Dies sind Flitterwochen —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Aber Du schaffst was; ich nicht. — Mein Sanskrit ist der Bädeker!" — Sie gab dem Buch einen Stoß mit dem Fuß, daß es weiter flog.

Langsam stand Benno auf, nahm den Bädeker von der Erde und legte ihn auf den Tisch. „Wenn wir nach Hause kommen," sagte er und setzte sich wieder, „dann hast Du 'was zu schaffen —"

„Was denn? Zwei Stunden Wirthschaft, und weiter nichts! — Warum lernen wir nicht in der Schule Sanskrit?"

Ueberrascht guckte er sie an.

„Ja, ja, Sanskrit!" fuhr sie fort. „Dann könnt' ich Dir jetzt helfen; oder könnte doch mit Dir arbeiten, als Dein Kamerad, wie es sich gehört. Nun kann ich nichts, nichts, nichts!"

„Du bist meine süße Frau —"

„Deine süße Puppe!"

„Käthe, so schlimm ist's nicht. Du wirst Kinder bekommen —"

„Du wirst Kinder bekommen," wiederholte sie. „Manchmal bist Du furchtbar komisch, Benno. Ich werd' auch einmal alt werden, Benno; aber mit dem Altwerden kann ich doch nicht meine Jugend ausfüllen. Jetzt, jetzt bin ich auf der Welt. Gib mir was zu thun!"

Sie trat auf ihn zu, mit einem so ungestüm fordernden Ausdruck in dem jungen Gesicht, daß ihm fast das Lächeln verging. „Meine gute Käthe," fing er etwas unsicher an; sie legte ihm aber mit ihrer huscheligen Anmuth eine Hand auf den Mund: „Ach, was Du da sagen willst, das ist dummes Zeug. — Wir sogenannten gebildeten Frauen, was sind wir denn? Eure Haushälterinnen oder eure Spielzeuge; Punktum! Die Bäuerin, die schafft mit dem Bauer, die Krämerin mit dem Krämer; das sind Kameraden! Wir, wir machen mit euch die Hochzeitsreise — und dann trennt man sich. Der Mann geht in sein Bureau oder an seine Arbeit; die Frau kocht ein

bißchen oder lieſt Romane. Das iſt unwürdig, Benno! So will ich nicht leben!" — Sie ſchüttelte ihn mit ihren beiden Händen, daß er faſt von der Bank glitt. — „Ich will 'was leiſten, wie Du! Ich will nicht bloß Frau Doctorin Benno Vollmar heißen" — ſie ſchüttelte ihn wieder tüchtig — „ich will es auch ſein!"

Benno faßte ſich; „der Fels wird von der Brandung geſchüttelt," ſagte er mit ſeiner alten Ruhe. — „Im Ernſt Frau Doctorin ſein, Käthe? Alſo auch ein ‚gelehrtes Haus'?"

„Ich will was lernen," antwortete ſie, „was können, was wiſſen. Ich gehör' zur neuen Zeit; daß Du das nur weißt! Die Wiſſenſchaft hat endlich feſtgeſtellt, daß wir ſehr begabt ſind, ſehr ſchöne Gehirne haben; man läßt uns aber nicht aufkommen; warum? Man braucht Köchinnen und Puppen!" — Sie hatte etwas Neues gefunden, ſie faßte ihn an einer ſeiner kleinen Locken; „Bennochen!" ſagte ſie. „Du biſt ſo gerecht, ſo gut. Laß Dir das nicht gefallen, daß man uns Alle und auch Deine Käthe ſo behandelt! Gib einmal ein Beiſpiel!"

„Wie ſoll ich das geben, meine ſüße Käthe?"

„Mich zu Deiner Kameradin machen," ſagte ſie, ſich vorbeugend, ihm ſo recht ins Geſicht. „Lehre mich Sanskrit!"

„Heiliger —"

„Gott!' fuhr ſie ſogleich ſtatt ſeiner fort. „Da haben wir's ſchon. Männliches Entſetzen!"

„Aber meine —"

„Süße Käthe," ſprach ſie für ihn weiter; „Sanskrit iſt ja zu ſchwer für Dich. Du führſt es ja nicht durch, kleines Frauenzimmer. Das ſind Evaslaunen. Lies Deine Romane, Kind! — Siehſt Du, ich weiß ſchon Alles, was Du ſagen willſt. Oder wollteſt Du was Anderes ſagen?"

Wieder ganz behaglich lächelnd ſchüttelte er den Kopf. „So ganz eigentlich nicht," gab er zur Antwort. „Ungefähr ſo war's —"

„Siehſt Du! — O Du lächelnder Tyrann, ſieh' mir ins Geſicht. Haſt Du den Muth, mir zu ſagen —"

„Ja," ſagte er, „ich hab' den Muth."

„Du weißt ja noch gar nicht, was ich meine. Doctor Benno Vollmar! Willſt Du mich Sanskrit lehren oder nicht?"

Sie ſtand in ſehr bedrohender Nähe vor ihm; er antwortete aber doch unerſchrocken: „Nein. Lieber nicht. Aus den von Käthe Vollmar bereits vorgetragenen Gründen. Du biſt mein Sonnenſchein, meine Poeſie; weiter brauch' ich nichts."

„Weiter brauchſt Du nichts?"

„Nein."

„Aber ich —"

„Da iſt der Bädeker, Kind!"

Er hielt ihn ihr hin; Käthe ſchlug ihm aber das Buch ſo kräftig aus der Hand, daß es weit unter den Tiſch flog. „Behalt' ihn," ſagte ſie, in wirklichem Zorn, wie es ſchien. „Knechtſchaft! Unterdrückung!"

Im nächsten Augenblick saß sie auf dem Tisch. Auf den Rhein hinaus starrend, sich mit der rechten Faust in die linke Hand schlagend, sprach sie in die Luft: „Gut! So helf' ich mir anderswo. Es gibt ja noch Männer!"

„Von denen man Sanskrit lernen kann?"

Sie antwortete nicht. Mit ihren niederzuckenden Brauen aber schien sie „Ja" zu sagen.

„Es gibt nicht gar so viele, Käthe," fuhr er sachte fort. „Die Kellner in unserm Gasthof können es noch nicht —"

„Es gibt ja auch Anbeter, Benno. Gäste. Hotelgäste. Der düstere Hauptmann, der ist offenbar etwas in mich verschossen und der lustige Herr von Enzenberg auch. Oder hast Du das noch nicht bemerkt?"

„Doch," erwiderte er; „ich hab's bemerkt."

„Gefällt Dir das?" fragte sie mit einem unergründlichen Blick.

„Warum nicht. Eine so reizende Frau muß doch auch gefallen —"

„Ich danke. Gefallen sollen wir, das ist uns erlaubt; aber was Tüchtiges, Männliches leisten — pfui! — — Dieser düstere Hauptmann, der wollte gleich den andern Morgen wieder abreisen; erinnerst Du Dich? Und nun bleibt er hier Tag für Tag; immer noch einen Tag. — Warum er wohl bleibt?"

Die junge Frau sagte das so komisch geflissentlich kokett, daß Benno fast laut aufgelacht hätte. Er bezwang sich aber. „Frag' ihn," antwortete er.

„O, das brauch' ich nicht," gab sie ihm zurück. Sie schaute wieder in die Luft: „Und der Andere, Dein Schulfreund, bleibt auch. Auch Tag für Tag. — — Sie thun mir eigentlich leid, Benno: gar so hoffnungslos!"

Als hätte er das „Leidthun" überhört, fragte er mit seinem behaglichsten Baß: „Wirklich hoffnungslos?"

Jetzt enthielt sich Käthe nicht länger; sie schnellte sich vom Tisch auf die Erde, stellte sich vor Benno hin und blickte ihn bewundernd an. „Nein," sagte sie, „mit welchem großartigen, erhabenen, spitzbubenhaften Phlegma er das sagt: ‚Wirklich hoffnungslos?' — O Du Schuft meines Herzens — wenn Du auch ein Tyrann bist . . ."

Sie packte ihn vorn an der Weste; mit den feurig braunen Augen ihn aufessend, ihren Kopf vor dem seinen schüttelnd, die Zähne aufeinander beißend, warf sie ihm so recht ins Gesicht: „Ich bin in Sie verliebt, mein Herr! Ich bin in Sie verliebt!"

II.

Herr von Enzenberg kam mit dem „düsteren" Hauptmann Kastner aus dem Hause und auf das Ehepaar zu. Als Käthe auf dem Kies ihre Schritte hörte, wandte sie den Kopf und ließ Benno los. Enzenberg, dessen nicht große, aber schlanke, feinknochige und im höchsten „Sommerschick" gekleidete Gestalt sich so aristokratisch leicht und selbstverständlich bewegte — Käthe studirte ihn täglich mit neuer Aufmerksamkeit — trat mit seinem weichen, feinen Lächeln heran und lüftete den Hut. „Meine Gnädige," sagte er, „wir kamen ja wohl grade noch zur rechten Zeit, um Vollmar zu retten. Warum erwürgen Sie ihn, wenn man fragen darf?"

„Weil ich ein Tyrann bin," versetzte Benno, „und sie unterdrücke."

Käthe deutete mit dem langen Zeigefinger auf ihn: „Dieser Mann will mich nicht Sanskrit — —"

Sie sprach aber nicht zu Ende. Wieder von ihrem geheimen Gedanken ergriffen, drückte sie die Lippen zusammen, schlug leise mit einer Handfläche gegen die andere und betrachtete die beiden Herren, die „Gäste", als müsse sie ihnen durchaus etwas vom Gesicht herablesen. Es waren aber nur ein paar Augenblicke. „Wie kommt denn das?" fragte sie, als interessire sie auf einmal ganz etwas Anderes. „Die Herren kommen auf der Landstraße zurück und nicht auf dem Dampfschiff?"

„Wir sind von Königswinter auf der Fähre über den Rhein gefahren," antwortete Herr von Enzenberg, „und dann auf der Bahn zurück."

Hauptmann Kastner, eine fast kleine, aber kraftvolle Gestalt in Civil, mit großem, schwarzbraunem Schnurrbart und anziehend melancholischen Augen, trat ein wenig näher. „Vorher waren wir aber oben auf dem Drachenfels, gnädige Frau," sagte er, die Stimme wie gewöhnlich etwas dämpfend. „Haben Erinnerungen gefeiert —"

„Ja," fiel Enzenberg ein. „Wir saßen auf demselben Platz, auf dem wir Sie damals zuerst erblickten — ein Abschnitt in der Weltgeschichte —"

Der Hauptmann nahm wieder das Wort: „Und haben da in einem eingebornen, vorzüglichen Wein auf Ihr Wohl getrunken."

„Vergelt's Gott!" entgegnete Käthe mit einer kleinen Verbeugung. „Aber warum kommen die Herren schon so früh nach Hause?"

„Warum?" sagte Enzenberg, auf eine drollige Weise mit den Achseln zuckend; dann verneigte er sich fast unmerklich gegen sie. „Es zog uns, gnädige Frau. Die Menschen nennen es Heimweh."

Käthe verzog ihren blührothen, ehrlichen, charaktervollen Mund. „Herr von Enzenberg," sagte sie offenherzig, „Sie lieben die überlebensgroßen Worte. Kleinere sind niedlicher, hübscher!" — Sie sah ihn etwas gezwungen lächeln und setzte rasch hinzu, auf ihren versteckten Gedanken zurückkommend: „Aber sagen Sie. Sanskrit! Ist das wirklich so schwer?"

„Da mußt Du nicht Enzenberg fragen," nahm nun Benno das Wort, der sein Buch zugeklappt und sich von der Bank erhoben hatte. „Für den war nie eine Sprache schwer. In dem lernten sie sich von selbst."

„Ist das wahr?" fragte Käthe verwundert; sie hätte dem eleganten Aristokraten so etwas nicht zugetraut. „Sind Sie so ein Sprachgenie?"

Herr von Enzenberg lächelte, den Kopf ein wenig schüttelnd. „Genie? Ganz und gar nicht. Aber allerdings lernt' ich leicht; und besonders Sprachen. Das war ja mein Unglück!"

„Ihr Unglück? Wieso?"

„Nu, in Folge dessen bin ich ein Bummler, ein Taugenichts geworden; das ist doch ein Unglück. Weil mich Alles so anflog, lernte ich nicht arbeiten. Ich kam ja doch immer durch! — Sehen Sie, so schwamm ich durchs Gymnasium — und landete auf der Universität. Da machte das junge ‚Genie' eine große Erbschaft; nun war die Tragödie fertig. Seitdem thu' ich nichts, als Nichtsthun!"

„Sie sprechen wieder überlebensgroß," sagte Käthe, blickte ihn aber etwas ungewiß an. „Sonst könnten Sie's ja auch nicht so heiter sagen —"

Enzenberg lächelte: „Das ist unsere Maske, gnädige Frau; die legen wir Nichtsthuer jeden Morgen vor dem Frühstück an. Aber fragen Sie doch Ihren Mann! Der saß ja Jahre lang mit mir auf derselben Bank. Der Glückliche, der hatte es nicht so leicht; der mußte ‚büffeln', ‚schanzen', ‚ochsen' — sich Alles mit Nägeln in den Kopf hineinschlagen . . . Hab' ich Recht, Vollmar?"

Benno, der wieder auf der Bank ritt, nickte.

„Sehen Sie, das that ihm gut! Dafür ziehen wir jetzt den Hut vor ihm!" — Enzenberg lächelte leichtfertig elegisch: „Wer zieht vor mir den Hut? Niemand. Vor meinen Kleidern oder meiner Geldbörse, ja; aber nicht vor mir. Bitte, widersprechen Sie nicht; Thatsache, gnädige Frau. Ich kann allerlei Sprachen parliren, das geb' ich zu, aber weiter gar nichts; na, und die klugen Leute, die merken das. Mit dem eleganten Geldausgeben imponirt man nicht lange. Zuletzt fragen die guten Deutschen doch immer: Was leistest Du auf der Welt?"

„Aber um Gotteswillen," stieß Käthe heraus, die ihm mit einem ehrlichen, jugendlichen Schauder in die Augen sah. „Wenn es mit Ihnen wirklich so steht — das können Sie ja ändern. Sie können ja morgen anfangen zu ‚büffeln' und zu ‚schanzen'!"

Enzenberg lächelte wieder; dasselbe gemischte Lächeln, das ihr schon vorhin nicht gefiel. „Kann man das, gnädige Frau? Das bestreit' ich eben. Arbeiten muß grade so gut gelernt werden wie Geigen oder Schlittschuhlaufen. Und Sie wissen ja: was Hänschen nicht gelernt hat, das lernt Hans nimmermehr!"

„Sie sind doch noch jung!" rief Käthe aus.

„Verzeihen Sie: das scheint nur so. Einige Theile von mir sind schon abgestorben —"

„Großer Gott! Wieso?"

„Liebe gnädige Frau, das geht ganz natürlich zu. Ich las da neulich von sonderbaren kleinen Meergeschöpfen — sie nennen sich Synapten — wenn denen das Leben Schwierigkeiten macht, so werfen sie von ihrem langen, durchsichtigen Leib einfach ein Stück ab — und dann wieder eins — und so immer weiter — bis zuletzt von dem ganzen Kerl nur der ‚Mundring' noch übrig bleibt. Sehen Sie, das sind die geborenen Nichtsthuer. Das sind unsere Vorbilder. Aus Bequemlichkeit geben sie sich so nach und nach auf. Sagen Sie einmal so einem Synapt: Kämpfe! arbeite! schanze! Es lächelt — und vertheilt sich weiter!"

„Und so wären Sie wirklich?" fragte Käthe fast ängstlich, zugleich mit den vorwurfsvollen jungen Augen blitzend.

„Ich fürchte."

„Nun, aber dann sollte man Sie — —"

Käthe brach ab und wandte sich an den Anderen, der mit seinem furchtbar ernsten Lächeln daneben stand und zuhörte. „Sagen Sie, Herr Hauptmann: sind Sie auch so schlimm?"

Hauptmann Kastner, die schwarzbraunen Augen auf die junge Frau geheftet, erwiderte langsam: „Ich? — Noch viel schlimmer."

„Ah! — Und wieso?"

„Wieso? — Nun — weil die Synapten, oder wie die Dinger heißen, doch harmlos, unschädlich sind — und das bin ich nicht." Er hatte wieder das trübsinnige, sonderbare Lächeln: „Ich — — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wenig ich meine Schuldigkeit thue."

„Gott, das wird ja immer schlimmer!" rief Käthe mit drolligem Entsetzen aus. „Er kann's gar nicht sagen! — Und darf man fragen, Herr Hauptmann —"

Er unterbrach sie durch eine abwehrende Bewegung, beinahe wie wenn er einem Feldwebel abwinkte: „Fragen Sie lieber nicht!"

III.

Auf dem Fußpfad am Rhein, der neben der Hecke des Gasthofsgartens hinlief, tauchte jetzt eine Gestalt auf, die Käthe in die Augen fiel und sie von den beiden unheimlichen Männern abzog, so hell leuchtete sie in der Sonne und so spaßhaft sah sie aus. Es war ein junger, fast noch bartloser Mensch, von oben bis unten hellgelb gekleidet, an dem lichten Strohhut einen weißen Schleier, der ihm auf den Rücken hing; eine mächtige himmelblaue Cravatte deckte seine Brust, in der Hand hatte er einen auffallend dicken Stock, der aber sehr leicht zu sein schien, denn er handhabte ihn wie eine Gerte. Der junge Mann ging in einem trägen, etwas wiegenden Gang bis an die Gartenthür; dort blieb er stehen, betrachtete die Gesellschaft und zog seinen Hut.

„Wer kommt denn da?" sagte Benno. „Ist das nicht mein Vetter? der Ludwig Götz?"

„Zu dienen," gab der junge Mann zur Antwort und trat ein. „Ludwig Götz. Ich höre, die Herrschaften sind hier; und mit heftigem Vergnügen —"

Weiter sprach er nicht; er trat auf Benno zu und gab ihm die Hand, die in einem rothbraunen Handschuh steckte.

„Wo kommst Du denn her?" fragte Benno. „Du hattest mir geschrieben, Du studirst in Bonn —"

„War auch schlagend richtig," sagte der junge Mann mit einem gemüthlichen, aber trägen Lächeln.

„Richtig?" fragte Benno. „Ich fahre also von hier nach Bonn, suche Dich da auf; kein Mensch weiß was von Dir. Du bist spurlos verschwunden!"

Der Student lächelte wieder. „Das stimmt. Ich bin abgeschwommen."

„Abgeschwommen?"

„Ja. Ich studire Landwirthschaft — aber von Honnef aus."

‚Was? Von da drüben?'

„Natürlich."

„Was thust Du in Honnef?"

„Ich hab' da ja mein Weingut; vom Großvater. Und mein Sommerhaus; pompejanisch, hochschick."

„Du? ein Student?"

Ludwig Götz lächelte und erwiderte in seiner sonderbaren, behaglich schleppenden Sprechweise: „Schon haben auch Studenten Häuser. Das ist nicht verboten. — Du läßt mich aber noch immer nicht Deine Frau begrüßen, und darum bin ich doch hier!“

Er trat näher auf Käthe zu; auf seinem hübschen, nur zu runden Gesicht zeigte sich jetzt eine natürliche, herzliche Bewegung, die ihn schüchtern, fast ungeschickt machte. Doch nicht ohne eine gewisse Anmuth sagte er zu der reizenden jungen Frau, die etwas größer war als er: „Gnädige Frau Cousine — mit der Freude. Ich freue mich ganz enorm!“

Käthe reichte ihm die Hand, unwillkürlich lächelnd. „Schön,“ sagte sie, „daß wir uns endlich kennen lernen, Herr Vetter. Wenn mir das auch nicht gefällt, daß Sie nicht in Bonn sind —“

Götz sah sie an; er erwiderte aber nichts, sondern blickte bald auf sie, bald auf einen Haufen Photographien in Visit- und Cabinetsform, die er mit überraschender Geschwindigkeit aus der Brusttasche gezogen hatte. Eine davon hob er dann empor und hielt sie ihr hin: „Sehen Sie, die ist die ähnlichste. Das freut mich riesig. Denn so hatt' ich mir's gleich gedacht!“

„Das ist ja mein Bild!“ rief Käthe.

„Natürlich,“ antwortete er.

„Und die andern da —“

„Auch. Aber nicht so schön — also nicht so ähnlich.“

Benno trat hinzu. „Mensch, wie kommst Du zu dem ganzen Pack?“

„Durch Dich,“ entgegnete Götz. „All' die Photophien, die Du so nach und nach von Deiner Braut an die Verwandten schickest, die hab' ich gesammelt. Aus besonderer, heftiger — —“

Er wandte sich wieder zu Käthe, wieder ein wenig verlegen, aber mit einer eigenen weichen Grazie: „Frau Cousine, schon sehen Sie in mir den Extract all' der Verehrung und Anbetung, die Ihnen unsere Familie — — Ich bin die Anbetung von drei Genationen!“

„Das ist viel auf einmal,“ sagte Käthe heiter. „Aber lassen Sie doch sehen!“ — Sie nahm den ganzen Photographien-Haufen in die Hand und ließ ihn sich langsam durch die Finger gleiten.

„Warum sagt er denn ‚Genation‘ und ‚Photophie‘?“ flüsterte Enzenberg dem Hauptmann zu. „Und was will er mit seinem ‚schon‘?“

Käthe gab die Bilder zurück. „Ich hoffe,“ sagte sie, fast ein bißchen kokett, „das Original enttäuscht Sie nicht zu sehr —“

„Oh!“ rief der Jüngling aus.

Käthe lachte laut; ihr war überhaupt, als müßte sie eigentlich über dieses sonderbare Menschenkind unaufhörlich lachen. „Dieses ‚Oh‘ ist beruhigend,“ sagte sie zufrieden. „Beinah zu ‚heftig‘, um mit Ihnen zu sprechen; aber ich dank' Ihnen, Vetter. Etwas Familienliebe kann ich brauchen;“ — sie wandte sich zu Enzenberg: „Mein Mann hat mich ja nur genommen, weil ich ganz ohne ‚Anhang‘ bin. Also ein Vetter,“ sagte sie wieder zu Götz, „der wär mir schon recht —“

„Ich hoffe der rechte zu sein!“ fiel Götz ihr ins Wort.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf, heimlich mißvergnügt. „Dieses Bürschchen," flüsterte er Enzenberg zu, „wär' nicht meine Passion. Gehen wir nicht lieber fort?"

Enzenberg nickte stumm.

„Herr Doctor," sagte Kastner laut, „Sie wollten uns die merkwürdigen Lavastücke zeigen, die Sie gestern in Mehlem gefunden haben —"

„Unten in Mehlem nicht," antwortete Benno, „sondern weiter oben, auf dem Roderberg. Denn das war der Krater. Ja, ja, hübsche Lavastücke; gelbliche, schwärzliche, braune —"

„Stören wir Sie jetzt? Oder möchten Sie —?"

„Gewiß; ich hab' alle Zeit. Wenn mich die Herren in mein Zimmer begleiten wollen . . ."

Benno, der sich schon dem Hause zuwandte, warf noch einen Blick auf Käthe und den hellgelben Vetter, der die neue Cousine mit jugendlichem, verstohlen sein sollendem Entzücken betrachtete. „Du bleibst hier?" fragte er.

„Ja," sagte Käthe. „Ich warte hier auf Dich!"

Der Hauptmann und Herr von Enzenberg grüßten, eh' sie gingen; — der eine wie ein Ritter, dachte Käthe, der andere wie ein Cavalier! Sie folgten Benno ins Haus; die junge Frau blickte ihnen nach, bis sie den lieben breiten Rücken ihres Mannes nicht mehr sehen konnte.

IV.

„Also das ist Vetter Ludwig Götz," sagte Käthe, legte ihre beiden Hände auf den Rücken — denn das that sie gern — und blickte ihn wie prüfend an. Seit dieser junge Mensch vor ihr stand, mit dem rundlichen Gesicht (auch seine Schultern sind rund! dachte sie; was für ein fettes Bürschchen!), mit dem schwachen Bärtchen auf der Oberlippe und mit diesem weichen Ausdruck respectvoller Huldigung, seitdem kam sie sich mindestens fünf Jahre älter vor als vorher. Sie hatte ein komisches, erheiterndes Gefühl, als wär' sie Tante Käthe geworden, die vor einem etwas mißrathenen Neffen steht, den sie zurechtziehen will. Ja ihr war auf einmal, als hätte sie hier so etwas zu thun . . . Es fiel ihr aber ein, was sie sich eigentlich vorgenommen hatte. Sanskrit . . . Ach, der kann nicht Sanskrit, sagte sie sich hoffnungslos. Um aber gewiß nichts zu versäumen, fragte sie mit einem vorüberhuschenden Lächeln: „Können Sie Sanskrit?"

Götz zuckte die Achseln. „Ich bedaure sehr —!"

„Das dacht' ich. — Aber Sie kommen also mit vetterlichen Gesinnungen —"

„Heftig!" unterbrach er sie. „Enorm! — Verehrteste Cousine — als ich eben auf der Fähre herüberfuhr, da hatt' ich sogar eine kühne, begeisternde Phantasie. Wissen Sie, was ich dachte? Ich dachte mir: vollschick wär's, wenn die Frau Cousine, nebst Gatten, morgen ebenso über den Rhein führe, um mich in Honnef zu besuchen, in meiner pompejanisch angehauchten Villa. Es wäre enorm! — Ich würde vorher nach Bonn telegraphen, wegen höchster Delikessen; würd' Sie dann im edelsten Rheingauer feiern — schon würden

Sie gerührt werden — und zuletzt würden Sie, als angeheirathete Cousine, mit mir Brüderschaft trinken!"

Käthe, die sich immer mehr als „Tante" fühlte, schüttelte den Kopf. „Glauben Sie das noch nicht," sagte sie; „so schnell geht das nicht! — Sagen Sie einmal, warum bilden Sie so komische Worte? ‚Delikessen' sagen Sie, statt Delikatessen; Sie wollen ‚telegraphen', sammeln ‚Photophien' —"

„Stört Sie das?" fragte er mit seinem gemüthlichen Lächeln. „Dann entschuldigen Sie. Das hab' ich mir so angewöhnt; ich mit einem Freund. Der Studentensprache, die sich so schon von der Sprache der übrigen Menschen so sehr unterscheidet, haben wir auch das noch beigebracht; aus Bequemlichkeit, aus Kraftersparniß. Von diesen vielen endlosen Wörtern lassen wir, wenn's möglich ist, kalt lächelnd eine Silbe weg. Man versteht sie ja doch!"

„Mir scheint," sagte Käthe, die Hände vom Rücken nehmend, „Sie lieben überhaupt die Bequemlichkeit. Sie sind wohl auch ein Synapt!"

„Bitte, was heißt das?"

„Das sag' ich Ihnen ein andermal. — Warum sind Sie denn jetzt drüben in Honnef, statt da links in Bonn?"

Der junge Mann lächelte etwas leichtfertig: „Warum muß man denn auf der Univität sein bei dem schönen Wetter. Ich kann ja auch in Honnef was lernen —"

„Lernen Sie denn da was?" fragte sie unbarmherzig weiter.

„Mit Pomp! Erstens hab' ich da eine ganz hübsche Bliothek —"

„Aber die beunruhigen Sie wohl nicht sehr, diese ‚Bliothek'!" — Er lächelte wieder und zuckte mit den Achseln. — „Na, ob die Welt verdreht ist!" rief Käthe aus. „Ich will was lernen und soll nicht; der soll was lernen und will nicht. — Das war also ‚erstens'; was thun Sie denn zweitens noch?"

„Ich studire praktisch; den Weinbau."

Käthe sah ihn mißtrauisch an; sie hörte auch so etwas Fettes, Thatenloses in seiner Stimme. „Wie machen Sie denn das, wenn ich fragen darf?"

„Wie ich das mache? Nu — ich geh' in meinen Weinbergen herum, seh' den Arbeitern zu; spreche auch mit den alten Weingärtnern —"

„Und arbeiten mit!"

„Das nicht," sagte er ehrlich und fast erschrocken. „Bei der Hitze!"

„Ja, die ist wohl ‚heftig'; ‚enorm'. — — Vetter Ludwig Götz!"

„Frau Cousine?"

Käthe ging einmal halb um ihn herum, ihn betrachtend, die Hände wieder auf dem Rücken; dann nahm sie sich zusammen. Es ist 'ne Aufgabe! dachte sie; ohne weiter zu fragen, woher ihr die käme. „Vetter Götz!" sagte sie noch einmal. „Sie ‚verehren' mich, sagen Sie."

Ein jugendliches Feuer kam in seine wasserhellen Augen. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr!"

„Sie möchten, daß wir eines Tages Brüderschaft trinken —"

„Aber Sie sagen ja: so schnell geht das nicht!'

„Das kommt auf Sie an, Vetter. Wir ordentlichen Frauen, sehen Sie" — Käthe reckte sich, wie um sich noch mehr Ansehen zu geben — „uns gefällt

kein Mann, den wir nicht auch achten. Sie sind zwanzig Jahre alt, nicht wahr —"

„Doch schon einundzwanzig; mündig —"

„Und faulenzen in Ihrer pompejanisch angehauchten Villa herum. Sie gucken als wohlhabender Besitzer zu, wie die Arbeiter in Ihren Weinbergen ‚bei der Hitze' schwitzen, und rühren selbst keine Hand. Verstehen Sie: Sie fühlen sich nicht als ein Theil des Volks, als Bürger, als Mensch, sondern als — als bevorzugter, angestellter Faulpelz. Soll ich Ihnen offen sagen, Vetter, was ich davon denke?"

„Schlecht denken Sie davon," sagte Götz mit einem entwaffnenden Lächeln. „Sie halten mich für affig, für —"

„Nein," fiel sie ihm ins Wort, „das nicht. Aber so die rechte Achtung vor Ihnen, die hab' ich noch nicht. Sie werden ‚kalt lächelnd' denken: was liegt daran; schwimmen wir wieder ab!"

„O nein," sagte er beinahe hastig, und einer seiner rothbraunen Handschuhe erhob sich in die Luft. „Wie können Sie das denken — schönste Frau Cousine. Ich will ja Ihre Achtung und — — kurz, um jeden Preis!"

„Der Preis, der ist nicht so hoch; nur —" sie sah ihn etwas spöttisch von oben bis unten an — „nur dürfen Sie starker Jüngling sich nicht vor ‚der Hitze' fürchten. Sie wollen den Weinbau praktisch lernen, nicht wahr; dazu müssen Sie doch arbeiten. Sie wollen Ihr Reichsein auch verdienen, nicht wahr; dann müssen sie Ihren Arbeitern zeigen, daß Sie auch was schaffen. Hab' ich Recht, Herr Vetter?"

„Enorm," sagte er zerknirscht. „Das seh' ich ja kalt lächelnd ein, daß es auf die Dauer so nicht bleiben kann; daß ich — — Ich fühle mich noch zu sehr als Arokrat unter diesen Plejern. — Aber was soll ich thun?"

„Mit anfassen," erwiderte sie, immer resoluter, immer mehr bei ihrer ‚Aufgabe'. „Jetzt haben wir Juli; was thut man um diese Zeit in den Weinbergen?"

„Na — allerlei. Das zweite Graben, oder ‚Rauhbrechen' — wo's noch nicht geschehn ist. Den Kampf mit dem Heuwurm. Das Schwefeln, gegen den Schimmel. Und vor Allem den Sommerschnitt!"

„An den Reben?"

„Ja. Alle Zweige werden gekürzt. Und die Afterſprossen ‚ausgegeizt'. Dies und das geheftet —"

„Na, sehen Sie," sagte Käthe schmeichelhaft erstaunt, „Sie wissen ja schon allerlei! — Und haben Sie das auch schon selber geübt?"

Er schüttelte den Kopf.

„Soll ich Ihnen was vorschlagen, Vetter? Sobald Sie mir imponiren, machen wir Brüderschaft. Wollen Sie versuchen, mir zu imponiren?"

„Mit Freude," entgegnete er. Mit der Freude!"

„Dann seien Sie einmal Volk, Vetter. Verstehen Sie? Machen Sie eine Weile jede Arbeit mit, die Ihre Leute machen. Bis Sie sagen können: ich kann's! — Wollen Sie das thun?"

Sie blickte ihn mit ihren herzlichen, feurigen Augen so recht ermuthigend an, hob sich dabei auf den Zehen und senkte sich wieder. Er konnte ihr nicht widerstehen; „sehr wohl!“ sagte er, doch etwas gedrückt.

„Und jeden Tag, wenn Sie wollen, kommen Sie einmal herüber und erzählen mir: das und das hab' ich heute gemacht!“

Aufgeheitert, mit dem kurzgeschorenen Kopfe nickend, erwiderte Götz: „Wie gern. — Heftig gern!“

„Also ein rechtschaffener ‚Plejer‘; um was zu lernen, zu leisten. — Beugt Sie das nieder, Vetter?“

„Niederbeugen nicht. Nur bin ich allerdings etwas melanchisch — oder melancholisch — weil mir Ihre Achtung fehlt —“

Käthe fiel ihm ins Wort. „Sie wissen ja, wo Sie die finden: drüben in Ihrem Weinberg!“

V.

Sie wollte noch weitersprechen; sie hielt aber inne, da sie Jemanden vom Hause her auf sich zukommen sah. Es war eine junge Dame, die ihr etwas bekannt vorkam; und doch auch wieder nicht. Die Dame trug ein graues Kleid, einen dunklen Hut, vor dem Gesicht hatte sie einen blauen Schleier, durch den aber eine starke Röthe auf den Wangen zu erkennen war. Die eher kleine als große Gestalt blieb einmal stehen, als traue sie sich nicht weiter; dann schritt sie aber wie mit einem neuen Anlauf grade auf Käthe zu. „Gnädige Frau —!“ sagte sie mit einer unsicheren, rührend weichen Stimme. „Verzeihen Sie —!“

„Bitte!“ erwiderte Käthe, die gewöhnlich etwas verlegen wurde, wenn sie einen Andern verlegen sah. „Sie wünschen —?“

Die Dame fing wieder an: „Es ist sehr unrecht, das weiß ich, Sie in Ihrer Sommerfrische zu stören . . . Eine Unbekannte . . .“

Das ist ja doch zu dumm! dachte Käthe; ich auch verlegen? Warum denn? — Sie nahm sich ganz gewaltig zusammen und sagte mit einem ebenso würdevollen wie liebenswürdigen Lächeln: „Bitte, Sie stören mich nicht. Mit wem habe ich —?“

Die Dame warf einen Blick auf Götz. „Gnädige Frau,“ sagte sie, fast noch hülfloser als vorher, — „was mich zu Ihnen führt, ist so — so ganz besonders — eine Vertrauenssache —“

Käthe hatte sich nun ganz in der Hand. „Na, Vetter,“ sagte sie heiter und resolut, „dann schwimmen Sie ab!“

Der junge Mann nickte sehr ungern, aber er that es doch, und mit vielem Anstand. „Ja, ich — gehe,“ antwortete er. „Ich gehe — und ich danke Ihnen. Ich werd' nun also kalt lächelnd thun, was wir abgemacht haben; und morgen — morgen bring' ich Ihnen den ersten Bericht aus dem Weinberg dieses Herrn!“

Käthe gab ihm ihre noch etwas magere, jungwarme Hand. „Thun Sie das. Adieu!“

Nach einer stilvollen Verneigung vor der Fremden („vollschick!" dachte Käthe) zog Götz sich gegen den Rhein zurück, trat auf den Uferweg, und die helle Gestalt leuchtete noch eine Weile, gegen die Fähre zu, bis sie hinter Bäumen verschwand. Käthe warf einen raschen prüfenden Blick auf die junge Dame. Das noch verschleierte Gesicht hatte schöne dunkle Augen, eine zierliche Nase, aber einen etwas großen Mund mit üppig aufgeblühten Lippen. Ueberhaupt war die Gestalt so recht aus der Knospe heraus, nicht mehr weit von der Grenze, wo die Fülle mit der Jugend zu hadern anfängt. Wie es nun war, stand es ihr gar gut; Käthe, die an ihren eigenen schlanken Armen noch allerlei auszusetzen hatte, sah mit einer Art von Neid, wie voll aufgeblüht diese Andere war. Zugleich hatte sie aber ein plötzliches Mitleid mit der Rundlichen, denn es kam ihr vor, als würden die dunkeln Augen feucht. „Womit kann ich denn nun dienen?" fragte sie recht herzlich. „Wollen wir hinauf in mein Zimmer gehen?"

‚O nein, o nein," sagte die Dame hastig, mit einem wohl unwillkürlichen Blick zum Gasthaus hin, wo eben auf Käthe's und Benno's Balkon der Hauptmann Kastner in seinem braunen Sommeranzug erschien, Benno hinter ihm. Es war, als wenn die Dame leicht erzitterte. Der Hauptmann warf übrigens nur einen Blick in die Landschaft, zum Siebengebirge und den Rhein hinunter; dann traten die Männer ins Zimmer zurück. Die Fremde that einen langen Athemzug. „Lieber hier," setzte sie nun hinzu, „in der freien Luft! Wenn es Ihnen recht ist —"

„Gewiß, gewiß," sagte Käthe. „Setzen wir uns! hier auf diese Bank!"

„Ich heiße Pauline Jonas," fing die Dame nach einem neuen tiefen Athemzug an und schlug, vom Hause abgewandt, ihren Schleier zurück; die Wangen waren jetzt bleich geworden. „Tochter des Gerichtsraths Jonas in Bonn — eine halbe Eisenbahnstunde von hier —"

„O, ich weiß! ich weiß!"

„Und ich hab' Sie schon gesehen, gnädige Frau. Auf dem Drachenfels!"

„Auf dem Drachenfels?" fragte Käthe. „Na ja, also doch! Mir war ja doch *auch*, als hätt' ich Sie schon gesehen. Sie saßen da irgendwo, an einem kleinen Tisch — oder irr' ich mich?"

Mit einem rührenden Lächeln schüttelte die junge Dame den Kopf. „Nein, Sie irren wohl nicht —"

„Ich war aber nur einmal oben. Vor sechs Tagen, glaub' ich: am Mittwoch."

„Da *war's* auch!" rief die Dame aus. Ueber ihre laute Stimme offenbar erschrocken, wiederholte sie leise: „Da war's auch. Da — — Ach, es wird mir so schwer!"

Käthe, die die schönen großen Augen nun wirklich naß werden sah, ward ganz Mitgefühl. Wart, ich helf' Dir! dachte sie. So recht herzlich lächelnd legte sie ihr eine Hand auf den Arm: „Vor *mir* muß Ihnen nichts schwer werden, liebes, gutes Fräulein; ich bin eine verheirathete Frau und verstehe Alles!"

„Sie sind so lieb", seufzte Pauline. „Darum wag' ich ja auch — — Also auf dem Drachenfels! Am Mittwoch. Der Abend war so schön, viele Leute oben; ich an einem kleinen Tisch mit — mit dem Hauptmann Kastner; — Sie kennen ihn, gnädige Frau." — Käthe nickte stumm. — „Ich hatt' ihn von Bonn begleitet; denn er lebt auch in Bonn . . . Ich bin nämlich — — Ich bin seine Braut."

Käthe fuhr fast von der Bank in die Höhe. „Ah! Seine Braut!"

„Ja. — Er hat Ihnen wohl nicht gesagt, daß er eine Braut hat —"

„Nein," warf Käthe so hin. Sie sah aber, daß das Fräulein noch blasser wurde, und setzte geschwind hinzu: „Noch nicht."

Pauline wiederholte mit einer Art von Lächeln: „Noch nicht . . . Also Sie saßen an einem andern Tisch, bei einer Flasche Wein, Sie und Ihr Herr Gemahl; denn er nannte Sie seine kleine Frau. Sie waren so lustig, so glücklich; der Hauptmann und ich, wir wurden beide ganz still, wir hörten zu, wie Sie lachten und scherzten und plauderten . . . Darf ich Alles sagen?" — Käthe nickte herzlich; sie legte ihre Hand auf Paulinens Hand, tätschelte sie ermuthigend, und Pauline fuhr fort: „Sie gefielen mir nämlich gar so sehr. Das ist doch eine Frau zum Verlieben! dachte ich mir endlich; und schauen Sie, indem ich das denke, da wendet sich der Hauptmann zu mir und sagt: ‚ist das nicht eine Frau zum Verlieben!' — — Sonderbar — nicht wahr . . . Dann trat ein Herr zu Ihnen — er kannte Ihren Herrn Gemahl —"

„Ah ja," sagte Käthe: „Herr von Enzenberg. Die Beiden sahen sich nach Jahren wieder; Schulkameraden —"

„Und noch ein zweiter Herr kam an Ihren Tisch; wissen Sie das auch noch? Der den Herrn von Enzenberg kannte; so einer von diesen Bergsteigern, die auf jede Höhe hinauf müssen, die nur noch von Rundsichten leben; — ja, Sie erinnern sich. Sie hörten seine Bergfexereien an, und Sie neckten ihn. Ach nein, Sie neckten ihn nicht: mit ihrer entzückenden, lustigen, geistreichen Beredtsamkeit —"

„O, o, o!" rief Käthe aus.

Pauline fuhr aber fort, mit dem hübschen rheinländischen Anklang ihrer weichen Stimme: — — „setzten Sie ihm auseinander, daß das doch eine einseitige Weltanschauung sei; daß nur unmalerische Leute der Erde beständig auf den Kopf sähen; und die Künstler blieben im Thal, wo die Bilder wohnen; — und so noch mehr — ich hab's nur vergessen. Das kam Alles so kräftig heraus und that doch nicht weh: es kam halt aus dem Herzen! — Lassen Sie mich nur, heben Sie den Arm nicht so; ich sag's ja nicht um Ihnen zu schmeicheln; nur um Ihnen auszudrücken" (das Fräulein that wieder einen tiefen Athemzug): „ich begreif's ja, daß man sich sehr in Sie verliebt! — — Hauptmann Kastner wurde ganz, ganz still. Endlich trennten wir uns: ich fuhr nach Bonn zurück, er weiter — nach Rolandseck — hierher. Er fuhr mit Ihnen, nicht wahr —"

„Freilich," murmelte Käthe, der nun schwül ums Herz wurde. „Schon auf dem Dampfer machten wir Bekanntschaft —"

Sie sah jetzt zwei große Thränen in Paulinens Augen und mochte nicht mehr reden.

Das Fräulein faßte sich tapfer; immer mit dem Weinen kämpfend, behielt sie doch eine klare Stimme, die nur manchmal erzitterte, und sprach immer weiter: „Er hatte drei Wochen Urlaub — verstehen Sie. Er wollte den Rhein und seine Nebenflüsse einmal gründlich kennen. In Rolandseck wollt' er nur eine Nacht bleiben . . . Er ist aber heut' noch hier, will auch noch gar nicht fort. Will noch gar nicht fort. Heut' Nachmittag — vor zwei Stunden — erfuhr ich das von einer Freundin, die ihn hier gesehen hat. Die auch bemerkt, und mir gesagt hat — — aber ich hätt's ja auch ohne das auf der Stelle gewußt. Ihnen zu begegnen ist ja ein Verhängniß! Ich begreif' es ja . . . Er ist ja aber doch mein Bräutigam. Ich hab' ihn doch lieb. Kurz — ich hab' mir nicht anders zu helfen gewußt; die Verzweiflung hat mich zu Ihnen — —"

Sie stand auf. „Gnädige Frau!" stieß sie fast schluchzend hervor. „Verzeihen Sie mir! Verachten Sie mich nicht!"

„Ach du lieber Gott," sagte Käthe weich, gerührt. „Ist das eine dumme Geschichte. — Sie meinen, er ist hier geblieben, weil ich ihm zu sehr gefalle —"

„O!" fiel ihr Pauline ins Wort, „‚gefallen'! ‚Gefallen', das paßt hier nicht. Dieser Hauptmann Kastner" — sie war jetzt dem Weinen ganz nahe — „dieser Hauptmann Kastner ist so ein gesetzter, ernster, ehrenfester Mann: daß ihm eine reizende Dame gefällt, das bringt ihn nicht aus dem Geleise — oder gar aus der Pflicht. Wie säß' er dann eine Woche hier, eine halbe Stunde von mir, ohne mir's zu sagen, ohne mir zu schreiben, heimlich . . . Das kann nur eine Bezauberung; eine tiefe Störung . . . Sie haben's ihm halt angethan!"

Von plötzlichem Schluchzen geschüttelt setzte sie noch, kaum verständlich, hinzu: „Verstehen Sie wohl!"

„Ach ja, ich verstehe wohl," sagte Käthe, vor Mitleid die Hände im Schoß in einander legend. „Ach, es mag ja auch etwas d'ran sein; was kommt nicht Alles vor in dieser verdrehten Welt! — Aber — was soll ich nun thun? Ihnen den Mann wiedergeben —"

Das Fräulein, noch fassungslos, drückte sich eine ihrer kleinen Hände an die Augen, gegen die Stirn. „Irgend was", seufzte sie. „Ich weiß nicht. Mein Kopf ist wie zersprengt. Er weiß nichts. Weiß mir nicht zu helfen!"

„Meiner auch nicht," dachte Käthe; aber sie sann nach. Sie drückte jetzt ihre Hände zusammen, als könnte sie so besser denken, oder sich schneller entschließen. „Armes, liebes Fräulein," sagte sie recht sanft, während sie inwendig fest und hart zu werden suchte. „Sie halten mich doch für eine rechtschaffene Frau?"

„Käm' ich sonst zu Ihnen?" erwiderte Pauline, die noch leise schluchzte. „Ich dachte: ‚die ist klug, und die ist gut, das hab' ich gesehen!' Und auf einmal lief ich zur Bahn . . . Verstehen Sie!"

„Das war auch nicht dumm," sagte Käthe, schon herzhafter. „Denn wir sind ja doch Schwestern, wir Frauenzimmer, sollen uns ja helfen. Wenn Sie nur nicht ein bißchen phantasiren, liebes, gutes Fräulein! Hauptmann Kastner ist hier, ja freilich; aber von seiner ‚Bezauberung' läßt er nicht viel merken. Mit keiner Silbe hat er mir angedeutet —"

„Er fühlt wohl: es ist hoffnungslos. O, er ist ja kein Geck, kein — — Um so tiefer sitzt es!"

Auf einmal war Käthe hoch, von der Bank empor. „Nun," sagte sie mit einer starken, schneidigen Stimme, „dann müssen wir es herausholen, wenn es da sitzt. Ohne Weiteres. Dafür sind wir Frauenzimmer!"

Sie ging mit großen Schritten umher; ihre Augen funkelten, ihre Lippen bewegten sich, ohne mehr zu sprechen.

Das Fräulein folgte ihr mit den Augen, eine Weile ganz still. „O, wie sind Sie gut!" sagte sie dann.

„So ein Mann!" rief Käthe aus. „Hat in Bonn eine Braut und sagt's nicht! Wart', den wollen wir —!"

Sie wußte plötzlich, was sie wollte, als würd' es ihr hell im Kopf. Zu Paulinen zurückkommend, ergriff sie deren Arm, aber tüchtig: „Das wollen wir wohl kriegen. Nur ruhig! Nur Muth! — — Wie rührend gucken Sie mich an. Und sind so hübsch; so lieb. Und wenden sich gleich so vertrauensvoll an mich; das schmeichelt mir ja doch. Das erhebt mich, das — — Geben Sie mir einen Kuß!"

Sie nahm die kleine Rundliche fest in ihre Arme und drückte ihren frischen, liebreichen Mund auf die vollen Lippen.

„O Sie engelhafte Frau!" — Pauline begann vor Rührung wieder zu schluchzen.

„‚Engel', das nützt hier nichts," sagte Käthe kurz. „Schluchzen nützt hier auch nichts. So einem Mann was vorweinen — nehmen Sie an, er käme plötzlich" (Pauline fuhr zusammen) — „oder ihm liebreich zureden, ihn rühren wollen, das macht ihn nur noch eigensinnig. Es sind ja Tyrannen. Den müssen wir mit ‚arger List' — — Können Sie das, Fräulein? Sie sehen so gut und ehrlich und treuherzig aus; können Sie, wie ein richtiges Frauenzimmer, auch ein bißchen ‚teufeln'?"

In all' ihrer Bewegung lächelte Pauline. „O, ich denke wohl," sagte sie, sich die Augen trocknend. „Ich bin ja vom Rhein!"

„Na, dann ist's gut. Folgen Sie mir nur; ich bin unternehmend, sehen Sie; und was ich thue, das können Sie auch thun;" — mit drolligem Stolz setzte sie hinzu: „denn ich bin eine furchtbar anständige Frau!" — Sie drückte Pauline an sich; dann legte sie ihr eine Hand auf die Schulter. „Er hatte Sie ja doch aus Liebe gewählt, nicht wahr —"

Pauline war wieder dem Weinen ganz nahe: „O ja, er liebte mich! sehr!"

„Dann thut er's auch noch. Wissen Sie, was wir dann machen? Wir machen den Mann etwas eifersüchtig . . . Zucken Sie nur nicht. Nur ein bißchen, verstehen Sie; nur so viel, daß er aufwacht; — das ist mein Gedanke. Denn sehen Sie, jetzt träumt er; so seh' ich es an. Er träumt so

einen Männertraum, in dem sie neben ihrer richtigen Liebe noch 'ne falsche haben; ach, das kommt ja auch bei Frauen vor. Wenn er aber sieht — verstehen Sie — die Braut macht es ebenso, dann denkt er wohl: Holla! und kommt wieder zu sich . . . Leuchtet Ihnen das ein?"

Pauline schüttelte ihren runden Kopf mit dem welligen, braunen Haar. „Ach nein, noch nicht —"

„Das thut nichts; das kommt schon. Mir schwebt etwas vor; vielleicht dieser Andere, dieser Enzenberg . . . Folgen Sie mir nur. Halten wir zusammen; Ihre Sache ist nun meine Sache; o, und ich führ' es durch! Ich bin so glücklich, so rasend glücklich, und sollte Sie unglücklich machen? Lieber in den Rhein! — Sie müssen aber eine Weile hier bleiben; können Sie das?"

„Das könnt' ich, o ja," entgegnete Pauline. „Wenn ich nach Hause telegraphire —"

Käthe ließ sie nicht ausreden. In ihrem Kopf war's wie ein Funkenschlagen; sie hielt die Andere fest am Arm und sprudelte hervor: „Sie wohnen bei mir! Da oben, aber um die Ecke; an unser Zimmer stößt da ein leeres, das haben wir mitgemiethet, um recht ungestört — — Flitterwöchner, verstehen Sie. Aber eine Freundin wie Sie stört uns nicht . . . Ja, da wohnen Sie; als Freundin. Wir sind plötzlich Freundinnen . . . Mein Mann thut es gern; was ich mag, mag er auch! Und der Hauptmann Kastner — na, der wird Augen machen, wenn er Sie auf einmal an meiner Seite —"

Pauline schloß die Augen. „Ich zittere schon," flüsterte sie, „wenn ich daran denke . . . Aber ‚Freundin' — ich — die Fremde. Wie sind Sie märchenhaft gut!"

Käthe drückte Paulinens Arm, um sie stumm zu machen. „Gar nicht märchenhaft," sagte sie. „Mein Mann würde mich plötzlich verachten, wenn ich das nicht thäte. Ich, die glücklichste Frau!"

VI.

Eine bekannte, hohe Männerstimme erklang jetzt vom Hausflur her, neben der Gartenterrasse; Käthe horchte auf, und die Andere auch. Nach einigen heiter gesprochenen Worten kam ein helles Lachen, ein sonderbares, das die Frauen schon beide irgendwo gehört hatten: es war ein kurzes, stoßweises Auflachen, in sehr hohen Tönen. In der Hausthür erschien dann mit dem Wirth ein mittelgroßer, gutgebauter Mann, nicht wie die falschen „Steirer" aus Norddeutschland, sondern mehr wie die bergwandernden Engländer gekleidet; mit röthlichem, freundlichem Gesicht, lichtblondem Haar und sehr stattlichem Vollbart. Er schlug dem kleinen Wirth auf die Schulter, schien ihn also zu kennen; auf eine halblaut gesprochene Frage des Wirthes schüttelte er den Kopf. „Nur für diese Nacht," antwortete er; „morgen will ich weiter."

„Gnädige Frau," sagte Pauline leise, „das ist ja dieser Bergsteiger auf dem Drachenfels! Den Sie so schön widerlegten —"

„Ja freilich, das ist er," flüsterte Käthe. „Aber sagen Sie nicht mehr ‚gnädige Frau'; wir sind Freundinnen!"

Der „Bergsteiger" kam in den Garten; er faßte den Wirth bei einen seiner Rockknöpfe: „Sagen Sie mal, was könnt' man denn heute Abend noch geschwind unternehmen? In die Höhe, verstehen Sie."

Der Wirth zog die Achseln hoch. „Die Zeit ist ein bißchen kurz, Herr Feldmann! Vielleicht noch auf das Hochplateau über dem Rolandsbogen —"

„Connu, connu!" sagte der Fremde.

„Oder über den Rhein, auf der Fähre, und hinter Honnef zur Haanenburg."

„Komm' ich denn da noch vor der Nacht zurück?"

Der Wirth lächelte. „Sie mit Ihren Siebenmeilenstiefeln, o ja!"

Der Bergsteiger lachte wieder auf, in den komischen, hohen Tönen. Er machte dann aber ein naserümpfend bedenkliches Gesicht: „Na — ich weiß noch nicht. Die Berge sind hier alle so kindlich, so plötzlich zu Ende; — in der berühmten Eifel, von wo ich jetzt herkomme, hab' ich mich förmlich geschämt, muß ich Ihnen sagen. Na, zunächst also ein gutes Zimmer —"

„Sehr wohl!" sagte der Wirth und rief den Kellner heran, der eben aus der Thür trat. Herr Feldmann zog so im Stehen seine Brieftasche hervor und schrieb etwas mit dem Bleistift. Käthe sah ihm zu. „Ach was," sagte sie auf einmal leise, halb zu Paulinen gewendet, mit einem übermüthig heiteren Gesicht. „Herr von Enzenberg, der thut es doch nicht; aber sehen Sie, der da — der Bergsteiger — das wär' gleich so Einer für die Eifersucht!"

Pauline dachte, sie hätte falsch gehört. „Wie meinen Sie das? Der soll den Hauptmann eifersüchtig machen?"

„Ja, mein Herz; auf Sie!" — Käthe war schon bei ihrem „Mein Herz", das sie so bald und so unwillkürlich sagte, wenn sie Jemand gern hatte.

„Um Gotteswillen!" flüsterte Pauline erschrocken, „was für ein Gedanke! — Dieser komische Mensch!"

„Ernst sollen Sie ihn ja auch nicht nehmen," flüsterte Käthe zurück. „Aber 's ist ja ein hübscher Mensch. Und so gut gewachsen. Wir nehmen, was wir kriegen können . . . Aber Ihr Zimmer! — Herr Wirth! Herr Wirth!" rief sie laut.

Der kleine, schwarzhaarige Wirth, der eben ins Haus zurückgehen wollte, kam auf diesen Ruf mit seinen schnellsten Schritten heran; denn wie Enzenberg behauptete, hatte er im Verkehr mit der liebenswürdigen Frau Käthe ‚sein Herz entdeckt'. „Gnädige Frau?" fragte er, wie wenn er ein Kammerherr wäre, der zu seiner Prinzessin spricht.

„Diese Dame, meine Freundin, bleibt hier," sagte Käthe. „Wollen Sie Nummer Zwölf für sie herrichten lassen —"

„Auf der Stelle! Sehr wohl!"

Der Wirth warf nur einen raschen, respectvollen Blick auf ‚die Freundin', dann eilte er ins Haus. Der Kellner, dem Herr Feldmann einen aus seiner Brieftasche gerissenen beschriebenen Zettel übergeben hatte, folgte dem Wirth. Jetzt drückte Feldmann sein Glas ins Auge, um die Damen zu betrachten.

„Was sehen meine Augen!“ sagte er erstaunt und ging auf sie zu. „Welche angenehme Ueberraschung! Frau Doctorin Vollmar!“

„Schönen guten Abend,“ erwiderte Käthe, recht geflissentlich freundlich, und gab ihm die Hand. „Ich wohne hier; mit meinem Mann — und mit meiner Freundin. Herr Feldmann; Fräulein Jonas . . .“

„Das ist ja unmöglich,“ dachte sie, „daß der Mann Sanskrit kann!“ — Sie machte noch geschwind einen Versuch, ob sie auf seinem ‚holden Antlitz‘ irgend einen gelehrten Zug entdecken könnte; aber ganz sacht schüttelte sie den Kopf. Es war eigentlich ein nettes Gesicht; wie es Ohrfeigengesichter gibt, so war dies eins von denen, die man recht gern einmal streicheln möchte, so schuldlos „fidel“ rundeten sich die Wangen. Aber von Wissensdurst gequält war es offenbar nicht . . . Sie hatte sich jedoch vorgenommen, Jeden darauf anzureden, ihrem ‚Tyrannen‘ zum Trotz; deshalb trat sie näher und lispelte mit einem gemüthlichen Lächeln: „Erlauben Sie zuerst eine Frage, Herr Feldmann. Können Sie Sanskrit?“

„Sanskrit?“ fragte er sehr verdutzt. „Habe nicht die Ehre —“

„Das dacht' ich,“ fiel ihm Käthe ins Wort, die über sein fassungsloses Staunen beinahe aufgelacht hätte. Sie verlor aber ihre Würde nicht und stürzte sich nun sogleich in ihr anderes Unternehmen. „Uebrigens, Herr Feldmann,“ begann sie, als fiele ihr etwas Vergessenes ein, „dem Fräulein Jonas sind Sie nicht mehr unbekannt!“

„Wieso?“ fragte er.

„Als wir neulich auf dem Drachenfels über das Bergsteigen disputirten, hat sie unbemerkt zugehört.“

„O weh!“ sagte Feldmann, sein Augenglas fallen lassend, mit einem sehr gutmüthigen Lächeln. „Da haben Sie mich in meiner Schwäche gesehen, mein Fräulein: wie mich diese geistreiche Dame niederdisputirte!“

Pauline, offenbar verlegen, wußte nicht, was sie erwidern sollte; darum fiel Käthe schnell ein: „O nein, so steht's nicht. Fräulein Jonas ist allerdings meiner Meinung, was diese Rundsichterei betrifft; aber das Mannhafte, das Verwegene, das Schneidige am Bergsteigen, das gefällt ihr gut. ‚Das sind Helden in Civil,‘ sagt sie.“

Die sehr erschrockene Pauline sah mit einem verzweifelten, abwehrenden Blick auf die übermüthige Käthe hin. Die war aber nicht mehr zu halten, sie folgte einer ‚inneren Stimme‘; durch eine kurze Gebärde mit drei Fingern antwortete sie stumm auf diesen Blick: „Laß Du mich nur machen!“

Feldmann betrachtete jetzt das Fräulein schon mit andern Augen. Er lächelte ein wenig: „Aeußerst schmeichelhaft! — Aber sehen Sie, mein Fräulein, die Berge hier zu Lande — das ist ja Kinderspiel. An denen ist nichts als das bißchen Rundsicht; na, und die darf sich ja vor diesen Damen nicht mehr sehen lassen!“

„O nein, so bös sind wir nicht,“ sagte Käthe freundlich. „Aber daß die Reisebücher, voran dieser Bädeker, den armen abgehetzten Wanderer auf jeden Aussichtsberg hinaufjagen, als wär' sonst die Welt nicht schön — daß sie immer wieder in die furchtbaren Worte ausbrechen: ‚Hier ist die Rundsicht noch um-

fassender' — — Wenn ich das nur lese: ‚umfassender', dann wird mir schon schlecht! — Und dabei schreiben sie noch: ‚malerisch', ‚malerisch'; — ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, bei dem Panorama-Blick vom Monte Generoso herunter, wo man die Welt wie 'ne Reliefkarte sieht, schreibt Monsieur Bädeker: ‚die ebenso großartige wie malerische Aussicht' — und nun kommt, was sie Alles ‚umfaßt'. Solche Leute gehen frei herum! Man kauft ihre Bücher! Ich auch! Und unserm Volk, das so schon vom Malerischen wenig versteht, dürfen sie ungestraft etwas vorschwindeln, statt daß das Reichsgericht seine Schuldigkeit thäte und sie verdonnerte: zwanzig Jahre Zuchthaus!"

„Warum nicht gleich lebenslänglich?" sagte Feldmann und lachte.

„Nein, aber daß ich ganz ernsthaft spreche," fuhr Käthe mit erglühenden Wangen fort: „sehen Sie, in diesem Garten! hier! Da kann ich halbe Tage sitzen, drei Schritt vom Rhein; Rundsicht hab' ich hier nicht, die Gegend auswendig lernen kann ich nicht — aber himmlisch ist es, und malerisch ist es auch. Wenn ich an dem herrlichen Wasser die lange, stille Insel sehe mit den schönen Bäumen, aus denen das Klosterdach so ahnungsvoll herausschaut; und wie der Fluß dann da unten am Drachenfels in die Ferne zieht . . . So still duftig stehen die Berge da, so zum Menschen gehörig, so beruhigend. Oder wenn ich drüben bei Honnef den reizenden Wasserweg gehe: zwischen je zwei von den Riesenbäumen schneidet sich immer ein Bild aus der Welt heraus, ein entzückendes Bild; nur so mitzunehmen, auch schon eingerahmt. Sie aber rennen, wie vom bösen Feind gejagt, auf die höchste Spitze, und all' diesen schönen Bildern, die dann verschwunden sind, sehen Sie auf den Kopf!"

Pauline nickte, zum ersten Mal mit Munterkeit; Käthe's Jugendfrische steckte sie an, wie es schien, auch ihr rheinisches Blut mochte wohl erwachen. Sie heftete die schönen Augen auf Feldmann; anfangs etwas schüchtern, allmählich freier und fließender sagte sie: „Bedenken Sie, zum Beispiel! Auf der Straße begegnet Ihnen ein berühmter Mann, oder eine reizende Frau, die Sie gern anschauen möchten; würden Sie denn in den nächsten dritten Stock hinauflaufen, um ihnen von da auf den Kopf zu sehen?"

„Sehr richtig!" rief Käthe aus. „Hört, hört!" — Sie warf Paulinen einen halb erstaunten, anfeuernden Blick zu, der ihr sagen sollte: „So nur immer vorwärts!"

Feldmann neigte den Kopf, so daß man seine beginnende Glatze sah — denn den Hut hatte er auf den Tisch gelegt — und zog die Schultern so hoch wie er konnte. „Na ja — hier komm' ich nicht durch. Wenn zwei solche Damen — — Mit der Zunge bin ich kein Held; auch nicht in Civil!"

„Das Fräulein wird Sie noch bekehren," rief Käthe, die ‚das Feuer schürte'; „geben Sie nur Acht!"

Feldmann lachte kurz auf, ganz nach seiner Weise. „Nein," sagte er dann, zuversichtlich lächelnd, „nein, meine gute, schöne, gnädige Frau, das kann gar kein Fräulein. Sehen Sie, unten im Thal, und in meiner Baumwollenfabrik, da bin ich nur so ein allgemeines, mitlaufendes, nummerirtes Wesen, — ich überschätze mich nicht; erst wenn ich auf die Berge komme, da

werd' ich so recht ich selbst; der eigentliche Gottlieb Feldmann. Das ist mein Beruf! Darum —"

„Und wollen wir wetten," unterbrach ihn Käthe, „daß das Fräulein Sie doch noch bekehrt?"

„Sehr gern!" rief er und lachte wieder. „Sehr gern!"

VII.

„O mein Gott," da kommt er!" flüsterte Pauline, während Feldmann noch lachte, und griff nach Käthe's Arm. Es war richtig, aus dem Hause kam der Hauptmann in seinem braunen Civil, allein, den Kopf etwas geneigt, wie in seine Gedanken versunken. Er blickte dann aber auf, zu den Damen hin, und schien Pauline zu erkennen; denn sofort blieb er stehen, und es nahm sich aus, als sei er erschreckt, verwirrt und wisse nicht, was er thun solle. „Nur Muth!" flüsterte Käthe, die sich hurtig faßte. Sie sah Feldmann und Pauline an; „die schick' ich beide fort!" dachte sie. „Beide mit einander!"

„Wie war denn das?" sagte sie rasch. „Sie wollten ja nach Bonn telegraphiren — daß Sie hier bleiben und Ihre Sachen —"

„Freilich! ja freilich!" warf Pauline dazwischen, die nur bang hinwegstrebte.

„Gehen Sie doch selbst zum Telegraphenamt; es ist hundert Schritte von hier. Ich muß hier auf meinen Mann warten; Herr Feldmann wird Sie aber gerne begleiten —"

„Mit äußerstem Vergnügen," sagte Feldmann und griff nach seinem Hut. „Wenn ich nicht belästige —"

„Nein, nein, nein," murmelte die ganz verwirrte Pauline. „Das nicht —"

„Also dann auf Wiedersehen *hier*!" zwitscherte Käthe geschwind. „Da hinaus und links!" — Sie schickte sie mit einer so entschlossenen Gebärde fort, daß Pauline davonflog, als hätte die Andere ihr einen Stoß gegeben. Feldmann folgte ihr. Nicht ins Haus hinein, sondern um die Ecke gingen sie der Landstraße zu; in einigen Augenblicken waren sie verschwunden.

Hauptmann Kastner stand noch immer auf demselben Fleck. Er hatte zwar eine Bewegung gemacht, als wolle er herantreten; dann hatte er aber wieder nur gehorcht, mit halb abgewandtem Kopf, als ziehe irgend etwas Anderes seine Augen an. Jetzt näherte er sich langsam, unsicher, nicht sehr militärisch; die kernige, gedrungene Gestalt hatte einen schleppenden Gang, der nicht zu ihr stimmte. Käthens Herz wurde fast mitleidig, als sie diesen ernsten, ehrenfesten Mann, diesen echten ‚Ritter' — dafür hatte er ihr vom ersten Tage an gegolten — in einem so sichtbar verwirrten, verknitterten Zustand auf sich zukommen sah. „Es hilft aber doch nichts!" dachte sie. „Bessern muß ich ihn doch. Und dazu muß ich ein bißchen lügen; das ist nicht zu ändern!"

Endlich stand er vor ihr. „Ich — — ich bin sehr überrascht," sagte er, mit noch mehr als sonst gedämpfter Stimme. „Und *erstaunt*, gnädige Frau. Diese —"

„Junge Dame," ergänzte sie frischweg. „Ja. Meine Freundin."

Kastner's Verwirrung nahm zu. „Ihre Freundin —"

„Ja. Noch nicht lange, aber schon sehr. Sie kennen sie ja auch!"

Der Hauptmann machte eine stumme, bejahende Bewegung. Er wiederholte sie. Käthe ließ ihm Zeit dazu.

„Ich kann Ihnen aber sagen," fing sie dann recht gemüthlich an („wie man nur so schwindeln kann!" dachte sie), „daß ich meiner Freundin eben einen Irrthum genommen habe. Sie hatte sich eingeredet — wie die jungen Mädchen sind, wissen Sie — sie müßte tüchtig unglücklich sein, denn Sie wären hier hängen geblieben aus — wie soll ich das sagen — aus einem romantischen Interesse; Sie werden sich schon denken, für wen. Ich hab' sie aber ausgelacht. Hab' ihr klar gemacht, was es ist: nichts als ein bißchen Höflichkeit und Galanterie!"

Des Hauptmanns gelbliche Farbe ward jetzt dunkelroth; nicht auf einmal, sondern nach und nach. Käthe ließ ihm wieder Zeit. Erst nach einer Weile brachte er langsam hervor, mit seinem eigenthümlichen düsteren Ernst: „Das hätten Sie doch nicht sagen sollen, gnädige Frau."

„Nicht? Warum nicht?"

„Weil — — weil's nicht wahr ist; und weil mir nichts zuwiderer ist, als die Unwahrheit. Auf die Gefahr, von Ihnen hinausmanövrirt zu werden — es hat gar keine Aehnlichkeit mit Höflichkeit. Es ist auch ganz was anderes als Galanterie. Es ist — mein Unglück ist es, scheint mir; aber ich bin wehrlos. Wehrlos. Verzeihen Sie!"

„O weh," sagte Käthe nach einem scheinbar beklommenen Schweigen, als hätte sie das sehr überrascht. „Also — wirklich so ernst? — Obgleich Sie eine Braut haben?" — Sie versuchte, einen Scherz zu machen: „Ich dachte, das fände sich höchstens bei der Cavallerie?"

Der Hauptmann erzwang ein erstes Lächeln, es war aber auch danach. „Sie sehen," erwiderte er, „es kommt auch bei der Infanterie vor . . . ‚Obgleich ich eine Braut habe' . . . Ja, ja; freilich; das ist's. Darum verdamm' ich mich selbst; natürlich. Denn wie steh' ich da: wie ein Ungeheuer, das entweder kein Herz hat, oder eins zu viel. Es ist eben über mich hereingebrochen wie — wie ein nächtlicher Ueberfall, bei dem man den Feind erst sieht, wenn es schon zu spät ist. Kurz, es ist hoffnungslos, sinnlos, ruchlos — Alles, was sie wollen. Ich kann nicht dagegen an!"

„Eigentlich thut er mir furchtbar leid!" dachte Käthe weich. Sie ließ sich aber nicht aus der Hand; ihre Komödie tapfer weiterspielend, machte sie nur ein gutherziges, mitfühlendes „Hm!" und fuhr dann etwas oberflächlich fort: „Das ist freilich schlimm. — Man muß aber Alles nehmen, wie's kommt; wir haben ja die Welt nicht gemacht. Ich meine, Ihre Braut muß sich darein finden —"

Sehr überrascht starrten Kastner's schwarze Augen sie an. Sie sprach harmlos weiter: „Ich hab's ihr auch vorhin schon gesagt. ‚Na, und wenn's auch so wäre, hab' ich ihr gesagt, es gibt nun einmal so schnurrige Menschen, die zwei zugleich gern haben. Vielleicht ist das auch gar nicht so

schnurrig; sie haben vielleicht Recht. Es gibt ja auch Menschen, die zwei Lieblingsblumen haben; oder die für die Nachtigall schwärmen und auch für die Lerche. Nehmen Sie's dann nicht so schwer! Machen Sie's lieber mit!"

„Mitmachen?" fragte Kastner. Er ward wieder bleich.

„Nun ja," sagte Käthe, so obenhin ein wenig lächelnd. „In allen Ehren, versteht sich; wie's bei Ihnen ist. ‚Sie werden ihm ja nicht untreu', hab' ich ihr gesagt; ‚Sie lassen sich nur ein bißchen gehen, wenn Ihnen noch Einer gefällt. Sie sehen sich ihn muthig auf seine Vorzüge an; er wird wohl welche haben. Vielleicht thut Ihnen das gut! Vielleicht finden Sie so Ihr verlorenes Selbstgefühl wieder — und Ihr Gleichgewicht'" —

„Das Alles haben Sie ihr gerathen, gnädige Frau?" fragte der Hauptmann, der sich kaum mehr zu fassen wußte; er starrte die junge Frau wie ein Räthsel an.

„Na ja, wie man so was räth," sagte sie ruhig („nein," dachte sie, „wie ich lügen kann!"); „wenn man merkt: für den Andern ist's das Richtige, und in seinem Sinn! — Fräulein Pauline verstand mich auch gleich, es ging ihr zu Herzen" —

„Es ging ihr zu Herzen!" rief der Hauptmann aus. „Es ging ihr — — Aber Unsinn. Was red' ich da. Sie treiben nur Ihren Spott mit mir, gnädige Frau. Sie verhöhnen mich!"

„Jetzt nimm dich zusammen," dachte Käthe, zu sich selber sprechend, „sonst bist du blamirt!" — Sie hielt den scharfen Blick der glühenden schwarzen Augen aus und lächelte spitzbübisch ernst, unklar, möglichst räthselhaft. „Wie Sie wollen, Herr Hauptmann," sagte sie, indem sie sich ein wenig gegen ihn verneigte. „Wenn Ihnen diese Auffassung lieber ist, dann widerspreche ich Ihnen nicht. Sie werden ja sehen —"

„Ja," sagte er, indem seine Stimme zu zittern anfing, „ja, ich werde sehen!"

In diesem Augenblick hörte er Feldmann's trillerndes Lachen; die Beiden kamen offenbar zurück, denn gleich darauf lachte auch Pauline hinter dem Hause, zurückhaltend, schwach, aber man hörte es doch. Dann sprach Feldmann, vom ‚Wetterhorn' oder ‚Matterhorn'; es war nicht genau zu verstehen. „Pauline!" sagte Kastner zwischen den Zähnen; irgend ein Gefühl zuckte dann durch ihn hin. Er machte eine hastige Bewegung, wie um dem Mädchen entgegen zu gehen. Nun sah er aber Enzenberg mit Benno aus dem Hause treten; er ward wieder tiefroth. Mit einem Finger unwillkürlich auf die beiden Männer deutend, hob er seine Schultern, als wollte er sagen: „Vor diesen Zeugen — was ist da zu machen!" Dann verbeugte er sich gegen Käthe, mit einem unsicheren, qualvollen Blick. „Ich — — ich kann jetzt nicht!" flüsterte er. „Auf Wiedersehen — morgen!"

Feldmann und Pauline kamen eben um die Ecke; der Hauptmann, der sie nicht mehr zu sehen schien, ging mit raschen Schritten der anderen Ecke des Hauses zu. Käthe blickte ihm nach, bis er fort war.

VIII.

„Der wird 'ne gute Nacht haben!" sprach sie hinter ihm her. „Geschieht ihm aber ganz recht!" — — „Herr Gott!" dachte sie, „was ist dies für ein Nachmittag. Eine Sorge nach der andern; ein Mensch nach dem andern; aber keiner von ihnen kann Sanskrit. Ihr Leute, laßt mich doch endlich zu mir selber kommen! Kann denn Niemand Sanskrit!"

Pauline kam mit Feldmann heran, Benno mit Enzenberg. „Warum stürzt denn der Kastner fort?" fragte Benno. „Wohin?"

„Weiß nicht," antwortete Käthe. „Du, Mann!" — Sie faßte ihn vorn am Rock und deutete mit dem Kopf auf Pauline. „Diese junge Dame wohnt bei uns, in dem leeren Zimmer!" — Da er sehr überrascht aufschaute, streichelte sie ihn: „Mach kein so dummes Gesicht; nachher erklär' ich Dir Alles. Sag jetzt hübsch guten Tag!"

Seinen Arm nehmend, führte sie ihn auf die neue Freundin zu. Ein ganz eigner Ausdruck von lustigem Stolz lag um ihre Augen, als sie, die Schulter an ihn lehnend, sagte: „Fräulein Pauline Jonas, da ist mein Mann!"

Benno hielt ihr die Hand hin; „mein Fräulein," sagte er herzlich, „Sie sind mir ebenso willkommen wie der kleinen Frau. — Ah, da ist ja auch der Herr Rundschauer vom Drachenfels!"

Er begrüßte Feldmann, doch nicht ganz so herzlich. Käthe sah eine Weile zu, wie die Drei mit einander sprachen. Als sie den Kopf dann ein wenig auf die Seite wandte, sah sie Enzenberg, der, beide Hände in seine elegante Joppe gesteckt — was er gerne that — mit seinem stillen, klugen Lächeln sie betrachtete.

„Was sieht er denn schon wieder an mir?" fuhr ihr durch den Kopf. Im nächsten Augenblick fiel ihr ein: „Sprachgenie. ‚Für den war nie eine Sprache schwer,' hatte Benno gesagt. Sollte er vielleicht —?"

Jedenfalls nichts versäumen . . . Sie machte ein paar Schritte, als wollte sie bei ihm vorbei auf das Haus zugehen, sagte aber leise, sobald sie neben ihm war: „Herr von Enzenberg!"

„Meine Gnädige?"

„Können Sie Sanskrit?"

Seine langen, feinen Brauen gingen in die Höhe. „Sanskrit?" wiederholte er erstaunt. Nach einem kurzen, forschenden Blick war er aber schnell gefaßt; mit einer seiner anmuthigen Verneigungen sagte er: „Zu dienen. O ja."

Käthe verwunderte sich nun doch. „Sie können wirklich Sanskrit?"

„Nicht so wie Max Müller; aber es geht. In meinen besseren Tagen — als ich noch braver war, wissen Sie — da hab' ich es gelernt. Warum fragen Sie?"

Die junge Frau wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. „Bleiben Sie noch eine Weile hier?" fragte sie zurück.

Ihm huschte etwas übers Gesicht, das sie nicht verstand. „Ob ich noch hier bleibe?" sagte er dann leichthin. „Ich dachte. Noch drei Wochen, dacht' ich."

„O, das ist gut!“ flüsterte sie vergnügt; Benno und die Andern waren übrigens weiter fort gegangen, auf das Wasser zu. „Würden Sie ganz außerordentlich lieb sein, Herr von Enzenberg, und mir ein bißchen Anleitung geben, wie man Sanskrit lernt?“

Er schien nun wieder sehr zu erstaunen. „Ihnen?“ fragte er.

„Ja, mir. Ich möchte hinter meines Mannes Rücken“ — sie lächelte übermüthig: „das heißt, ihm zum Trotz — das heißt, um ihn zu überraschen — möchte ich Sanskrit lernen. Stehen Sie mir bei? Möchten Sie mir helfen?“

„Welche Frage,“ erwiderte er. „So viel Sie wollen; natürlich. Mit — wie sagen Sie — mit überlebensgroßem Vergnügen!“

„Wie reizend; wie dank' ich Ihnen,“ sagte Käthe treuherzig. „Nur den ersten Anfang, wissen Sie; dann helf' ich mir weiter. — Gleich morgen?“

„Zu jeder Zeit!“

„Wirklich? — O, wie gut. — Dann sagen wir: morgen Vormittag, wenn mein Mann seinen Spaziergang — —“

Sie unterbrach sich, denn Benno kam. Pauline war mit Feldmann, der eben wieder seine hohen Töne lachte, draußen am Ufer geblieben; Benno trat an seinen Arbeitstisch, wo er die ausgebreiteten Blätter in die große Schreibmappe legte. „Du,“ sagte er, „Fräulein Jonas scheint mir zu gefallen. Sie hat was Gemüthliches. Jetzt will sie Herrn Feldmann dort am Wasser zeigen, wie schön die Welt von *unten* ist. Ich trag' nur meine Gelehrsamkeit ins Haus, dann gehe ich wieder hin.“

„O, wie brav Du bist,“ lobte ihn Käthe, seine Schulter streichelnd. „Du wirst immer braver!“ — Sie warf noch einen kindlich triumphirenden, verstohlenen Blick zu Enzenberg hinüber; dann lief sie davon, zu den Andern am Rhein. Benno legte sein Buch auf die Mappe und nahm das Schreibzeug in die linke Hand.

„Du! Vollmar!“ sagte Enzenberg, indem er am Tisch entlang ging, die Hände in den Taschen. „Du hast doch noch Max Müller's Sanskrit-Grammatik hier, die Du mir neulich zeigtest?“

„Ja, freilich. Warum?“

„Die mußt Du mir heute leihen, Vollmar.“

„Wozu?“

„Weil ich Sanskrit daraus lernen will.“

Benno sah ihn an. „Du? Bist Du verrückt?“

„Ich will Dir was sagen, Vollmar. Unser Gespräch vorhin, über mein scheußliches Nichtsthun — und die Vorwürfe Deiner Frau — das hat mir einen Stoß gegeben. Und da sie fragte, ob Sanskrit so schwer ist — — Kurz, ich will wieder etwas thun.“

Benno lächelte. — „Sehr schön! Aber *Sanskrit*? Mein guter Enzenberg, das führst Du nicht durch!“ — Er schlug das Buch auf, das auf der Mappe lag, und hielt ihm die bedruckten Seiten hin. „Schau! Das da ist Sanskrit. Macht Dir das Muth?“

Enzenberg schüttelte sich. „Gräßlich!“ sagte er langsam. „Ein Dickicht von unmöglichen Buchstaben. Ein — — Das hilft aber nichts. Ich will durch. Wie sagt man in der Tragödie? Mein Entschluß ist von Erz!“

Benno starrte ihn noch immer an und begriff es nicht. „Weil meine Frau Dich ein bißchen heruntermachte —?“

„Ja.“

„Und weil sie dann fragte, ob Sanskrit so schwer ist?“

„Ja.“

„Merkwürdiger Mensch. — Dein wirklicher, blutiger Ernst?“

Enzenberg nickte nur.

„Dann wär es ja Christenpflicht, Dir dabei zu helfen. Ich will Dich anleiten, wenn Du willst —“

„Du?“ fragte Enzenberg, so überrascht, daß er mit dem Kopfe zuckte.

„Wenn Du wirklich —“

Enzenberg schlug mit einem überzeugend ernsthaften Lächeln auf seine Brust; „von Erz!“ sagte er noch einmal. — „Aber daß Du —“

„Wer denn sonst, als ich? — Komm nur gleich mit hinauf, eh' das Feuer verraucht. Bis zum Abendessen haben wir noch eine Masse Zeit. Ich weihe Dich etwas ein!“

„Du wolltest ja am Wasser —“

Benno machte eine wegwerfende Bewegung: „Die schwärmen auch ohne mich. Willst Du schon wieder auskneifen, Synapt?“

„Ah!“ sagte Enzenberg und richtete sich hoch auf. „‚Synapt!‘ Das ist blutige — — Jetzt nehm' ich es an, hol' mich der Teufel. Komm, gehen wir hinauf!“

Er zog Benno das Buch und die Mappe aus der Hand, ließ ihn das Schreibzeug nehmen und hängte sich in seinen Arm. „Ach was,“ dachte er, während sie zur Hausthür gingen, — „warum nicht: es bleibt in der Familie. Heute lehrt er mich Sanskrit, morgen ich seine Frau!“

IX.

Es war der nächste Vormittag; Käthens Traum hatte sich erfüllt. Sie saß wirklich und wahrhaftig, wie sie sich's gewünscht hatte, in verstohlenster Heiterkeit, ohne daß ihr kluger Mann es ahnte, in ihrem Salon am runden Tisch, mit Jemand, der sie Sanskrit lehrte. Hinter ihr war die große Balkonfensterthür und das Siebengebirge und die Welt, die gingen sie nun nichts mehr an; sie kümmerte sich um nichts, sie bildete sich. Sie machte sich den Männern gleich. Sie hatte hier einen Mann, der sie dazu machte. Herr von Enzenberg saß neben ihr, denn es war nur ein einziges Buch für sie beide da; vor ihnen stand das große Tintenfaß, weiße Blätter und lange Bleistifte lagen auf dem Tisch umher. Es war Alles so gelehrt, so männlich, wie sie es gewollt hatte. Ihre Wangen brannten auch schon; — doch nicht bloß von der Freude, vom Eifer, auch von der unerwarteten Anstrengung, die diese indische Grammatik ihr machte. Sie hatte sich's leichter, lustiger gedacht. Sie kam sich schon vor wie ein Eichkätzchen, das im Drehrad läuft.

Zuweilen ging ihr sogar ein leiser Schwindel durch den Kopf. „Aber nur nichts merken lassen," dachte sie; „nur nichts merken lassen . . . Das kommt von diesen faulen Flitterwochen . . ." Immer hob sie wieder den Kopf, als thue ihr das Alles sehr gut, als sei sie sehr glücklich, und sie verbreitete über ihr Gesicht ein tapferes, lebensfrohes Lächeln.

„Sehen Sie," sagte Enzenberg, mit dem Finger deutend, „hier ist dann die Eintheilung der Buchstaben nach den Organen, mit denen man sie ausspricht: ob mit der Kehle, oder dem Gaumen, oder der Zunge, und so weiter. Also erstens: gutturale —"

„Uff!" stieß Käthe heraus, als sie sich vor diesem neuen Berg angekommen sah. „Entschuldigen Sie; ich muß einen Augenblick Athem schöpfen. Siebenunddreißig Consonanten und dreizehn Vocale — also fünfzig Buchstaben — das hat mich übermannt. Das ist ja doch eine unerhörte Anmaßung dieser alten Inder: fünfzig Buchstaben. Wir haben fünfundzwanzig!"

„Was ist da zu machen," sagte Enzenberg lächelnd. „Diese fünfzig entstanden so nach und nach —"

„Das hätten sie sich vorher überlegen sollen, diese alten Hindus. Gott, und was für Buchstaben! Unglaubliche Geschöpfe! Statt unsere deutschen oder lateinischen Schriftzeichen zu nehmen, die so niedlich sind, dachten sie sich diese entsetzlichen Ungeheuer aus, mit Querbalken, Strebepfeilern, Drachenschwänzen, Korkziehern, aufgehängten Katzen . . . Mögen Sie diese alten Inder, Herr von Enzenberg?"

Enzenberg schien sie zu mögen; denn sein Gesicht hatte ein so merkwürdiges, glückliches, jugendliches Lächeln, wie sie's noch nie an ihm gesehen hatte, obwohl seine Augen umrändert waren und die Wangen bleich. Er beugte sich etwas vor, um an der feurig rothen Rose zu riechen, die sie vor ihre gelbe Blouse gesteckt hatte (ein bißchen dreist! dachte sie); dann antwortete er mit seinem geistreichen Augenaufschlag: „Die alten Inder, gnädige Frau, die hatten mehr Zeit als wir. Im Ganzen haben sie sie doch nicht schlecht benutzt!"

„Na ja," sagte Käthe, die sich wieder aufraffte. „Jedenfalls spaßige, erfinderische Leute; das Ganze ist so spaßig — so lustig! — Also weiter, weiter! Erstens: gutturale . . . Wissen Sie übrigens, daß Sie heute gar nicht gut aussehen?"

Enzenberg lächelte wieder, ebenso strahlend glücklich wie vorhin. „Ich? Mir fehlt nichts. Ganz im Gegentheil —"

„Sie sehen so überwacht aus. Als hätten Sie nicht geschlafen."

Er schüttelte den Kopf. „Ich schlief nie so gut!"

„Was plauscht denn dieser Hausdiener? Vor Tagesanbruch," sagt er, „ist er hinauf zum Bahnhof gegangen, da hat er in Ihrem Fenster noch Licht gesehen."

„So?" sagte Enzenberg. „Ja, richtig: ich machte einmal Licht, um auf die Uhr zu sehen."

„Nein, die Lampe, sagt er. Die hat noch gebrannt."

„Von der weiß ich nichts. Ich vermuthe, er hatte einen zu viel auf die Lampe gegossen . . ."

Mit großem Eifer sah er wieder ins Buch, blätterte darin weiter und sagte: „Uebrigens, diese Ihnen verhaßten Vocale schreibt man nur im Anlaut mit all' diesen ‚Drachenschwänzen' und ‚Korkziehern'. Wenn sie auf einen Consonanten folgen, so werden sie mit einfacheren Zeichen geschrieben: sehen Sie hier."

Eine neue Gesellschaft von verrückten Buchstaben marschirte ihr entgegen. „Ah, das ist zu toll!" sagte Käthe. „Also für jeden Vocal noch ein zweites Zeichen." — Er nickte. — „Also nicht fünfzig Buchstaben, sondern dreiundsechzig!"

„Es kommt noch schlimmer, gnädige Frau," bemerkte der immer lächelnde Enzenberg. „Ich bin selbst erschrocken —"

„Sie? Wann denn Sie?"

„Nun — damals, vor Jahren — als ich diese Wundersprache lernte. Ich hab' dann aber in einer Nacht — — Verzagen Sie nur nicht!"

Käthe richtete sich unwillkürlich auf und setzte sich grade; sie war nun größer als er. „Wie können Sie von Verzagen sprechen," sagte sie, fast empört. „Sie denken wohl, weil ich eine Frau bin . . . Bitte, Herr Professor, fahren Sie nur fort!"

„Mit dem größten Vergnügen, tapferer Herr Student. Man muß sich also, wohl oder übel, diese Doppelzeichen der Vocale merken . . . Seufzen Sie?"

„O nein," sagte Käthe. Aber sie stand auf. Sie hatte das entschiedene Bedürfniß einer kleinen Abwechselung, einer Unterbrechung . . . „Entschuldigen Sie einen Augenblick; ich will nur 'mal hinschauen, ob Fräulein Pauline auch auf ihrem Posten ist!"

In ihrem Geschwindschritt ging sie zu einer der drei Thüren, die dieser geräumige, hübsch möblirte „Salon" hatte; es war die Thür zu ihrem Schlafzimmer, von dessen Fenster man auf die Fahrstraße sah, die nach Mehlem führt. Beim Fortgehen hatte ihr Benno gesagt (da die kluge junge Frau gefragt hatte), er werde seinen Morgenspaziergang heute nach Mehlem machen. Darum saß nun Pauline an diesem Fenster, mit dem Auftrag, zuweilen einen Blick auf die Straße zu werfen, und es augenblicklich zu melden, wenn sie den Doctor zurückkommen sähe. Käthe schaute hin; ja, da saß sie noch. Sie stickte an einer Handarbeit ihrer neuen Freundin, die sie sich ausgebeten hatte, denn ihre eigenen Sachen waren von Bonn noch nicht angelangt. Als sie Käthe in der Thür hörte, blickte sie auf und lächelte ihr zu.

„Noch nichts zu sehen, mein Herz?" fragte die junge Frau.

Pauline schüttelte ihren zierlich runden Kopf.

„Gott, wie sind Sie fleißig!" rief Käthe, huschte zum Fenster, um einen Blick auf Paulinens Arbeit zu werfen, und küßte sie auf das braune Haar.

„Und Sie denn nicht?" sagte Pauline.

„Ja freilich, ich auch!" erwiderte Käthe, tüchtig dazu nickend. „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken, sagen ja die Dichter. Geben Sie nur recht Acht!"

Sie ging wieder, schloß die Thür und kam — wenn auch weniger hurtig — zu dem runden Tisch und zu ihrem „Professor" zurück. „Ja," sagte sie, „Pauline ist auf ihrem Posten. Sie stickt und sie späht."

„Eine angenehme junge Dame," bemerkte Enzenberg.

„Und so rührend gut! — — Aber arbeiten, arbeiten." Sie setzte sich wieder und hob einen ihrer langen Arme: „Es lebe das Sanskrit! — — Aber sagen Sie. Wie haben Sie nur all' diese Vogelscheuchen von Buchstaben gelernt?"

„Ich? Ich hab' die Nacht — —"

Er brach ab. Auf das Buch tippend, begann er einen anderen Satz: „Ich hab' eben jeden Buchstaben so oft gemalt, bis ich ihn in der Hand und im Kopfe hatte. Das sollten die Gnädige auch thun, mein' ich —"

Sie ward roth und fiel ihm ins Wort: „Gewiß! Auf der Stelle!" Einen der langen Bleistifte nahm sie in die Hand, als wär' es ein Schwert, zog mehrere weiße Blätter heran und schaute dann mit einem ihrer Falkenblicke in das Buch. „Da! Mit dieser ‚harten Gutturale', dem k, fang' ich gleich an! Das sieht wie ein halb verfallenes Stacket aus . . ."

Sie begann langsam malend zu schreiben.

„Bitte, nicht so, gnädige Frau," sagte Enzenberg. „Zuerst schreibt man den besonderen, unterscheidenden Theil eines jeden Buchstabens;" — er machte es ihr mit seinem Bleistift vor: „Also hier diese Schleife, sehen Sie. Dann die senkrechte Linie, und zuletzt die wagerechte. So."

Sie sah ihm bewundernd zu: „Wie fix Sie das können. Das haben Sie wohl Jahre lang geübt!"

„Doch nicht; wenn ich das behauptete, da würd' ich lügen. Aber wissen Sie, ich hatte mir geschworen: es muß!"

Käthe nickte eifrig; sie hob wieder ihre Waffe, den Bleistift; in diesem Augenblick ward aber an die Thür zu ihrem Schlafzimmer geklopft. „Was ist denn das?" sagte sie. „Das Fräulein? — Man hat keine Ruhe!"

Sie sprang auf, lief zur Thür und öffnete sie. Pauline stand dort an der Schwelle, nicht mehr rosig und heiter wie vorhin, sondern erregt und blaß. „Warum klopfen Sie denn?" fragte Käthe mit einem flüchtigen Lächeln. „Wir betreiben ja nichts Ungesetzliches. Kommt denn schon der Gatte?"

„Noch nicht," flüsterte Pauline. „Aber jetzt geht der Hauptmann da unten auf der Landstraße auf und ab und schaut bald nach Ihrem, bald nach meinem Fenster —"

„Lassen Sie ihn nur; warum nicht?" sagte Käthe leise. „Nach seinem einsamen Abend hat er nun Sehnsucht nach uns. — Hat er Sie denn nicht an meinem Fenster gesehen?"

„Nein; ich versteckte mich!"

Käthe sah das Mädchen, das vielleicht älter war als sie, mit staunendem Kopfschütteln an. „Merkwürdig," dachte sie, „wie die Menschen sind! Jedem muß man helfen!" — „Fräulein Pauline," raunte sie dann, „Sie sind ein Feigling. Sie müssen sich ihm zeigen; aber, verstehen Sie, ohne ihn anzuschauen. Sie müssen über ihn weg in die Luft sehen, als — — na, als wären Sie eine Wolke und er ein Laufkäfer. Gehen Sie nur wieder ans Fenster! Nur Muth!"

Sie schob sie sanft ins Schlafzimmer zurück und schloß die Thür. Indem sie zum runden Tisch zurückging, sagte sie so obenhin: „Mein Mann kommt noch nicht. — Warum blättern Sie?"

Enzenberg war bei der zweiten Hälfte des Buches und schien dort etwas zu suchen. Er schlug noch einige Blätter um; „gnädige Frau," erwiderte er, „ich dachte eben: die Buchstaben üben müssen Sie ja doch allein. Ich sollte Ihnen jetzt diesen harten Frohndienst etwas heiterer machen, indem ich Sie mitten in die Sache führe. Sehen Sie, hier hinten schwingt sich die Grammatik zu einem langen Uebersetzungsstück aus dem Hitopadêscha auf —"

„Hitopadêscha?" unterbrach sie ihn. „Was ist das?"

„Wörtlich: ‚heilsame Unterweisung'. Ein Lehrbuch der Staatsweisheit; mit Sprüchen, Fabeln, Geschichten. Ein recht hübsches Buch."

„Aber um Gotteswillen, woher wissen Sie das Alles? Sie, der ‚Synapt'?"

Enzenberg lächelte mit den Augen: „Ein weiser Mann hat es mich gelehrt. — Lassen Sie uns hier auf der zweiten Seite anfangen: das paßt so hübsch zu Ihrem Unternehmen. ‚Sarva — dravyeshu' —"

„Das lesen Sie so fließend weg?"

„Na, hier ist's nicht schwer: Max Müller war so freundlich, den Text in lateinischen Buchstaben zu wiederholen."

Käthe fuhr auf. „In lateinischen? O, dann lassen Sie mich lesen!" — Sie blickte ins Buch und folgte seinem hindeutenden Finger, dessen Brillantring sie einen Augenblick störte. Etwas schwerfällig, aber doch ohne Stocken las sie mit gehobener Stimme: „Sarva — dravyeshu vidyâ eva dravyam âhus an — uttamam."

„Schau!" sagte sie und blickte stolz auf. „Ich lese ein indisches Buch in der Ursprache!"

Enzenberg deutete wieder mit dem Finger: „Darunter die deutsche Uebersetzung; hier."

Sie hob wieder die Stimme und las: „Unter allen Dingen Kenntniß allein ein Ding, sagen sie, nichts über sich habend . . ."

Jetzt sah sie den „Professor" befremdet an.

„Das heißt in gutem Deutsch," sagte dieser lächelnd: ‚Kenntniß oder Wissenschaft nennt man das Höchste aller Güter'."

Vor Ueberraschung und Vergnügen schlug Käthe die Hände zusammen. „Sehr richtig! — O wie wahr! — Jetzt mag ich sie schon, diese alten Hindus!"

„Wollen Sie weiter lesen?"

„Natürlich!" rief Käthe aus und sah wieder ins Buch. Hinter ihr knarrte nun aber die Thür zu ihrem Schlafzimmer; Pauline trat ein. Sie blieb am Thürpfosten stehen. „Gnädige Frau," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „Ihr Gatte ist da!"

Käthe sprang auf. „Schon! — Heiliger Buddha!"

„Aber er kommt noch nicht," fuhr Pauline fort. „Er ist mit dem Hauptmann. Durch das offene Fenster hörte ich sie sprechen; Ihr Mann will ihn über die Bahn zu einem Privatpark hinaufführen — den Namen verstand ich nicht —"

„Sogleich?"

„Ja, er thut's schon."

Käthe athmete auf. Mit einer heiteren Handbewegung sagte sie: „Ein gescheidter Mensch! — Dann haben wir noch lange Zeit!"

Sie wollte sich wieder setzen; Pauline winkte ihr aber, sonderbar befangen. Käthe ging zu ihr, mit etwas ungeduldig fragendem Gesicht. „Nämlich," flüsterte Pauline, „statt des Hauptmanns geht nun dieser Bergsteiger auf der Landstraße auf und ab. Und guckt mit seinen runden Augen herauf, wie wenn er mich suchte —"

„Na, das ist ja gut," murmelte Käthe. „Wenn dieser Tannenzapfen zu glimmen anfängt — — Haben Sie ihn recht freundlich gegrüßt?"

Das Fräulein lächelte beklommen. „Nein; ich versteckte mich —"

„Schon wieder! — O Sie Hasenpfötchen, was haben wir heute Nacht abgemacht? — Nicken Sie ihm zu. Lächeln Sie huldvoll; so. Kind, Sie kämpfen ja für Ihr Glück. Tapfer! Schneidig! Braut eines Officiers!"

Sie schob sie wieder hinaus, diesmal etwas kräftiger, und machte die Thür hinter ihr zu. „Uff!" seufzte sie. „Ueber all' den Allotria kommt man nicht zur Arbeit. Also wo waren wir? — Beim Segen der Kenntniß, oder Wissenschaft!"

Sie setzte sich auf ihren Stuhl. Enzenberg, der sie wieder so wunderlich glücklich anlächelte, führte den Wegweiser, seinen feinen, weißen Finger, über das Blatt. „Hier, gnädige Frau."

Käthe sah hin, nickte, sah dann wieder auf, in Enzenberg's Gesicht: „Ich fühle mich schon ganz sanskrit! — ‚Ahâryatvât', begann sie zu lesen, ‚anarghyatvât akshayat — vât cha sarvadâ'. Das wollen wir schon kriegen! Zu Deutsch: ‚Von der Unnehmbarkeit, von der Unschätzbarkeit, von der Unzerstörbarkeit und immer'."

Sie las es noch einmal; sie rieb sich die Stirn mit den langen Fingern; dann starrte sie hülflos auf das Papier. — „Das — — das versteh' ich nicht. Was heißt das?"

Enzenberg lächelte; aber nicht gescheidt wie vorher, sondern verlegen, wie es ihr vorkam. „Was das heißt?" sagte er, seinen Brillantring drehend. „Es klingt allerdings etwas dunkel —"

„Sie brauchen ja nur den Urtext zu lesen, dann verstehen Sie's ja."

„Freilich. Natürlich. — ‚Ahâryatvât anarghyatvât' —"

Er hielt hier schon inne.

„Nun?"

„Sehen Sie, das kommt davon," sagte er nach kurzem Nachdenken, „wenn man Jahre lang kein Sanskrit mehr liest. Nun versteh' ich diese einfache Sache nicht — ahâryatvât — es ist lächerlich! — Das heißt, verstehen werd' ich's schon; ich muß nur ein wenig nachdenken — die Wurzelformen aufsuchen —"

Er legte die Hand an seine Stirn, als säßen sie da irgendwo.

„Das begreif' ich," sagte Käthe arglos. „Denken Sie nur nach. Ich will unterdessen — —"

Sie stand schon wieder auf. Pauline, der Hauptmann, Feldmann gingen ihr durch den Kopf; irgend ein inneres Gefühl schien ihr zu sagen: Vergiß über Deinem Sanskrit Deine Leute nicht! — „Ja," fuhr sie fort, „ich will dem Fräulein Jonas sagen, sie braucht nicht mehr Posten zu sitzen; denn wenn mein Mann von der Höhe zurückkommt, kann sie ihn doch nicht sehen." Damit ging sie schon; was sie aber eigentlich dachte, war: „Ich schick' sie zu dem Bergsteiger hinunter! Der Tannenzapfen muß weiter glimmen! Kastner muß toll werden!"

So huschte sie hinaus.

X.

Enzenberg sah wieder in die Grammatik, sein Kopf ging hin und her. „Von der Unnehmbarkeit," wiederholte er vor sich hin. „‚Und immer'. Ein verruchtes Deutsch! — ‚Von der Unschätzbarkeit' . . ." Die Stirn begann ihm zu schmerzen; er fühlte nun doch eine nichtswürdige Leere in seinem hohlen, ausgekernten Kopf nach dieser verstudirten Nacht. Nur gegen Morgen hatte er ein paar Stunden geschlafen, und auch die unruhig, schlecht. An seinem Hinterkopf war ihm gar nicht gut. „Ja, ja," dachte er, „wenn man das Arbeiten verlernt hat . . . Am Ende war ich doch zu frech, es zu unternehmen! — ‚Von der Unschätzbarkeit' . . . Hole sie der Teufel!"

Halb schlafend starrte er auf die Buchstaben und hörte den Doctor Benno gar nicht, der hinter ihm aus seinem Zimmer eintrat, den weichen Hut auf dem Kopf und den Stock in der Hand. Benno ging auf eine Kommode zu, da er etwas suchte; jetzt fiel ihm von der Seite her Enzenberg ins Auge, und er blieb verwundert stehen. Was that denn Enzenberg an diesem Tisch, allein? gemüthlich über einem Buch? und so ganz versonnen? — Er trat leise näher und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Enzenberg fuhr nervös zusammen.

„Wie kommst Du hierher?" fragte Benno.

Sich wie immer geschwind fassend, antwortete Enzenberg: „Ich? Ich suchte Dich. — Bleibst Du jetzt hier?"

„Nein; ich wollte nur ein Opernglas holen, wegen der Aussicht oben im Park — da liegt's!" — Er nahm es von der Kommode, wo es zwischen Büchern lag. — „Weswegen suchtest Du mich?"

„Wegen einer Stelle im Sanskrit; ich hab' mich einmal festgefahren —"

„Wahrhaftig," sagte Benno überrascht, „das ist die Sanskrit-Grammatik! — Wunderbarer Mensch. Du fährst also unverdrossen weiter?"

„Versteht sich. Ueber Stock und Stein! — Aber da will ich mir mit dem Deutschen helfen, und nun ist das Deutsch wie Sanskrit! — Hier."

Benno blickte in das Buch hinein; „nun ja," sagte er mit leicht überlegenem Lächeln: „weil's eben, wie es soll, wortwörtliche Uebersetzung ist. — ‚Ahâryatvât' . . . Ah, jetzt seh' ich. Es bezieht sich auf die Wissenschaft. ‚Von der Unnehmbarkeit, von der Unschätzbarkeit, von der Unzerstörbarkeit und immer' —"

„Diese Stelle mein' ich."

„Nun, das heißt: ‚denn man kann sie Dir nicht nehmen‘ — die Wissenschaft — ‚man kann sie nicht schätzen, und niemals zerstören!‘“

Enzenberg schlug sich vor die Stirn. „Ich dummer Kerl; natürlich! — Du, ich danke Dir!“

„Keine Ursach’,“ warf Benno hin. „Ich muß fort. Der Hauptmann wartet. Also ochse weiter!“ — Er ging mit seinen festen, gleichen Schritten zur Corridorthür hinaus und die Treppe hinunter.

„Verzagen muß man nie,“ dachte Enzenberg, dessen kluge Augen wieder ganz behaglich lachten. „Der Zufall ist wirklich oft wie ein Heinzelmännchen. Daß dieser Vollmar selber — — famos! — — Wenn ich nur bei der Fortsetzung nicht wieder anrenne . . .“

Er überflog, was nach der „Unzerstörbarkeit“ kam. Es ging Alles gut; er verstand „mit einiger Frechheit“ Alles. Seine Sehnsucht erwachte wieder, er ward ungeduldig. Er trommelte auf den Tisch. Diese entzückende Frau, wo blieb sie denn? Sie sollte endlich wiederkommen . . .

Jetzt ging auch schon die Thür; die schlanke Gestalt trat ein. Käthe hatte sich mit der zaghaften Pauline gründlich ausgesprochen, sie dann hinunter geschickt; da sie in Pauline’s Zimmer am offenen Fenster gestanden, hatte sie nichts von Benno gehört. Schon bei der Thür lächelte sie liebenswürdig: „Nun, Sie armer Herr von Synapt? Hat es sich gefunden?“

„Die unklare Stelle?“ fragte Enzenberg. „Ahâryatvât? Natürlich. Es war nur eine kleine Stockung hier oben!“

Er deutete auf seine weiße Stirn; dann wartete er, bis sie sich gesetzt hatte, und legte den Finger auf die „unklare Stelle“. „Sehen Sie,“ sagte er kokett bescheiden, „nach Untersuchung der Wurzelformen heißt es: ‚Denn man kann sie Dir nicht nehmen‘ — nämlich die Wissenschaft — ‚man kann sie nicht schätzen, und niemals zerstören!‘“

„Natürlich!“ rief Käthe; „natürlich! — Und wie hübsch das gesagt ist von den alten Indern. — Aber ich bewundere Sie, daß Sie nach so langen Jahren noch so viel Sanskrit können — Sie, ein ‚Nichtsthuer‘ — das ist wirklich Sprachgenie!“

„Sagen Sie das nicht,“ fing er an. Plötzlich drehte er sich, so daß er ihr voll ins Gesicht sah, und heftete seine grünlich-braunen Augen so fest auf die ihren, daß ihr fast bange wurde. Er lächelte sie an: „Ja, ja, sagen Sie’s nur. Bewundern Sie mich nur ein bißchen; ich verdien’ es nicht, aber es thut mir so gut. Sie ahnen ja nicht, wie wohl es mir thut. Es stärkt mich, es gibt mir einen — —“

Er sprach nicht aus, aber wie unbewußt legte er eine Hand auf die ihre, die gerade neben dem Buch lag. Die seine war warm; sie schien sogar leise zu zittern. „Liebe, gnädige Frau,“ sagte er, offenbar die Worte suchend — „wie gern ich Ihnen gefallen möchte, kann ich ja nicht sagen. Daß ich mit Ihnen hier sitze“ — er lächelte: „so heimlich — das ist schon wie Weihnachten. Man hofft dann auf Ostern und Pfingsten!“

„Oho!“ dachte Käthe und unterdrückte eine plötzliche Angst, die ihr über den Rücken lief. „So Einer bist Du? Du hoffst was?“ — Sie war

schnell „beisammen"; ganz sacht, aber unwiderstehlich zog sie ihre Hand fort und schaute ihn dann eine Weile ruhig schweigend an. Enzenberg erwiderte ihren Blick, ohne sich zu rühren. Er versuchte es mit einer Art von Lächeln; vor ihren stillen, ernsten Augen schmolz es aber weg. Er saß endlich ebenso ernst da wie sie.

„Herr von Enzenberg," sagte sie sanft, fast scherzend, aber so, daß man doch ihren Willen hörte.

„Gnädige Frau?"

„Die ‚überlebensgroßen Worte', von denen ich gestern sagte."

„Hätte ich —?"

„Ja, Sie; eben."

„Erlauben Sie: dieses war doch ganz, ganz klein —"

„Aber es will überlebensgroß werden. — Wir sitzen hier so gut. Wir arbeiten so schön. Thät' es Ihnen nicht leid, wenn Sie uns das störten?"

„Gewiß, gewiß," sagte er rasch. „Aber —"

„Oder haben Sie das Arbeiten schon satt? Wollen Sie ‚sich lächelnd weiter vertheilen', so wie Ihr Synapt?"

„Nein, nein, nein," entgegnete er; es stieg ihm eine Röthe in die Wangen, nachträglich, wie es schien. „Auf Ehre nicht. Ganz und gar nicht. Es ist umgekehrt. Ich fühle seit gestern Abend einen verrückten Arbeitsdrang in mir, den ich auch schon zu den abgestorbenen ‚Körpertheilen' zählte. Ich möchte ja den ganzen Tag so mit Ihnen studiren —"

„Ah!" stieß sie etwas unsicher heraus.

Er beeilte sich, hinzuzusetzen: „Und Ihre heiteren Stoßseufzer über die alten Hindus hören — und mir einbilden, daß ich Ihnen etwas nütze, daß ich Ihnen helfe. Es ist eine merkwürdige —"

„Also dann lassen Sie uns so weiter ‚büffeln', in aller Gemüthlichkeit," fiel sie ihm ins Wort. „Wie zwei Kameraden, die vor dem Examen liegen. Wollen wir das thun?"

Enzenberg sah ein paar Augenblicke schräg aufs Papier; die halb geschlossenen Lider schienen eine elegische Entsagung zu verdecken. „Gnädige Frau," sagte er dann mit weichem Augenaufschlag, als ergebe er sich in ihre Hand: „wie Sie es verlangen, natürlich, so wollen wir es thun. Wenn ich nur nicht das Glück verliere, Ihr ‚Professor' zu sein!"

„Also! Fahren wir fort. — ‚Sam — gamayati' —"

An die Thür zum Corridor ward geklopft. Enzenberg zuckte vor Mißvergnügen; Käthe hob den Kopf. „Ach du lieber Gott!" seufzte sie. „Eine neue Störung. Pauline schon wieder da? — Herein!"

Es erschien aber nicht Pauline, sondern einer der beiden Kellner, ein untersetzter, bartloser junger Mensch. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte er, „ein Herr will Sie durchaus sprechen. Ich hab' ihm gesagt, die gnädige Frau empfängt jetzt keinen Besuch; aber er sagt, Sie erwarten ihn, Sie haben ihn bestellt. Ein Herr Götz, aus Honnef."

„Der Vetter!" rief Käthe aus und ließ beide Arme sinken. „Nein," dachte sie, „was ich mir Alles aufgepackt habe, es ist schon zum Auswachsen!" —

Sie sah Enzenberg's offenherzig mißmuthiges Gesicht und mußte nun doch lächeln. „Ich hab' ihm allerdings gesagt, er soll täglich kommen und mir — — Wo ist er denn?"

„Im Speisesaal," antwortete der Kellner.

Käthe ergab sich in ihr Schicksal: „Gut, ich lasse bitten!" — Sowie aber der Kellner hinaus war, sagte sie, sich fast überstürzend: „Er soll Sie aber lieber nicht sehen! Sonst muß ich ihn ja auch zum Vertrauten machen — und so ein junger Mensch. Der verschwatzt sich doch. Bitte, gehen Sie auf den Balkon; ich schick' ihn schnell wieder fort; nur für fünf Minuten!"

„Auf den Balkon?" fragte Enzenberg, dem das offenbar gar nicht gefiel.

Sie legte ihm hurtig die Sanskrit-Grammatik in den Arm. „Der Balkon ist lang," sprudelte sie, „in der Ecke links sind Sie ganz versteckt!"

„Man wird mich aber vom Garten aus sehen —"

„Da ist jetzt doch Niemand." — Sie reichte ihm seinen Hut vom Tisch: Bitte, schnell, schnell, schnell! Ich erlöse Sie bald!"

Enzenberg verneigte sich resignirt und verschwand auf dem Balkon nach links. Käthe schüttelte ihr krauses Haar; „es gibt zu viel Menschen," sagte sie empört vor sich hin, „man kommt nicht zu den Büchern!" — Nur noch einige Secunden vergingen, so ward auch schon geklopft. „Herein!" rief sie fast zornig.

Vetter Götz trat in die Thür, heute fast noch mehr Sommer als gestern: er war von oben bis unten weiß, in einem höchst eleganten Anzug; einen riesigen Panamastrohhut hielt er in der Hand. „Verehrteste Frau Cousine," sagte er nach einer schwachen Verneigung, in seiner gemüthlich schleppenden Weise — „ich komme, mich vorschriftsmäßig zu melden. Nach gethaner Arbeit —"

„Schon?" fragte sie.

„Bitte: es ist eben Mittag. Und da ich —"

„Nein! Wie kann es schon Mittag sein!"

„Doch. Die Sonne hat Zwölf geschlagen. Darum erlaube ich mir, mich zu präsentiren —"

„Als westindischer Pflanzer!" sagte sie und sah ihn von oben bis unten an.

„Nun ja: ein Pflanzer bin ich ja auch." — Er trocknete sich mit seinem kleinen, feinen Taschentuch die Schläfen, und seine hellen Augen seufzten förmlich. — „Darum hab' ich mich noch gestern Abend kalt lächelnd nach Köln aufgemacht und diesen fertigen Anzug gekauft, um darin zu arbeiten. Hochschick; nicht?"

Käthe erwiderte trocken: „Die Arbeiter, die ich in Weinbergen gesehen habe, waren nicht so gekleidet; — aber ich hab' ja nicht Alle, die es gibt, gesehen. — Und in diesem Unschuldskleid haben Sie auch wirklich gearbeitet, Vetter?"

„Mit Pomp! Spät Abends von Köln zurück, Morgens früh mit meinen Leuten in den Weinberg; und mit der Ausdauer gegraben und geschnitten. Es war ganz enorm!"

Käthe wurde weicher, zutraulicher. „Und es machte Ihnen Freude; wie?"

„Freude?“ sagte er und sah sie mit kläglichen, Mitleid fordernden Augen an. „Eine grauenhafte Temperatur; ich glaub', hundert Grad. Mich hielt nur der Gedanke aufrecht: um Zwölf meld' ich's ihr!“

„Guter, tapferer Vetter!“ — Ihre herzliche Stimme streichelte ihn ein wenig. — „Und Sie hielten aus —“

„Gräßlich!“ antwortete er, das ‚Aushalten‘ mißverstehend. „Schauderbar! Ich transspirte heftig! — Aber von Zeit zu Zeit sagt' ich mir: hier in diesem Weinberg liegt sie —“

„Wer?“

„Ihre Achtung. Da sollt' ich sie ja finden, haben Sie gestern gesagt. Schönste Frau Cousine! Achten Sie mich nun?“

Sie lächelte holdselig, aber wie ein Spitzbube. „Eben fang' ich an!“

„Erst anfangen —“

„Ich mußte ja ganz von vorn beginnen,“ fiel sie ihm ins Wort. „In einem Vormittag kommt man da nicht weit! — Haben Sie nun auch was gelernt, Vetter?“

„Versteht sich. So viel man an —“

„Einem Vormittag lernen kann. — Ich wüßte, was ich thäte, wenn ich der Frau Doctorin Vollmar so imponiren wollte, daß sie mit mir Arm durch Arm Brüderschaft trinken muß!“

„Trinken,“ seufzte er. „Ich hab' einen Durst! — — Was würden Sie denn also thun?“

„Ich würd' in meinem Weinberg ein ganzes Stück Land übernehmen und sagen: das bearbeit' ich ganz allein! in dem mach' ich Alles, was zu machen ist: schneiden, graben, schwefeln, Heuwürmer fangen — und was es sonst gibt. Dann hätt' ich was Ordentliches gelernt, wissen Sie, und dann könnt' ich was. Und wer mich dann noch nicht achtete, den verachtete ich!“

„Hm!“ murmelte Götz, von diesem Gedanken betroffen; offenbar die junge Frau bewundernd: was der Alles einfiel. — „Ach,“ sagte er, „auf die Achtung der Anderen verzicht' ich mit der Ruhe; mir liegt nur an Ihnen. Also wenn ich das thue, dann kommt es zum Bruderkuß?“

„Zur Brüderschaft jedenfalls! Da haben Sie meine Hand!“

Er schien auch auf den Kuß zu rechnen, denn indem er ihre Hand eine Weile festhielt, lächelte er hoffnungsvoll. „Topp! Schon bin ich entschlossen! — Und wenn mich in der Hitze die Melanchie — Melancholie — übermannen will, dann denk' ich an diese himmlisch kühle Hand, die ich jetzt verehrungsvoll küsse!“

„Das ist beinahe schön gesagt,“ bemerkte Käthe, während sie langsam ihre Hand zurückzog. Sie blickte nun aber schon zum dritten Mal verstohlen nach dem Balkon, auf dem der arme Enzenberg immer noch mit Max Müller's Grammatik stand. Sich ein Herz fassend, sagte sie: „Nun muß ich Sie aber bitten, Vetter —“

Da klopfte es schon wieder. Mit gereiztem, dreifachem „R“ rief sie: „Herein!“

(Schluß folgt.)

Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71.

Von

J. von Verdy du Vernois.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Anfangs Juli 1870 begann der dritte Cötus der Kriegsakademie seine Uebungsreise, wie solche alljährlich den Abschluß des dreijährigen Cursus bildet. Sie erfolgte unter Leitung des Lehrers in den Generalstabsgeschäften, Oberstlieutenant Bronsart v. Schellendorf I. Aus Interesse für die Sache, sowie verbunden durch freundschaftliche Beziehungen mit ihm, übernahmen — wie dies bereits in früheren Jahren mehrfach geschehen war — Oberstlieutenant v. Brandenstein, Hauptmann v. Hahnke und ich die Leitung der einzelnen Abtheilungen. Diese Uebungsreise ist für das Gesammtergebniß der auf der Akademie zu erlangenden militärischen Ausbildung vom höchsten Werth; sie wird stets von allen Theilnehmern mit großer Freude begrüßt, und in der That ist sie nicht allein die für den Beruf lehrreichste Zeit jener Studienjahre, sondern sie gehört auch, trotz oft recht anstrengender Arbeit, mit zu der angenehmsten, an welche die Erinnerung mit Vergnügen haften bleibt. Das Heraustreten aus den Unterrichtsstunden und aus den Bureaux in ein frisches Wanderleben, die freie Luft, der Ritt durch häufig noch unbekannte Gegenden, und das frohe anregende Zusammenwirken der in unserer militärischen Jugend so zahlreich vorhandenen Talente üben einen besonderen Reiz aus. So war auch diesmal, als wir uns in Oranienburg versammelten, die Stimmung eine frohe und gehobene.

Gleich beim Beginn der Reise tauchten jedoch plötzlich die ersten Nachrichten auf, daß das spanische Ministerium dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern den erledigten Thron angeboten habe, und, einmal in die Oeffentlichkeit getreten, entstand im französischen Volke eine, vielfach auch künstlich genährte Erregung, welche die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Preußen in sich schloß. Im raschen Wechsel der Ereignisse schwoll diese Möglichkeit bald zur Gewißheit heran, bald schien sie in sich wieder zu versinken.

Sicherlich beschäftigten auch uns diese Vorgänge im höchsten Maße, ohne daß jedoch die Arbeit selbst dadurch beeinträchtigt wurde. Der Gedanke an einen Krieg gegen Frankreich war nichts außergewöhnliches; er schwebte vielmehr schon seit langer Zeit in der Luft. Namentlich aber trat er in den Vordergrund, als im Jahre 1866 noch vor Abschluß des Friedens mit Oesterreich die Gelüste Frankreichs auf das linke Rheinufer, einen – wenn auch nur für kurze Zeit — officiellen Ausdruck gefunden hatten. Seitdem lebte man in der Ueberzeugung, daß über kurz oder lang der Zusammenstoß kaum zu vermeiden sein würde. Wir konnten mit Ruhe diesen Augenblick erwarten, da die Armee schlagfertig war, das Bündniß mit den übrigen deutschen Staaten gesichert erschien, und wir die Zeit benutzt hatten, alle Vorbereitungen auf das Eingehendste zu treffen.

Dennoch hatte Niemand geglaubt, daß gerade jetzt der Krieg zum Ausbruch kommen würde. Seine Majestät König Wilhelm I. befand sich in Ems; die vornehmsten Räthe der Krone waren von Berlin zum größten Theil abwesend, und die Officiere, welchen vorzugsweise die Vorbereitungsarbeiten für einen etwaigen Krieg zufielen, insbesondere die des Generalstabes und des Kriegsministeriums, theils dienstlich auf Reisen, theils auf Urlaub.

Die Nachrichten, welche aus Frankreich eingingen, erheischten zwar im hohen Grade Aufmerksamkeit, forderten aber zunächst noch zu keinen Maßregeln heraus. Unsererseits beabsichtigte man keineswegs den Krieg hervorzurufen, und man glaubte für den Augenblick um so weniger an einen solchen, als die Candidatur des Erbprinzen die deutschen Angelegenheiten in keiner Weise berührte. Wieweit man übrigens damals in leitenden Kreisen davon entfernt war, den Krieg heraufzubeschwören, dafür dürfte hier das Nachstehende einen Beleg geben.

Am 11. Juli ging dem Kriegsminister General v. Roon in Berlin folgende Depesche des General-Adjutanten Sr. Majestät, Generallieutenant v. Treskow, aus Ems zu:

„Die Nachrichten aus Paris, welche Euer Excellenz durch das Auswärtige Amt mitgetheilt worden sind, erfordern, daß diejenigen Maßregeln vorbereitet werden, welche zur Sicherheit der Rheinprovinz, Mainz und Saarlouis nothwendig werden können. Seine Majestät der König erwarten umgehend entsprechende Vorschläge, eventuell telegraphisch."

Die Antwort lautete:

„11. Juli, Mittags 4 Uhr.

An des Königs Majestät, Ems.

Nach Erwägung der durch das Telegramm von heute früh erwähnten Angelegenheit im Einvernehmen mit den hier anwesenden Staatsministern, dem Geheimrath v. Thiele, dem General v. Podbielski und dem Oberst v. Stiehle[1]) stelle Euer Majestät ich unterthänigst anheim, von Specialmaßregeln Abstand zu nehmen, weil

Saarlouis binnen 24 Stunden sturmfrei

und

[1]) In Vertretung des abwesenden Chefs des Generalstabes.

das fünf Märsche von der Grenze belegene Mainz in 48 Stunden mit hinreichender immobiler Besatzung versehen sein kann. Militärische partielle Maßregeln unsererseits würden aber dergleichen feindlicherseits hervorrufen und wir würden unaufhaltsam in den Krieg treiben.

Halten Euer Majestät, nach bestimmten Nachrichten von offensiven französischen Maßregeln, den Krieg für unvermeidlich, so würde nur die Mobilmachung der gesammten Armee mit einem Schlage als rathsam angesehen werden können. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Gezeichnet) v. Roon."

Mehrfach hatte man in früheren Fällen die Armee bei bedrohlichen politischen Verhältnissen allmälig in die Kriegsformation durch vereinzelte und aufeinander folgende Maßregeln übergeführt. Das Unzulängliche eines derartigen Verfahrens stellte sich dabei um so mehr heraus, als die Vorbereitungen für einen Krieg, der die Aufstellung der gesammten Wehrkraft des Staates beansprucht, in einheitlicher, das Ganze umfassender Weise getroffen werden müssen und nur dann ihren vollen Nutzen haben können, wenn sie gleichzeitig zur Ausführung gelangen. Ueberdies ist, seit die allgemeine Wehrpflicht sich bei uns eingebürgert hat, die Mobilmachung des Heeres eine tief einschneidende Maßregel, die sich in allen Kreisen der Bevölkerung auf das Empfindlichste fühlbar macht und so große Opfer auferlegt, daß man zu einer solchen nur schreiten wird, wenn der Krieg unvermeidlich erscheint. Ist die Mobilmachung aber erfolgt, so wird der Lauf der Ereignisse kaum mehr aufzuhalten sein, am allerwenigsten bei politischen Fragen, bei denen die Ueberzeugung besteht, daß sie ihre Lösung nur durch die Entscheidung der Waffen finden können.

Es ist Aufgabe der Friedensthätigkeit, sowohl des Kriegsministeriums wie des Generalstabes, Alles, was dann eintretenden Falles erforderlich wird, auch soweit vorbereitet zu halten, daß eine Ueberraschung nicht stattfinden kann, wenn andererseits die diplomatische Führung sich gleichzeitig ihrer Aufgabe gewachsen zeigt. —

Als wir im Verlaufe der Uebungsreise unseren Aufenthalt für einige Tage in Neu-Ruppin nahmen, ließen die eingehenden Nachrichten auf eine bedenkliche Verschärfung des Conflictes schließen. So verlebten wir im Verkehr mit den uns in liebenswürdigster Weise entgegenkommenden Kameraden des dort in Garnison befindlichen Regiments 24 (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) manche aufregende Stunde. Ein Jeder, der den Krieg bereits kennen lernte und selbst Zeuge gewesen ist, wie viel Noth und Elend ein solcher auch im glücklichsten Falle im Gefolge hat, wird ihn sicherlich nicht herbei wünschen. Aber andererseits erscheint es sehr erklärlich, daß, wenn einmal die Entscheidung gefallen ist, der Soldat freudig den höchsten Aufgaben seines Berufes entgegensieht, dem er sein Leben gewidmet hat. Und so trennten wir uns, als wir Neu-Ruppin verließen, von den dortigen Kameraden mit den Rufen: „Auf Wiedersehen auf dem Felde der Ehre!" Wir haben sie dort wiedergesehen, die tapferen Männer vom Regiment Großherzog von Mecklenburg-Schwerin! Aber

das Wiedersehen war doch etwas anders, als wir es uns in jenen frohen Stunden ausgemalt hatten. Es war am 17. August, als General von Moltke mit uns über das Schlachtfeld von Vionville und Mars la Tour ritt. Dort fanden wir sie, massenhaft hingestreckt auf den Boden, wo sie den siegreichen Kampf des vorher gegangenen Tages mit ihrem Leben und Blut bezahlt hatten. Das Regiment hatte getreulich das Seinige beigetragen, den unvergänglichen Ruhm jenes Schlachttages zu erkämpfen, und zwar mit einem Verlust von nicht weniger als 56 Officieren, 1 Arzt und 1099 Mann an Todten und Verwundeten. Unter diesen befanden sich sein Commandeur, drei Stabsofficiere und sämmtliche Hauptleute und Compagnieführer.

Gleich nach unserem Abmarsch aus Neu-Ruppin beruhigten sich aber wiederum einmal die aufgeregten Wogen, und zwar in Folge der Entsagung des Erbprinzen auf den spanischen Thron. Wir konnten uns daher ruhig anderweitigen Gedanken für die Zukunft hingeben, und ein Jeder dachte wohl zunächst nur daran, was er nach Beendigung der Uebungsreise unternehmen wollte. Da plötzlich in Templin, am 15. Juli, wendete sich das Blatt von Neuem. Wir hatten eben unser gemeinschaftliches Mittagessen beendet, als ein Telegramm den Leiter der Uebung, Oberstlieutenant v. Bronsart, sofort nach Berlin zurückberief und mir die weitere Führung übertrug. Wenige Stunden darauf wurde auch Brandenstein, welcher die Bearbeitung der Transportangelegenheiten der Armee im großen Generalstabe unter sich hatte, abberufen, und bald nachher ging auch mir ein gleicher Befehl zu. Inzwischen hatte sich in Templin bereits das Gerücht verbreitet, daß in der Nacht der Mobilmachungsbefehl zu erwarten stände, ein Gerücht, welches durch die Anordnung, daß der Telegraphendienst in der Stadt auch des Nachts ausnahmsweise unterhalten werden sollte, seine Bestätigung zu finden schien.

Unter diesen Umständen schloß sich auch Hahnke an mich an, und so fuhren wir beide gemeinschaftlich auf einem schnell besorgten Bauernwagen bei schönem Mondschein nach der zunächst zu erreichenden Eisenbahnstation Angermünde. Die Officiere der Kriegsakademie verließen zum Theil an demselben Tage, zum Theil am folgenden Morgen, als der betreffende Befehl auch für sie einging, Templin, um sich so schnell wie möglich zu ihren Regimentern zurück zu begeben; unsere Pferde kamen per Fußmarsch nach.

In Angermünde auf dem Bahnhofe fanden wir Brandenstein noch vor, da inzwischen kein Zug von dort abgegangen war. Hier erfuhren wir auch, daß der Mobilmachungsbefehl gegeben sei, und trafen schon das dort garnisonirende Bataillon in den frühesten Morgenstunden in vollster Arbeit, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Ueberall waren Trupps thätig, die für die Feldausrüstung bestimmten neuen Uniformen, sowie die Patronen zu empfangen, die Feldfahrzeuge aus ihren Unterkunftsräumen hervor zu holen, und mit ihrer Beladung zu beginnen. Von allen Seiten strömten schon Leute und verschiedene Commandos zum Bahnhofe, um sich nach den Gestellungsorten zu begeben oder Transporte zu geleiten. Ueberall war Alles bereits in vollster Bewegung! Indem uns so die Thatsache der Mobilmachung vor Augen geführt

wurde, konnten auch wir uns des Eindruckes nicht entziehen, den dieser Ausgangspunkt ernster Stunden und blutiger Kämpfe hervorrief.

Mit dem nächsten abfahrenden Zuge gelangten wir noch im Laufe des Vormittags nach Berlin und begaben uns unmittelbar vom Bahnhof nach dem Generalstabsgebäude, Behrenstraße 66. Wenn man den heutigen Palast auf dem Königsplatze dagegen sieht, so muß man noch nachträglich den Kopf schütteln, mit wie beschränkten Räumlichkeiten sich der damalige Apparat für die gesammte Heeresleitung hat behelfen müssen! Außer jenem Hause gehörte uns nur noch ein kleines Gebäude, ich glaube sogar nur miethweise, in der Schöneberger Straße jenseits des Canals, in welchem die trigonometrische Abtheilung Unterkunft gefunden hatte.

Als wir am Abend das Bureau verließen, um uns nach unseren Wohnungen zu begeben, sagten wir uns aus vollster Ueberzeugung: „Jetzt ist Alles fertig; nun kann es losgehen!“ —

Ueber die Vorbereitungen zu einem Kriege schweben noch verschiedene Ansichten, und es ist vielleicht von Werth, wenn hier auf dieselben etwas näher eingegangen wird. Diese Vorbereitungen fallen in das Gebiet verschiedener Geschäftskreise; namentlich werden selbstverständlich dadurch das Kriegsministerium und der Generalstab berührt. Ersterem liegt vorzugsweise die Mobilmachung und die Versorgung der Armee auf allen Gebieten (Munition, Verpflegung u. s. w.) ob, letzterem Alles, was sich auf die Operationen, also auf die eigentliche kriegerische Thätigkeit des Heeres im Felde bezieht. An beiden Stellen kann und soll von langer Hand her Alles bis auf das Eingehendste vorbereitet sein.

Was hierbei die Verwendung der Truppen betrifft, so müssen diese nach beendigter Mobilmachung auf Grund eines bestimmten Planes zunächst aus ihren Friedensstandorten an diejenigen Stellen übergeführt werden, an welchen man sie in Massen vereinigen will. Diese Punkte können jedoch nur mit Rücksicht auf die Absichten, welche man weiter zu verfolgen gedenkt, gewählt werden. Es muß also nach dieser Richtung hin bereits Alles vorher planvoll erwogen und festgestellt sein. Die Zusammenstellung dieser Erwägungen und die aus denselben sich ergebenden Absichten werden gewöhnlich als „Kriegsplan“ bezeichnet. Indeß weist schon der verewigte General-Feldmarschall Graf von Moltke im Generalstabswerke, wie an anderen Stellen seiner Schriften darauf hin, daß man sich unter einem derartigen Kriegsplan nicht die Durcharbeitung aller Operationen bis zur Beendigung des Feldzuges vorzustellen habe. Denn alle Voraussicht geht nicht über den muthmaßlichen ersten Zusammenstoß mit dem Gegner hinaus. Was dann geschieht, bleibt davon abhängig, unter welchen Umständen dieser Zusammenstoß erfolgte, und wie sein Ausgang sich auch in Einzelheiten gestaltet hat. Allerdings werden gewisse große Ziele dem Feldherrn stets vorschweben, die je nach den eigenthümlichen Verhältnissen, unter welchen man in den Krieg geht, oder wie diese sich während desselben gestalten, auch eine veränderte Gestalt annehmen können. Für uns war dieses große Ziel im Jahre 1870 unschwer zu finden: es lag darin, die französische Hauptarmee aufzusuchen und, wo man sie traf, zu

schlagen. Dann hatte die diplomatische Thätigkeit freie Hand, auch ihre Ziele zum Abschluß zu bringen. Andere Verhältnisse können aber dazu führen, daß man beschränktere Aufgaben zunächst zu erreichen sucht. So war uns in den dänischen Kriegen die feindliche Armee unfaßbar, sobald sie sich auf die größeren Inseln zurückzog. Wir mußten uns damals begnügen, das feindliche Gebiet auf dem Festlande zu besetzen und konnten von den Inseln nur den Besitz derjenigen erstreben, welche für uns mit den vorhandenen Mitteln erreichbar waren. War man sich darüber klar, daß es in einem Kampfe mit Frankreich zunächst darauf ankam, mit dem französischen Heere fertig zu werden, so blieb nichts Anderes übrig, als die eigenen Massen möglichst nahe an der Grenze zu versammeln und, wenn diese Versammlung vollzogen war, den Gegner aufzusuchen, wo er sich auch befinden mochte. Wo dies sein konnte, darüber vermochte man sich wohl gewisse Vorstellungen zu bilden. Ob aber hierbei gerade dasjenige, was man selbst als ein richtiges Handeln für den Gegner erkannt hatte, auch in Wirklichkeit eintreten würde, war mit Sicherheit nicht vorauszusehen; denn auf der anderen Seite entspringen die Anordnungen doch auch nur den dort vorwaltenden Anschauungen und den daraus sich ergebenden Absichten. Da aber im Leben die Anschauungen selbst bei den einfachsten Dingen manchmal recht verschieden sein können, so wird in sehr vielen Fällen dasjenige, was der eine Theil der Kriegführenden von seinem Gegner vermuthet, sich auch oft nicht mit dem decken, was dieser zu thun beabsichtigt. General v. Moltke hatte bereits, als er Ende der fünfziger Jahre die Stelle eines Chefs des Generalstabes der preußischen Armee übernahm, in Bezug auf die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich seine Ansichten über die erste Führung desselben schriftlich niedergelegt und im Laufe der Zeit, je nachdem die politischen und militärischen Verhältnisse Veränderungen erfuhren, die eigenen Absichten einer weiteren Entwicklung und Prüfung unterzogen und ihm erforderlich erschienene Veränderungen eintreten lassen. Auf Grund dieser Erwägungen und Absichten waren die einzelnen weiteren Vorbereitungen in jedem Jahre regelmäßig getroffen worden, und so lag auch Alles, was im Jahre 1870 beim Ausbruch eines Kampfes mit Frankreich an Erlassen und sonstigen Anordnungen nothwendig war, nachdem die Ansichten des Generals die Allerhöchste Genehmigung erhalten hatten, bereits vollständig ausgearbeitet in den Bureaus des Generalstabes. Es brauchte jetzt nur noch auf jedes einzelne Schriftstück das Datum gesetzt zu werden. In ähnlicher Weise waren auch im Kriegsministerium alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen und alle Erlasse zum sofortigen Abgange bereit gestellt worden.

Die Ansichten, welche General v. Moltke über die Führung des Krieges hatte, gingen im Grunde genommen davon aus, daß wir ihn angriffsweise beginnen müßten. Die hierzu nöthige Versammlung der Streitkräfte war daher derartig anzuordnen, daß der Angriff auch sofort in Feindesland geführt werden konnte, und zwar in einer Richtung, in der man sicher war, die Hauptkräfte des Feindes anzutreffen. In Rücksicht auf die geographischen Verhältnisse erschien dem General für diese Versammlung das weit vor-

springende deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer in Rheinpreußen und der bayrischen Pfalz als das geeignetste. Von hier aus war ein Vorgehen nach jeder Richtung zu ermöglichen, selbst wenn die Franzosen die Neutralität Belgiens nicht respectiren und durch dieses Land marschiren sollten. Gleichzeitig schützte man aber auch Süddeutschland durch eine derartige Versammlung am besten. Denn, wenn die Franzosen von Straßburg aus hier vorgehen wollten, so waren wir durch den Besitz der Uebergänge über den Rhein in der Lage, ihnen auf dem einen wie dem andern Ufer dieses Flusses mit überlegenen Kräften entgegenzutreten. Sollten sie den Versuch unternehmen, weiter durch Baden nach Württemberg vorzudringen, so wäre einem solchen Unternehmen leicht durch einen Vorstoß unsererseits auf dem rechten Ufer zu begegnen gewesen, welcher sie aller ihrer Verbindungen beraubt hätte und sie im Fall einer Niederlage in eine Katastrophe verwickeln mußte. Es gelangten somit die Vorschläge des Generals zu dem Ergebniß: die Hauptkräfte auf dem linken Rheinufer zu versammeln, von dort aus die des Feindes aufzusuchen und so die Entscheidung herbeizuführen.

Weiter hatte der General aber auch überlegt, was der Gegner zu thun vermochte, um diese Absicht zu durchkreuzen. Hierbei sei bemerkt, daß man wohl daran thut, beim Entwerfen solcher Pläne seine Erwägungen stets damit zu beginnen, daß man sich zunächst klar macht, was man selbst thun will, und, wenn man hier zu einem Entschluß gekommen ist, sich dann erst zu fragen, was der Gegner etwa thun könnte, um diesen unseren Willen zu durchkreuzen. Macht man es umgekehrt, fragt man sich zuerst, was der Gegner thun kann, und baut darauf dasjenige auf, was man selbst thun will, so macht man sich von den Absichten des Gegners abhängig, läßt sich von ihm das Gesetz dictiren und begibt sich des werthvollsten Mittels für die Kriegführung: der Initiative.

Bei Betrachtung der Operationen, welche die Franzosen auszuführen vermochten, kam der General zu dem Ergebniß, daß bei der geographischen Gestaltung Frankreichs und in Anbetracht seines Eisenbahnnetzes das französische Heer sich voraussichtlich in zwei Gruppen versammeln würde, und zwar mit der Hauptmasse in Lothringen um Metz, mit einer zweiten Armee von geringeren Kräften im Elsaß. Wollten die Franzosen mehr Kräfte nach der einen oder anderen Richtung hin vereinigen, so hätte dies nur mit einem größeren Zeitaufwand geschehen können, den der Eisenbahntransport von größeren Truppenmassen auf denselben Linien mit sich bringt. Außerdem wäre die Sicherung ihres eigenen Gebietes eine geringere gewesen.

Auch unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse war also der Stoß unserer Hauptkräfte im Allgemeinen gegen Lothringen zu führen. Doch konnte dabei nicht aus dem Auge gelassen werden, daß dann die französischen Corps, welche etwa im Elsaß versammelt wurden, in der Flanke bezw. im Rücken dieses Vormarsches verblieben und somit durch einen Vorstoß nach Norden jede weitere Offensive in das Innere Frankreichs ernstlich zu gefährden vermochten. Außerdem konnte dieser, wenn auch jedenfalls kleineren feindlichen Armee gegenüber Süddeutschland nicht preisgegeben werden. Wir bedurften also auch

unsererseits einer besonderen Armee, um den französischen Streitkräften, welche sich voraussichtlich im Elsaß versammeln würden, gegenüber zu treten. Indem man diese Armee Anfangs noch zu beiden Seiten des Rheins dicht an der Grenze versammelte, behielt man es in der Hand, sie, je nachdem es nothwendig wurde, ganz oder theilweise auf dem einen oder dem anderen Ufer dieses Stromes zu verwenden. Derartige verschiedene Operationen konnten jedoch nur in Betracht kommen, wenn es den Franzosen gelang, frühzeitiger die Offensive zu ergreifen, als wir dazu bereit waren. Erfolgte eine solche, während wir noch in der Versammlung begriffen waren, nicht, so fand auch unsere linke Flügelarmee ihre Verwendung in einer Offensive auf Straßburg zu auf dem linken Rheinufer, wodurch jede Bewegung des Gegners nach Süddeutschland unausführbar und somit auch dieser Theil deutschen Gebietes am besten geschützt wurde.

Stellten sich die im Elsaß befindlichen feindlichen Kräfte entgegen und schlug man sie, so war man in der Lage, auch unsere linke Flügelarmee ganz oder theilweise zu einem weiteren Vorgehen in das Innere Frankreichs mit verwerthen zu können.

Dergestalt war das Ergebniß der Erwägungen, welche General v. Moltke anstellte, in den Vorschlägen zusammengefaßt: die Hauptmassen, in zwei Armeen gegliedert, gegen und über die Saar vorzuführen und sie demgemäß zu versammeln, während eine dritte Armee sich zwischen Landau und Germersheim zusammenziehen sollte (Anfangs noch die badischen und württembergischen Truppen auf dem rechten Rheinufer belassend), um demnächst von hier aus die Offensive in das Elsaß zu ergreifen.

Im weiteren Verfolg der Betrachtungen wurde die Möglichkeit von Landungen des Gegners, sowie ein vorschnelles Vorwerfen bedeutender französischer Kräfte in deutsches Gebiet, ohne daß diese vorher ihre Mobilmachung vollständig durchführten, in Erwägung gezogen. Auf Ersteres war kein besonderer Werth zu legen. Unsere Offensive nach Frankreich hinein machte die Verwendung etwaiger, zu Landungen bestimmter französischer Truppen in ihrem eigenen Gebiet nothwendiger, als an der Nord- oder Ostseeküste. Sollten die Franzosen einen derartigen Versuch unternehmen, so gestatteten die an den Küsten verbleibenden Reserveformationen, denselben mit ausreichenden Kräften zu begegnen, um so mehr, als hier noch eine Liniendivision zurückgelassen werden mußte, um bei zweifelhafter Haltung Dänemarks gegen diesen Nachbar Verwendung zu finden.

Was aber ein Vorgehen des Gegners mit immobilen Kräften anbetraf, so hielt der General dies seitens Frankreichs zwar nicht ausgeschlossen, erachtete aber eine solche Maßregel als eine für die Franzosen höchst unglückliche und gefährliche. Man brauchte dann nur die Ausschiffungspunkte der eigenen Corps auf den Eisenbahnen etwas weiter zurück zu verlegen; eine Maßregel, die selbst während bereits begonnener Transporte noch ausführbar erschien, und war sicher, diesem Vorstoß gegenüber bald so ausreichende Streitkräfte versammelt zu haben, daß man dem Feinde mit Aussicht auf Erfolg entgegen zu treten vermochte. Dann aber mußten sich beim Gegner alle die

großen Nachtheile geltend machen, welche daraus entstehen, wenn man Truppen, die noch nicht ausreichend kriegsbereit sind, in den Kampf führt.

Weitere Erwägungen zogen aber auch das Verhältniß zu Oesterreich in Betracht. Es lag auf der Hand und war vollständig erklärlich, daß dieser Staat danach trachtete, die ihm aus dem unglücklichen Kampfe im Jahre 1866 entstandenen Nachtheile wieder auszugleichen, sobald sich hierzu eine günstige Gelegenheit bot. Seine inneren Verhältnisse und seine finanzielle Lage legten ihm hierbei zwar große Schwierigkeiten auf, und man konnte wohl annehmen, daß eine Betheiligung Oesterreich-Ungarns an diesem Kampfe erst dann eintreten würde, wenn Frankreich Erfolge aufzuweisen hatte. Immerhin mußte man mit der Möglichkeit eines Auftretens von Oesterreich-Ungarn rechnen. Dem zu begegnen waren die Mittel durch die Verhältnisse gegeben. Denn der Transport der gewaltigen Massen an und über den Rhein konnte aus dem Innern Deutschlands nur allmälig durchgeführt werden, und nöthigte dazu, bei allen durchgehenden Eisenbahnlinien stets mehrere Corps auf dieselbe Linie zu setzen, so daß die letzten Abtheilungen erst nach einiger Zeit ihren Transport zu beginnen vermochten. Bis zu diesem Zeitpunkte aber mußte es sich klären, ob Oesterreich gleich Anfangs in den Kampf einzutreten beabsichtigte. War dort bis zu diesem Zeitpunkt die Mobilmachung nicht erfolgt, so gewann man einen ausreichenden Vorsprung für die Operationen gegen Frankreich und war überdies stark genug, diese auch sofort zu beginnen, ohne daß man die zuletzt zum Bahntransport gelangenden Corps mit heranzog. In Folge dessen blieben diese Corps so lange noch verfügbar, um gegebenen Falles gegen Oesterreich Verwendung zu finden, eine Verwendung, die sich der General derart dachte, daß man eine Defensivarmee aus ihnen bildete, welche, auf Dresden und die Elbfestungen gestützt, zunächst einem Vorgehen, auch der österreichischen Armee gegenüber, als ausreichend angesehen wurde.

Dies waren die hauptsächlichsten Absichten, welche die Vorschläge des Generals von Moltke enthielten, und für welche, wie bereits angeführt, nach eingeholter Allerhöchster Genehmigung, alle darauf bezüglichen Anordnungen bis ins Einzelste durchgearbeitet und vorbereitet da lagen, so daß thatsächlich, als der Mobilmachungsbefehl gegeben wurde, auch hier nicht das Geringste geändert zu werden brauchte und Alles seinen vorausgesehenen Verlauf hatte.

Aus dieser Darlegung der Absichten ergibt sich zugleich, daß als allgemeines Ziel wohl zunächst das französische Heer betrachtet wurde, daß aber alle Operationsvorschläge sich nur auf die Versammlung der Streitkräfte, ihre Gliederung und auf *den Beginn* der kriegerischen Handlungen erstrecken konnten.

Irgend weitergehende Absichten hier schon im Voraus zu erwägen, blieb ausgeschlossen, da erst die weitere thatsächliche Entwicklung die Grundlage für solche zu bieten vermochte. Wie diese Entwicklung sich aber gestalten würde, konnte vorher Niemand mit Bestimmtheit übersehen.

Diese Darlegung dürfte hinreichen, um sich einen Begriff vom Inhalt und über den Aufbau des Operationsplanes — allerdings nur in den allgemeinsten Umrissen — zu machen.

Thatsächlich gehören noch viele und gewichtige Erwägungen dazu, um diesen so überaus schwierigen und in den meisten Fällen für den Ausgang des Krieges so folgenschweren Entwurf für die Operationen herzustellen.

Die Zusammensetzung der einzelnen Armeen war zum Theil durch ihre Aufgaben, zum Theil aber auch durch die Richtung der einzelnen Bahnlinien bedingt.

Demgemäß setzte sich die I. Armee aus dem 7. und 8. Armeecorps zusammen, die II. Armee erhielt das Gardecorps, 3., 4., 9., 10. und 12. (königlich sächsische) Armeecorps überwiesen, während der III. Armee das 5. und 11. preußische, 1. und 2. bayerische Armeecorps, sowie die württembergische und badische Felddivision zugetheilt wurden.

Den Armeen wurden vorläufig diejenigen Corps noch nicht überwiesen, deren Transport zuletzt erfolgen sollte und deren eventuelle Verwendung gegen Oesterreich noch vorbehalten blieb. Es waren dies das 1., 2. und 6. Corps, sowie die zur Beobachtung von Dänemark bestimmte 17. Infanteriedivision.

Ferner die Neuformationen: die Garde-, 1., 2. und 3. Landwehrdivision, welche vorläufig zum Schutz der Küsten noch im Lande zurückgelassen werden mußten.

Abgesehen von der den Infanterie-Divisionen zugetheilten Cavallerie war die Reiterei in verschiedene selbständige Divisionen von ungleicher Stärke zusammengezogen, welche zum Theil den einzelnen Armeecommandos unterstellt werden sollten, theils noch vorläufig zur Verfügung verblieben, um je nach Bedarf verwendet zu werden.

II.

Die Vorgänge, welche sich inzwischen in Ems abgespielt hatten, sind bekannt. In der Forderung des französischen Botschafters, welche dieser an König Wilhelm stellte: die Versicherung abzugeben, nie wieder die Canditatur eines hohenzollern'schen Prinzen auf den spanischen Thron zulassen zu wollen, lag eine Beleidigung, die das gesammte deutsche Volk als eine auch ihm zugefügte empfand. Die bedrohlichen Nachrichten aus Paris bewogen den König, am 15. Juli nach Berlin zurückzukehren. Auf der Reise kamen ihm der Kronprinz, der Ministerpräsident, sowie der Kriegsminister und General v. Moltke bis Brandenburg entgegen, und als sich bei dem, unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung erfolgenden Eintreffen in Berlin die Nachricht vom Erlaß des Mobilmachungsbefehls in Frankreich bestätigte, wurde ungesäumt für sämmtliche, dem Norddeutschen Bunde angehörigen Truppen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ebenfalls der betreffende Befehl erlassen; in derselben Nacht auch in Baden und unmittelbar sich anschließend demnächst auch in Bayern und Württemberg.

Dies war der Stand der Dinge, als wir am 16. Juli von unserer Uebungsreise in Berlin eintrafen. Die nächsten Tage vergingen für uns in Beantwortung der eingehenden verschiedentlichen Anfragen, in Sichtung der von allen Seiten einlaufenden Meldungen und insbesondere der Nachrichten über die Vorgänge bei der französischen Armee. Dazu kam, daß wir bei der

für die Kriegsformation nothwendigen Neueintheilung des Generalstabes des großen Hauptquartiers alle nöthigen Einrichtungen für den inneren Dienstbetrieb zu treffen hatten. Ebenso mußte die Vertheilung der einzelnen Arbeitsfächer an die aus den verschiedensten Himmelsrichtungen eintreffenden Officiere, welche diesen neuen Stab bilden sollten, jetzt angeordnet werden.

Es sei gleich an dieser Stelle bemerkt, daß die Thätigkeit der Generalstabsofficiere eines großen Hauptquartiers dieselben vorzugsweise an die Bureaux fesselt. Hier nur allein können die von allen Seiten in ununterbrochener Reihenfolge eintreffenden Meldungen und Nachrichten geordnet, den verschiedenen Abtheilungen zugetheilt und in denselben bearbeitet werden, und bei der Ausbreitung der telegraphischen Netze kommen die hier beschäftigten Generalstabsofficiere nicht eher zur Ruhe, als bis am späten Abend auch die Nachrichten von den in weiter Entfernung befindlichen Corps und einzelnen Abtheilungen eingegangen sind. Dazu treten die nothwendigen Besprechungen, welche die augenblickliche Lage erfordert, die Ausgabe aller Befehle und Erlasse und der gemeinschaftliche Austausch der Ansichten in Bezug auf die kommenden Ereignisse. Hierdurch wird für die Mitglieder des Generalstabes ein Aufenthalt im Freien meist nur dann ermöglicht, wenn Märsche erfolgen, irgendwo ein größeres Zusammentreffen in Aussicht steht oder die freilich sich häufig wiederholende Entsendung einzelner Officiere, namentlich der Chefs, an die verschiedenen Armee- oder sonstigen Truppencommandos behufs Erläuterung der Absichten oder Entgegennahme der bei diesen Commandos sich entwickelnden Anschauungen stattfindet. Bei dieser Sachlage findet sich auf dem Bureau die Zeit in denjenigen Stunden, welche mit bloßem Zuwarten und nicht in Ausübung dienstlicher Thätigkeit oder der sonstigen Ansprüche der Lage verbracht werden müssen, die Ereignisse, theils für die eigene Erinnerung, theils zur Kenntnißnahme für die in der Heimath Befindlichen in Tagebuchblättern oder in Briefen niederzulegen. So erklärt sich auch, daß ich hier in der Lage bin, dann und wann Schlachtberichte und anderweitige Betrachtungen in größerer Ausdehnung in der Weise zu geben, wie sie damals niedergeschrieben worden sind. Selbstverständlich sind diese Berichte nicht an einem Tage verfaßt worden, sondern nur allmälig entstanden, je nachdem sich ein freier Augenblick hierzu vorfand.

Unter den dargelegten Verhältnissen blieb uns bereits in Berlin fast kein Augenblick frei, die eigene Mobilmachung und Ausrüstung zu betreiben; wir mußten die nöthigen Besorgungen zum Theil Anderen überlassen. Es ist ganz praktisch, wenn man sich hierzu bereits in den Zeiten der Ruhe eine genaue Uebersicht von all' den Anschaffungen anlegt, deren Besorgung dann nöthig wird, und wenn man diese Uebersicht dann und wann erneut einer Prüfung unterwirft. Schon dadurch, daß sich die Anzahl der Pferde in der Regel bedeutend vermehrt — die Abtheilungschefs kamen damals von drei etatsmäßigen Pferden, die sie im Frieden hatten, auf acht, einschließlich der Wagenpferde — wird durch deren Beschaffung wie des Sattelzeuges und der Geschirre viel Zeit in Anspruch genommen. Die Ausrüstung mit einem Wagen ist für jeden Abtheilungschef eine Nothwendigkeit. Er soll

dazu dienen, das Gepäck von ihm und den ihm unterstellten Officieren, sowie einen Theil des Arbeitsmaterials mitzuführen. In dieser Beziehung trafen Brandenstein und ich eine Verabredung, die sich nachher als äußerst nützlich erwies; er schaffte sich einen größeren Planwagen an, ausreichend, um außer seinem und seiner Officiere Gepäck auch das von den Herren meiner Abtheilung aufzunehmen; ich dagegen besorgte einen offenen Jagdwagen, der, wenn wir uns zusammendrängten, für elf Personen, ausschließlich Kutscher, Platz gewährte. Dieser Wagen, den wir den „Schlachtenwagen" tauften, hat uns ganz vorzügliche Dienste geleistet. Er gestattete uns, bei den Märschen, die oft, da das Hauptquartier so lange wie möglich an einem Punkte verbleibt, sich zu Doppelmärschen gestalteten, unter Vorausschickung besonderer Relais den Weg schneller zurückzulegen, als dies sonst der Fall gewesen wäre, und setzte uns vor Allem dadurch in die Lage, sofort mit voller Frische an die Arbeit zu gehen, sobald wir das neue Quartier erreicht hatten. Unser Beisammensein auf dem Wagen während der Fahrt ermöglichte überdies, uns über die Lage unter Zuhülfenahme der Karten, die wir hier ruhiger betrachten konnten, als wenn wir zu Pferde gewesen wären, stets auf das Ausführlichste auszusprechen, so daß diese Zeit für die Arbeit selbst nicht verloren ging. Weiterhin wurde der „Schlachtenwagen" stets einzelnen Officieren zur Verfügung gestellt, sobald diese mit besonderen Aufträgen zu irgend einer Armee entsandt werden mußten. Die Handpferde folgten demselben alsdann unmittelbar, so daß die Officiere, bei der Armee angelangt, ihre weniger angestrengten Reitpferde besteigen und die Truppen beim Marsche oder auf das Schlachtfeld begleiten konnten.

Sehr bald erfolgte jetzt auch die Ausgabe der Stellenbesetzung und Kriegsformationen der gesammten Armee. Die Vorschläge hierfür sind von äußerster Wichtigkeit: denn, ist das Schwert auch noch so gut geschliffen, so bedarf es doch immer des Armes, der es zu führen vermag, und es handelt sich darum, für jede Stelle auch den richtigen Mann zu finden. Dies ist die schwerwiegende Aufgabe des Militärcabinets, dessen Chef damals General v. Treskow war, dem bereits in jener Zeit der spätere, langjährige Chef, Oberst v. Albedyll, zur Seite stand.

Den Oberbefehl über die gesammten deutschen Streitkräfte übernahm Se. Majestät der König. Es war dies selbstverständlich, nicht nur durch die Bedeutung Preußens in dem bevorstehenden Kampfe, sondern vor Allem auch durch die persönliche Bedeutung des allgeliebten und allverehrten Monarchen. Die Hoheit der Gesinnung des doch so schlichten und einfachen königlichen Herrn, seine ruhmvoll bewährten Feldherrneigenschaften und die Energie, mit welcher er das, was er als richtig erkannte, auch stets durchführte, begründeten, von dem Erfolge des letzten Krieges getragen, in der gesammten deutschen Armee das felsenfeste Vertrauen auf eine ebenso ruhmvolle wie glückliche Durchführung des bevorstehenden Kampfes.

Zur Seite des Herrschers sahen wir zu unserer größten Freude wiederum seine getreuen und bewährten Paladine; dies für alle Zeiten so glänzende

Dreigestirn, um das uns die Welt beneiden konnte: Bismarck, Roon und Moltke.

An die Spitze der II. und III. Armee traten Prinz Friedrich Karl und Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Der Erstere hatte seine ganze Lebensthätigkeit auf seinen Beruf als Soldat concentriren können. In unabläßiger Selbstarbeit hatte er sich stets auf die großen Aufgaben vorbereitet, welche dann auch im Laufe der Jahre an ihn herantraten, und die er so ruhmvoll löste. Die Durchbildung des von ihm geführten 3. Armeecorps war eine mustergültige für die ganze Armee geworden. Er selbst stand als bewährter Feldherr aus dem schleswig-holsteinschen, wie österreichischen Kriege der gesammten Armee hoffnungsvoll vor Augen. Ihm zur Seite befand sich Oberst v. Stiehle als Generalstabschef, den die allgemeine Stimme als eines der hervorragendsten Mitglieder des Generalstabs bezeichnete.

Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte zum ersten Male im deutsch-österreichischen Kriege 1866 eine Armee vor dem Feinde geführt. Die glänzenden Erfolge desselben hatten seinen Feldherrnruhm gegründet. Sein Generalstabschef war wiederum sein getreuer Gehülfe aus jenem Feldzuge, der General v. Blumenthal, der auch bereits als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl im deutsch-dänischen Kriege sich einen außergewöhnlichen Ruf erworben hatte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit, um den Feldherrnruhm unseres dahingegangenen, jedem deutschen Herzen unvergeßlichen Hohenzollernsprossen nicht zu unterschätzen, ganz besonders betonen, daß der Kronprinz in hervorragendem Maße die zur Führung einer Armee erforderlichen Eigenschaften in seiner Person vereinigte. Jeder, der während der kriegerischen Ereignisse in seiner Nähe war, weiß dies; ich selbst kann es aus dem Jahre 1866, wo ich das Glück hatte, im Hauptquartier seiner Armee als Generalstabsofficier mich zu befinden, aus eigener Erfahrung bekunden. Es war am 28. Juni jenes Jahres, als das 5. Corps bei Skalitz, die Garde bei Soor kämpften. Das Hauptquartier der II. Armee sah sich, um je nach den eingehenden Meldungen die verschiedenen Corps dirigiren zu können, zu seinem großen Bedauern genöthigt, den Gefechten fern zu bleiben. Es nahm seinen Standpunkt etwa in der Mitte zwischen den beiden kämpfenden Corps auf den Höhen von Kostelitz. Wir hatten zwar Tags vorher dem siegreichen Gefechte des 5. Corps vor Nachod beigewohnt, aber wir wußten auch bereits, daß der Versuch des 1. Armeecorps, an demselben Tage über Trautenau aus dem Gebirge vorzudringen, mißglückt war. Außerdem trafen auf jener Höhe die telegraphischen Nachrichten von unserer Niederlage bei Langensalza und der unserer Verbündeten bei Custozza ein. Vom Ausgang der beiden Gefechte des heutigen Tages hing das Gelingen oder Mißglücken der Operation der kronprinzlichen Armee ab. Und zwar mußten wir an beiden Stellen siegreich sein, denn nur in diesem Falle vermochte die gesammte Armee des Kronprinzen aus dem Gebirge herauszutreten und die Verbindung mit der an anderen Stellen bereits in Böhmen eingedrungenen Armee des Prinzen Friedrich Karl und mit der Elb-Armee

in Richtung auf Gitschin herzustellen. Unsere Lage war mithin eine sehr ernste. Da versammelte der Kronprinz die Officiere seines Stabes um sich; auf seinen Säbel gestützt, das klare Auge auf uns geheftet, trug er selbst uns noch einmal die ganze Lage seiner Armee auf das Eingehendste in klarster Weise vor und recapitulirte die Anordnungen, welche getroffen waren, sowie die Erwägungen, welche sie hervorgerufen hatten, indem er gleichzeitig auf die hohe Bedeutung des Tages hinwies. Hieran knüpfte er die Frage, ob noch irgend Jemand einen Gedanken habe, der zum Gelingen des Ganzen beizutragen vermöchte, und, als wir dies verneinten, schloß er mit den Worten: „Nun, dann haben wir unsere Pflicht gethan; nach allen Richtungen hin ist nach unserem besten Wissen erwogen und angeordnet, was nach unserem Verständniß geschehen muß und kann; das Uebrige steht in Gottes Hand." Und keine Spur von Aufregung, keine Spur von pessimistischen Anschauungen beherrschte den hohen Führer; kaltblütig verfolgte er mit höchster Aufmerksamkeit den Gang der beiden Gefechte und hörte mit der größten Ruhe alle eingehenden Meldungen an, auf welche hin er seine weiteren Anordnungen traf. Wie bekannt, gestaltete sich durch die Tapferkeit der Führer und der Truppen dieser Tag an beiden Stellen, bei Soor wie bei Skalitz, zu einem siegreichen.

General v. Blumenthal stimmte mit unserm großen Moltke völlig in dem Grundsatz überein: „Erst wägen — dann wagen!" Ein Lächeln rief es bei uns hervor, als in einer Zeitung eines Tages der heutige Feldmarschall Graf Blumenthal als ein Muster der Vorsicht allein gepriesen wurde. Allerdings erwog er persönlich Alles, ehe er seine Vorschläge machte, bis in die kleinsten Einzelheiten auf das Genaueste und Eingehendste; aber in dem Ergebniß seiner Erwägungen war ihm stets das Gewagteste auch das Liebste, da war er am Größesten und in seinem eigentlichen Element! Ich sehe ihn noch an jenem eben erwähnten Tage bei Kosteliz, als die Gefechte auf beiden Seiten an Heftigkeit zunahmen, vor mir, wie er sich an mich, der ich die österreichische Armee in meinem Arbeitsbereich hatte, mit der Frage wandte: „Wieviel, meinen Sie wohl, daß Steinmetz dort sich gegenüber hat?" Ich antwortete: „Er stößt sicher auf ein frisches Corps; aber es muß noch ein zweites in der Nähe sein, und, wenn die Oesterreicher richtig disponirt haben, kann er sogar noch ein drittes Corps vor sich finden." Diese Antwort war, wenn man die oben geschilderte Lage bedenkt, keineswegs eine sehr erfreuliche; sie hat sich späterhin auch als zutreffend erwiesen. Aber der Eindruck, den sie damals auf den General von Blumenthal machte, war nur der, daß er seine Feldmütze hinten in den Nacken schob, mit der Hand in die Haare fuhr und sagte: „Wie schade, daß wir nicht bei Steinmetz sein können! Da möchte ich doch mal sehen, wie der Alte mit ihnen fertig wird."

Der hervorragende Kämpfer jener Tage, der „Löwe von Nachod", wie er im Munde des Volkes hieß, General v. Steinmetz, war zum Führer der ersten Armee bestimmt. Diese Ernennung erregte allerdings einige Bedenken. Allgemein war die Hochschätzung und die Anerkennung, welche man diesem tapferen Schlachtengeneral zollte; sie war eine in jeder Beziehung verdiente. Aber manche seiner persönlichen, so hoch stehenden militärischen Eigenschaften

machten ihn gleichzeitig auch leicht zu einem schwierigen Untergebenen, und seine Selbständigkeit ließ Reibungen befürchten, wenn er an der Spitze einer Armee einem Oberbefehl untergeordnet war.

In der That haben sich diese Bedenken späterhin nicht ganz ungerechtfertigt gezeigt. Manches kann in solchen Fällen die Wahl des Chefs des Generalstabes ausgleichen. Hier war die denkbar günstigste getroffen worden in der Person des Generals v. Sperling, eines klaren, umsichtigen und entschlossenen Generalstabsofficiers. Aber selbst dessen hervorragende militärische wie sonstigen Eigenschaften konnten bei einer Persönlichkeit wie die des Generals von Steinmetz nicht zur vollen Geltung gelangen.

Im Uebrigen sah man an den Spitzen der Armeecorps fast durchweg nur Generale, die sich bereits in höheren Commandostellen im Kriege bewährt hatten, und die das volle Vertrauen der Truppen besaßen. Da waren Manteuffel, der siegreiche Führer der Mainarmee von 1866, Franseckí, der Held von Maslowied am Tage von Königgrätz, Constantin Alvensleben, Kirchbach, der die zehnte Division bei Nachod und Skalitz so ruhmvoll geführt, Tümpling, der hochbedeutende Göben, Zastrow, Manstein, Alle erprobte Führer von Divisionen im Kriege, der Kronprinz von Sachsen, der mit den Söhnen seines Landes im deutsch-österreichischen Kriege sich die Hochschätzung von Freund und Feind erworben hatte, die tapferen Bayernführer Hartmann und v. d. Tann, deren Namen weithin einen guten Klang besaßen, ebenso wie die an der Spitze der württembergischen und badischen Truppen befindlichen preußischen Generale v. Beyer und v. Obernitz. Kurz und gut, man kann sich schwerlich eine Armee vorstellen, die besser mit Führern versehen gewesen wäre, als die deutsche Armee.

Für uns wurde nun noch in Bezug auf Personalfragen die Zusammensetzung unseres Generalstabes im großen Hauptquartier von besonderer Wichtigkeit. Und auch hier walteten so glückliche Verhältnisse vor, wie man sie so leicht nicht wieder vereinigt finden wird, da bei dieser Zusammensetzung der Zufall ein besonders günstiges Spiel getrieben hatte.

Ich brauche hierbei nicht vom General v. Moltke zu sprechen. Nicht nur seine Thaten, sondern auch sein ganzes inneres Wesen liegen offen und klar dem deutschen Volke vor. Ein Jeder von uns rechnet es zu den höchsten Glückszufällen des eigenen Lebens, diesem Manne in großer und schwerer Zeit nahe gestanden zu haben. Das erhabene Vorbild, das alle seine Charaktereigenschaften boten, die Großartigkeit seines, alle Verhältnisse umfassenden Geistes, die Energie bei der Durchführung seiner Pläne, in Verbindung mit der größten Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit in Allem, was seine eigene Person betraf, konnten ihre Einwirkung auf seine Umgebung nicht verfehlen. Wir befanden uns während des ganzen Feldzuges unter seinem mächtigen Einfluß, und seine sich stets gleichbleibende Güte für einen Jeden von uns mußte zu der naturgemäßen Verehrung das Gefühl der persönlichen Anhänglichkeit auf das Höchste steigern. So blickten wir zu ihm auf, wie zu einem ehrwürdigen Patriarchen seine Gemeinde emporsieht.

Ihm zur Seite befand sich als Generalquartiermeister der Armee der Generallieutenant v. Podbielski. Ich war ihm früher nie näher getreten.

Eine gewisse Bestimmtheit in seinem Wesen ließ ihn denjenigen gegenüber, die nicht Gelegenheit hatten, ihn näher zu kennen, etwas schroff erscheinen. Doch wie bald konnte ich mich überzeugen, daß dieser Mann mit seinem scharfen Verstande, mit seinem energischen Willen ein Herz besaß, das uns alle in seine treuesten Anhänger verwandeln mußte! Von ritterlicher Gesinnung, voll idealer Auffassung seiner Pflichten und treuer, kameradschaftlicher Hingebung hat er um das Zusammenhalten und um den frischen Zug in unserem Stabe sich ein wesentliches Verdienst erworben. Ich hebe dies hier hervor, weil die Wirksamkeit des Generals in dieser Richtung weniger bekannt ist. Auf seine sonstigen großen Verdienste brauche ich nicht weiter einzugehen; sie lassen sich in Bezug auf seine besondere Thätigkeit im Feldzuge am besten durch die Worte bezeichnen: Moltke konnte keinen treueren und tüchtigeren Gehülfen haben, als ihn.

Aber wir waren nicht allein durch das Schicksal bevorzugt, daß wir solche Männer an unserer Spitze sahen, auch in unseren Kreisen hatte dasselbe bei der Zusammensetzung des Stabes mit günstiger Hand gewaltet. Die drei Chefs, welche die Abtheilungen übernahmen, waren Bronsart für den operativen Theil, Brandenstein für die Transport- und Etappenangelegenheiten und ich für Alles die französische Armee Betreffende. Hiermit sind jedoch nur die wesentlichsten Aufgaben der einzelnen Abtheilungen bezeichnet; daneben fielen einer jeden einzelnen derselben noch mehrfach andere Wirkungskreise zu. Wir drei waren von unsern Kinderjahren an aus dem Cadettencorps her befreundet. Schon dort hatten wir, obgleich verschiedenen Compagnien angehörend, zusammen mit Graf Alfred Waldersee und dem leider zu früh verstorbenen Friedrich Wilhelm v. Notz[1]) gemeinschaftlich Kriegsspiel getrieben, das sehr bald das Interesse unserer Erzieher soweit wachrief, daß diese die von uns auf eigene Hand unternommene Beschäftigung begünstigten. Das Jahr 1855 führte uns in denselben Cötus der damaligen Kriegsschule, heutigen Kriegsakademie, wo wir die drei Jahre dann gemeinschaftlich verbrachten. Auch hier war das damals sogenannte Garnisonkriegsspiel, an welches sich zu betheiligen den Officieren der gesammten Berliner Garnison frei stand, für uns, neben der wissenschaftlichen Thätigkeit in der Kriegsschule, ein gemeinschaftlicher Vereinigungspunkt, der unserer militärischen Ausbildung zu Gute kam; letzteres um so mehr, als sich das dortige Kriegsspiel eines großen Ansehens erfreute und unter der Leitung ganz hervorragender Generale, wie des berühmten Generals Vogel v. Falckenstein und des Grafen Oriola stand. Auch General v. Moltke verschmähte es nicht, von Zeit zu Zeit in dem letzten Jahre unseres damaligen Zusammenseins dorthin zu kommen und es mit Aufmerksamkeit zu verfolgen[2]).

[1]) 1866 dem Stabe unseres Kronprinzen angehörend, erlag dieser hoffnungsvolle Officier zu Brünn der Cholera.

[2]) Mir selbst gereichte jenes Kriegsspiel in Bezug auf mein weiteres Avancement zu großem Vortheil, indem ich auf Veranlassung des damaligen Majors Freiherrn v. Wrangel vom Generalstabe, der mich dabei kennen lernte, bereits während der letzten Zeit meines Aufenthaltes auf der Kriegsschule zu Arbeiten im Großen Generalstabe herangezogen wurde. Freiherr v. Wrangel ist

Da Bronsart, Brandenstein und ich auch fernerhin stets in denselben freundschaftlichen Beziehungen geblieben waren und vielfach militärische Anschauungen ausgetauscht hatten, war unsere ganze Durchbildung auf dem Gebiet der Truppenführung eine so gleichmäßige geworden, wie man sie wohl selten bei drei verschiedenen Personen wiederfinden dürfte. Begünstigt wurde dieses Verhältniß auch weiterhin noch dadurch, daß wir alle drei sehr bald nach Beendigung der Kriegsschule in den Generalstab übernommen wurden und uns dort aufs Neue zusammen fanden. Einen weiteren Beleg unserer engeren Beziehungen gibt die bereits angeführte Betheiligung an verschiedenen Generalstabsreisen. Alle diese Berührungen im dienstlichen wie freundschaftlichen Umgange kamen unserem gemeinschaftlichen Dienstbetriebe nunmehr auch in dem neuen Verhältniß im großen Hauptquartier wesentlich zu Gute. So konnte beim Niederschreiben eines Erlasses an eine Armee der Betreffende von seiner Arbeit aufspringen, wenn er zu einer mündlichen Auskunft abberufen wurde, denn ohne Weiteres setzte einer von uns das angefangene Schriftstück fort, und das Ganze wurde doch aus einem Guß. Dabei standen wir im gleichen Lebensalter; nur wenige Monate trennten uns von einander; ich selbst, der jüngste von uns, hatte am Tage der Kriegserklärung mein achtunddreißigstes Lebensjahr vollendet.

Ich kann hier die Freunde meiner Jugend, die treuen Genossen in einer unvergeßlichen Zeit nicht streifen, ohne mir noch einmal in kurzen Zügen ihr Bild zu vergegenwärtigen.

Paul Bronsart von Schellendorf I war von hoher, schlanker Figur, elastisch in seinen Bewegungen, seine Gesichtsfarbe eine frische, das Haar ins Bräunliche schillernd, aus seinen klugen Augen sprach gleichzeitig ein gutmüthiger Humor. In seinen Formen wie in seiner Redeweise sehr gewandt, wußte er in strenger Logik seines Gedankenganges überzeugend einzuwirken, in seinem ganzen Charakter wie in seinem Auftreten prägte sich der Ritter „ohne Furcht und Tadel" aus. Alle seine Leistungen zeugten von einem hohen militärischen Verständniß und namentlich von einer sehr zutreffenden Voraussicht; dabei war er überaus thätig, unermüdlich und von der allergrößesten Zuverlässigkeit in seinen Arbeiten. Die mustergültigen Erlasse des großen Hauptquartiers stammen vorzugsweise von ihm her.

Carl von Brandenstein, oder wie wir ihn gewöhnlich nannten: „das Carlchen", glich Bronsart vielfach in seinen Geistes- und Verstandesgaben. Auch er war anspruchslos, schlicht und einfach für sich, auch aus seinen Augen sprach ein echt kameradschaftlicher Sinn und ein gutes Herz. Aber wenn er lebhaft wurde — und er ergriff Vieles mit großer Lebhaftig-

---

mir bis heutigen Tages ein treuer Freund geblieben. Er besaß schon in jener Zeit einen hohen Ruf aus seiner Thätigkeit in der schleswig-holsteinischen Armee. Ganz Schleswig-Holstein kennt ihn noch heute unter dem Namen „Der Tambour von Kolding". 1866 führte er ruhmvoll eine Brigade in der Göben'schen Division und trat insbesondere bei Kissingen glänzend hervor: 1870/71 erwarb er sich als Führer der 18. Infanteriedivision, namentlich vor Orléans, von Neuem reiche Lorbeeren. Zuletzt Gouverneur von Posen, nahm er als General der Infanterie den Abschied und lebt jetzt in vollster Rüstigkeit auf dem Rittergut Sproitz in der Lausitz.

keit — dann blitzte sein Auge auf und mit rücksichtsloser Zähigkeit verfolgte er die Ansichten, welche er für die richtigen hielt. Auch er war von außergewöhnlicher Leistungsfähigkeit und sein schaffensfreudiger Geist voller Initiative auf den verschiedensten Gebieten. Der ausgezeichnete Entwurf des Eisenbahntransportes für die Versammlung der Armeen und dessen Durchführung war zum großen Theil sein eigenstes Werk und eine Leistung, die um so höher angeschlagen werden muß, als uns damals noch die Erfahrung für den Transport so gewaltiger Truppenmassen fehlte. Aeußerlich war er im Gegensatz von Bronsart von kleiner Figur, untersetzt, mit hellem, lockigen Haar und blasser Gesichtsfarbe.

Leider wurden beide so hervorragende Männer viel zu früh den Ihren und der Armee entrissen, nachdem sie in dieser bis zu den höchsten Stellungen gelangt waren. Bronsart, der später lange Jahre als Kriegsminister segensreich gewirkt hat, starb als commandirender General des I. Armeecorps, Brandenstein als Chef des Ingenieurcorps und Generalinspecteur der Festungen.

Dem General v. Moltke zur Seite standen als Adjutanten: Major de Claer, sowie des Generals eigener Schwager Premierlieutenant v. Burt. Die Sorge um unseren Chef lag bei ihnen in den besten Händen, und des älteren de Claer's ganzes Auftreten stempelte ihn zu dem wichtigsten und liebevollsten Bindeglied, welches nur den General mit uns verbinden konnte.

Die überaus wichtige Stelle eines Chefs des operativen Bureaus übernahm Major Blume. Diese Aufgabe ist eine der schwierigsten, und für ihre Durchführung bedarf es nicht nur eines vollen Verständnisses aller operativen Verhältnisse, sondern auch eines scharfen Gedächtnisses, der größten Ordnung und Vorsorge, daß Alles immer richtig zur Stelle ist, und daß in der Ausführung der Erlasse nichts übersehen wird, was auf frühere Ereignisse Bezug hatte oder in den Vorträgen zum Ausdruck gekommen war. Der Verlauf des Feldzuges zeigte, daß nach allen diesen Richtungen weder Stockungen noch Versehen eintraten, und dies war vorzugsweise das Verdienst des Majors Blume, ein Verdienst, das um so höher anerkannt werden muß, als diese, den Augen der Menge sich entziehende mühevolle Thätigkeit für die Befehlsertheilung und somit für den Verlauf der gesammten Operationen von äußerster Wichtigkeit ist.

Was die übrigen Officiere des Generalstabes betrifft, so wird sich reichlich Gelegenheit bieten, auf die Einzelnen noch zurückzukommen. Hier seien zunächst nur ihre Namen genannt und erwähnt, was im Laufe der Zeiten aus ihnen geworden ist. Die Zusammensetzung war folgende: Major v. Holleben vom Königlich sächsischen Generalstab, jetzt General der Infanterie z. D., zuletzt sächsischer Divisionscommandeur; Major Krause[1]), starb als Generallieutenant, er war zuletzt Commandant von Spandau; Major Blume ist der jetzige commandirende General des XV. Armeecorps; Hauptmann v. Bülow, welcher übrigens sehr bald eine anderweitige Verwendung fand, commandirender General des VIII. Armeecorps; Hauptmann v. Winterfeldt, General

[1]) Ebenso wie Major Blume später nobilitirt.

der Infanterie und commandirender General des Gardecorps; Hauptmann Zingler, Generallieutenant und Gouverneur von Ulm; Hauptmann v. Alten, Generallieutenant und Divisionscommandeur; Rittmeister Graf v. Nostitz, welcher nur zum Feldzuge wieder in Dienst getreten war, lebt als Major auf seinem Rittergut in Schlesien; Premierlieutenant Schmidt vom lithauischen Dragonerregiment, nahm den Abschied als Major; von den beiden Adjutanten lebt v. Claer als Generallieutenant z. D., zuletzt Commandant von Magdeburg, Premierlieutenant v. Burt als Major z. D.; Generallieutenant v. Podbielski starb als Generalinspecteur der Artillerie [1]).

Zu dem Generalstab gehörte ferner noch als Mitglied der Executivcommission für die Eisenbahntransporte der Geh. Baurath Kienel, vortragender Rath im Handelsministerium, dessen hervorragende Tüchtigkeit sehr bald allgemein anerkannt wurde und der durch seine persönlichen Eigenschaften uns ein sehr lieber und sympathischer Genosse während des ganzen Feldzuges blieb.

Bei den bereits dargelegten innigen Beziehungen, welche sich nicht nur auf die Abtheilungschefs erstreckten, sondern auch die anderen Mitglieder durch vielfache Berührungen aus früherer Zeit verband, gestalteten sich unter der Aegide des Chefs und des Generals v. Podbielski sowohl die dienstlichen wie kameradschaftlichen Verhältnisse in ausgezeichneter Weise.

Um dieser Darstellung nicht nur meine Anschauung zu Grunde zu legen, kann ich es mir nicht versagen, auch die Ansichten des Herrn Generals v. Blume hier hervorzuheben, wie dieser sie in den „Erinnerungen an Moltke" in ebenso warmen als zutreffenden Worten niedergelegt hat:

„In dem Stabe des Generals v. Moltke ist während des ganzen Feldzuges von mehr als halbjähriger Dauer niemals auch nur der leiseste Mißton zu Tage getreten. Der Stab bestand aus einem Kreise von Freunden, von denen Jeder bestrebt war, das Beste an seinem Platze zu leisten, Jeder aber auch dem Anderen das Beste gönnte. Zeugt dies von einer glücklichen Zusammensetzung des Stabes, so war das Einvernehmen doch vorwiegend eine Wirkung des Zaubers, welchen die Persönlichkeit des an der Spitze stehenden großen Mannes ausübte. Die Ueberlegenheit seines Geistes ließ für Rivalitäten keinen Platz. Seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Anspruchs- und Selbstlosigkeit, die würdevolle, vornehme Ruhe, die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick verließ, die Güte, die nie auch nur ein ungeduldiges Wort über seine Lippen kommen ließ — diese vorbildlichen, durch weltgeschichtliche Erfolge in das hellste Licht gestellten Eigenschaften — wirkten mächtig auf seine Umgebung. Gehülfe eines solchen Mannes in großer Zeit zu sein, war ein Glück und eine Ehre, deren sich Jeder durch hingebende Pflichterfüllung und Unterdrückung kleinlicher Regungen würdig zu machen trachtete. In diesem Sinne darf man sagen, daß Moltke's Geist in Moltke's Stabe herrschte."

---

[1]) Diese sämmtlichen Officiere, so weit sie thatsächlich dem Generalstabe angehörten, haben somit eine glänzende Laufbahn aufzuweisen, indem im weiteren Verlaufe aus ihnen zwei Kriegsminister, fünf (oder Bronsart auch hier gerechnet sechs) commandirende Generäle, zwei Generäle der Infanterie und (einschließlich von Claer) vier Generallieutenants hervorgingen.

Im Uebrigen ist es durchaus nicht gleichgültig, wie der Geist in einem höheren Stabe beschaffen ist. Die Ruhe, die in demselben herrscht, das Fernhalten jeder pessimistischen Anschauung, die Sicherheit des ganzen Auftretens, wie der feste Glaube an den siegreichen Enderfolg, kommen nicht bloß allen Arbeiten, die dort gefertigt werden, wesentlich zu Gute, sondern verbreiten auch Ruhe, Frische und zuversichtliches Vertrauen bei allen Denen, die mit den Mitgliedern dieses Stabes in Berührung kommen.

Dabei ist allerdings gleichzeitig eine gewisse Abgeschlossenheit gegen Außen nothwendig, und dies um so mehr, als es sich nicht vermeiden läßt, daß in den großen Hauptquartieren sich eine Anzahl von zeitweise unbeschäftigten Personen zusammenfindet, denen man es nicht verdenken kann, daß sie gerne wissen möchten, was vorgeht und namentlich auch, was beabsichtigt ist. Da jedoch Alles, was für die Zukunft geplant wird, nothwendiger Weise als strenges Geheimniß gewahrt werden muß, so konnten wir den darauf bezüglichen Fragen gegenüber nur eine große Reserve in der Beantwortung bewahren. Uns Abtheilungschefs zog diese Haltung den Scherznamen „die Halbgötter" zu, eine Bezeichnung, die wir uns sehr gern gefallen ließen.

In näherer Beziehung zum Generalstabe standen noch der Generalintendant der Armee und der Chef der Feldtelegraphie. Erstere Stellung war dem General v. Stosch übertragen worden, dessen klare Auffassung aller Verhältnisse, verbunden mit energischer Durchführung, von vornherein die Garantie gab, daß Alles, was irgend möglich war, auch auf diesem schwierigen Gebiete geleistet werden würde. Auch mit ihm verbanden mich nähere Beziehungen, sowohl aus dem früheren Friedensverhältniß, da ich als Generalstabsofficier beim IV. Armeecorps unter ihm stand, wie aus dem Feldzuge von 1866 her, wo wir beide dem Stabe des Kronprinzen angehörten.

Als Chef der Feldtelegraphie functionirte Oberst Meydam, dessen Unermüdlichkeit und persönliche Liebenswürdigkeit ihm überall nur Freunde erwarb.

General v. Moltke war von der Zusammensetzung des Stabes in hohem Grade befriedigt und gab dieser Befriedigung zu verschiedenen Malen uns gegenüber auch Ausdruck.

Was die Stimmung betrifft, so war sie zwar eine dem Ernst der Sache entsprechende, doch eine überaus gehobene, indem wir des Erfolges sicher zu sein glaubten. Noch vor Kurzem erinnerte mich ein Bekannter, unser heutiger Finanzminister Excellenz Miquel, an die Antwort, die ich ihm damals über den vermuthlichen Ausgang des Krieges gab: „Sie werden sehen, daß wir mit ihnen (den Franzosen) fertig werden; leider wird es viel Blut kosten." Wir unterschätzten dabei keineswegs die Bedeutung der tapferen französischen Armee und der ihr innewohnenden hervorragenden militärischen Eigenschaften, und ebensowenig die Größe und Schwere des bevorstehenden Kampfes. Aber die glücklichen Feldzüge der letzten Jahre hatten uns volle Kenntniß gegeben, was unsere eigene Armee zu leisten im Stande war, und volle Berechtigung, auf die Führer in allen Chargen mit großem Vertrauen zu blicken. Namentlich hielten wir unsere höhere Führung der französischen überlegen. Eben-

falls eine Ueberlegenheit nahmen wir für unsere Artillerie an. Was die Mitrailleusen anbetraf, welche mit einem tiefen Geheimniß umgeben waren, und auf welche man in Frankreich große Hoffnungen zu setzen schien, so glaubten wir nicht recht an eine besondere Wirkung derselben. Kaiser Napoleon hatte zwar seine persönliche Aufmerksamkeit insbesondere der Entwicklung der Artillerie zugewandt, sehr bald zeigte der Feldzug jedoch, daß sie der unsrigen gegenüber sich im Nachtheil befand, und bekannt ist der Ausspruch des Kaisers bei der Zusammenkunft mit unserem Könige am Tage nach der Schlacht von Sedan: „In meiner Artillerie fühle ich mich persönlich besiegt.“ Dagegen war es uns auch nicht unbekannt, daß das französische Gewehr manche Vortheile vor dem unsrigen besaß und hierdurch sich wohl die zu bringenden Opfer vermehren würden; indeß hoffte man, daß diese Ueberlegenheit durch ein Herangehen auf nahe Schußweiten sich ausgleichen ließe.

Vor Allem mußte aber für den Ausgang des Kampfes auch die bedeutende numerische Ueberlegenheit, welche die Streitkräfte des vereinten Deutschlands besaßen, zu unserem Gunsten in die Wagschale fallen.

Nach den besten Quellen zählte das französische Heer, einschließlich des Contingents von 1869, welches jedoch erst am 1. August zur Einstellung kommen sollte, 567 000 Mann, während eine Durchschnittsberechnung bei uns für den Monat August die Ziffer von 982 000 Mann ergab.

Die Feldarmee des Gegners wurde hierbei auf 343 000 Mann berechnet (thatsächlich zählte sie nur etwa 336 000 Mann), während die unsere — und zwar ohne Stäbe, Artillerie und Pioniermannschaften, sowie der Trains — sich auf 519 000 Mann belief.

So traten wir voller Begeisterung für unseren königlichen Führer, durchdrungen von der Gerechtigkeit unserer Sache und gehoben durch die Einmüthigkeit und Opferwilligkeit der deutschen Fürsten und des gesammten deutschen Volkes, dabei überzeugt von der Tüchtigkeit unseres Heeres und voll unbedingten Vertrauens zu den ersten Räthen der Krone, auf allen Gebieten völlig vorbereitet, unter den günstigsten Bedingungen in den Kampf, dessen Ausgang für die Zukunft des deutschen Volkes entscheidend werden mußte.

III.

Vom Tage der französischen Mobilmachung an entwickelten sich die kriegerischen Maßnahmen in Frankreich in einer überstürzenden Hast. Die Truppen wurden, ohne ihre Mobilmachung in den Garnisonen abzuwarten, in größter Eile sofort nach der Grenze übergeführt, wobei sich das im Lager von Châlons zu Uebungszwecken versammelte Corps des Generals Frossard als das erste bereits in den nächsten Tagen vor der Saarlinie entwickelte.

Ein derartig beschleunigtes Verfahren birgt aber stets große Nachtheile in sich. Diese bestehen nicht nur darin, daß die Truppen nach Abgabe aller sofort nothwendig werdenden Entsendungen nur als schwache Cadres zur Verwendung gelangen können, sondern auch vor Allem in dem Mangel ausreichender Verpflegungstrains und sonstiger Colonnen, welche zur sofortigen

Aufnahme von Operationen nicht zu entbehren sind, die aber kein Staat im Frieden völlig organisirt aufzustellen vermag.

Dazu tritt, daß die einzuziehenden Reserven erst in den Depots versammelt und ausgerüstet werden müssen, um dann ihren Truppentheilen nachgesandt zu werden, deren Auffinden, namentlich wenn sie in Bewegung sind, meist nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten bietet. Dies mußte um so mehr zu Tage treten, als damals in Frankreich ein sehr unglückliches Centralisationssystem für alle Vorräthe bestand, durch welches Weitläufigkeiten und Belastung der Bahnen hervorgerufen wurden.

Alles dies trägt den Keim der Verwirrung und Unordnung in sich. Wenn nun eine Macht sich entschließt, alle die schweren Bedenken, die ein derartiger Modus der Mobilmachung und Versammlung in sich trägt, auf sich zu nehmen, so kann dies doch nur unter dem Gesichtspunkte geschehen, dadurch anderweitige und schwerer wiegende Vortheile zu erringen. Dies konnte aber nur der Fall sein, wenn man auch sofort, sobald nur eine ausreichende Anzahl von Truppen an der Grenze versammelt war, dazu schritt, in Feindesland einzudringen. Den guten Willen hierzu mag man französischerseits wohl gehabt haben, aber die Durchführung wurde unter den bereits dargelegten Verhältnissen unausführbar.

Mit derselben Ueberstürzung wie die Mobilmachung, erfolgte auch am 19. Juli die französische Kriegserklärung zu einer Zeit, in welcher die französische Armee noch keineswegs in der Lage war, mit größeren Massen in geordneter Weise die Operationen zu beginnen und den Kampf zu eröffnen.

Deutscherseits zog man es vor, nicht sofort an der Grenze mit stärkeren Abtheilungen aufzutreten, sondern die planmäßig vorbereitete Mobilmachung in den Garnisonen auch in planmäßiger Weise zu vollziehen. Gelangte man bei einem derartigen Verfahren auch mit den Massen erst etwas später an den bedrohten Stellen an, so befand man sich dafür in einer Verfassung, welche alsdann auch zur vollen Durchführung des Kampfes befähigte. Man sah also in unserem Stabe dem Verfahren der Franzosen mit Ruhe entgegen. Drangen sie wirklich mit noch nicht für die großen Operationen völlig ausgerüsteten Abtheilungen vor, so genügte, wie General v. Moltke dies in seinen Vorschlägen vorgesehen hatte, ein theilweises Zurücklegen einzelner Ausschiffungspunkte, um der Gefahr zu entgehen, in noch nicht völlig geordneten Verbänden von dem dann zunächst noch überlegenen Gegner angefallen und in Kämpfe verwickelt zu werden. Man vermochte es genau zu übersehen, daß man sich alsdann sehr bald in der Lage befinden würde, dem Vorstoße des Gegners unsererseits mit Ueberlegenheit und in vollster Schlagfähigkeit begegnen zu können.

Diese Maßregel eines Zurückverlegens der Ausschiffungspunkte kam demnächst auch insoweit zur Ausführung, als am 21. Juli der Aufmarsch der II. Armee näher am Rhein angeordnet wurde. Zwar entschied sich der Chef nur sehr ungern dazu, diesen Vorschlag zu machen, immerhin war er durch die Vorsicht geboten, um nicht die Versammlung der II. Armee im Angesicht

eines zwar noch nicht mobilen, doch aber zahlreichen Gegners durchzuführen, welche dieser bei einiger Initiative doch wesentlich zu stören vermocht hätte.

Alle diese oben erwähnten Möglichkeiten in seinem Geiste erwägend, hatte General v. Moltke bei seinen Vorschlägen in Bezug auf die Sicherung der Grenze und der von dort aus zu erfolgenden Ueberwachung des Gegners sich damit begnügt, die in den nächsten Garnisonen befindlichen einzelnen Abtheilungen bei denselben oder in ihrer Nähe für diese Zwecke zu verwenden.

Im preußischen Gebiete waren die in Trier, Saarlouis und Saarbrücken stehenden Truppen der 16. Division (General v. Barnekow) ebenso schnell verfügbar, wie in Baden die Abtheilungen der großherzoglich badischen Division; dagegen mußten in der bayerischen Pfalz, wo die vorhandenen Kräfte nicht für die Aufgabe ausreichten, schleunigst weitere Truppen von rückwärts her vorgezogen werden.

Die Aufgabe für diese einzelnen Grenzdetachements war nicht leicht; insbesondere erschien das in Saarbrücken befindliche Detachement — ein Bataillon des hohenzollern'schen Füsilierregiments und drei Escadronen der 7. Ulanen — unter Oberstlt. v. Pestel hierbei in einer sehr schwierigen Lage, da es sich den Hauptmassen des Gegners Aug' in Aug' gegenüber befand. Mit außerordentlicher Thätigkeit und Kühnheit löste dies Detachement indessen seine Aufgabe. Allerdings waren die Bedenken, die man bei uns im Generalstabe für das Schicksal desselben hegte, nicht unbedeutend. Als nun dort die Zusammenstöße immer häufiger, die Ausbreitung des Gegners der Abtheilung gegenüber immer umfassender wurde, fühlte man sich doch veranlaßt, um dieses Detachement nicht einem Echec auszusetzen, ihm telegraphisch den Auftrag zu geben, Saarbrücken zu räumen und weiter zurückzugehen. Darauf jedoch erhielt der Generalstab eine Antwort vom Oberstlt. v. Pestel, welche sich ungefähr mit den Worten charakterisiren läßt: „Lassen Sie uns hier, die da drüben fürchten sich mehr vor uns, als wir vor ihnen." Bei dieser Zuversicht und in Anbetracht der glänzenden Weise, in welcher das Detachement bis dahin seine Aufgabe gelöst hatte, wurde nunmehr dem Oberstlt. v. Pestel freie Hand gegeben, nach eigenem Ermessen zu bleiben oder den Abzug anzutreten.

Im Uebrigen konnte es nicht fehlen, daß die Anhäufung der französischen Massen in so plötzlicher Weise an der Grenze, während unsere Truppen noch ruhig in der Garnison ihre Mobilmachung vollendeten, auch in manchen Kreisen der Bevölkerung Erregung und Besorgnisse hervorrief, die sich weit nach rückwärts hin ausdehnten. Von einem Corps am rechten Rheinufer ging sogar die Anfrage ein, ob nicht Truppen desselben bereits zum Schutze des Rheins in Bewegung gesetzt werden sollten.

Zu meinen damaligen Obliegenheiten gehörte es, Seiner Majestät im Laufe des Tages zwei Mal Meldung über das Ergebniß zu machen, welches die eingegangenen Nachrichten über die französische Armee in ihrer Zusammenstellung darboten. Bei einer dieser Gelegenheiten kam Seine Majestät auch auf diese Beunruhigung der Bevölkerung zu sprechen, und als ich mir erlaubte, meine Ansicht dahin zu äußern: die Franzosen würden voraussichtlich die Grenze gar nicht überschreiten und, wenn sie es thäten, nicht weit kommen,

klopfte mir der hohe Herr auf die Schulter und sagte lächelnd: „Ja, Ihr jungen Leute, Ihr seht immer Alles couleur de rose!“

Sehr bald befanden sich nun auch unsere Truppen im Transport nach und über den Rhein zu ihrer Versammlung unweit der Saarlinie und an die französisch-elsässische Grenze. Die Ausnutzung sämmtlicher Transportmittel der Eisenbahnen, die geschickte Durchführung in der Combination der verschiedensten Transportlinien, das Werk Brandenstein's in Verbindung mit den Mitgliedern der Executiv-Commission, dem Ministerialdirector Weishaupt und dem Geh. Baurath Kienel, gestatteten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Armeen zu versammeln. Als bereits ausreichende Truppen sich in den Aufmarschbezirken entfaltet und zum Theil den Vormarsch zu Fuß begonnen hatten, war der Zeitpunkt gekommen, in dem sich auch das große Hauptquartier dem Kriegsschauplatze nähern mußte. Es wurde daher die Verlegung desselben nach Mainz angeordnet und die Fahrt dorthin am 31. Juli um 6 Uhr Nachmittags von Berlin angetreten. Der Stab einer obersten Heeresleitung mit den zu ihm gehörigen Stabswachen umfaßt eine so bedeutende Anzahl von Personen, Pferden und Fahrzeugen, daß er in verschiedene Echellons zerlegt werden muß, die nur nach einander befördert werden können. Gewiß ist es wünschenswerth, diesen Stab so gering wie möglich zu bemessen; immerhin wird seine Größe doch stets eine bedeutende sein, und sie muß es sein, wenn der Oberbefehl sich in den Händen des Monarchen befindet. Dann ist es nöthig, daß der Chef der politischen Leitung den Monarchen auf den Kriegsschauplatz begleitet, und ebenso wenig können das Militär- und Civil-Cabinet zu Hause bleiben, auch das Kriegsministerium muß vertreten sein. In Bezug auf letzteres wird darüber gestritten, ob der Minister selbst auf den Kriegsschauplatz hingehört oder nur ein Vertreter desselben ausreicht. Wir waren damals Alle der Ansicht, daß der Kriegsminister in der Residenz principiell verbleiben müßte und nur ausnahmsweise auf einige Zeit sich im Felde zeigen dürfe. In dieser Ansicht bin ich bei nochmaligem Durchdenken der Frage, als ich später an der Spitze des Kriegsministeriums mich befand, nur bestärkt worden. Alle Neuformationen, alle Bedürfnisse an Munition, Belagerungsgeschütze, Hospitäler, Montirungsstücke, selbst die Herstellung neuer Bahnen, ein großer Theil der Verpflegung und tausend andere Ansprüche können nur aus dem eigenen Lande geschöpft werden, und hier bedarf es des ganzen persönlichen Einflusses des Kriegsministers, Alles rechtzeitig in die Wege zu leiten und die Frictionen zu überwinden. Damit dieser jedoch über Alles, was im Felde die Oberleitung beabsichtigt, orientirt bleibe und rechtzeitig etwa dort hervortretenden Ansprüchen genügen könne, muß allerdings ein höherer Officier des Kriegsministeriums dauernd dem Großen Hauptquartier zugetheilt sein.

Was die innere Eintheilung des Hauptquartiers betrifft, so ist es bekannt, daß dasselbe bei seiner Stärke und in Rücksicht auf die Arbeitsthätigkeit meist in zwei Staffeln getheilt wird, von denen der ersten alle diejenigen Personen zugewiesen werden, welche zur unmittelbaren Leitung der Operationen und aus anderweitigen unabweisbaren Rücksichten stets zur Verfügung des Ober-

commandirenden sein müssen. Die zweite Staffel wird dabei vielfach als ein recht störendes Impediment betrachtet, und das auch wohl nicht mit Unrecht. Und doch wird man sich ihrer nie gänzlich entschlagen können. Rücksichten auf fürstliche Persönlichkeiten, welche Bundesgenossen sind, auf die Vertreter fremder Mächte, deren Anwesenheit unter Umständen sogar recht erwünscht sein kann, auf Beamte, die man für bestimmte Verhältnisse in der Zukunft zur Verwendung bereit halten muß, namentlich auch behufs Uebernahme der Verwaltung in dem besetzten feindlichen Gebiet, sowie Correspondenten verschiedener Journale werden niemals ganz von dem Hauptquartier zu trennen sein. Immerhin wird man aber gut daran thun, bei allen Rücksichten, die man nimmt, stets dafür zu sorgen, daß die Zutheilungen an das Hauptquartier auf das möglichst geringste Maß beschränkt bleiben.

In dem Zuge, mit welchem Seine Majestät fuhr, befanden sich außer der persönlichen Umgebung, dem Militär- und Civil-Cabinet, noch Graf Bismarck mit den nothwendigen Beamten des Auswärtigen Amtes, der Kriegsminister mit einigen Officieren und General v. Moltke mit dem gesammten Generalstabe des Hauptquartiers, sowie der General-Intendant der Armee und der Chef der Feld-Telegraphie. Es waren Versuche gemacht worden, den größeren Theil des Generalstabes mit einem anderen Zuge zu befördern, aber diese Versuche waren vom General v. Moltke mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, da Fälle eintreten könnten, wo er auch während der Eisenbahnfahrt eines jeden seiner Officiere bedürfte.

Noch beim Besteigen des Zuges spielte sich einer jener kleinen Conflicte ab, welche ganz unvermeidbar sind, wenn so viele bis dahin nach jeder Richtung hin selbständige Gruppen sich zu einem einheitlichen Ganzen plötzlich zusammenfügen sollen. Die Vertheilung der Wagen war nach den Weisungen Brandenstein's als des Chefs der Executivcommission des Transportwesens erfolgt. Ueberall stand angeschrieben, für wen die einzelnen Wagen und Coupés bestimmt waren. Als wir auf den Bahnhof kamen, hatte indeß einer der Beamten des Hofmarschallamts, dem für dieses die weiteren Anordnungen aufgetragen worden waren, sich veranlaßt gesehen, das ganze Arrangement umzustoßen und eine neue Vertheilung stattfinden zu lassen, welche sich mehr anderen Rücksichten als den gerade militärisch nothwendigen anschloß. Der betreffende Beamte kam aber bei Brandenstein an den Richtigen; dieser redressirte die Sache mit solchem Ernst, daß ein derartiger Eingriff nicht mehr vorgekommen ist. Ich erwähne diesen an und für sich unbedeutenden Vorfall nur, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß die bei einer derartigen Zusammenstellung unausbleiblichen Frictionen sich bei uns damals nur auf ganz untergeordnete Gebiete beschränkten und daß wir stets des liebenswürdigsten Entgegenkommens des Hofmarschallamtes, vom Grafen Pückler bis zu dem unermüdlichen und äußerst umsichtigen Hofrath Kanski uns zu erfreuen hatten. Viel ernster nahmen wir einen Eingriff von anderer Seite auf, der sich späterhin einmal ereignete. Es war an dem Tage, als wir vor Paris rückten und spät Abends in Ferrières unser Quartier nahmen, nachdem wir vom frühen Morgen an zu Pferde gesessen hatten. Müde und hungrig

den ganzen Tag über hatten wir nichts genossen — freuten wir uns auf die von den vorausgeschickten Fourieren vorbereitete Mahlzeit. Aber zum Unglück hatte der Herr Kriegsminister und seine Umgebung, welche bereits frühzeitiger dort eingerückt waren, geglaubt, wir würden überhaupt an diesem Abend nicht mehr in Ferrières eintreffen, und hatten sich in dieser falschen Annahme unsere Mahlzeit zu Gemüthe gezogen, so daß wir noch weiter hungern konnten. Da waren wir denn allerdings auf ein paar Stunden recht feindlich gestimmt!

Für die Eisenbahnfahrt hatte der Generalstab einen großen Salonwagen zur Verfügung, der außer dem Hauptraum zwei kleinere Abtheilungen besaß, die eine bestimmt für den Chef und den Generalquartiermeister, während die andere schnell zum provisorischen Bureau eingerichtet wurde, in dem Blume seine Residenz aufschlug. Trotz der großen Hitze verlief die Fahrt noch recht erträglich. Nur wurde unsere Ruhe in den beiden Nächten der Fahrt durch den ununterbrochenen Lärm empfindlich gestört, welchen das Absingen der „Wacht am Rhein" verursachte. Bald hatte sich weithin die Nachricht verbreitet, daß der Zug, der den geliebten Landesvater nach dem Kriegsschauplatz führte, von Berlin abgegangen sei, als nicht bloß nach allen Stationen, sondern auch nach jedem Uebergang, überhaupt wo nur ein Weg in die Nähe der Bahn führte, von weither Tausend und Abertausend Menschen herbeigeströmt waren, um, selbst wenn die Dunkelheit ihnen den Anblick des allverehrten Monarchen verbarg, doch im Absingen des gewaltigen Liedes Ihm ein Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung zu geben und Ihm ihre Abschiedsgrüße und Segenswünsche zuzurufen. Der ununterbrochene Lärm, der hierdurch entstand, war ein so großer, daß wir noch mehrere Tage lang das Gesumme des Liedes, wie das Getöse der zahlreichen Böllerschüsse zu vernehmen glaubten.

Am ärgsten war der Zusammenlauf der Massen in Köln. Der Zug war bei seiner Länge mit dem letzten Wagen, in welchem wir uns befanden, nicht bis in den Bahnhof hineingelangt. Außerhalb desselben haltend, sahen wir die beleuchtete Stadt, den im Widerschein des Lichts erglänzenden Rhein und auf eine Menschenmenge herab, die unzählbar schien. Auch dort umbrauste uns in unaufhörlicher Folge der Gesang von der „Wacht am Rhein". Es war schön, erhebend; aber die Menge durchbrach die Schranken, stürzte auf den Perron und drängte nach den vordersten Wagen, um den königlichen Herrn zu sehen. So wurde es uns unmöglich gemacht, nach dem Restaurationssaale zu gelangen. Indeß hatten wir für solchen Ausfall noch durch eine kleine Reserve in unserem Wagen gesorgt.

Aus diesen beiden oben erwähnten Vorfällen sieht man, welch' großen Werth man auch im Generalstabe auf die Nahrungsverhältnisse legte; manche Bemerkung aus den damals niedergeschriebenen Briefen wird weiterhin erneute Belege hierfür geben. In der That ist es für die Mitglieder des Generalstabes auch noch in anderer Beziehung nothwendig, gesättigt an die Arbeit zu gehen, als wie dies schon die persönliche Erhaltung erfordert: der gesättigte Mann schreibt keine scharfen Erlasse, wenn dies nicht nothwendig ist, der ungesättigte dagegen kommt leicht dazu, auch in Schriftstücken die eigene Ungemüthlichkeit zum Ausdruck zu bringen!

Im Uebrigen liegt es auf der Hand, daß man in einem höheren Stabe, der sich meist die besseren Ortschaften zur Unterkunft auszusuchen vermag, auch leichter Gelegenheit findet, sich Nahrung zu verschaffen. Doch gehört auch hierzu eine Persönlichkeit, die sich für das Ganze mit Hingabe der Sache annimmt und die eine besondere praktische Begabung für dieses Gebiet hat. Unser Graf Nostitz war auch nach dieser Richtung für uns unschätzbar. Wie oft verdankten wir ihm nicht, selbst auf dem Schlachtfelde, eine Mahlzeit, wo bereits alle Hoffnung aufgegeben war, irgend etwas Genießbares zu erhalten!

Bereits auf dieser Fahrt wurden ein paar Stunden einer Whistpartie gewidmet, für welche, wie bekannt, General v. Moltke eine besondere Neigung hatte. Es gibt aber wirklich kaum ein besseres Mittel, im Drange der Geschäfte dann und wann eine Ruhepause auszufüllen, als eine „Partie", und wir hielten fest daran während des ganzen Feldzuges, wo die Verhältnisse es irgend gestatteten, dem General auf ein Stündchen diese Zerstreuung zu verschaffen. Das ununterbrochene Denken und Beschäftigen mit den ernstesten Fragen selbst da, wo dies nicht mehr nöthig ist, kostet viele geistige Kraft und spannt ab. Wollte man die Pausen der Ruhe auch mit anderweitigen Gesprächen ausfüllen, so kehren doch immer die Gedanken auf das betreffende Gebiet sehr bald wieder zurück. Dagegen wirkt es erfrischend auf den Geist, wenn er sich auf einige Zeit von dem aufregenden Getriebe des Tages loslösen kann, und es ist gut, dann eine Zerstreuung zu suchen, wo dies überhaupt statthaft ist. Sehen wir doch auch heutigen Tages, daß mancher der so übermäßig in Anspruch genommenen und abgehetzten Staatsmänner nach einer Skatpartie am Abend die allerstärksten Gelüste zeigt!

Damals war unser hoher Chef noch ein recht mäßiger Kartenspieler. Einen allerliebsten Eindruck machte er dabei, wenn es ihm darauf ankam, ob er einen „Schnitt" wagen sollte oder nicht. Alsdann legte er die Karten auf den Tisch, beugte sein Haupt vor und sah den in Hinterhand Sitzenden eine Zeitlang mit den großen Augen aus nächster Nähe in das Gesicht, indem er sagte: „Ich muß ihn studiren, ob er wohl die Karte hat." Es geschah dies stets so komisch, daß nicht bloß der Betreffende, sondern auch die Anderen schließlich in ein lautes Lachen ausbrachen. Wenn darauf der General seinen Entschluß faßte und seine Karte ausspielte, ereignete es sich doch oft, daß seine Physiognomieen-Kenntniß ihn getäuscht hatte und der „Schnitt" mißglückte. Dann legte er sofort die Karten wieder nieder, hob beide Hände empor und rief: „Nein, was der Mensch sich aber verstellen kann!" —

Im Uebrigen waren bei diesen Partien wahrlich keine Schätze zu gewinnen oder zu verlieren.

Die siebenunddreißigstündige Fahrt verlief in Folge der verschiedenen Eindrücke, welche wir während derselben empfingen, noch ziemlich schnell, auch bot sie, ungeachtet der bereits erwähnten Störungen, doch wenigstens so viel Ruhe, daß wir uns bei unserem Eintreffen in Mainz am Morgen des 2. August sofort in aller Frische an die Arbeit setzen konnten, welche wir, jetzt im Aufmarschgebiet der Armeen angelangt, auch im reichsten Maße vorfanden.

IV.

In Mainz angelangt, nahm Seine Majestät Quartier im großherzoglichen Schloß, während der Generalstab in einem am Rhein gelegenen Hôtel Unterkunft fand. Hier war meines Bleibens jedoch nicht lange, und zwar hing dies mit folgender Episode zusammen, welche sich noch auf der Fahrt zugetragen hatte. Mir sind zwar die bezüglichen Einzelheiten nicht mehr so vollständig gegenwärtig, daß ich für jedes Wort einstehen könnte, aber ich bin doch der Ueberzeugung, das Wesentlichste im Nachfolgenden genau wiedergeben zu können.

Im Laufe des zweiten Tages unserer Fahrt war General v. Podbielski aus einem der kleinen Gemächer des Waggons in den größeren Raum eingetreten und hatte mir eine Depesche gegeben, von der ich Kenntniß nehmen und dann Sorge tragen sollte, daß sie durch einen meiner Officiere an der nächsten Station, wo wir halten würden, zur Beförderung gelangte. Nun hatte es mit der Depesche folgende Bewandtniß:

Der Armee des Kronprinzen war noch am späten Abend des 30. Juli depeschirt worden:

„Se. Majestät erachten es für zweckmäßig, daß III. Armee, sobald die badische und württembergische Division heran sind, sofort am linken Rheinufer in südlicher Richtung vorgeht, den Feind aufsucht und angreift. Brückenschlag südlich Lauterburg wird dadurch verhindert, ganz Süddeutschland am wirksamsten geschützt.

gez. v. Moltke."

Die am Morgen des 31. Juli hierauf vom Obercommando der III. Armee eingegangene Antwort besagte, daß die angedeutete Operation jetzt noch nicht stattfinden könne, da noch nicht alle Theile der III. Armee operationsfähig wären; die badische und württembergische Division würden bis dahin auf dem rechten Rheinufer verbleiben.

Mit dieser Antwort war man im Großen Hauptquartier noch keineswegs befriedigt; es wurde daher zurück gefragt: „Wann die III. Armee operationsbereit erachtet würde?"

Die geforderte Auskunft ging kurz vor Abfahrt unseres Zuges ein und besagte, „daß die Armee am 3. August operationsbereit sein würde". Diese Angelegenheit kam nun bei der Fahrt zum Vortrage. Auch aus diesem Bescheide war nicht ersichtlich, ob die Armee am 3. August den Vormarsch antreten würde. Daß in Bezug hierauf bei derselben eine Verzögerung beabsichtigt sei, war allerdings nicht anzunehmen, nur schien es, daß dort die Ansicht vorwaltete, die Bewegung überhaupt nicht eher zu beginnen, als bis auch die letzten Abtheilungen und Colonnen eingetroffen waren, während bei uns in Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse, und zwar namentlich auf ein Zusammenwirken der III. Armee mit den beiden anderen Armeen ein möglichst baldiges Vorgehen gewünscht wurde.

In Folge dessen enthielt das mir während der Fahrt vom General v. Podbielski übergebene Telegramm in sehr bestimmter Weise eine erneute Aufforderung zum Vorgehen. Als ich es gelesen hatte, sagte ich dem

General, daß das Telegramm in dieser Fassung nicht abgehen dürfe: „Ich kenne die Verhältnisse jenes Stabes aus dem letzten Feldzuge sehr genau. Wollen Sie sich ein Obercommando schaffen, welches eine schroffe Stellung für die ganze Campagne gegen uns einnimmt, dann mag es expedirt werden; aber ich garantire, daß man dort empfindlich sein wird und, ich glaube auch nicht ganz mit Unrecht. Denn irgend welche gewichtigen Gründe werden sie doch wohl haben, um den Zeitpunkt des Aufbruches heute noch nicht zu bestimmen." General v. Podbielski wandte sich an den hinzutretenden General v. Moltke und wiederholte ihm meine Aeußerung, worauf dieser erwiderte: „Ja, wie sollen wir es denn aber sonst anfangen?" Wir überlegten einen Augenblick, und dann erlaubte ich mir den Vorschlag, ich wollte, sobald wir in Mainz einträfen, suchen, auf irgend einem Wege nach Speyer zu kommen, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen bereits befand, indem ich gleichzeitig meiner Ueberzeugung Ausdruck gab, durch persönliche Darlegung der Sachlage das zu erlangen, worauf hier Gewicht gelegt würde; jedenfalls ließen sich dann die Verhältnisse günstiger gestalten, als wenn wir das Telegramm absendeten. In Folge dessen ging die Depesche nicht ab. General v. Moltke holte demnächst im Vortrage bei Seiner Majestät die Genehmigung ein, daß ich mich nach Speyer begebe; ich trat daher, in Mainz angelangt, sofort die Fahrt an.

Die Ausführung derselben war nicht so leicht, da alle Linien von Osten nach Westen durch Truppentransporte überfüllt waren und in meiner Transversalrichtung von Norden nach Süden keine Zwischenverbindungen mehr durchführten, sondern diese, so weit sie noch bestanden, meist in die nächsten, nach Westen laufenden Linien einmündeten. So mußte ich mich der verschiedensten Transportmittel bedienen und brauchte geraume Zeit für die verhältnißmäßig kurze Strecke. Zuerst beförderte mich ein Viehtransport von Mainz ab; dann stieß ich auf einen Zug, welcher eine reitende Batterie des V. Armeecorps über den Rhein führte. Hier ereignete sich ein kleines komisches Intermezzo. Der Zug befand sich in seiner Fahrt unweit einer Station auf einer großen Curve, so daß man beim Hinausblicken sowohl die Locomotive wie den letzten Wagen sehen konnte. Im Coupé mit den Officieren der Batterie sitzend, vernahmen wir plötzlich das Signal: „Das Ganze halt!" welches deutlich in unsere Ohren schallte. Wir sahen aus dem Fenster und bemerkten einen Trompeter, der, hinter dem Zuge her laufend, dies Signal ununterbrochen wiederholte. Der Mann, welcher der Batterie angehörte, hatte in der offenen Thür eines Pferdetransportwagens gestanden und war durch das Vortreten seines Pferdes plötzlich aus derselben hinaus expedirt worden. Glücklicher Weise war ihm bei dem Sturze nichts geschehen, und da er seine Trompete umgehängt bei sich hatte, bediente er sich derselben, um durch das Signal seinen Anschluß an die Truppe wieder zu bewirken. Selbstverständlich konnte diesem Rufe nicht Folge gegeben werden, und wir dampften weiter. Als ich späterhin im December in Versailles zufällig mit den Officieren der Batterie zusammentraf, fiel mir dieser Vorfall ein, und ich erkundigte mich, wie die Sache geendet hätte. Der Zug erlitt eine Verspätung auf der nächsten Haltestelle, und es war dem

Trompeter damals gelungen, auf der Station den Anschluß zu gewinnen. — Weiter ging meine Reise auf einer Locomotive, dann ein Stück zu Fuß, und endlich erreichte ich auf einem mir zufällig in den Weg kommenden Bauernwagen glücklich Speyer, woselbst ich den Kronprinzen fand.

Nach kurzer Meldung, was meine Ankunft bezwecke, erklärte sich Seine Königliche Hoheit gleich bereit, auch ohne die letzten Abtheilungen zu erwarten, die Operationen, so bald dies irgend möglich, zu beginnen. Wann dies aber überhaupt ausführbar wäre, darüber sollte das Nähere noch mit General v. Blumenthal gemeinschaftlich besprochen werden.

Bis dies zur Ausführung kam, behielt mich der hohe Herr bei sich und sprach sich auf das Offenste in seiner so bezaubernden Weise über verschiedenes, auf den Krieg Bezügliche zu mir, als seinem alten Generalstabsofficier im Feldzuge von 1866, aus. Seine Stimmung war eine gehobene, mit freudigem Hinblick auf die Einmüthigkeit der deutschen Fürsten und die Begeisterung des gesammten deutschen Volkes. Namentlich war der Kronprinz glücklich darüber, unter seinem Commando, außer zwei preußischen Corps, die Streitkräfte der süddeutschen Staaten vereinigt zu sehen, und erblickte gerade darin, daß der Kronprinz von Preußen auch über diese den Oberbefehl führte, eine Bürgschaft für die Tiefe und Beständigkeit der deutschen Gesinnung, welche trotz so vielfacher innerer Streitigkeiten doch stets die Grundlage sowohl bei den Fürsten wie bei den Völkern für das Wohlergehen der deutschen Stämme bilden würde. Mit einem leisen Anfluge von Bedauern wies der hohe Herr darauf hin, daß ihm hier nur der kleinere Theil der französischen Streitkräfte gegenüber stände, während er so gern dort, wo bei den Hauptmassen die Entscheidung fallen mußte, das Seinige beigetragen hätte. Ich gestattete mir, darauf zu bemerken, daß dies auch die Absicht des Generals v. Moltke wäre, der gewiß auch in diesem Kriege Alles aufbieten würde, um den Kronprinzen von Preußen nicht eine Nebenrolle spielen zu lassen. „Die Thaten Eurer Königlichen Hoheit werden nicht hinter denen des Jahres 1866 zurückbleiben; aber," fügte ich hinzu, „die Absichten des Generals können nur erreicht werden, wenn die Armee sofort zur Offensive übergeht. Sobald dieselbe mit dem Marschall Mac Mahon fertig geworden ist, wird man ihrer zum Zusammenwirken gegen die Hauptkräfte des Feindes gewiß bedürfen."

Gleich darauf traf auch General v. Blumenthal ein, und wir begaben uns in einen Nebensaal, in welchem auf einem großen Tische die Generalstabskarten des Kriegsschauplatzes ausgebreitet und die Stellungen der einzelnen Truppentheile bezeichnet waren. In kurzem Vortrage stellte ich die allgemeine Lage dar, gleichzeitig mit abgerissenen Papierstreifen die Punkte bezeichnend, an denen sich die Corps des Prinzen Friedrich Karl und des Generals v. Steinmetz zur Zeit befanden. Hierdurch ergab sich beim ersten Ueberblick sofort, daß, wenn ein gemeinschaftliches Handeln mit der kronprinzlichen Armee überhaupt in absehbarer Zeit ermöglicht werden sollte, letztere allerdings sehen mußte, baldigst mit den ihr gegenüber stehenden feindlichen Kräften fertig zu werden. Auch aus den Darlegungen des Generals v. Blumenthal ging hervor, daß hier nur

das Gefühl vorherrschte, sobald als irgend thunlich an den Feind heran zu kommen, und gleichzeitig erfuhr ich dabei, daß der Befehl zur Versammlung der Truppen bereits am Morgen dieses Tages ausgefertigt worden war. Ich wandte mich daher an den Kronprinzen mit der Bitte, zu gestatten, daß der anwesende Major v. Hahnke ein chiffrirtes Telegramm für das große Hauptquartier aufsetzen möchte, wonach am folgenden Tage, den 3. August, die Armee die Grenze überschreiten würde. Hierzu bemerkte jedoch General v. Blumenthal, daß die einzelnen Corps noch nicht so in sich aufgeschlossen wären, um bereits am folgenden Tage die Bewegung beginnen zu können; dieses Tages bedürften die Truppen noch jedenfalls für sich. So wurde denn in das Hahnke'sche Telegramm der 4. August als Tag des Aufbruches gesetzt und die von mir unterzeichnete chiffrirte Depesche nach Mainz abgesandt.

In der Nacht gegen 11 Uhr konnte ich meinen Rückweg antreten. Er war noch etwas umständlicher als die Fahrt von Mainz nach Speyer, und ich langte erst am 3. August Morgens gegen 8 Uhr in Mainz an, indem ich so hinter einander die dritte Nacht unterwegs zugebracht hatte. Während meiner Irrfahrt traf ich an einer kleinen Haltestelle auf einen eben dort einlaufenden Zug, welcher eine Escadron der Garde-Kürassiere beförderte. Auf meine Erkundigung hörte ich, daß in demselben nähere Bekannte, mit denen ich manche vergnügte Stunde verbracht hatte, sich befanden, wie Graf Lüttichau und Herr v. Massow. Ich war grausam genug, sie in ihrem Schlafe zu stören, um ihnen Glück auf ihren weiteren Weg zu wünschen, da man doch nicht wissen konnte, wann oder ob man sich überhaupt wiedersehen würde. Im Uebrigen fühlte ich keine Spur von Müdigkeit; die anregende Beschäftigung und die Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke halfen, wenigstens für einige Zeit, über körperliche Abspannung hinweg.

Inzwischen waren an demselben 2. August in Mainz am Nachmittage Nachrichten eingegangen, welche von einem Gefecht bei Saarbrücken sprachen, und es schien, daß diese Stadt von dem Detachement des Oberstlieutenant v. Pestel in Folge eines französischen Angriffes geräumt worden sei. Thatsächlich verhielt es sich auch so. Nachdem ein paar Wochen lang die kleine, tapfere Schar den Massen des französischen Hauptheeres unmittelbar gegenübergestanden, hatte endlich ein kurzes Vorgehen der Letzteren stattgefunden, und nur fechtend waren die hohenzollernschen Füsiliere und die rheinischen Ulanen vor den sich ihnen gegenüber entwickelnden Streitkräften zurückgewichen, aufgenommen von einem Detachement, welches noch rechtzeitig zu ihrer Unterstützung bereit gestellt worden war. So fand die aufopfernde Hingabe der kleinen Truppe ihren rühmlichen Abschluß und bildete für uns Alle einen Gegenstand der aufrichtigsten Anerkennung und Bewunderung.

Die Thatsache, daß der Feind deutsches Gebiet betreten und unsere Truppen sich zurückgezogen hatten, sowie der Umstand, daß während des Gefechtes einige Häuser von Saarbrücken in Brand geschossen waren, rief bei uns in der Heimath mannigfache Erregung hervor, während man in Paris das an und für sich unbedeutende Ereigniß wie eine siegreiche Schlacht feierte. Hierzu trug dort

die etwas unklare Anschauung einer Besitznahme des „Kohlenbeckens von Saarbrücken" bei, dem Gefecht eine Bedeutung zu geben, welche es thatsächlich nicht hatte.

Unsere Auffassung geht aus meinen Notizen vom 3. August hervor, in denen es heißt:

„Das Gefecht von Saarbrücken ist von unbedeutender Natur, ein Vorpostengefecht, wie wir deren noch vielfach haben werden."

In Bezug auf den weiteren Fortgang der Operationen finden sich ebenfalls unter dem 3. August in meinen Aufzeichnungen noch folgende Bemerkungen:

„Unsere Cavallerie erreicht heute an allen Stellen die Grenze. Wir begeben uns wahrscheinlich am 5. August von hier nach Kaiserslautern. Noch scheint es, als ob die Franzosen uns erwarten wollen. Dann könnte es um den 9. August zu ernstlichen Actionen bei der Hauptarmee kommen, während der Kronprinz wahrscheinlich schon früher heftige Gefechte haben wird."

Eigenthümlich waren jedoch die Umstände, unter welchen man im großen Hauptquartier am 2. August überhaupt Kenntniß von dem Gefecht bei Saarbrücken erhielt. In der Hitze des Kampfes gehen Meldungen zunächst meist nur an die unmittelbar vorgesetzten Stellen. Diese melden zwar weiter, aber doch meist nur dorthin, von wo Unterstützungen zu erwarten sind. Im Uebrigen nimmt die eigene Thätigkeit die kämpfende Truppe völlig in Anspruch, und so kommt es, daß das große Hauptquartier von derartigen Vorfällen verhältnißmäßig sehr spät, oft erst auf großem Umwege, Nachricht erhält. Namentlich wird dies der Fall sein, wenn bei einem Rückzuge die in der Nähe des Gefechtsfeldes befindliche Telegraphenstation frühzeitig aufgegeben werden muß. So war hier von der Truppe im Laufe des 2. August keine einzige Nachricht im Hauptquartier in Mainz eingelaufen. Dagegen hatte ein Telegraphenbeamter in Frankfurt a. M. seine Muße dazu benutzt, um sich mit seinem Collegen in Saarbrücken zu unterhalten und sich zu erkundigen, wie die Verhältnisse dort lagen. Die ihm hierbei zugegangenen verschiedenen Nachrichten depeschirte er, da sie ihm von Wichtigkeit erschienen, weiter an den Chef der Feldtelegraphie, Oberst Meydam, durch den wir hiervon erst Kenntniß erhielten. Immerhin konnte man sich durch die auf diesem Wege eingegangenen einzelnen Notizen kein vollständig klares Bild über die Ereignisse bei Saarbrücken machen, so daß Bronsart genöthigt war, gegen Morgen des 3. August bei dem Obercommando der ersten Armee telegraphisch anzufragen, was denn eigentlich dort vorgefallen wäre.

Am Abend des 4. August, also an demselben Tage, an welchem die kronprinzliche Armee die Grenze überschritten hatte, erhielten wir bereits Nachricht von ihrem siegreichen Gefecht gegen die von Mac Mahon bis Weißenburg vorgeschobene Division Douay, deren tapferer Führer in diesem ungleichen Kampfe geblieben war. „Seine Majestät, den ich eben gesprochen, ist im höchsten Grade freudig bewegt von diesem ersten und recht bedeutenden Erfolge seines Sohnes. Wenn der Feind Letzterem gegenüber Stich hält, werden deren bald noch mehrere folgen. Der Kronprinz hat nur Marschall Mac Mahon

vor sich; die gesammten Hauptkräfte des Feindes stehen von Saargemünd bis Saarbrücken der ersten und zweiten Armee gegenüber" [1]).

Auch der 6. August sah das Hauptquartier noch in Mainz. „Die Sachen stehen gut. Eben schickt Göben Nachricht von einem glücklichen Gefecht bei Saarbrücken. Der Feind scheint die Saarlinie zu verlassen. Welch' eigenthümliches Verfahren! Erst rennen die Franzosen in aller Hast dorthin und thun, als ob sie über uns herfallen wollten, erklären auch den Krieg, aber — es erfolgt nichts! Wie wir jetzt bereit sind, auf sie loszugehen, verlassen sie ihre Stellung! Möglich, daß sie auf Metz oder Nancy abziehen; möglich auch, daß sie noch diesseits jener Orte in einer guten Position Widerstand zu leisten beabsichtigen und Mac Mahon mit seinen Truppen heranzuziehen suchen. Wir sind auf Alles vorbereitet; nur würde sich dann ein entscheidender Schlag leider noch etwas hinausziehen. Die Verluste in den Gefechten kennen wir nicht; nur soviel ist sicher, daß sie sehr bedeutende sind."

In Bezug auf die Nachrichten über Verluste sei hier bereits bemerkt, daß es ganz unmöglich ist, dieselben sofort nach einem Gefechte, und bevor die Truppenberichte eingegangen sind, richtig anzugeben. Man ist vielmehr unmittelbar nach Schlachten und Gefechten nur auf ganz allgemeine Schätzungen angewiesen, wobei die Heftigkeit des Kampfes an einzelnen Stellen, sowie die Masse der dabei verwandten Truppen und die Beschaffenheit des Geländes wohl einigen Anhalt gewähren; aber es gehört auch dann bereits besondere Erfahrung dazu, um sich nicht zu sehr zu verrechnen. Ich besinne mich, daß am Abend des Schlachttages von Gravelotte und St. Privat die Annahme vorlag, wir würden etwa 8000 Mann verloren haben, und als ich darauf bemerkte, wir könnten zufrieden sein, wenn wir mit 15 000 Mann abkämen, erregte diese Behauptung ein ungläubiges Lächeln. Leider übertrafen in Wirklichkeit die Opfer noch meine Schätzung; wir verloren an jenem Tage an 20 000 Mann.

Noch ein anderer Punkt in den nach der Heimath gesandten Telegrammen ist es, über welchen daselbst leicht eine gewisse Aufregung entsteht, nämlich wenn in diesen Depeschen nicht sofort die Truppenkörper angegeben sind, die an dem Gefechte theilnahmen. Es liegt gewiß die volle Berechtigung dafür vor, daß man zu Hause nach allgemeiner Kenntnißnahme des betreffenden Ereignisses zunächst die Frage aufwirft: „Sind die Unsern auch dabei gewesen?" In der Regel gehen gerade die Telegramme des großen Hauptquartiers bei Actionen, wo mehrere Armeen betheiligt sind und dasselbe sich dabei befunden hat, als die ersten in der Heimath ein. Nun kann man sicher sein, daß die in ihnen enthaltenen Nachrichten noch an demselben Tage weithin im Auslande in den Hauptstädten neutraler Staaten ebenfalls anlangen und von dort den Weg unmittelbar an die Stelle des Gegners finden, welche alle Nachrichten zusammenfaßt. Uns sind Fälle vorgekommen, wo wir durch solche telegraphische Nachrichten auf diesen Umwegen recht gewichtige Notizen bekommen haben.

---

[1]) Alle die mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind wörtlich den damals von mir gemachten Notizen oder einzelnen nach der Heimath gerichteten Briefen entnommen.

Wenn also einerseits die Berechtigung, zu erfahren, wer mitgekämpft hat, für die in der Heimath Befindlichen anerkannt werden muß, so kann doch diesen Gefühlen und Wünschen von Seiten des großen Hauptquartiers nur mit größter Vorsicht Rechnung getragen werden. Etwas anders liegt es mit der directen Benachrichtigung der einzelnen Corps an die heimathlichen Provinzen. Diese gelangt zunächst meist etwas später an und wird bei ihrer Entfernung von dem Centralpunkt in weiteren Kreisen des Reiches und des Auslandes auch erst in verhältnißmäßig späterer Zeit bekannt.

Die Tragweite der vom General v. Göben eingegangenen Nachrichten über das Gefecht bei Saarbrücken ließ sich zur Zeit noch nicht übersehen. Es liefen auch noch mehrere Telegramme anderer Führer vom Gefechtsfelde ein, schließlich auch von dem um 7 Uhr Abends daselbst eingetroffenen General v. Steinmetz. Mit Sicherheit konnte nur angenommen werden, daß Truppen von beiden Armeen an dem Kampfe sich betheiligt hatten, und daß der Befehl über dieselben von einer Hand in die andere gegangen war.

„Die Nacht wurde eine sehr unruhige. Ich hatte mich eben gegen Mitternacht zu Bett gelegt, als es an der Thür klopfte und eine Stimme durch die geöffnete Thür fragte: „Verdy, sind Sie hier?“ Ich erkannte an der Stimme den Fürsten Anton Radziwill, Flügeladjutant Seiner Majestät. Beim Eintreten sagte er mir, es wäre eben ein Telegramm an den König gelangt, dessen Inhalt nicht recht verständlich sei, und er wäre deshalb hierher geschickt worden. Schnell wurde Licht angezündet und noch im Bette las ich jene Depesche, welche mit den Worten anfing: „Zwei Adler“ u. s. w. So viel ging aus ihr wenigstens hervor, daß auch bei der kronprinzlichen Armee eine Schlacht stattgefunden hatte, und zwar ebenfalls mit siegreichem Ausgange. Wo dieselbe aber geschlagen worden war, ließ sich zunächst nicht erkennen. Da uns die Bewegungen dieser Armee indeß bis dahin bekannt waren, so ließ sich dies vielleicht durch Combination feststellen. Ich sprang daher aus dem Bette und setzte mich an den Tisch, auf welchem sich die Karten ausgebreitet befanden. Die Unterhaltung hatte inzwischen den in der Nebenstube liegenden Brandenstein erweckt. Auf seine Frage: „Ist etwas los?“ rief ich ihm zu: „Komm' mal her!“ Er erschien nun in demselben Costüm wie ich, und so fanden wir beide uns an dem Tisch zusammen, wie wir aus dem Bett aufgesprungen waren, jeder mit einem Licht in der Hand. Unsere sofortige Vermuthung bestätigte sich späterhin, daß wir es mit der zweiten Hälfte eines Telegramms zu thun hatten, dessen erste Hälfte auf unaufgeklärte Weise nicht in die Hand des Königs gelangt war. Jedenfalls war die Nachricht so wichtig, daß erwogen werden mußte, ob weitere Anordnungen zu treffen wären. Wir weckten daher Bronsart, dem sich de Claer und, ich glaube, auch Blume anschlossen, und gingen zum General Podbielski.

Nachdem wir diesem mitgetheilt, was vorlag, wanderten wir, in Gemeinschaft mit ihm, Alle in dem vorhin beschriebenen Aufzuge zum General v. Moltke, den wir aus dem Schlafe weckten. Ich werde nie den eigenthümlichen Gesichtsausdruck des Generals vergessen, als er sich in seinem Bette erhob, ohne Perrücke, vom Mondschein beleuchtet, und uns ansah, als ob er

fragen wollte: „Was ist denn das für eine Gesellschaft?“ In der darauf folgenden Besprechung kamen wir zu der zutreffenden Ansicht, daß der Kampf in der Gegend von Wörth stattgefunden haben mußte, und es konnten nun nicht nur die anderen Armeen hiervon benachrichtigt werden, sondern auch die noch zurück befindlichen Corps, welche bisher keiner Armee zugetheilt waren, der neuen Lage entsprechende Weisungen erhalten. Auch für die I. und II. Armee wurden Befehle erlassen, daß sie über die Saar hinaus nicht zu scharf nachdrängen sollten, da sie in sich noch nicht genugsam versammelt waren. Andererseits wollten wir sie aber auch nicht abhalten, dem Feinde, der vor ihnen seine Hauptmacht hatte, zu folgen, wenn er weiter abziehen sollte. „Ob dies der Fall, wird der heutige Tag ergeben. Die blutigen Kämpfe haben für uns einen unberechenbaren Werth; aber sie sind nur die Einleitung. Die Entscheidung steht noch bevor. Denn bis jetzt haben sich die beiderseitigen Hauptarmeen nur mit Theilen berührt. Gott wird ferner helfen. Die Verluste werdet Ihr in Berlin eher erfahren als wir hier.“

Hier seien noch einige Bemerkungen über die Kämpfe des 6. August von Spicheren und von Wörth eingeschaltet. Beide Schlachten zeigen die eigenthümliche Erscheinung, daß sie gegen den Willen der betreffenden Armeeführer stattgefunden haben. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da; denn auch die dritte große Schlacht, die von Colombey am 14. August, ist unter ähnlichen Verhältnissen geschlagen worden. In allen diesen Fällen ging das Engagement von den als Vorposten oder Avantgarden vorgeschobenen Truppen aus. Uebereinstimmend hatte man bei diesen die Ansicht, daß der in nächster Nähe befindliche Feind im Abzug begriffen sei, und war vom Drange beseelt, nicht nur die Fühlung mit ihm zu behalten, was unter allen Umständen die Aufgabe solcher vorgeschobenen Truppen ist, sondern ihm auch bei seinem Abzuge so viel Schaden wie möglich zuzufügen.

Bei Spicheren sah sich in Folge dessen General v. Kamecke sofort mit seiner ganzen Division in einen heftigen Kampf mit dem Gegner verwickelt, welcher wieder Front machte und sich ihm in einer formidabeln Position entgegenstellte. Das Gefecht nahm sehr bald einen solchen Umfang an, daß ein Zurückziehen der Truppen nicht mehr ausführbar war, ohne daß sie dadurch eine vollständige Niederlage erlitten hätten. Im ruhmvollen Bestreben, den im schweren Ringen befindlichen Kameraden zu helfen, eilten alle preußischen Truppen, die sich überhaupt in der Nähe befanden, dem Gefechtsfelde zu und griffen in diesen Kampf ein. Selbst eine Batterie des I. Armeecorps, welche in ununterbrochener Fahrt von Königsberg bis in diese Gegend gelangte, setzte dieselbe noch eine Strecke fort und erreichte das Schlachtfeld. So kam es, daß sich Truppentheile der I. und II. Armeen engagirten, ohne daß von Anfang an eine einheitliche Führung vorhanden war. Das Obercommando der II. Armee hatte diesen Kampf nicht vorausgesehen und konnte ihn auch nicht voraussehen. Vielmehr war dort die Absicht gewesen, den Feind in seiner starken Stellung hinter der Saar nicht in der Front anzugreifen, sondern denselben durch eine Umfassung seines rechten Flügels zur Räumung dieser Stellung oder zur Schlacht unter für ihn ungünstigeren Verhältnissen zu

zwingen. In dieser Richtung waren die Truppenbewegungen eingeleitet worden, und da man bei der bisherigen Haltung des Gegners wohl mit Recht nicht an einen Vorstoß desselben über die Saar glaubte, so hatte man auch einen so ernsten Kampf wie den um Spicheren, welcher durch die Initiative eines Unterführers der I. Armee hervorgerufen worden war, nicht erwartet. Der Prinz Friedrich Karl hatte um so weniger die Absicht, einen derartigen Kampf bereits an diesem Tage hervorzurufen, als seine Armee zum gemeinschaftlichen Einsetzen auf einem Kampffelde noch nicht ausreichend zusammengezogen war. Letzteres sollte erst durch die Bewegungen am 6. August wie die des folgenden Tages erreicht werden. So kam es denn, daß nur Theile der I. und II. Armee hier zur Verwendung gelangten, und ein gemeinschaftliches Einsetzen aller Kräfte, wie dies für eine Entscheidung erstrebt werden muß, ausgeschlossen blieb.

Bei Wörth waren es die Vorposten des V. Armeecorps, welche eine Abtheilung recognoscirend gegen den Feind vorschickten, als Bewegungen in dessen Lager anscheinend auf seinen Abzug deuteten. Das hierdurch entstehende Gefecht rief die kameradschaftliche Unterstützung des auf dem rechten Flügel befindlichen bayerischen Corps des Generals v. Hartmann hervor, dessen vorderste Division in dem schwierigen Berg- und Waldgelände in einen sehr ernsten Kampf gerieth, während dessen das Detachement des preußischen V. Corps seine Recognoscirung abbrach. Da nun aber das Gefecht bei den Bayern immer heftiger wurde, auch weiter links ein Gefecht beim XI. Corps sich entwickelt hatte, trat das gesammte V. Corps in den Kampf ein, um zu verhindern, daß der Feind sich mit Uebermacht auf einen der Flügel der Armee werfe, während inzwischen dem bayerischen Corps vom Obercommando die Weisung zuging, das Gefecht abzubrechen. So sind die ersten Momente der Schlacht durch einen schwankenden Gang charakteristisch, indem, während die eine Abtheilung zurückging, die andere vorrückte und die letztere wieder zurückgerufen wurde, als die erstere zu ihrer Unterstützung das Gefecht von Neuem aufnahm. Aber nunmehr traf auch der Kronprinz selbst noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein, um die einheitliche Leitung zur Durchführung des Kampfes übernehmen zu können. Und hierbei zeigte es sich, wie gut es war, daß die Armee, in sich bereits aufgeschlossen, mit allen ihren Theilen auch zur gemeinschaftlichen Verwendung bereit stand, so daß die Schlacht selbst nunmehr zielgemäß geleitet werden konnte. Der Kampf war ein äußerst heftiger und blutiger. Denn der Feind, unter ihm seine vortrefflichen afrikanischen Truppen, befand sich auch hier in einer festungähnlichen Stellung, und nur der aufopfernden Tapferkeit der Unsrigen und der geschickten oberen Leitung ist der Sieg zu verdanken. Der Kampf würde sich aber noch viel schwieriger gestaltet haben, wenn die französische Heeresleitung rechtzeitig alle Truppen, die bei geeigneten Befehlen das Gefechtsfeld erreichen konnten, auch in Bewegung gesetzt hätte. Gefährlicher lagen in dieser Beziehung noch die Verhältnisse bei Spicheren, indem sehr starke Truppenmassen des Feindes in der Nähe waren. Glücklicher Weise für uns wurden diese nicht auf den Kampfplatz herangezogen.

(Weitere Abschnitte folgen.)

Das Princip der Entwicklung in der Geistesgeschichte[1]).

Von

Ludwig Stein in Bern.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Philosophische und geschichtliche Wahrheiten von großer Allgemeinheit haben im Unterschied von naturwissenschaftlich erkannten die fatale Eigenschaft, daß sie stets eine Petitio principii in sich bergen. Diese kann in so hohem Grade jedem normal denkenden Menschen einleuchten, daß sie allenthalben Billigung und Anerkennung findet; aber zu zwingender Ueberzeugungskraft, wie sie naturwissenschaftlich erkannten Thatsachen und selbst Gesetzen einwohnen, wird man eine aus einer Petitio principii hervorgegangene philosophische Wahrheit nie erheben können. Denn der Bohrwurm Skepsis benagt mit Vorliebe die Holzstämme philosophischer Denkarbeit, während er sich vor der eisernen Gewalt von Thatsachen und Naturgesetzen scheu verkriecht. Daher kommt es, daß selbst die einleuchtendsten geisteswissenschaftlichen Wahrheiten sich immer wieder eine Kritik gefallen lassen müssen, ja ihr ganzes Existenzrecht häufig in Frage gestellt sehen, weil der Zweifler ihre Petitio principii verwirft und sich grundsätzlich auf einen anderen Boden stellt. Ist aber der Ausgangspunkt verschoben, dann muß natürlich auch das Endresultat sich mitverschieben, also ein anderes, zuweilen sogar ein entgegengesetztes werden.

Um aus dieser verzweifelten Unsicherheit hinaus zu gelangen, haben die Geisteswissenschaften, vorab Philosophie und Geschichte, neuerdings den Versuch gemacht, sich der naturwissenschaftlichen Methode zu bedienen. Die altersgraue, greisenhaft umhertastende Mutter, die Philosophie, erborgt von ihrer jugendfrisch einher stolzirenden, selbstsicher auftretenden Tochter, der Naturwissenschaft, den festen Stab der inductiven Methode, welcher diese die Sicherheit ihrer Ergebnisse verdankt, um gleich ihr festen und kecken Schrittes auftreten zu können.

---

[1]) Einleitende Gedanken zu einer Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Renaissance. Verlesen in der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Der Franzose Auguste Comte hat diesen systematischen Verjüngungsversuch der Philosophie durch Einimpfung der naturwissenschaftlichen Methode zuerst vorgenommen, der Engländer John Stuart Mill diesen Proceß, die inductive Methode philosophisch zu fructificiren, mit virtuoser Folgerichtigkeit weiter geführt, sein Landsmann Herbert Spencer in fünfunddreißigjähriger rastloser Thätigkeit diesen Versuch in seinem monumentalen, zehn Bände umfassenden Lebenswerke systematisch ausgebaut und in diesem Jahre zum Abschluß gebracht. Heute gibt es endlich auch philosophische Wahrheiten von etwelcher naturwissenschaftlich exacter Sicherheit. So haben in den letzten Jahren auch auf deutscher Seite Männer wie Ernst Laas, Aloys Riehl, Wilhelm Dilthey Wilhelm Wundt, Richard Avenarius u. A. eigene, zum Theil glückliche Versuche angestellt, die Philosophie auf einen durchaus positiven, d. h. rein naturwissenschaftlichen Boden zu stellen, und ihr dadurch jene solide, unanfechtbare Basis zu geben, um welche sie ihre, der mütterlichen Zucht entwachsene Tochter, die Naturwissenschaft, neidet. Fruchtbringend hat sich diese Umpfropfung der alten Philosophie auf einen jungen Schößling namentlich auf dem Felde der psychologischen Forschung erwiesen. Nachdem E. H. Weber von der vergleichenden Anatomie, Theodor Fechner von der Physik, Hermann Lotze und Wilhelm Wundt von der Physiologie aus zur Psychologie gelangt waren, haben sie mit großem Erfolge den Versuch gemacht, die in der Biologie geltenden Methoden und die auf dem Felde der experimentellen Forschung gewonnenen Einsichten auch für die Psychologie glücklich zu verwerthen. Und so entstanden, namentlich unter Vorantritt Wundt's, Laboratorien für Psychologie — eine Institution, die man vor fünfzig Jahren noch allenthalben für eine Hirnverbranntheit erklärt haben würde, während sie jetzt ihren Siegeslauf durch die Welt hält. England, Frankreich und die Schweiz hatten Ende 1894 je ein solches Laboratorium, Deutschland deren fünf, während das sich auch geistig mit Blitzesschnelligkeit entwickelnde Amerika deren ein gutes Dutzend besitzt, daneben auch noch einen der besten psychologischen Köpfe der Gegenwart, William James.

Freilich ist das bisherige Resultat der experimentellen physiologischen Psychologie ein eng begrenztes. Denn die bisher gefundenen, noch dazu stark bestrittenen experimentellen Methoden und Ergebnisse beweisen mehr für die physiologische Seite des psychischen Processes als für die rein psychische. Zugegeben, Spinoza habe Recht, daß zwischen der physischen Reihe der Bewußtseinsvorgänge und der psychischen das Verhältniß strenger Parallelität obwalte, so vermögen wir mit unseren heutigen Experimentirmethoden der physischen Reihe zwar leidlich beizukommen, während wir vor der rein psychischen, vor den complicirteren Functionen zumal, nach wie vor stille stehen. Und so bringt es denn die Natur der experimentellen Psychologie mit sich, daß wir die berauschenden Hoffnungen, die man anfänglich an sie geknüpft hat, als werde sie uns einst den Schlüssel zum großen Welträthsel, das seit Jahrtausenden die vorzüglichsten Denker der Menschheit narrt, endlich bringen, auf ein bescheidenes Maß werden herabdämpfen müssen. Denn die bisherigen Ergebnisse dieser jungen Wissenschaft sind einerseits noch nicht genügend abgeklärt und unter einander abgestimmt, so daß man vielfach von ihr den Eindruck gewinnt, als würden

einzelne ihrer übereifrigen Vertreter in eine neue Scholastik der Zahl und in einen Fanatismus der als Selbstzweck fungirenden Experimente einmünden; andererseits kann man sich nicht verhehlen, daß diese Ergebnisse, selbst wenn sie unter einander übereinstimmten, doch nur in recht engen Grenzen Geltung hätten und daher für die Construirung eines Weltbildes wenig bewiesen.

Der Engländer Henry Thomas Buckle versuchte nun, der großen Frage, wie man die geistigen Phänomene in naturwissenschaftlich exacter Weise bearbeiten und sie somit auf einen gesicherten Boden stellen könnte, in genialer Weise von der geschichtlichen Seite beizukommen. Unter Zuhülfenahme der Ergebnisse der von Quetelet begründeten Moralstatistik und einer Fülle ethnographischer Beobachtungen versuchte er den in der Cultur- und Sittengeschichte der Menschheit waltenden Gesetzen auf die Spur zu kommen. Der Einfluß der terrestrischen Lage, der Bodenbeschaffenheit und des Klimas auf die treibenden Culturideen der betreffenden Länder wird von Buckle an überraschenden Beispielen von einschmeichelnder Beweiskraft dargethan. Sein Resultat gipfelt in dem Satz, daß auch das geschichtliche Leben, dessen mannigfache Aeußerungsformen alle Offenbarungen menschlicher Geistesthätigkeit in sich schließt, ebenso sehr in strenger Gesetzmäßigkeit verläuft wie die Natur selbst. Natur und Geschichte sind gleicher Weise unterworfen dem Satz des Grundes, der Kategorie der Causalität. Weder im Walten der Natur noch im Weben des Geistes geschieht Etwas ohne zureichenden Grund.

Indem Buckle solchergestalt die Causalität als das tragende Grundgesetz aller im geschichtlichen Leben sich abspielenden geistigen Processe im Einzelnen nachzuweisen versucht, gewinnt er die Möglichkeit, auch die Offenbarungen des Geistes in naturwissenschaftlich exacter Weise zu behandeln und dadurch den allgemeinen Wahrheiten der Geschichte einen festen Untergrund zu verleihen. Seit Buckle gibt es doch wenigstens *Eine* geschichtliche und philosophische Wahrheit von größter Allgemeinheit, die nicht mehr angefochten werden kann, da Buckle sie auf inductivem Wege zu unumstößlicher Sicherheit erhoben hat, und diese lautet: Die Civilisation ist nicht das willkürliche Product eines zufälligen Spiels von blinden physischen Kräften oder geistigen Potenzen, sondern sie ist das nothwendige Ergebniß einer streng in einander greifenden, lückenlos sich forterzeugenden Ursachenkette[1]).

---

[1]) Wilhelm Windelband hat jüngst in seiner gedankenreichen Rectoratsrede „Geschichte und Naturwissenschaft", Straßburg 1894, in fein pointirter Antithese den Nachweis zu führen gesucht, daß die Geschichte sogar in weit höherem Sinne empirischen Charakter habe als selbst die Naturwissenschaft, weil sie *Ereigniß*wissenschaft ist, also idiographisch verfährt, während jene Gesetzeswissenschaft ist, also nomothetisch vorgeht (S. 12 ff.). Allein Windelband übersieht dabei, daß auch diese *Ereignisse* ihre *Gesetze* haben. In der Ermittlung der *Gesetze* aller geschichtlichen *Ereignisse*, d. h. also in der Philosophie der Geschichte, liegt der Coincidenzpunkt von Geschichte und Naturwissenschaft. Man darf eben nicht übersehen, daß es auch eine „Science of History" gibt, die sich freilich nach Robert Flint, History of the Philosophy of History, 1893, inhaltlich mit „Philosophy of History" deckt. Windelband wirft S. 18 die Frage auf: „Was ist für den Gesammtzweck unserer Erkenntniß werthvoller, das Wissen um die Gesetze oder das um die Ereignisse?" Dabei bleibt aber noch eine dritte Erkenntnißmöglichkeit offen: das Wissen um die Gesetze dieser Ereignisse!

Gewiß ist der durch Buckle gewonnene Einblick in das Wesen der Geschichte ein gewaltiger Fortschritt gegenüber jener atomisirenden Auffassung, wonach die Geschichte nur den tollen Traum eines schlafenden Gottes, das chaotische Durcheinanderwirbeln von blinden Kräftemassen darstellen sollte. Gleichwohl reicht das von Buckle, wenn auch unter allzu einseitiger Heraushebung der materiellen Bedingungen, aber immerhin mit grandioser Gestaltungskraft auf die Geschichte angewendete Gesetz der Causalität zur Erklärung aller geschichtlichen Phänomene nicht aus. Seine einseitige Hervorkehrung der Causalität konnte ihn zu der paradoxen Behauptung verführen, daß die natürliche Begabung der Menschen, so weit wir dieselbe zurück zu verfolgen vermögen, keine Fortschritte gemacht habe, daß vielmehr die unleugbar vorhandenen Fortschritte der Civilisation nur auf die Verbesserung der äußeren Umstände zurückzuführen seien, unter welchen die sich gleich bleibende Begabung der Menschen sich zu entfalten vermochte. Ja, Buckle versteigt sich zu dem Satze: „Das in einem civilisirten Lande geborene Kind ist wahrscheinlich dem unter Barbaren geborenen nicht überlegen." Fortgeschritten seien also nur die äußeren Vergünstigungen der dienstbar gemachten Natur, nicht die menschlichen Fähigkeiten und die aus ihnen entsprießende Moral.

Als Buckle diese paradoxen Behauptungen der Welt mittheilte (1857), konnte er freilich nicht ahnen, daß zwei Jahre später (1859) Darwin's epochemachendes Werk „On the origine of species by means of natural selection" erscheinen werde, ein Werk, das in seinen letzten Consequenzen das nothwendige Correctiv der Einseitigkeit Buckle's enthielt. Hatte Buckle die Menschheitsentwicklung unter den Gesichtspunkt der *Causalität* und nur unter diesen gestellt, so lehrte uns Darwin den Gesichtspunkt der *Entwicklung*, die in der anorganischen Natur durch Lyell bereits nachgewiesen war, auch in der organischen Natur in den Vordergrund stellen. Damit ist die Causalität nicht etwa beseitigt, sondern im Gegentheil stillschweigend vorausgesetzt. Nur ist sie nicht mehr der einzige Tragepfeiler der Menschheitsgeschichte, wie bei Buckle, vielmehr bildet jetzt die *Causalität ein bloßes Moment der Entwicklung*. Die Menschheitsgeschichte als Geschichte des organischen Lebens in höchster Potenz stellt auch nach der Lehre Darwin's eine Causalkette dar, aber nicht *nur* eine Causalkette. Der Begriff der Entwicklung ist sehr viel reicher, als der der Causalität; er befaßt die Causalität als vorausgesetztes Moment in sich, geht aber über den Inhalt des Causalbegriffs weit hinaus, indem er durch die Einfügung der Lehre vom Kampf ums Dasein und vom Ueberleben des Passendsten das *teleologische* Moment hinzufügt. Lehrt uns der auf die Geschichte angewendete Causalitätsbegriff nur, daß der Fortschritt der Civilisation sich nothwendig so abspielen mußte und nicht anders abspielen konnte, als es geschehen, so lehrt uns der umfassendere Begriff der Entwicklung, daß dieser Fortschritt nicht bloß ein *nothwendiger*, sondern ein nothwendig *guter* war, sofern im Ringen nach neuen Daseinsformen nur das Nützlichere, Passendere sich behauptet hat, während das minder Nützliche und Lebensunfähige untergegangen ist. Demnach ist die Causalität in der Geschichte keine starr mechanische, wie bei Buckle, sondern eine immanent teleologische. Auch in den geschichtlichen Daseinsformen hat

sich das Zweckmäßigste und nur dieses behauptet, während das minder Zweckmäßige untergegangen ist. Ausgeschlossen ist's daher, daß die menschlichen Fähigkeiten stehen geblieben seien, wie Buckle meinte. In der Natur bleibt nichts stehen. Alles entwickelt sich und zwar nach oben, d. h. nach dem Stufengang immer höherer Zweckmäßigkeit. Der menschliche Intellect besitzt heute Fähigkeiten, die der Culturmensch der Vorzeit niemals besessen hat, und die der Hottentotte der Gegenwart nicht ahnen wird, auch wenn man ihn in Europa erzöge[1]). Das menschliche Gehirn hat sich eben mit entwickelt. Das Cerebralsystem des Fidschi-Insulaners z. B. wird diesen Sprung durch eine Jahrtausende lange Entwicklung des Centralnervensystems der Europäer nicht mitzumachen in der Lage sein, selbst wenn er von seiner Wiege an im Hause eines Charles Darwin erzogen worden wäre. Unser Nervensystem ist natürlich ebenso gewissen biologischen Bedingungen und Veränderungen unterworfen, wie etwa unser Muskelsystem. Und gilt nun der Darwin'sche Satz der Entwicklung für die gesammte Biologie, dann natürlich auch für unser Nervensystem — von den neueren Vererbungstheorien gar nicht zu sprechen. Weisen wir nur auf einen Punkt hin: Der antike Hellene oder Hebräer — um nur die leuchtendsten Muster jener alten Cultur hervorzuheben, von denen alle Europäer in letzter Linie geistig abstammen — ahnte nicht einmal das, was wir heute Erfindungsgeist nennen. Die Alten fanden Manches, aber sie erfanden im Verhältniß herzlich wenig. Heute aber wetterleuchtet und blitzt der menschliche Geist vor lauter Erfindungen. Jede Stunde fast bringt uns irgend eine kleine praktische, jedes Jahr eine Fülle großer, theoretisch wichtiger Erfindungen. Haben sich nun unsere Fähigkeiten gegen die unserer Vorfahren nicht geändert und erweitert? Gewiß, durchgreifend sogar! Jene besaßen keine Erfindungsgabe, während bei uns die Erfindungen seit dem sechzehnten Jahrhundert Schlag auf Schlag, gleichsam in geometrischer Progression, auf einander folgen, sofern jede neue Erfindung der künftigen zur Basis dient.

Freilich folgen sie auf einander nach dem Satz der Causalität, indem immer die eine Erfindung die andere anregt oder auch direct hervorruft. Aber sie folgen einander nicht bloß nach dem Satz des Grundes, sondern nach dem der teleologischen Entwicklung. Die Causalität ist dabei der terminus a quo, die Teleologie der terminus ad quem. Die neuen Erfindungen lösen die alten nicht bloß deshalb ab, weil sie logisch nothwendig aus ihnen folgen, sondern weil man sie ihrer Nützlichkeit wegen sucht. Ueberblickt man daher die Reihe der seit drei Jahrhunderten gemachten Erfindungen, so wird es unschwer sein, festzustellen, daß sich in ihnen durchgängig neben der Causalität

[1]) Zum gleichen Resultat gelangt, von völlig anderen Gesichtspunkten ausgehend, in einer höchst bemerkenswerthen anthropologischen Studie der trefflichste philosophische Kopf im heutigen Frankreich, Alfred Fouillée, „Revue des deux Mondes", Juillet 1894, p. 92 (in einem „Le caractère des races humaines" betitelten Aufsatz): „Et les Esquimaux à leur tour, pourraient-ils acquérir, sinon après des siècles, l'énorme puissance digestive de nos cerveaux aryens? Il y a, sinon inégalité primitive, du moins inégalité consécutive d'aptitudes et disparité actuelle entre les races humaines."

eine immanente Teleologie offenbart. Ist dem aber so, dann heißt das tragende Gesetz der Geschichte nicht Causalität, wie Buckle annahm, sondern Entwicklung nach dem Princip der immanenten Teleologie.

Was ich hier am Beispiel der Technik der Erfindungen angedeutet habe, das läßt sich auch auf den übrigen Gebieten menschlichen Geisteslebens, insbesondere in der Kunst, Religion und Wissenschaft, nachweisen. Wie in der gesammten organischen Natur, so heißt auch das Losungswort des Geisteslebens: Entwicklung. Und ist der namentlich von Leibniz mit besonderem Nachdruck betonte Satz: natura non facit saltus von der heutigen Wissenschaft allgemein anerkannt, weil durch die weltbewegenden biologischen Entdeckungen Darwin's glänzend bestätigt, so möchte ich diesem Satze die erweiterte Fassung geben: natura non facit saltus, ne mens quidem.

Der Geist ist doch wohl nur ein Ausschnitt der Gesammtnatur und muß daher genau den gleichen Gesetzen unterworfen sein, wie jene. Und steht es heute außer Frage, daß in der Biologie die Causalität und die mit immanenter Teleologie vor sich gehende Entwicklung die Grundgesetze darstellen, so erwächst dem heutigen Forscher der Geistesgeschichte die Aufgabe, den Aeußerungen dieser Grundgesetze auch in der Welt des Geistes nachzuspüren. Was Buckle vor einem Menschenleben für den Begriff der Causalität in der Geschichte geleistet hat, daß er nämlich, unterstützt von der aufkommenden Statistik, dessen unbedingte Geltung für das gesammte geschichtliche Leben nachwies, das muß heute, nachdem wir die Errungenschaften Darwin's und seiner Nachfolger eingeheimst haben, für den der Entwicklung geschehen.

Der Riesenaufgabe, die Geltung des Entwicklungsprincips in der Gesammtgeschichte der Menschheit, insbesondere in den hervorragendsten Offenbarungen derselben in Kunst, Religion, Moral, Recht, Philosophie, Wissenschaft und Technik zu erweisen, ist natürlich nur ein Universalgenie gewachsen. Leibniz, dieses ἅπαξ λεγόμενον an allseitiger Bildung, war vielleicht der letzte Mensch in der Geschichte, der mit seinem weltüberschauenden Feldherrnblick dieses gewaltigen, Alles umfassenden Stoffes Herr geworden wäre. Unzulässig ist es aber, diese für einen Epigonen unlösbare Riesenaufgabe hinauszuschieben, bis uns ein zweiter Leibniz erstehen würde. Die Wissenschaft hat mit dem Zuwarten auf einen Erlöser, auf einen philosophischen Messias, ebenso schlechte Erfahrungen gemacht, wie einzelne Religionen, so daß das Hinausschieben von wichtigen Problemen auf ein erhofftes künftiges Universalgenie mit Recht als senile Impotenz hingestellt werden kann. Liegt ein gewaltiges Problem vor, das vollkommen nur von einem Gedankenriesen gelöst werden kann, so mache sich in Ermangelung eines solchen auch der Zwerg nur ruhig und unverdrossen an die Arbeit. Von der kleinen Domäne aus, die dieser gut beherrschen und bemeistern kann, vermag er vortreffliche Bausteine anzufertigen, die dem etwa kommenden Riesen als brauchbare, ehrlich gearbeitete Materialien recht willkommen sein dürften.

Von einer solchen kleinen Domäne aus will ich nun den Versuch machen, die Anwendbarkeit des Princips der Entwicklung an einem verhältnißmäßig kleinen Ausschnitt der Philosophie nachzuweisen. Nicht der ganzen Philo-

sophie. Denn so sehr ich auch überzeugt bin, daß ein überlegener Geist, der mit umfassendem Blick die Gesammtgeschichte des Menschengeistes, insbesondere der Philosophie, zu überschauen in der Lage wäre, unschwer die Fäden herausfände, die alle geschichtlichen Strömungen und philosophischen Systeme mit einander verbinden, und zwar verbinden am Faden der Causalität und immanenten Teleologie, so schrecke ich doch vor der gewaltigen Aufgabe zurück, das Gesammtgebiet der Philosophie und Geschichte zu bearbeiten und den Kampf ums Dasein der Ideen in allen seinen Phasen zu verfolgen, sowie das Ueberleben des logisch Passendsten in der Gesammtgeschichte des menschlichen Geisteslebens nachzuweisen. Ich bescheide mich vielmehr, eine Epoche der Philosophiegeschichte herauszugreifen und an dieser die Gültigkeit des Entwicklungsgesetzes klarzulegen. Diese Epoche ist nun die Philosophie im Zeitalter der Renaissance.

II.

Nicht ohne Geflissentlichkeit wählte ich zur Exemplificirung des oben angedeuteten Gedankenganges gerade das Zeitalter der Renaissance. Keine Epoche der Philosophie scheint nämlich dem von mir postulirten Grundprincip der Entwicklung auch der geistigen Phänomene mehr zu widersprechen, als die der Renaissance. Man greife nur eine beliebige Darstellung dieser Epoche der Philosophie heraus, und man wird durchweg die Meinung vertreten finden, der menschliche Geist sei in der Zeit der Renaissance aus Jahrhunderte langer Erstarrung erwacht. So beginnt Moritz Carriere seine „philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", nebenbei bemerkt, die einzige vorhandene größere Monographie, welche die gesammte Philosophie der Renaissance behandelt, mit den Worten: „Der erste Flügelschlag des antiken Geistes regte sich nach tausendjähriger Verpuppung in den Seelen italienischer Dichter." Wäre der Satz wahr, daß der antike Geist ganz entschlummert gewesen, und erst nach einer tausendjährigen Lethargie durch die Dichterfürsten Italiens zu neuem Leben erweckt worden ist, dann müßte man das Princip der Entwicklung der Geistesgeschichte der Menschheit als unhaltbar preisgeben.

Entwicklung und Causalität fordern eben gleicherweise als ihr unentbehrliches Complement den Satz der Continuität. Die Causalreihe darf an keinem Punkte unterbrochen, die Entwicklung in keiner Phase des geschichtlichen Daseins ausgesetzt werden, sollen sie wirklich die treibenden Grundkräfte der Geschichte sein. Nur wenn eine causale und eine teleologische Continuität in der Geistesgeschichte der Menschheit lückenlos nachgewiesen werden kann, ist die Erhebung der Causalität und Entwicklung zu gesetzmäßigen Triebrädern der Geschichte — mit Einschluß der Geistesgeschichte — zulässig. Versteht man das Mittelalter, wie bisher, als Stillstand des menschlichen Geistes, oder gar als rückläufige Linie, dann ist die Continuität in der Geschichte unterbrochen und damit die Anwendbarkeit des Princips der Entwicklung auf historische Phänomene illusorisch gemacht. Und gibt man auf der anderen Seite Carriere und den übrigen Darstellern der Philosophie der Renaissance gar zu, daß die Antike ein ganzes Jahrtausend

in der Versenkung verschwunden war, gleichsam in einem literarischen Hades nur noch ein Schattendasein geführt hat, und daß dann der Dichterprinz Dante etwa das schlummernde Dornröschen durch den Kuß seiner Muse aus dem Zauberschlaf geweckt, also wie ein Deus ex machina die Antike aus der Versenkung des literarischen Hades wieder ans Tageslicht gezogen habe, dann freilich gehört die von mir postulirte gesetzmäßige Entwicklung des Geisteslebens der Menschheit in die Plunderkammer abgetragener und fadenscheinig gewordener philosophischer Begriffe. Stellte die Renaissance wirklich eine Neubelebung des menschlichen Geistes, oder auch nur eine Wiederbelebung desselben unter Ueberspringung eines ganzen Jahrtausends dar, dann kämen wir zu einer geistigen creatio ex nihilo. Wir müßten alsdann vom Geist im Gegensatz zur Natur aussagen: Mens facit saltus. Natur und Geist wären dann aber keine parallele, sondern entgegengesetzte Welten. Dort herrschte strenge Gesetzmäßigkeit, Causalität und immanente Teleologie, hier blöder Zufall, ein willkürliches Hinüberhüpfen über Jahrhunderte der Geschichte. In der übrigen Natur würde der Satz gelten: omne vivum ex ovo, nur beim Geist wäre alsdann eine generatio aequivoca seu spontanea möglich. In der physischen Reihe der Phänomene könnte alles Entstehen nur als Synthese von schon Vorhandenem begriffen werden, in der psychischen hingegen könnte schon Vorhandenes untergehen, ohne den Keim zu Neubildungen zu hinterlassen, und umgekehrt neues Dasein auf dem Wege der Selbstzeugung entspringen, ohne an das bereits Vorhandene nothwendig anzuknüpfen.

Wir können freilich Niemandem verwehren, sich auf diesen dualistischen Standpunkt, der Natur und Geist zu schroffen Gegensätzen stempelt, zu stellen. Doch möchten wir den Vertretern eines solchen Dualismus [1]), die keine Parallelität, sondern eine Heterogeneität von Natur und Geist annehmen, folgende Erwägungen anheimgeben. Die neuen experimentellen Forschungen der Psychologie haben, wenn überhaupt Etwas, so doch sicherlich die eine Thatsache zur Evidenz erhoben, daß zwischen der physischen Reihe der Phänomene und der psychischen ein strenger Parallelismus obwaltet. Und braucht man auch mit den Materialisten nicht so weit zu gehen, aus diesem strengen Parallelismus auf eine völlige Identität zu schließen [2]), so zeigt uns doch das Weber-Fechner'sche Gesetz z. B. schon in den engen Grenzen, innerhalb deren es gilt, daß zwischen Reiz und Empfindung ein constantes Verhältniß vorhanden ist. Ob dies ein logarithmisches ist, wie Fechner behauptet, ist für unsere Frage ganz nebensächlich. Denn sobald überhaupt die Empfindung, also die psychische Reihe der Phänomene, in gesetzmäßiger, weil mit unfehlbarer Constanz sich einstellender

[1]) Wie ihn neuerdings unter Anschluß an Cartesius H. Calderwood, „Evolution and Man's place in nature", London 1893, wieder aufgenommen hat. Calderwood knüpft, besonders S. 263, wieder an Descartes an. Für die physische Seite der Phänomene steht er auf dem Boden Darwin's, vergl. S. 254, 281 ff.: aber the science of mind outstretches the science of biology, p. 277.

[2]) Selbst Psychologen der radicaleren Richtung, wie Münsterberg, Ziehen, Dessoir u. A. stehen metaphysisch auf dem Spinozistischen Boden des strengen Parallelismus. Der psychologische Materialismus gehört trotz seines noch lebenden Oberhauptes Büchner nur noch der Geschichte an.

Weise auf den Reiz, d. h. auf die physische Reihe, reagirt, so ist damit der Beweis erbracht, daß im Geistesleben, parallel dem körperlichen, strenge Gesetzmäßigkeit herrscht. Denn hinter jeder beobachteten Constanz lauert ein Gesetz. Gesetze sind eben nichts Anderes, als Formeln für einen beobachteten Rhythmus, sei es in der Natur, sei es in der Welt des Geistes.

Damit wäre zunächst bewiesen, daß es auch im Geist keine generatio aequivoca seu spontanea geben kann. Wo Gesetz herrscht, da hat die Willkür ihre Schranke. Auch der Geist ist also nicht im Stande, in eigenmächtiger Weise eine neue, von früheren Denkelementen in keiner Weise abhängige Causalreihe zu eröffnen, sondern wo eine Causalitätsreihe neu zu beginnen scheint, da heißt dies nichts weiter, als daß die vorangegangenen Glieder dieser Causalitätsreihe von zu complicirter Beschaffenheit seien, als daß sie mit Leichtigkeit aufgefunden werden könnten. Und abgesehen davon, daß nach Kant die Kategorie der Causalität sogar *nur* auf Erscheinungen, also auf Vorgänge unseres Bewußtseins, anwendbar ist, zeigt die englische Associationspsychologie von Hobbes, Locke, Hume, Hartley und Priestley an bis auf unsere Tage, daß die Reproduction von Vorstellungen in unserem Bewußtsein streng gesetzmäßig, ja sogar mit einer gewissen *mechanischen* Causalität vor sich geht. Man studire die Gesetze der Association nach welchem System man wolle[1]), und man wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß das Gesetz der Causalität wie in der Natur, so auch in der Geisteswelt seine unentrinnbare Wirkung ausübt und eben deshalb seine unanfechtbare Geltung hat. Wohl vermochte Kant in einem kühnen Wort, der Natur, dem Ding an sich, die Kategorie der Causalität abzusprechen, um desto eindringlicher die strenge Causalität unserer Bewußtseinsvorgänge hervorzukehren; aber zu dem Satz, daß in der Welt des Geistes blinder Zufall walte, keine causale Gesetzmäßigkeit bestehe, kann sich nur verbohrter Skepticismus oder ein wissenschaftlicher Nihilismus versteigen, mit dem überhaupt nicht mehr zu rechten ist.

Sobald nun aber die Geltung des Causalgesetzes für die Welt des Geistes erwiesen ist, so ist damit zugleich das *Continuum* in der Geschichte eben dieser Geisteswelt gegeben. Denn das Continuum ist nur ein Correlat der Causalität. Ist der Proceß der Entfaltung des Menschengeistes ein nothwendiger, so ist er zugleich ein nothwendig *continuirlicher*. So lange der menschliche Geist sich in directer Fortbewegung befindet[2]), wie dies von der griechischen und semitischen Cultur an bis auf unsere heutige nachweislich der Fall ist, zumal hier alle geschichtlichen Zusammenhänge klar zu Tage treten, geht es nicht an, die Continuität der Cultur in Abrede zu stellen. Die Art dieser Continuität kann eine verlangsamte oder beschleunigte sein, je nachdem die Causalreihe des Gedankenverlaufs der civilisirten Menschheit — denn nur mit *dieser* haben wir es hier zu thun — in einschläfernder Monotonie sich

[1]) Z. B. nach Spinoza, Eth. II, Prop. 18, Schol.

[2]) Mit der Entstehung der Sprache war die Möglichkeit zu dieser Continuität in der *mündlichen* Tradition gegeben — direct durch Sage und Cultus, indirect durch Rechts- und Staatsformen — und seit der Erfindung der Schrift pflanzte sich diese Tradition in den Denkmälern der Literatur, Kunst und Religion fort.

abspielt oder ein tropisches Tempo einschlägt; aber ganz aufhören, völlig unterbrochen werden kann die Continuität der Gedankenentwicklung der Menschheit an keinem Punkte, so lange die Causalität der geistigen Einflüsse nachwirkt. Unter Causalität verstehen wir in diesem Zusammenhange natürlich die Denkmäler der Literatur und Kunst, die rechtlichen und religiösen Institutionen, die politischen und socialen Traditionen, welche jede Generation von der früheren überkommt, also als ein fertiges vorfindet, aber entsprechend den neuen Einsichten der betreffenden Generation ummodelt bezw. weiterbildet. Große Kriege, wie die der Perser, Griechen und Römer, barbarische Verheerungen, wie die der Völkerwanderung, tief einschneidende religiöse Umwälzungen, wie die Entstehung des Christenthums, des Mohammedanismus und der Reformation, gewaltige Culturereignisse wie die Kreuzzüge u. s. w. bestimmen natürlich das Tempo dieser Continuität. Aber ganz unterbrochen kann diese nur werden, wenn unser Planet zu eisiger, gletscherhafter Erstarrung erkaltet und damit allem organischen Leben auf demselben ein Ende bereitet sein wird.

Ist somit auch die Continuität des Culturverlaufs ebenso gesichert, wie die Geltung der Causalität im Reiche des Geistes, so erübrigt nur noch, unsern Begriff der Entwicklung gewissen skeptischen Einwürfen gegenüber zu verfechten. Ist das Princip der Entwicklung nur bei immanenter Teleologie zu begreifen, so sollte man meinen, daß es an der Epoche der Menschheitsgeschichte, die wir verächtlich als Mittelalter zu brandmarken uns gewöhnt haben, scheitern müßte. Denn zweckmäßig war dieser Rückschritt, den das sogenannte Mittelalter gegen die Cultur der Griechen unter allen Umständen bedeutet — mit den Augen unserer Zeit gesehen — doch gewiß nicht. Aber vielleicht nur dann nicht, wenn wir ihn eben nur mit den Augen unserer Zeit betrachten. Wir Heutigen, denen die Geschichte der Menschheit wie ein aufgerolltes Bild deutlich vor Augen steht, wir haben es leicht, speculative Teleologie zu treiben und den Männern des zweiten christlichen Jahrhunderts spöttelnd und mit hochmüthigem Ueberlegenheitsdünkel zuzurufen, wie sie es hätten einrichten sollen, auf kürzerem Wege und mit dem Aufwande geringerer Kraftmittel und Zeitdauer zum Ziele zu gelangen. Aber ich behaupte auch gar nicht, daß die Entwicklung der Menschheit schlechthin teleologisch, sondern nur, daß sie immanent teleologisch vor sich geht. Das will sagen: beim Ueberblick der Gesammtentwicklung der Menschheit gelangt man zur Ueberzeugung, daß manche Stauung und vorübergehende Rückbildung vermieden, mancher in die Irre führende Zickzackweg der Cultur hätte umgangen werden können, daß mit einem Worte die Entwicklung der menschlichen Cultur nicht nach dem Princip des kleinsten Kraftaufwandes verlaufen ist, so daß der heutige Denker einen großen, weisen Weltplan, eine von langer Hand zu anthropocentrischen Zwecken vorbereitete, in großem Stile teleologische Menschheitsentwicklung aus der Geschichte nicht zu construiren vermag. Das schließt aber nicht aus, daß man die transcendentale Teleologie leugnen, die immanente aber mit um so intensiverer Ueberzeugungskraft behaupten kann. Und gerade auf diesem Boden stehe ich, und nur von diesem aus kann ich die Geschichte der Menschheit, auch ihre geistige Geschichte, begreifen und erklären.

Gäbe es Endursachen und Endzwecke in der Natur, so wäre mir das Mittelalter ein unerklärliches Räthsel. Denn einen Weltbaumeister, der sich in seinem Plane so verzeichnet, daß er, statt direct auf das angebliche Ziel der Menschheitsbeglückung hinzuarbeiten, den Umweg über das Mittelalter nimmt, den kann die Kirche lehren und ein frommes Gemüth glauben; aber die Logik und die philosophische Consequenz beharren bei ihren Fragezeichen!

Um so begreiflicher erscheint aber das Räthsel des sogenannten Mittelalters unter Zugrundelegung der immanent teleologischen Betrachtungsweise. Danach haben nicht wir Sehenden, die wir auf den Schultern der Geschichte stehen und von hier aus den Weltverlauf überblicken, zu entscheiden, was etwa der Generation, in welcher Christus zum ersten Mal seine frohe Botschaft kündete, nützlich war, sondern nur jene Generation selbst. In jedem Stadium der Geschichte wird die betreffende Generation eines Landes mit dem Instinct der Selbsterhaltung unfehlbar das vollbringen, was ihr bezw. ihren geistigen Führern augenblicklich am Nützlichsten erscheint.

Die immanent teleologische Betrachtungsweise braucht daher mit der rein teleologischen gar nicht übereinzustimmen, ja sie kann ihr geradezu widersprechen. Ist dem aber so, dann ist das geschichtsphilosophische Problem, wie man den Stillstand des Geistes im Mittelalter, wenn es einen Zweck in der Geschichte geben sollte, zu begreifen habe, mit spielender Leichtigkeit gelöst. Auf der einen Seite wird sich uns zeigen, daß bei schärferem kritischen Zusehen sich auch im Mittelalter eine gewisse geistige Continuität wird aufspüren lassen, auf der anderen werden wir uns sagen, daß wo eine zweckwidrige Rückwärtsbewegung vorzuliegen scheint, die constatirte Zweckwidrigkeit nur eine Spiegelfechterei unseres Verstandes ist. Wir Heutigen, die wir zu beurtheilen vermögen, wie Etwas historisch geworden ist, können sehr wohl Etwas für zweckwidrig erklären, was die Damaligen, denen ein Blick in die Zukunft versagt war, mit vollem Recht für eminent zweckentsprechend gehalten haben. Und wer vermag zu entscheiden, ob nicht die kommenden Generationen die Leistungen des 19. Jahrhunderts, das ja von der Geschichte mehr gelernt, als irgend ein voraufgegangenes Geschlecht, für ebenso zweckwidrig erklären werden, wie wir die des Mittelalters!

Mit einem Worte: der immer noch geläufige Begriff des Mittelalters als eines geistigen Vacuums, als eines Stillstandes der Cultur, muß aufgegeben werden. Auch in der Geschichte des menschlichen Geistes gilt der Satz: es gibt keinen Stillstand und keine Ruhe; die scheinbare Ruhe ist nichts weiter als eine unendliche kleine, unserer Beobachtung sich entziehende Bewegung. Die Bewegung des Menschengeistes, wie sie sich im Culturfortschritt offenbart, ist eine continuirliche und unaufhaltbare. Das Tempo dieser Bewegung kann ein verschiedenes sein, je nachdem die immanente Zweckmäßigkeit, welche das treibende Agens dieser Bewegung ist, eine Beschleunigung oder Verlangsamung fordert; aber einen absoluten Stillstand, oder gar einen wirklichen, bleibenden Rückfall gibt es in der Cultur so wenig, wie in der Natur selbst; die immanente Zweckmäßigkeit der Geschichte treibt von selbst, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen, immer höheren Daseinsformen zu. Die Träger einer

Cultur können degeneriren, wie das Beispiel der Assyrier, Perser, Chinesen, Griechen, Aegypter, Araber und Römer eindringlich zeigt, nicht aber geht diese selbst zu Grunde. Was der menschliche Geist an bleibend werthvollen Leistungen hinterläßt, das bildet den eisernen Bestand der Cultur, der sich nicht nur von Generation zu Generation, sondern unter Umständen auch von Nation zu Nation vererbt. Degenerirt ein Volksthum, dann tritt sein Besieger die Culturerbschaft an; die Ascendenten vertreten alsdann die Stelle jener Descendenten, die sich als unfähig erwiesen haben, eine hohe Cultur zu ertragen. Mit Rücksicht auf die Continuität der Geistesgeschichte kann es indeß ganz gleichgültig sein, welches Volksthum vermöge seiner jungfräulichen Frische und unverbrauchten Kraft gerade die Eignung besitzt, den Schatz der menschlichen Cultur zu hüten und zu mehren[1]). Nicht darauf kommt es bei der Continuität der Geistesgeschichte an, daß der Träger derselben immer der gleiche bleibt. Gleichviel an welchem Punkte unseres Planeten eine solche Continuität erfolgt, wenn sie nur überhaupt erfolgt. Der Weg der Menschheitsgeschichte aber, soweit wir ihn von seinen ersten, im Dämmerschein der Prähistorie verschwimmenden paläontologischen Spuren bis zur deutlichen geschichtlichen Heerstraße unseres Zeitalters verfolgen können, geht unaufhaltsam nach oben; die Devise der Culturentwicklung heißt: per aspera ad astra!

III.

Der tragende Gedanke, von welchem meine Darstellung der Philosophie im Zeitalter der Renaissance beherrscht wird, ist demnach der Begriff der Entwicklung als regulatives, wenn auch nicht constitutives Grundprincip der Geschichte. Während man jene Philosophie allenthalben als eine Neugeburt gefeiert, im günstigsten Falle als ein unmittelbares, das ganze Mittelalter überspringendes Zurückgreifen auf die Antike dargestellt hat, wird es meine Aufgabe sein, zu zeigen, wie gewisse Strömungen des sogenannten Mittelalters, die man bisher entweder ganz übersehen, oder für Imponderabilien erklärt und demgemäß arg vernachlässigt hat, auf diese Wiedergeburt der Philosophie förmlich vorbereiten. Schon eine flüchtige Skizze gewisser abseits liegender Bestrebungen im Mittelalter wird uns darüber belehren, daß im Grunde neben der Patristik und Scholastik — den officiellen Wortführern des mittelalterlichen Menschengeistes — sich auch eine oppositionelle Gegenströmung in ununterbrochener Reihenfolge, bald stiller, bald lauter, bemerkbar gemacht hat, die an die Antike anknüpfte. Mochten nun auch diese heidnischen Nebenströmungen bei der zwingenden Macht der mittelalterlichen Kirche zur Thatenlosigkeit, zu stillem, grimmigen Murren in geheimen Conventikeln verurtheilt gewesen sein, so zeigen doch solche elementare Ausbrüche leidenschaftlicher Gereiztheit, wie sie in der anonymen Schrift „de tribus impostoribus“, die sogar Friedrich II. zugeschrieben worden ist, vorliegen, in unverkennbarer Weise, daß die Volksseele auch im Mittelalter von heidnischen Reminiscenzen und oppositionellen Regungen nicht frei geblieben ist.

---

[1]) Dies gegen E. Ray Lankester, The Advancement of Science, London 1890, p. 47 ff.

Daß eine ununterbrochene Tradition von Oppositionellen sich fortpflanzte, die entweder das Heidenthum noch nicht verlernt oder sich gar bewußt an die Antike angelehnt hat, mag folgende geschichtliche Betrachtung zeigen. Im zweiten christlichen Jahrhundert knüpfen die Gnostiker unmittelbar an die griechische Philosophie an, und einzelne unter ihnen, wie z. B. die Karpokratiner, nahmen die platonische Republik, die sie als ihr Staatsideal priesen, so sehr wörtlich, daß sie die dort gelehrte Weibergemeinschaft in die Praxis umgesetzt haben[1]).

Ebenso ist der gleichfalls dem zweiten Jahrhunderte angehörende Antinomismus Marcion's mit libertinistischen Ideen ganz und gar durchsetzt. Im dritten und vierten Jahrhundert sind es die Monarchianer und Arianer, welche der officiellen trinitarischen Kirchenlehre oppositionell gegenüber treten und die Continuität des monotheistischen Gedankens darstellen. Wie die Arianer im vierten Jahrhundert die Continuität des Gedankens repräsentiren, so der demselben Jahrhundert angehörende Kirchenvater Firmianus Lactantius († 325) die Continuität der Form. Es ist ein Ciceronianischer Stil, dem er nachstrebt — zuweilen nicht ohne Glück.

In der zweiten Hälfte des vierten und in der ersten des fünften Jahrhunderts hatte Augustin, das geistige Oberhaupt der Patristik, gegen eine ganze Reihe von häretischen Richtungen die auf den allgemeinen Concilien festgestellte und sanctionirte orthodoxe Kirchenlehre mit dem Aufgebot seines ganzen Scharfsinns zu vertheidigen. Die Continuität der paganisirenden, libertinistischen Richtung war also keineswegs unterbrochen. Bald sind es die Manichäer, die auch das Böse von Gott abstammen lassen, bald die Donatisten, welche die Einheit der Kirche schädigen, bald die Pelagianer, gegen die sich Augustin mit den scharfgeschliffenen Waffen seines stets kampfbereiten Geistes zu kehren hat. Diese Waffen selbst aber sind dem Arsenal der Antike entlehnt. Augustin ist nicht bloß figürlich, sondern auch in der regelrechten historischen Abfolge der Plato der christlichen Kirche, wie Thomas von Aquin ihr Aristoteles ist. Um so weniger ist abzusehen, wie man eine Continuität der Geistesgeschichte auch nur für die dunkelsten Epochen des Mittelalters in Abrede stellen kann. Augustin als philosophus platonizans ist für die christliche Kirche ein so starkes Bindeglied zwischen Dogma und philosophischer Tradition, daß mit ihm eine neue Causalitätsreihe des Gedankens anhebt — die Tendenz nämlich, das Dogma philosophisch zu fundiren, den Kirchenglauben mit Platonismus zu durchtränken. Diese Tendenz reicht in ununterbrochener Gliederung bis zum Gipfel der Scholastik, Thomas von Aquin, hinauf und selbst noch tief in die Renaissance hinein. Denn Petrarca, der Prophet des neuen Zeitalters, knüpft eingestandener und ausgesprochener Maßen wieder unmittelbar an Augustin an.

Wie Augustin die platonische Tradition wieder aufnimmt und zu neuer geschichtlicher Wirksamkeit, zu lebhafterer Continuität erhebt, so sucht

---

[1]) Vergl. meine Abhandlung „Das Urchristenthum und die sociale Frage". Schweizerische Blätter für Wirthschafts- und Socialpolitik, III, Heft 9, Mai 1895.

Johannes Philoponus im sechsten Jahrhundert das Gleiche für Aristoteles zu leisten, ohne daß ihm freilich die schöpferische Kraft eines Augustin zu Gebote stünde. Der Platonismus, der durch seine Spiegelung im Geiste Augustin's zu lebendiger Fortwirkung gelangt, überflügelt an diesem Punkte der Geschichte naturgemäß den Aristotelismus, den ein Philoponus nicht minder denn David der Armenier und der um 700 lebende Mönch Johannes Damascenus in seiner πηγὴ γνώσεως nur in trockener, geistloser Compilatorenart wiederzugeben wissen. Wenn nun auch der Geist des Aristoteles in der ersten Hälfte des Mittelalters nicht wirkt, so ist immerhin die Continuität der Aristotelischen Tradition nicht ganz unterbrochen. Denn nicht bloß in der christlichen Welt, auch in der heidnischen hat Aristoteles, trotz des wunderlichen Schicksals seiner Schriften, seinen schulmäßigen Bearbeiter noch im sechsten christlichen Jahrhundert in Simplicius gefunden, dessen Commentare noch heute mit vollem Recht hohe Schätzung genießen. Freilich war die Aristotelische Tradition, zu deren Lebendigkeit auch die Uebersetzungen und Commentare des Boëthius nicht wenig beigetragen haben, mehr eine gelehrte, als eine philosophisch wirksame.

Weit wirksamer war beispielsweise die neuplatonische Tradition, die sich gleichfalls an Boëthius, aber auch an den angeblichen Dionysius den Areopagiten knüpft. Hatte Boëthius durch seine Bearbeitung der logischen Schriften des Aristoteles die logische Tradition fortgepflanzt und der scholastischen Philosophie übermittelt, so stellt seine berühmte philosophische Trostschrift: „de consolatione philosophiae libri V.“, im Inhalt die neuplatonische Philosophie, in der Form die gute literarische Tradition von Cicero und Seneca wieder her. Boëthius kommt als einem Bindeglied zwischen der Renaissance und der Antike eine geradezu entscheidende Rolle zu. Mag er immerhin als Denker eine untergeordnete Figur sein — er war Schüler des Proklus und vertrat in einer stark an Seneca erinnernden süßlichen Form eine populäre, stoisch-neuplatonische Moralphilosophie —, als Culturvermittler, als Glied der historischen Continuität, als Hauptquelle Dante's ist er eine geradezu centrale Persönlichkeit. Denn seine Schrift gewann allgemach ein solches Ansehen, daß er schon im elften Jahrhundert schlechthin als „auctor“, ohne jede weitere Bezeichnung, citirt wird, wie man etwa ein Jahrhundert später in der arabischen und jüdischen, sowie zwei Jahrhunderte später in der christlichen Scholastik Aristoteles nur noch unter der Bezeichnung „der Philosoph“ citirt hat.

Ueber der neuplatonischen Tradition schwebt übrigens ein eigener Unstern. Von Boëthius, dem einen Fortbildner derselben, wissen wir zwar, wer er gewesen, nicht aber, ob er Christ gewesen ist, zumal seine entscheidende Schrift, die „Consolatio“, von seinem etwaigen Christenthum nicht das leiseste verräth; vom angeblichen Dionysius dem Areopagiten aber wissen wir nicht einmal, ob er überhaupt existirt hat. Wir kennen nur die Schriften des angeblichen Areopagiten, die man seit der einschneidenden Kritik des Lorenzo Valla allgemein für unecht hält; aber von ihrem wirklichen Verfasser wissen wir nicht das Mindeste. Die areopagitischen Schriften sind indeß für die

historische Continuität ebenso wichtig, wie die des Boëthius. Abgesehen davon, daß sie das neuplatonische Element noch schärfer zum Ausdruck bringen, als die „Consolatio“ des Boëthius, also ein mächtiges Gedankenferment in der Ausgestaltung gerade der mystischen Seite der Philosophie zu werden ganz die Eignung besaßen, wissen wir ja, daß der Begründer der scholastischen Philosophie, Johannes Scotus Erigena, im neunten Jahrhundert diese Schriften übersetzt und dadurch seinen Zeitgenossen, die des Griechischen nicht mehr mächtig waren, wieder zugänglich gemacht hat. Welchen bestimmenden Einfluß nun diese areopagitischen Schriften insbesondere auf die mittelalterliche Mystik ausgeübt haben, werde ich an anderer Stelle darthun.

Das Resultat dieser knappen Uebersicht über die Hauptmomente der geistigen Continuität im beginnenden Mittelalter läßt sich dahin zusammenfassen, daß wir während der sogenannten patristischen Periode nirgends einen Gedankenstillstand beobachtet haben. Bis zum achten Jahrhundert sind die Zwischenglieder, welche die erlöschende heidnische Cultur mit dem sich befestigenden und dogmatisch ausbauenden Christenthum verbinden, überall klar und bestimmt hervorgetreten. Eine Lücke in der historischen Continuität haben wir nicht zu entdecken vermocht. Uns kann nur der umgekehrte Vorwurf treffen, daß wir nicht alle in Betracht kommenden Bindeglieder aufgedeckt haben. Dazu hätten wir jedoch zu weit ausgreifen, auch die semitische Cultur und den Buddhismus mit hinein beziehen müssen, wodurch wir aber den Rahmen dieser Untersuchung über das nöthige Maß hinaus erweitert hätten. Denn an dieser Stelle kommt es nur auf den Nachweis an, daß die philosophische Gedankenentwicklung eine continuirliche war. Dieser Nachweis ist jetzt bis zum achten Jahrhundert geführt. Und mögen auch innerhalb der hier berührten sieben Jahrhunderte einzelne weitere geistige Strömungen zu Tage getreten sein, die wir als beweiskräftig für die philosophische Continuität des beginnenden Mittelalters noch hätten hervorheben können, so habe ich doch die Empfindung, daß das skizzirte Material bereits ausreichend beweist, daß die griechische Philosophie in allmäliger, wenn auch langsamer und vereinseitigter Weiterbildung in das Strombett der christlichen Gedankencultur einmündet, um hier — freilich in träger Monotonie — weiter zu fließen und allgemach in die Renaissanceperiode hinüber zu sickern.

Das achte Jahrhundert spinnt die philosophische Tradition weiter und verpflanzt sie auf angelsächsischen und deutschen Boden. Nachdem der Angelsachse Beda († 735) seine hauptsächlich aus Isidorus Hispalensis geschöpften philosophischen Compendien auf dem Inselreich heimisch gemacht hatte, gelang es seinem Landsmann Alcuin — sein Schriftstellername lautet zuweilen Albinus (734—804) — als literarischem Berather Karl's des Großen, ein pädagogisches Reformwerk großen Stiles durchzuführen. In Tours leitete er eine Musterschule, die das Modell für die zahlreichen, auf Anregung des großen Karl gestifteten Klosterschulen wurde. An diesen Schulen wurden im Anschluß an die antike ἐγκύκλιος παιδεία die septem artes et disciplinae liberales gelehrt und somit auch die formal-pädagogische Continuität mit dem Alter-

thum wieder hergestellt. Diese Schulen wurden eine Pflanzstätte der Dialektik und bereiteten allgemach die Scholastik vor. Nach der formalen Seite liegen in der Thätigkeit Alcuin's die historischen Fäden, welche die hellenische Philosophie mit dem scholastischen Mittelalter verbinden.

Was Alcuin im achten Jahrhundert mit Glück begonnen, das hat der Abt von Fulda, Rabanus Maurus († 856), im neunten mit Geschick fortgebildet. Gleich Alcuin knüpft auch er unmittelbar an Augustin und Cicero an. Die philosophischen Wissenschaften erhalten jetzt ihre regelrechte, schulmäßige (scholastische) Bearbeitung. Statt wie bisher unsicher in der Luft zu schweben und als zufällig aufgelesener Bildungsschnörkel zu gelten, wird die Philosophie seit der pädagogischen Reform Karl's des Großen reguläre Disciplin der Schule. Damit ist dem obdachlosen Umherflattern, welchem die Philosophie seit dem Entschlummern der letzten Philosophenschulen Athens ausgesetzt war, ein Ziel gesetzt. Die Heimstätte, welche die neuen Klosterschulen der seit einiger Zeit vagabundirenden, bald da, bald dort flüchtig einkehrenden, aber nirgends zu dauernder Niederlassung gelangenden Philosophie gewähren, ist freilich eine unsäglich kümmerliche. Und doch bedeutet dies einen Fortschritt für die Continuität der philosophischen Gedankenentwicklung. Dadurch, daß die Philosophie jetzt ein ständiges, wenn auch noch so dürftig betriebenes Lehrfach wurde, war sie der individuellen Willkür und dem launischen Zufall in ihrer Aneignung, dem sie bisher ausgesetzt gewesen, entrückt. Wer sich jetzt zu ihr hingezogen fühlte, brauchte nicht erst zu warten, bis sie ihm durch den Mund irgend eines isolirt lebenden philosophischen Meisters zugeflogen kam, sondern er konnte sie in ihrem festen Heim aufsuchen. Jetzt wird man begreifen, daß zwischen der Stiftung von Klosterschulen, in denen die Dialektik eifrige Pflege fand, und der Entstehung der eigentlichen Scholastik ein strenger Causalnexus bestehen muß. Die Seßhaftmachung der Philosophie brachte in die Continuität der Gedankenentwicklung ein etwas lebhafteres Tempo. In der regelrechten philosophischen Schulung lag ein Antrieb, die behandelten Probleme einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen und damit war der Anstoß zu neuen Systembildungen gegeben.

Mit der beginnenden Scholastik, die im neunten Jahrhundert einsetzt, um im dreizehnten ihren Höhepunkt zu erreichen und zu überschreiten, zweigen sich, durch elementare Umwälzungen politischer und religiöser Natur veranlaßt und vorbereitet, eine arabische, jüdische und eine griechisch-byzantinische Linie von der großen Heerstraße der römisch-christlichen Geistesentwicklung ab. Es bilden sich drei große geistige Centren, von denen die Impulse zu neuen Gedankenbewegungen ausgehen: Bagdad, Paris, Constantinopel. Und wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß die historische Continuität der philosophischen Gedankenentwicklung an keinem Punkte — selbst des dunkelsten Mittelalters — unterbrochen war, so dürfte der Umstand, daß auch die arabische und die jüdische Philosophie, trotz mancher Eigenart ihrer localen Färbung, in ebenso nachweisbarem unmittelbaren Zusammenhang mit dem griechischen Denken standen, wie die christliche Philosophie des Abendlandes und des Morgenlandes, diesen Be-

weis zur Evidenz erheben. Keine geschichtlich bekannte Epoche der Menschheitsentwicklung könnte so sehr den Schein erwecken, als gäbe es ein plötzliches und unvermitteltes Ausdembodenstampfen völlig neuer Culturen, gleichsam eine geistige creatio ex nihilo, wie jene fieberhafte Culturentwicklung, welche die Araber vermittelst des Mohammedanismus in knapp zwei Jahrhunderten zurückgelegt haben. Völkerstämme, die vor dem Auftreten Mohammed's angeblich in völliger geistiger Nacht, in der „Gahilija" gelebt haben, wie sie selber angeben, schwingen sich in wenigen Jahrhunderten mit elementarer Wucht so hoch empor, daß sie, in der Philosophie zumal, die tausendjährige christliche Cultur, die zudem unmittelbar an die griechische anknüpfte, so sehr überflügeln, daß die christliche Philosophie sich in einem bestimmten Zeitpunkte der Geschichte genöthigt sieht, die Superiorität der arabischen anzuerkennen und ihr tiefgehende Impulse zu entlehnen. Scheint dies nicht unserem Satze von der Continuität der Entwicklung zu widersprechen? Gewiß scheint dies so, wenn man mit naivem unkritischen Sinn an historische Probleme herantritt. In Wirklichkeit aber gibt es, kritisch betrachtet, keinen glänzenderen Beleg für jenen Satz der geistesgeschichtlichen Entwicklung, von welchem diese Untersuchung getragen ist, als gerade die angebliche geistige creatio ex nihilo der arabischen Cultur.

Früher hat man freilich das von den Mohammedanern ad majorem gloriam Mohammedis geflissentlich verbreitete Märchen, als hätten sie gar keine autochthone Cultur besessen, sondern Jahrtausende lang in völliger Unwissenheit dahin vegetirt, bis sie durch den Propheten aus dieser geistigen Starre erweckt worden sind, mit rührend unbefangener geschichtlicher Gläubigkeit mechanisch nachgesprochen. Heute wissen wir jedoch, besonders auch durch die jüngsten Forschungen Goldziher's über die vormohammedanische Poesie der Araber, daß diese vor Mohammed bereits eine reiche und hoch entwickelte Literatur besessen haben[1]). Das leuchtet jedem Anhänger des Entwicklungsgedankens a priori ein: hätten sie nicht einen geistigen Stamm besessen, auf welchen sie ein neues, fremdartiges Reis aufpfropfen konnten, so wären sie niemals mit dieser Windeseile zu solcher Blüthe gelangt. Hätte Buckle Recht, daß die menschlichen Fähigkeiten stabil bleiben, sich nicht fortentwickeln, so müßten ja auch die Feuerländer — Menschen gleich uns —, unter dieselben geschichtlichen Bedingungen gestellt, wie die Araber unter Leitung Mohammed's, eine gleiche Culturblüthe zeitigen können, wie seiner Zeit die Araber — und das ist einfach undenkbar. Ein Volk, dessen Gehirn nicht in Jahrhunderte langer Schulung sich physiologisch höher gebildet hat, ist zu großen Culturaufgaben schlechterdings nicht befähigt. Das Kind eines Kalmücken wird, auch wenn es sogleich nach seiner Geburt in das gleiche Milieu verpflanzt würde, niemals einen Mohammed abgeben! Die Gehirne der Volksstämme müssen erst durch Sage, Tradition, politische und rechtliche Institutionen oder direct durch Religion, Kunst und Literatur präparirt, physiologisch darauf abgestimmt werden, sollen sie dereinst dazu befähigt sein, in den Lauf der Culturentwicklung bestimmend und richtunggebend einzugreifen.

[1]) Renan, Averroès, p. 35, nennt sogar gerade die vorislamitische Poesie: „La vraie et grande poésie arabe."

Ist daher, wie Goldziher's Forschungen bestätigt haben, die angebliche Neuschöpfung der arabischen Cultur durch Mohammed geschichtlich unhaltbar und wohl kaum mehr als ein tendenziöses Märchen, so ist vollends die Annahme, als sei die Hochcultur der Araber völliges Eigenproduct, ein mit Händen zu greifender historischer Lapsus. Von Mohammed selbst sind jetzt seine jüdischen und christlichen Quellen so klar und in den Hauptzügen unbestritten aufgedeckt, daß sich sogar in seiner Religionsbildung die geschichtliche Continuität unverkennbar ausprägt. Frägt man aber erst nach der Blüthe der arabischen Philosophie, so liegen die Verbindungslinien zwischen dieser und der griechischen so offen und unverhüllt zu Tage, daß wir von jedem arabischen ebenso, wie von jedem jüdischen Philosophen jenes Zeitalters genau anzugeben vermögen, von welchem Denker des Alterthums er seine Hauptideen entlehnt hat. Und merkwürdig genug spielt sich auf der arabischen und jüdischen Auszweigung der Scholastik genau derselbe Entwicklungsproceß ab, wie auf der christlichen Linie: man setzt hier wie dort mit einem alexandrinisch gefärbten Platonismus ein, um in einen strengen Aristotelismus auszumünden.

IV.

Die drei großen scholastischen Strömungen des Mittelalters: die römisch-christliche mit dem Hauptsitz in Paris, die griechisch-christliche mit dem Hauptsitz in Constantinopel und die arabische mit dem Hauptsitz in Bagdad, der als Nebenströmung noch die sich an sie anschmiegende, insbesondere im maurischen Spanien heimische jüdische Philosophie zugezählt werden muß, gehen fast drei Jahrhunderte getrennt neben einander her, ohne sich irgendwie zu kreuzen und zu befruchten. Der christliche Scholastiker des zehnten Jahrhunderts ahnt so wenig von der Existenz seiner arabischen philosophischen Zeitgenossen, überhaupt von der Existenz einer arabischen Philosophie, so wenig die letztere von dem Dasein einer zeitgenössischen christlichen Philosophie auch nur die leiseste Kunde besitzt. Nach etwa dreihundertjährigem getrennten Lauf treffen, hauptsächlich in Folge der durch die Kreuzzüge vermittelten Berührung des Orients mit dem Occident, alle drei Strömungen in einem gemeinsamen Strombett zusammen. Es ist der Hof Friedrich's II., der den entscheidenden Proceß der Verschmelzung dieser drei getrennten Geistesrichtungen, deren jede jedoch ihrerseits wieder unmittelbar an die griechische Philosophie angeknüpft hat, anbahnt. An diesem Hofe finden sich eben Vertreter aller dieser Richtungen zu gemeinsamer Arbeit zusammen, und dieses Zusammentreffen bildet den entscheidenden Wendepunkt, der vom sogenannten Mittelalter zur Renaissance hinüber führt. Die Renaissance stellt das Sammelbecken dar, in welchem die Gewässer der orientalischen, byzantinischen und römisch-christlichen Scholastik zusammenströmen, um dann in Folge dieses gewaltigen Zusammenflusses über die Ufer zu treten und die Dämme der bisherigen scholastischen Denkweise mit stürmender Hast zu überfluthen.

Der hier nur andeutungsweise skizzirte Entwicklungsgang der Geistesgeschichte in der zweiten Hälfte des Mittelalters wird in meinem in Vor-

bereitung befindlichen Werke über die Philosophie der Renaissance an jeder der drei besprochenen Linien im Einzelnen aufgezeigt werden. Die betreffenden drei Culturströmungen sollen natürlich nur im knappsten Umriß gezeichnet werden, doch so, daß die zusammenhaltenden Fäden der Continuität stets deutlich und scharf genug hervortreten. Die philosophie-geschichtlichen Skizzen sollen ja nur dazu dienen, den systematischen Gedanken zu erweisen, dem zu Liebe diese Untersuchung unternommen worden ist: daß nämlich die Entwicklung das Grundprincip der Geistesgeschichte ist.

Newton hat für immer gezeigt, daß nur eine Urkraft durch das Universum wirkt und diese Wirkungen überall nach den gleichen Gesetzen vollführt. Robert Mayer und Hermann Helmholtz haben mathematisch bewiesen, daß die Naturkräfte auf der einen Seite unzerstörbar sind, auf der anderen aber auch auf eine letzte Einheit zurückweisen, sofern diese Kräfte in einander übergeführt werden können. Mechanische Bewegung kann in Wärme und umgekehrt Wärme in Massenbewegung umgesetzt werden. Lebendige Kraft kann stets in Spannkraft übergehen und diese wieder in eine beliebige andere Kraftform umgewandelt werden, woraus unwiderleglich folgt, daß die ursprünglich einheitliche Kraft unzerstörbar ist, d. h. das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Heinrich Hertz hat im Anschluß an Helmholtz den experimentellen Beweis von der Gleichartigkeit von Licht und Elektricität in glücklichster Weise erbracht und in seinen nachgelassenen „Principien der Mechanik", Leipzig 1894, nach einem Ausspruch des warmherzigen Vorworts von Helmholtz — S. XIX — den Versuch gemacht, „darin eine consequent geführte Darstellung eines selbständig in sich zusammenhängenden Systems der Mechanik zu geben und alle einzelnen besonderen Gesetze dieser Wissenschaft aus einem einzigen Grundgesetz abzuleiten". Lyell hat uns in unanfechtbarer Weise gelehrt, daß in unserem Planeten keine willkürlichen, unvermittelten Sprünge vorkommen, sondern daß auch unsere Erdrinde in gesetzmäßiger Evolution sich fortbildet. Darwin hat dargethan, daß es in der organischen Natur so wenig wie in der anorganischen plötzliche Umwälzungen gäbe, daß vielmehr auch in allen Lebensprocessen eine continuirliche, durch den Kampf ums Dasein bedingte Entwicklung nachweisbar ist. Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachforschung, hat uns gelehrt, daß die kaum übersehbare Mannigfaltigkeit in den Sprachen unseres Erdenrundes auf wenige Sprachfamilien, und diese wieder auf eine winzige Zahl von Sprachstämmen zurückgeführt werden können, und daß auch die Entwicklung der Sprache bestimmten Lautgesetzen gehorcht und auf letzte Einheiten zurückdeutet. Endlich hat die von Bunsen und Kirchhoff entdeckte Spectralanalyse den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die sogenannten Himmelskörper die gleichen chemischen Bestandtheile aufweisen wie unser Planet, so daß sie sich natürlich auch, wofern die Existenzbedingungen die gleichen sind, nach genau denselben Gesetzen entwickeln müssen wie dieser. Jetzt fehlte in dieser festgefügten Kette universaler Naturcausalität nur noch ein Glied, und das war der menschliche Geist. Läßt sich aber der Nachweis führen, daß auch der menschliche Geist in seiner höchsten uns zugänglichen

Offenbarung, im geschichtlichen Leben nämlich, den gleichen Gesetzen der Causalität, des Continuums, der Entwicklung unterworfen ist, wie die gesammte übrige Welt, so wäre das vermißte Schlußglied gefunden, und der strenge Monismus erhielte so von der Geschichte seine wissenschaftliche Sanctionirung und philosophische Krönung.

Was Bunsen und Kirchhoff vermittelst der Spectralanalyse von den sogenannten Himmelskörpern nachgewiesen haben, das kann und soll die Geistesgeschichte von den Bewegungsgesetzen des geistigen Lebens darthun. Es gibt unzweifelhaft einen Kampf ums Dasein der Ideen. Auch die geistigen Potenzen ringen mit einander auf Leben und Tod, bis die eine Idee, die dem betreffenden Geschlecht, welches sie vertritt, den größten Vortheil verspricht, vermöge dieses ihren Vorzuges alle anderen überwältigt und somit für eine Weile Herr der Situation wird. Es kann dies eine philosophische Idee sein, wie in der Blüthezeit der griechischen Philosophie, oder eine religiöse, wie im Mittelalter, oder eine ökonomische, wie in den Bauernkriegen, oder eine politische, wie in der großen französischen Revolution, oder endlich eine sociale, wie in der Gegenwart. Der Sieg wird unfehlbar jeweilen jener Idee zufallen, welche nach dem Princip der immanenten Teleologie dem betreffenden Zeitalter die höchsten Vortheile — sittlicher oder ökonomischer Art, je nach dem Geschmack der Zeit — in Aussicht stellt. Es gibt eben Zeitalter, die ihren höchsten Vortheil in der sittlichen Gesundung sehen, wie das der Entstehung des Christenthums, und wieder andere, die diesen Vortheil zunächst in der ökonomischen erblicken, wie die Gegenwart. Der Instinct der Selbsterhaltung wird eben zu jeder Zeit der Regulator dieser Geschmacksrichtung sein[1]).

Soll aber für die Geistesgeschichte ein Aehnliches geschehen, wie die Spectralanalyse für die Erkenntniß der Natur der Himmelsregionen geleistet hat, so muß man sich gleichsam einer introspectiven Analyse bedienen. Diese kann aber nicht der Einzelne durch eigene Introspection, d. h. durch Analyse seines eigenen Bewußtseins vermittelst der Methode der Selbstbeobachtung vollbringen; denn in diesem Punkte treffen die Einwürfe, welche Kant auf der einen und Comte auf der anderen Seite gegen die Psychologie erhoben haben, daß sie nämlich einer mathematischen Behandlung unzugänglich sei, da der Einzelne sich nicht wohl in ein beobachtendes Subject und ein beobachtetes Object spalten könne, durchaus zu, wenn auch der Vorwurf nur

[1]) Einem ähnlichen Gedankengang hat neuerdings Georg Simmel, „Ueber eine Beziehung der Selectionslehre zur Erkenntnißtheorie, Archiv für systematische Philosophie", Bd. I, S. 34 ff., 1895, die Fassung gegeben, daß „die Nützlichkeit des Handelns als der primäre Factor erscheint, der gewisse Handlungsweisen und mit ihnen die psychologischen Grundlagen ihrer züchtet, welche Grundlagen eben dann in theoretischer Hinsicht als das ‚wahre' Erkennen gelten, so daß ursprünglich das wahre Erkennen nicht zuerst wahr wird und dann nützlich, sondern erst nützlich ist und dann wahr genannt wird" (S. 43). Simmel faßt seine Theorie in die Worte zusammen: „Die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt zugleich für uns die Gegenstände des Erkennens" (S. 45). Natürlich wird dieser Proceß der Umprägung der Nützlichkeitswerthe im Wahrheitswerthe nicht vom Individuum, sondern von der socialen Gruppe, und auch von dieser nur instinctartig vollzogen. Er entsteht wie die Sprache, die Religion oder die Kunst. Das eben nenne ich die immanente sociale Teleologie.

die Methode der Selbstbeobachtung, nicht aber, wie namentlich Comte will, die Psychologie überhaupt trifft.

Ist es aber auch von nur geringem Belang, was der Einzelne an seinem eigenen Bewußtsein beobachtet, zumal diese Beobachtung schon für seinen nächsten Nachbar nicht viel beweist, geschweige denn für das Denken der Gesammtmenschheit, so liegt die Frage erheblich anders bei der Beobachtung des Gesammtgeistes der Menschheit, wie er sich in allen Formen des geschichtlichen Lebens (politische, ökonomische, sociale, religiöse, wissenschaftliche, technische, Rechts-, Kunst-, Philosophie- und Kulturgeschichte) offenbart. Hier hat das beobachtende Subject sehr wohl ein zu beobachtendes Object.

Das geschichtliche Leben in allen seinen Formen, wie es in den Denkmälern der Literatur, Kunst und Technik mit greifbarer Deutlichkeit zu uns spricht, ist für das beobachtende Individuum, das große Theile dieser mannigfaltigen Aeußerungen des Menschengeistes zu überschauen vermag, ebenso sehr ein analysirbares Object der Untersuchung, wie dem Geologen die Erdrinde oder dem Astronomen das Planetensystem. Wirft man aber ein, daß es dem Individuum, auch dem universellsten, versagt bleibt, alle Aeußerungen des Menschengeistes vermittelst eines allwissenden Götterauges zu überschauen, oder vermittelst einer einzigen Weltformel, wie sie einst Laplace und Claude Bernard vorschwebten, zu erschließen, so bedenke man, daß auch das Fernrohr des Astronomen nicht durch das ganze Universum reicht. Und doch wird es Niemandem beifallen, daran zu zweifeln, daß dasjenige, was von dem uns zugänglichen Ausschnitt der beobachteten Welt gilt, auch für das gesammte Universum gilt. Genügt doch auch die Messung eines Radius, um die Größe des ganzen Kreises festzustellen. Wenn wir nun gleichsam einen Querschnitt durch die Geschichte des Menschengeistes machen, und zwar an einer so bedeutsamen Stelle, wie die Renaissance sie darstellt, wo alle Fäden menschlichen Geisteslebens in einem gewaltigen Centrum zusammenlaufen: beweisen dann die hier ermittelten Thatsachen nichts für die Gesammtgeschichte des Menschengeistes? So gut Mammuthsknochen und Pfahlbauten für ganze Zeitalter zeugen oder in der exacten Wissenschaft die an einem kleinen Ausschnitt der Natur beobachteten und festgestellten Gesetze für die Gesammtnatur gelten, oder die Messung eines Radius maßgebend für den Kreis ist, so sehr werden auch die an einem so wichtigen Querschnitt der Geschichte des Geisteslebens, wie die Epoche der Renaissance sie darstellt, beobachteten und ermittelten geschichtlichen Gesetze für die Gesammtgeschichte beweiskräftig sein.

Um nun die Gedankenströmungen, welche im Zeitalter der Renaissance aus der gesammten civilisirten Welt in Italien zusammenfließen, richtig würdigen zu können, thut es Noth, den jeweiligen Lauf dieser Strömungen gesondert zu charakterisiren. Dabei wird sich uns ergeben, daß der Quellpunkt dieser Gedankenströmungen in Alexandrien lag, welches für die Renaissance der antiken Cultur die gleiche Bedeutung hatte, wie Florenz für die moderne. In Alexandrien waren einstmals gleichfalls drei Culturen zusammengetroffen[1]),

[1]) Inwieweit der Einfluß der indischen Philosophie auf die griechische, insbesondere auch auf die neuplatonische in Anschlag gebracht werden muß, ist ein historisches Problem, das trotz der

die griechische, semitische und römische, aus deren Kreuzung und Durchdringung neue, eigenartige Gedankenbildungen erwuchsen. Alexandrien im ersten und Florenz im fünfzehnten Jahrhundert bieten überhaupt eine historische Parallele dar, wie sie die Culturgeschichte kaum wieder in einem überraschenderen Beispiele kennt. In Alexandrien vollzieht Philon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in entscheidender Weise die Verbindung der jüdischen mit der griechischen Geisteswelt. Zwei Culturen, die ein gutes Jahrtausend neben einander hergingen, ohne sich merklich zu berühren, prallen mit elementarer Wucht auf einander und bewirken eine Gedankenkreuzung, die auf den Gedankenverlauf der nächsten Jahrhunderte bestimmend einwirkt. Moses und Platon, die typischen Vertreter dieser beiden Culturen, sind in der philonischen Logoslehre durch allegorische Deutung in Eins gebildet, und diese Logoslehre ist vielleicht das mächtigste Gedankenferment in der Ausgestaltung des christlichen Dogmas. Wie nun Philo den Mosaismus unter Angliederung an die von ihm aufgefrischten platonischen und stoischen Gedankenelemente philosophisch herausarbeitet, so erneuert P. Nigidius Figulus, gleichfalls in Alexandrien, den Pythagoreismus. Das beweist klärlich, daß die in Alexandrien herrschende wissenschaftliche Tendenz dahin ging, an ältere, überwunden geglaubte Gedankenelemente unmittelbar anzuknüpfen. In der gleichen Richtung wirkte im selben Jahrhundert Eudorus aus Alexandrien, der auf Pythagoras und Platon zurückgreift und dadurch dem Neuplatonismus vorarbeitet. Und schließlich ist der Neuplatonismus selbst, dessen Wiege ebenfalls in Alexandrien stand, nichts weiter, als die letzte Consequenz dieser archaisirenden Tendenz. Was man im Alexandrien des ersten und zweiten Jahrhunderts unter Verquickung der jüdisch-chaldäischen mit der griechischen Cultur in spielend-eklektischer Weise begonnen, das haben im Alexandrien des dritten Jahrhunderts Ammonius Sakkas und Plotin unter Mitaufnahme römischer Culturelemente in systematischer Geschlossenheit weitergeführt. Im Neuplatonismus feiern die drei Hauptculturen des Alterthums ihr geistiges Verbrüderungsfest. Der von Philon angebahnte Verschmelzungsproceß ist jetzt durch Hinzutritt der römischen Gedankenwelt, die ja ohnehin nur eine eigenartig gefärbte Abzweigung der griechischen darstellt, in Plotin, der in Alexandrien gelernt und in Rom gelehrt hat, zum Abschluß gebracht. Im Neuplatonismus finden sich alle Nationen und Religionen der damaligen civilisirten Welt zusammen. Ammonius Sakkas, der Begründer desselben,

---

kühnen Arbeiten von Röth, Gladisch, Schröder, Lassen und Deussen seiner Lösung noch nicht erheblich näher gerückt ist. Ginge es nach Schröder, dann hätte Pythogoras seine ganze Weisheit den Indern entlehnt, und ginge es nach Lassen, dann wären die Gnostiker nur Adepten des Buddhismus und die Neuplatoniker Nachbeter der Sâmkhya-Philosophie. Da bei allen diesen Untersuchungen vorläufig die Phantasie stärker betheiligt ist als kritische Umsicht, so werden wir trotz des neuerlichen Aufrufs von R. Garbe, „Ueber den Zusammenhang der indischen Philosophie mit der europäischen", Philosophische Monatshefte, Bd. XXIX, Heft 9 und 10, 1893, S. 513 ff., vorerst gut thun, diesen Fragen gegenüber Zurückhaltung zu beobachten, obgleich die Herbeiziehung der indischen Cultur in ihrer Einwirkung auf die christlich-europäische sich durchaus auf der Linie meines hier entwickelten Gedankenganges bewegen würde.

wird als Christ geboren, tritt aber zum hellenischen Glauben zurück. Plotin, der aus Lykopolis in Aegypten stammt, lehrt in Rom, genießt die Gunst des Kaisers Gallienus und stirbt in Campanien. Jamblichus aus Chalkis in Cölesyrien (gest. um 330) sucht den Polytheismus durch die neuplatonische Philosophie, sowie durch pythagoraisirende Zahlensymbolik zu rechtfertigen. Der gleiche Neuplatonismus wird nun auf der einen Seite für, auf der anderen gegen das sich dogmatisch ausbauende Christenthum ins Feld geführt. Der Kirchenvater Origenes, der Nachfolger der von seinem Lehrer Pantänus begründeten Katechetenschule in Alexandrien, ist ein Schüler des Neuplatonikers Ammonius, benutzt also die Lehre des Meisters zur Vertheidigung des Christenthums — das war die Hauptaufgabe der Katechetenschule —, während der Kaiser Julianus Apostata, Schüler des Neuplatonikers Jamblichus, die gleiche Philosophie dazu benutzt, das im Ausbau begriffene Christenthum philosophisch zu zerpflücken.

Nun achte man darauf, wie diese neuplatonische Philosophie, die nach und nach die Grundelemente der gesammten griechischen Philosophie in sich aufgenommen, aber auch die Logoslehre Philo's und die chaldäische Zahlensymbolik ebenso wie die römischen Culturideen in sich aufgesogen und verarbeitet hat, von Alexandrien aus auf nachweisbaren Wegen hinüberführt in das geistige Centrum der Renaissance: Florenz. Wir sind in der Lage, jeweilen das Flußbett anzugeben, in welchem die neuplatonische Gedankenwelt ein gutes Jahrtausend lang von Alexandrien aus langsam und schläfrig dahinströmte, bis es dann, mit anderen, der gleichen Springquelle entsprudelnden Strömungen im fünfzehnten Jahrhundert vor der Arno-Stadt zusammentreffend, mit brausender Gewalt in das Florenz der Renaissance einmündet.

Daß während dieses Jahrtausends kein geistiger Stillstand, überhaupt kein Vacuum der Cultur angenommen werden darf, soll in meinem Werke über die Philosophie im Zeitalter der Renaissance auf allen drei Linien der mittelalterlichen Geistesentwicklung im Einzelnen nachgewiesen werden. Hier aber sei das Ergebniß dieser umfänglichen Beweisführung andeutend vorweggenommen und in die knappe Formel zusammengefaßt: die immanent teleologische Entwicklung ist das tragende Princip der Geistesgeschichte.

Staatskunst und Seegeltung.

Vom

Viceadmiral **Batsch.**

[Nachdruck untersagt.]

„In der Seegeschichte des Alterthums bedarf es nur eines flüchtigen Blickes," sagt ein französischer Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts[1]), „auf den Ruhm der Aegypter, auf die schnell errungene hohe Macht der Phönicier, auf die Prachtentfaltung und die Goldschätze des Königs Salomo, auf den Luxus und Glanz Carthago's, auf die unvergleichliche Ausbreitung der Macht Rom's, auf den Verfall des östlichen Kaiserreichs, auf die Mißachtung und Knechtschaft, welcher die Griechen bald darauf anheimfielen; ein noch so flüchtiger, aber kritischer Blick zeigt, wie alle diese, und noch so viele andere Ereignisse, nur das Ergebniß einer mehr oder weniger geschickten Marinepolitik gewesen sind. Daß weit von einander liegende ungeheuere Landstriche von Völkern des kleinsten Erdtheiles entdeckt, unterjocht und tributpflichtig gemacht wurden, gehört zu den wunderbaren Leistungen moderner Schiffahrt. Und es bedarf nur der Pflege solcher Schiffahrt, um jene Erfolge ins Ungemessene zu steigern. Unter keinen Umständen darf eine geschickte Staatskunst sie vernachlässigen; eine Regierung denke noch so philosophisch, d. h. noch so selbstlos im Punkte ehrgeiziger oder arglistiger Pläne, so muß sie doch mit dem Seewesen auf ihrer Hut sein, sonst verfällt sie der Mißachtung eifersüchtiger Nachbarn und Rivalen, deren anfangs übermüthigem, dann schädigendem Gebahren entgegenzutreten ohne solche constante Pflege sehr schwer und oft versäumt oder zu spät in Angriff genommen wird."

Vorstehender Satz entstammt einem Werke, in welchem man vielleicht die erste zusammenhängende Geschichte des Kriegsseewesens der ältesten wie der neueren Völker erblicken darf. Es ist in der Sprache eines Volkes geschrieben, dessen Erfolge zur See nicht immer seinen Bestrebungen entsprachen. Französische Staatskunst ist der Seetüchtigkeit und den maritimen Neigungen der Franzosen

[1]) Boismélé, Histoire Générale de la Marine contenant son origine chez tous les peuples du monde, ses progrès, son état actuel etc. A Paris, chez Pierre Prault & Ant. Boudet. 1744.

immer voraus gewesen; daher waren auch die Flottenbestrebungen dieser Staatskunst, unter einem Richelieu nicht minder, als unter Colbert, zu hoch bemessen und dauernder Erfolge bar.

Blickt man weiter zurück, auf Italien und Rom, so gab es kein Kriegsvolk, dem der Seedienst weniger zusagte, als die römischen Legionen. Darf man Tacitus glauben, so gruben sie sich einen dreiundzwanzig Meilen langen Kanal zwischen Maas und Rhein, um die Unbequemlichkeit des Seewegs zu vermeiden. So abgeneigt waren die Römer dem Meere; aber ihre Staatskunst war stark und umsichtig genug, um einem Volke, wie den Carthagern, die Vortheile der See abzugewinnen; andernfalls hätten die anfänglich großen Erfolge der punischen Führer dem Laufe der Weltgeschichte doch wohl eine andere Wendung gegeben.

Hannibal scheiterte, weil er die Staatskunst mit der Seegeltung nicht zu vereinigen wußte, und ganz wie er, scheiterte lange nach ihm auch ein französischer Kaiser. Vortrefflicher Staatsmann und Feldherr, wie Napoleon war, ein Pitt sollte ihn nur in der Marinepolitik um mehr als Kopfeslänge überragen; der große Corse hat es nicht verstanden, die Strategie des Meeres so zur Geltung zu bringen, wie sie sein soll; ob seine Epigonen der dritten Republik es darin weiter bringen werden, bleibt abzuwarten. An Lehrmeistern hat es nicht gefehlt; das oben citirte Werk ist einem der namhaftesten französischen Marineminister, dem Marquis von Maurepas gewidmet; die Verfasser haben sich nur mittelbar genannt, und doch hat das Werk fast classischen Werth erhalten. Der Zeit, wo es geschrieben, sind im Seekrieg größere Zeiten gefolgt; sie sind auch eingehender beschrieben worden, und bis auf den heutigen Tag sind die Campbell, Ekins, Ledyard, James, Brenton und Aehnliche die einzigen Lehrer gewesen über Ereignisse zur See. Man muß aber mit einem Schriftsteller der „Fortnightly Review" übereinstimmen, wenn er sagt, daß es ein vergebliches Bemühen sei, bei allen jenen Geschichtschreibern Belehrung zu suchen über den inneren Zusammenhang der Seegeltung mit der politischen Geschichte.

Nicht ganz gerecht ist „Nauticus" — so nennt sich der Verfasser des vortrefflichen Aufsatzes in der „Fortnightly" — gegen William James, den Autor der „History of the British Navy", eines Werkes von classischem Ansehen in der Marineliteratur. Sein Hauptverdienst besteht allerdings darin, daß er mit Peinlichkeit alle Hergänge zur See schildert, und es kann wohl bemängelt werden, daß er es dem Leser überläßt, sich die allgemeine Kriegsgeschichte anderswo zu suchen. Seine trockene, von jeder „Inflation" freie Schreibweise kann ermüdend wirken. Der Stempel der Zuverlässigkeit aber, der ihr innewohnt, ist doch von großem Werth; und zieht man in Betracht, daß Mr. James für jene Erzählung der Revolutions-Seekämpfe sieben Bände braucht, so kann man sich mit seinem Verzicht auf das Andere vielleicht befreunden. Es gehört dazu fachmännisches Urtheil, welches James, wie er selbst sagt, nicht hatte; der einzige Fachmann, der die Napoleonischen Seekriege auf eine etwas allgemeinere Weise behandelte, war Capitän Pelham Brenton; er schrieb zwei ziemlich starke Bände, aber die Einzelheiten der Hergänge sind dabei zu kurz gekommen.

Nur zu gerechtfertigt ist die Behauptung des Verfassers in der „Fortnightly", wenn er sagt, daß man über den eigentlichen Einfluß der Seemacht auf die Weltgeschichte bis dahin keine Belehrung erhalten, und daß erst jetzt ein Amerikaner sich das Verdienst erworben habe, dem Mangel abzuhelfen.

Ein Seeofficier der Vereinigten Staaten, Capitän Mahan, hat in zwei bedeutsamen Werken[1]) den Nachweis versucht, wie die Seeherrschaft mindestens gleichen Werth habe mit der zu Lande. Mit „Nauticus" muß man einverstanden sein, daß ihm der Nachweis gelungen ist. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß Capitän Mahan in erster Reihe zu Nutz und Frommen des eigenen Vaterlandes schreibt; aber seine Schlüsse zieht er aus Hergängen, von denen dasselbe fast unberührt bleibt; seine Lehren haben deshalb gleichen Werth auch für andere Länder.

Betrachtet man das Gebahren fast aller Marinepolitiker der Neuzeit, so gewinnt man den Eindruck, als sei die Strategie zur See ein Ding für sich; namentlich Militärs sind geneigt, den silbernen Gürtel, den das Meer an den Küsten zeichnet, für die Grenze der Strategie anzusehen; was jenseits der Brandung vor sich geht, mag interessant genug sein, aber es ist nicht ihres Amtes; und, was noch schlimmer ist, man pflegt dem Eindruck, als wenn es im Grunde wenig verschlüge, kein Hinderniß in den Weg zu legen. Mehr oder weniger ist es so in den continentalen Staaten; anders in Großbritannien und anders — wie Capitän Mahan beweist — jenseits des Atlantik.

Für ein am Meere gelegenes Land gibt es nicht eine besondere Strategie der See und eine besondere des Landes; sie hängen beide zusammen und können ohne einander nicht bestehen Dasselbe ist der Fall mit der Politik eines Küstenlandes, namentlich eines solchen, welches irgendwie Großmachtsansprüche erhebt. So ist man beispielsweise geneigt, eine Marinepolitik in deutschen Landen als etwas Neues anzusehen, und sie in die zweite Linie zu stellen; das ist aber nur möglich, solange man auf ihre Vortheile verzichtet. Solcher Verzicht ist für uns eine alte Ueberlieferung, und deshalb erklärlich. Ein Vierteljahrhundert ist im nationalen Leben eine sehr kurze Spanne Zeit, und das neue Deutsche Reich ist nicht älter. Von einer Seegeltung zu sprechen, wo die innere nur erst keimt, ist man noch nicht berechtigt. Wer ernstlich davon spricht, gilt in den Augen fast aller politischen Parteien mindestens für einen Ideologen. Und doch ist es unverkennbar, daß jede Machtverstärkung zu Lande auch die Seegeltung mehr in den Vordergrund rückt.

Was die Hohenstaufen vor einem halben Jahrtausend zu Grabe trugen, werden die Hohenzollern nicht nur erwecken, sondern großziehen müssen.

Es fehlt nicht an Solchen, die da meinen, daß eine derartige Behauptung nicht ernst zu nehmen sei. Und sie glauben in den letzten Kriegsereignissen den besten Beweis zu finden, daß ein Zweifel berechtigt ist. Welchen Nutzen, so fragen sie, brachte Frankreich seine große Ueberlegenheit zur See? Man könnte antworten, daß, was des Einen Schade, immer des Anderen Nutzen ist;

[1]) The influence of sea-power upon history. Boston and London 1890; und The influence of sea-power upon the French Revolution. Boston and London 1892. Sampson Low, Marston, Seacle & Rivington (Limited).

und daß jene Ueberlegenheit nicht unser Nutzen war, beweist die Nordarmee, die nur durch die Seeherrschaft möglich wurde, und die Waffenzufuhr. Aber — so argumentirt man weiter — Frankreich hat sich trotz unverkennbarer Seeherrschaft den Bedingungen des Frankfurter Friedens doch unterwerfen müssen, und das wäre nicht anders gewesen, wenn es auch die See in jenem Krieg nicht beherrscht hätte.

Dazu ist nur zu bemerken, daß unser Feind über Häfen und Küsten, die zur Ernährung des Krieges nothwendig waren, keine Macht besaß; jene Häfen und Küsten waren neutral; es kamen wesentlich Antwerpen und Rotterdam in Betracht, und es war in der Hauptsache englische Schiffahrt, welche einen erheblichen Theil der Ernährung der Armee vermittelte; denn es ist eine Thatsache, daß während des ganzen Krieges die Zahl der ein- und ausgehenden Schiffe so groß war, daß der Bootsverkehr in jenen Häfen erschwert wurde.

Kein Wunder, wenn es zu der Zeit in England hieß, daß man sich einen besseren Krieg nicht wünschen könne. „Let them go it" — so sagte man in Citykreisen — „we'll drive a roaring trade!"

Es war die Neutralität der belgischen und holländischen Häfen, die unserem Krieg die Ernährung von jener Seite ermöglichte. Vor unseren Nordseehäfen lag der Feind; und da es nicht in unserer Macht stand, ihn daran zu verhindern, so war es als ein Glück anzusehen, daß Belgien und Holland nicht unsere Verbündeten waren. Hätten wir die Macht besessen, so wäre der „roaring trade" unseren eigenen Häfen zu Gute gekommen.

Dies ist nur ein sehr kleines Beispiel im Vergleich mit der Art, wie Seemacht den Gang der Dinge in den Napoleonischen Kriegen beeinflußte; und nicht in diesen allein, sondern solange die Welt steht. Aber — so sagt „Nauticus" — dasselbe hat auch der „Sauerstoff" gethan. Und wie es eines Priestley bedurfte, um den Sauerstoff zu entdecken, so bedurfte es der Schriften Mahan's, um den Einfluß der Seegeltung auf die Staatskunst in sein wahres Licht zu setzen. Ein vortrefflicher Vergleich, der namentlich für uns Deutsche an seinem Werthe auch dadurch nichts einbüßt, daß jener englische Arzt, vermöge der Entdeckung, seiner ganzen ärztlichen Praxis verlustig ging, gerade wie Harvey, der den Blutumlauf entdeckte, worauf der Pöbel ihm die Fenster einschlug.

Der erste Fürst der Neuzeit, der sich der deutschen Seegeltung annahm, hat auch nicht lauter Dank davon getragen; die Zeitgenossen des Prinzen Adalbert wissen davon zu erzählen.

„La marine n'est un luxe que pour les nations, qui ne savent pas s'en servir," sagte ein französischer Admiral, als er sich gegen die bedenklichen Lehren der „jeune école" aussprach. An dem richtigen Verständniß für die Wichtigkeit des Factors der Seemacht hatte es, so meinte er, in Frankreich immer gefehlt; er stimmt darin mit dem amerikanischen Autor überein; warum folgte Ludwig XIV. nicht dem Rath des deutschen Philosophen Leibniz, der in einer diesem Könige vorgelegten Denkschrift ihm eindringlich empfahl, die Schöpfung Colbert's zu verwerthen, und dem Geschick Europas auf dem Meere im Osten und Westen eine Wendung zu geben, statt seine Kräfte landwärts zu vergeuden.

Der König hatte dafür kein Verständniß, und der Utrechter Friede, mit allgemeiner continentaler Erschöpfung, war das Ende seiner Mühen.

Wie der Sauerstoff — sagt „Nauticus" — die Chemie erst auf die rechte Grundlage stellte, so war es mit der Entdeckung des wahren Einflusses der Seemacht und maritimer Strategie. Sich solchen Einflusses zu bemächtigen, liegt nicht immer in der Hand des bloßen Besitzers der überlegenen Seestreitkraft: denn in der Hauptsache sind die Factoren ihrer Grundlage maßgebend, und wo diese fehlen, ist die Bedeutung der bloßen Streitkraft nicht von so großem Belang. Der Handel und das ihm entsprechende Seegewerbe sind jene grundlegenden Factoren; sie gehen nicht immer zusammen, eine Nation kann großen Handel und doch nicht ein ebenso großes Seegewerbe haben; so ist es mit Rußland, mit Frankreich und — momentan — auch noch mit den Vereinigten Staaten. Das Seegewerbe der letzteren befindet sich indeß im Aufschwung, nachdem es seit der Zeit des Secessionskrieges geruht.

Daß auch Colonialwesen einen Grundfactor abgibt, versteht sich von selbst. Nur darf man nicht davor zurückschrecken, es folgerichtig aufzufassen[1]).

Der springende Punkt ist und bleibt immer der — und darin gibt auch „Nauticus" seine volle Einstimmung mit Capitän Mahan zu erkennen —, daß der Besitzer wirklicher Seemacht für die Küsten aller Länder, die das von ihm beherrschte Wasser bespült, eine dominirende Position einnimmt. Ein solcher Einfluß kann sich zur Geltung bringen und doch unbeachtet bleiben, weil das Gesetz, auf dem er beruht, noch nicht in Worte gebracht ist. Mahan's Schriften treffen Abhülfe für diesen Mangel, und der Einfluß der Seemacht wird nicht fernerhin als ein unbekanntes Etwas betrachtet werden können.

Englands Vormacht zur See — so sagt Capitän Mahan — datirt vom Frieden zu Utrecht; vorher war es „eine" der europäischen Seemächte; seit jenem Frieden hat es dominirt. Alles, was vorherging, bildet nur die Stufenleiter zur kommenden Macht; und die Erzählung aller Begebenheiten der Seekriege von 1660 bis zu jener Zeit beweist es zur Genüge. „So consequent" — sagt „Nauticus" — „stimmen alle Hergänge mit Mahan's Schlußfolgerung, daß man wohl staunen kann, warum die Entwicklung und Klarstellung erst diesem Amerikaner vorbehalten bleiben konnte; denn wenn man sein Buch liest, findet man es unerklärlich, daß etwas, was so klar am Tage liegt, nicht früher erkannt wurde."

---

[1]) Verfasser dieses hat sich vor längerer Zeit in der „Deutschen Rundschau" über „Colonialpolitik und ihre Mittel" ausgesprochen. Unter Anderem hatte er es für unerläßlich erklärt, das „moralische Element des weißen Mannes" in den Schutzmitteln mehr zur Geltung zu bringen, als bis dahin geschehen war. Einer seiner Vorschläge betraf auch die Verwendung der Marine-Infanterie — natürlich in geeigneter Weise — als Kern neben den schwarzen Truppen, weil man auf diese nicht immer rechnen könne. Ein Correspondent der „Kreuzzeitung" hatte den Vorschlag als nicht nur „unmöglich", sondern auch als „unnöthig" bezeichnet. Die neuesten Vorgänge in Kamerun, wo die Schwarzen, nachdem sie sich der neuen Gewehre und der neuen rauchlosen Munition bemächtigt hatten, mit den alten Waffen bekämpft werden mußten, zeigen, daß zu große Vertrauensseligkeit nicht am Platze ist. Im Uebrigen hat man sich nun doch zu einer Verwendung der Marine-Infanterie entschlossen — wie es scheint aber nur ad hoc, was kaum von nachhaltigem Einfluß sein kann.

In seinem ersten Werk erzählt Capitän Mahan den allmäligen Aufbau der englischen Seemacht durch den zweiten Krieg gegen Holland allein, dann durch den Krieg gegen dasselbe Land, den England im Bund mit Frankreich führte, den spanischen Erbfolgekrieg, den Krieg der Augsburger Liga, den polnischen Erbfolgekrieg, den österreichischen, den Siebenjährigen mit Frankreich und den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Sonderbar genug, diesem Amerikaner war es vorbehalten, zu entdecken, wie in den Schlachten König Friedrich's bei Prag, Roßbach und Leuthen den Engländern Indien gewonnen wurde.

Sein zweites Werk schildert, wie die so errungene Seeherrschaft im Stande war, der größten Militärmacht, die Europa jemals gesehen, den Boden zu untergraben. „Wie der Walfisch den Elephanten zu Boden wirft —" so drückt sich „Nauticus" aus und meint, daß gerade die Darstellung eines solchen Paradoxon die Popularität des Buches fördere. Es klingt allerdings paradox; aber Mahan's Ausführungen beweisen, daß es das nicht ist. Der größte Staatskünstler und Feldherr unseres Jahrhunderts — wir wollen sagen: der ersten Hälfte desselben — mußte scheitern, aus dem einfachen Grunde, weil seine Staatskunst, trotz sonstiger Ueberlegenheit, trotz seiner gigantischen Erfolge auf dem Continent und — fügen wir hinzu — trotz gigantischer maritimer Anstrengungen, der zähen und determinirten Anwendung britischer Seegeltung nicht gewachsen war.

Staatsmann und Feldherr war der corsische Imperator wie je Einer vor ihm; aber in der Seestrategie versagte ihm sein Genius. Er wußte die Flotten seiner Gegner und seine eigenen, sowie die seiner Verbündeten zu zählen; aber entweder fehlte seinen Organen die Inspiration oder seinen Admiralen die Einsicht und das Genie, ihnen gewachsen zu sein.

Doch würde man irren in der Annahme, das Genie Pitt's habe der englischen Strategie die Ueberlegenheit gegeben. Das Genie Einzelner kann den fehlenden nationalen Instinct niemals ersetzen. Während, wie schon einmal erwähnt, vor dem Utrechter Frieden England nichts Anderes, als „eine" der Seemächte war, stand es, von jener Zeit an, als die herrschende da, und ist es geblieben. Zeitweilige Ueberlegenheit französischer Seestreitkräfte hat daran nichts geändert.

Die allein rivalisirende Seemacht, unmittelbar vor jener Zeit, war Holland; denn wenn auch die große Zeit der de Ruyter, Tromp und Opdam weit zurücklag, und das Gleichgewicht wankte, so war letzteres doch noch vorhanden; und es ist, wie auch Mahan hervorhebt, bemerkenswerth genug, daß es zu Falle kam im Bunde und nicht in Feindschaft mit England.

Ueber das Verhältniß Hollands zu England spricht sich Mahan sehr bezeichnend aus. „Was," so sagt er, „bei Englands Neigung zum Seewesen Instinct, Gewohnheit oder Liebhaberei war, das gestaltete sich für Holland als Zwang. Während England ohne Seeküste zu veröden drohte, hätte Holland ohne dieselbe zu Grunde gehen müssen." Als es sich auf dem Gipfel seiner Größe befand und einen Hauptfactor der europäischen Politik darstellte, hätte Hollands eigener Grund und Boden nur ein Achtel seiner Einwohner ernähren können. Der Gewerbfleiß des Landes war umfangreich und wichtig, aber er

war neueren Datums und kam viel später, als Schiffahrt und Seegewerbe. Die Bodenarmuth und die offene Küste trieb die Holländer Anfangs zur Fischerei. Das Salzen und Räuchern des Fisches öffnete ihnen dann einen auswärtigen wie inneren Markt und bildete den Grundstein späteren Reichthums. So wurden sie Händler zu einer Zeit, wo die Republiken Italiens zu sinken begannen, unter dem Einfluß türkischen Druckes einer-, des neu entdeckten Seeweges nach Indien andererseits, und so erbte Holland den Levantehandel. Dann kam ihm die geographische Lage zu Hülfe; inmitten zwischen den baltischen Ländern, Frankreich und dem Mittelmeer, unmittelbar vor den Mündungen der deutschen Flüsse, bemächtigten sich die Holländer fast der ganzen Frachtfahrt Europas. Der Weizen und das Schiffbaumaterial der Ostsee, der Frachtverkehr Spaniens mit seinen transatlantischen Colonien, beschäftigte vor zweihundert Jahren fast nur die holländische Schiffahrt. Selbst ein großer Theil der englischen Frachten wurde in holländischen Schiffen verladen.

„Es trugen indeß" — wie ein Autor der „Edinburgh-Review" sagt — „auch die Volkseigenschaften dazu bei; eine populäre Regierung sorgte für ungehinderte Bewegung, so daß das Land, ungeachtet seiner langen Freiheitskämpfe prosperirte und gerade in Folge der letzteren seine Seemacht in die Höhe brachte. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren sie gegen die Spanier immer im Vortheil, schnitten ihnen die Seeverbindungen ab und endeten mit einem entscheidenden Seesieg in den Downs 1639."

Aber — so fährt Mahan fort — ihre ganze Prosperität beruhte auf der ihrer Armuth entstammenden Seemacht. Nahrung, Kleidung, Rohstoffe für den Gewerbfleiß, Holz und Hanf, womit sie ihre Schiffe bauten und takelten, alles Das mußte eingeführt werden; und als ein gegen England mit Unglück geführter Krieg, in den Jahren 1653 und 1654 achtzehn Monate gedauert hatte, und die Schiffahrt aufhörte, da waren alle Einnahmequellen des Staates versiegt, namentlich Fischerei und Handel. Die Werkstätten feierten, und die Arbeit hörte auf; der Zuydersee verwandelte sich in einen Mastenwald ruhender Schiffe; das Land füllte sich mit Bettlern; in den Straßen wuchs das Gras, und in Amsterdam waren fünfzehnhundert unbewohnte Häuser. Ein schimpflicher Friede rettete das Land vor gänzlichem Untergang.

England solle sich — meint er — daran ein Beispiel nehmen; mehr als alles Uebrige habe es die Seemacht zu pflegen; denn, von anderen Verschiedenheiten abgesehen, habe es mit Holland doch die Abhängigkeit vom Ausland und von auswärtigen Nahrungs- und Wohlstandsquellen gemein.

Vom eigenen Vaterland, den Vereinigten Staaten, sagt Mahan, daß es früher durch ein reich entfaltetes Seewesen geblüht habe, jetzt aber in seinem ganzen Streben terrestrisch geworden sei. „Für uns Amerikaner" — meint er — „ist es bemerkenswerth, wie ein Ergebniß, welches die Vernachlässigung des Seewesens für Frankreich hervorbrachte, auch bei uns in Erscheinung tritt; und zwar wesentlich durch dieselben, in der Fruchtbarkeit, dem Reichthum des Landes und den klimatischen Vorzügen liegenden Ursachen. Unsere Vorfahren besaßen nur einen schmalen Strich Landes an der See, nur theilweise fruchtbar

und wenig entwickelt, aber reich an Häfen und Gelegenheit zum Fischereibetrieb. Solche Vorzüge trugen im Bunde mit einer angeborenen Neigung zum Seewesen dazu bei, alle diejenigen Gewerbe zu begünstigen, deren eine auf gesunder Grundlage ruhende Seemacht bedarf. Die ersten Colonien lagen alle an der See oder einer ihrer Buchten. Die Gesammt-Ein- und Ausfuhr vollzog sich an der einen Küste. Das Interesse an der See und eine kluge Würdigung des Werthes, den sie für den Wohlstand des Landes hatte, galt als ein Gemeingut der Nation; aber ein noch mächtigerer Beweggrund machte sich geltend. Es kam der Umstand hinzu, daß die Schiffahrt am besten rentirte, weil das Land an Schiffbaumaterial Ueberfluß hatte, und für industriellen Betrieb anderer Art verhältnißmäßig wenig Anlaß war. Wie sehr die Zustände sich geändert haben, ist bekannt. Der Schwerpunkt unseres Wohlstandes liegt nicht mehr an der Seeküste. Bücher und Zeitungen überbieten einander in der Schilderung des unerschöpflichen Wachsthums und der Reichhaltigkeit des inneren Landes, für Capitalanlage nicht minder, als für den Arbeitsmarkt. Die Grenzen werden vernachlässigt und verlieren an politischer Bedeutung. Buchstäblich zutreffend ist dies für die Küsten des Golfes von Mexiko und des Pacific; für die atlantische Küste gilt es, wenn man ihre Bedeutung mit der des mittleren Mississippithales in Vergleich stellt. Sollte jemals der Tag kommen, wo die Schiffahrt sich wieder rentirt, wo die drei Seeküsten zur Einsicht kommen, daß sie nicht nur militärisch kraftlos, sondern bei dem gänzlichen Niederliegen der Schiffahrt auch verarmt sind, dann werden ihre vereinten Bemühungen auch unserer Seemacht neuen Aufschwung geben. Bis dahin möge man es nur beklagen, wenn auch wir mit der Vernachlässigung derselben gleiche Wege wie Frankreich gehen, das, im Vertrauen auf den Ueberfluß des eigenen Landes, der Seegeltung keine Bedeutung beilegte."

Es ist, wie auch in dem oben erwähnten Aufsatz der „Edinburgh-Review" bestätigt wird, eine fast allgemeine Annahme, der Niedergang der nordamerikanischen Schiffahrt sei eine Folge des Secessionskrieges und der von den Südstaaten geübten Kaperei. Sie habe den dortigen Handel gezwungen, sich einer neutralen Flagge zu bedienen; es ist aber bemerkenswerth, daß ein Kenner der amerikanischen Verhältnisse, wie Capitän Mahan, dieser Annahme widerspricht. Die Schiffahrt sei beim Beginn jenes Krieges schon sehr im Niedergang gewesen, und das ist richtig; von der in den vierziger und fünfziger Jahren noch namhaften Liner- und Clipperfahrt der Nordamerikaner war schon nicht mehr viel zu sehen; das Geldinteresse hatte sich der Schiffahrt schon abgewendet; daß „die Alabama" und Consorten den Niedergang beschleunigten, könne zutreffen; das Beharren des Niederganges sei ihnen aber nicht zuzuschreiben. Von großem Belang waren der im Schiffbau stattgehabte Uebergang vom Holzbau zu Eisen und Stahl und die Höhe der Arbeitslöhne; alles Umstände, die den Schiffbau in Amerika zu theuer machten. Dieses Verhältniß hat sich unterdessen geändert, und in der That ist neuerdings ein Aufschwung in der nordamerikanischen Schiffahrt bemerkbar.

Uebrigens sagt unser Autor mit Bezug auf jenen Krieg: „Die Ausdehnung einer Seeküste ist für ein Land entweder eine Quelle der Kraft oder der

Schwäche, je nachdem die Küstenbevölkerung zahlreich ist oder nicht. In dieser Beziehung befindet ein Land sich in der Lage einer Festung; die Garnison muß mit der Ausdehnung der „Enceinte“ im richtigen Verhältniß stehen. Hätten die Südstaaten eine ebenso zahlreiche wie kriegsmuthige Bevölkerung und eine ihren Hülfsquellen entsprechende Flotte gehabt, so wäre ihnen die Seeküste ein Element großer Stärke gewesen. Wir „Northerners“ haben uns auf die Blokade jener Küste viel zu Gute gethan; sie wäre ganz unmöglich gewesen, wenn die Südstaaten eine zahlreichere und eine in der Schiffahrt geübte Bevölkerung gehabt hätten.“

Die Hauptquelle der Seemacht eines Landes liegt, wie Capitän Mahan hervorhebt, in dieser Reservekraft; wo diese nicht vorhanden, da ist die Seemacht nur künstlich und einer ernsthaften Probe nicht gewachsen.

Das Bestreben der heutigen französischen Republik, ihren Nachbarn in Streitmitteln überlegen zu sein, kannte Mahan noch nicht, als er sein Buch schrieb; er meint geschichtlich nachweisen zu können, daß Fortschritte demokratischer Regierungsform der nothwendigen Entwicklung der Seemacht immer ein Hemmniß zu sein scheinen. In der Hauptsache sei es dieser Grund, der Hollands Seemacht zum Niedergang gebracht habe. Dabei beruft er sich auf eine Schrift des großen de Witt, in der dieser sagt: „der Charakter der Holländer ist der Art, daß sie, wenn nicht in die Augen fallende Gefahr vorhanden, keine Lust haben, für Vertheidigungszwecke Geld anzulegen. Ich habe es mit einem Volke zu thun, das freigebig ist bis zur Verschwendung, wo es sparen müßte, und welches gleich einem Geizhals spart, wo es die Ausgaben nicht scheuen dürfte.“

Capitän Mahan spricht die Befürchtung aus, daß England einem ähnlichen Verhältniß entgegen zu gehen scheine. Von Englands „landed aristocracy“ sagt er, sie habe, stolz auf des Landes Ruhm, eifersüchtig wachend über seine Ehre, von kriegerischem Geist beseelt und frei von der sprüchwörtlichen „Angst des Capitals“, dabei doch auf Ausdehnung und Schutz des Handels bedacht, auf große Entfaltung der Seemacht Werth gelegt. Seit 1815 sei indeß die Regierung des Landes mehr und mehr in die Hand des Volkes gekommen. „Ob die britische Seemacht darunter leiden wird, ist abzuwarten. Noch ist ein ausgedehnter Handel, ein hochentwickelter Gewerbfleiß und ein ausgebreitetes Colonialsystem ihre unveränderte Grundlage. Ob eine demokratische Regierung den Scharfblick, die durchdringende Erkenntniß für Stellung und Credit der Nation und die prompte Bereitwilligkeit haben wird, für die Erhaltung des Wohlstandes auch in Friedenszeit den gebührenden Aufwand zu machen, — und an keinem dieser Factoren darf man es fehlen lassen — das ist noch die Frage.“

Es ist dieselbe Frage, die nicht bloß in England, sondern in noch manchem anderen Lande, wie z. B. in Deutschland, eine Rolle spielt. „Populäre Regierungsformen sind,“ so sagt dieser Republikaner, „größerem Aufwand für militärische Zwecke im Allgemeinen nicht zugethan, und es fehlt nicht an Zeichen, daß England darin zurückgeht.“

Auch in ihrer großen Zeit der napoleonischen Kriege hat, nach Mahan's Erzählung, die englische Seemacht nichts weniger als eine planmäßige Entwicklung gehabt. Empirik, durch den Genius der Vincent und Nelson geleitet, brachte sie in ein Geleise, dem man fortan gefolgt ist. Dabei bildete die Trainirung des Personals zu seegewohntem Leben den hervorragendsten Zug. Man gewöhnte das Seevolk daran, vor des Feindes Häfen zu liegen, unbekümmert um die damit verbundene Abnutzung der Schiffe und des Materials. Und in der That verbrauchte das die Schiffe, es verbesserte aber die Menschen.

An der Hand der Geschichte jener Kriege wird in dem Gebrauch einer Flotte der große Unterschied verdeutlicht zwischen primären und secundären Zwecken. Die „primäre" ist die englische Politik; sie macht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft zur vornehmsten Aufgabe, alles Andere zur Nebensache. Daß Napoleon nicht minder, als die ihm vorangehende republikanische Regierung der Flotte immer nur „secundäre" Aufgaben zuwiesen — „ulterior objects" nennt es Capitän Mahan — darin sieht er den Grund des Unterliegens; und zwar nicht nur des Unterliegens der Flotte, sondern des Sturzes der napoleonischen Politik; eine ernste Lehre für Alle, die sich einer Marinepolitik befleißigen, und ein Hinweis auf die Thorheit einer Politik der „Torpedo-Hetze", der „Vorstöße", der „Ausfälle" und des sogenannten „Freihaltens der Seeflanke" mit einer mittelmäßig starken Flotte.

Fast immer waren die englischen Schiffe schlechter als die französischen; sie waren durch langwierige Blokaden mitgenommen, während die Franzosen die ihrigen in den Häfen schonten; aber mit der Ramponirung der Schiffe wurden die Seelen der Menschen gestählt, und das wirkte auf das Verfahren der Admirale. „Seit dem Verlassen des Mittelmeers," so schrieb Nelson nach seiner westindischen Fahrt in Verfolgung Villeneuve's, „haben wir durch Krankheit nicht einen Officier und nicht einen Mann verloren," während um dieselbe Zeit das französische und spanische Geschwader tausend Kranke auf Martinique landeten und die gleiche Zahl auf der Reise verloren. „Die Flotte schonen und sie nicht in Hauptactionen aufs Spiel setzen, damit sie für alle Zwecke bereit sei, scheint," sagt Mahan, „in Frankreich stehende Ordre gewesen zu sein; oder „man soll es nur thun, wenn ein glänzender Sieg gewiß ist." „Denn wenn Ihr auch nicht geschlagen werdet, einige Eurer Schiffe werden gewiß beschädigt, und in solchem Fall ungeeignet für andere Zwecke." So kam es, daß die Flotten oft Monate und Jahre in den Häfen lagen, und daß, wenn sie in See gingen, es nicht geschah, um den Feind aufzusuchen und zu schlagen, sondern für einen Zweck, bei dem die Flotte nur Hülfsmittel war. „Vom ersten Tage jenes langen Krieges," sagt Nauticus, den Ausführungen Mahan's folgend, „begann die englische Flotte zu wachsen und die französische zu sinken, bis sich das Inselreich im fast unbestrittenen Besitz des Meeres befand." Demungeachtet wurde vielerseits geglaubt, der „guerre de course", die Kaperei, werde England empfindlich schädigen; das war aber nicht der Fall. Während der Seekrieg, wie er englischerseits geführt wurde, für Frankreich tödtlich war, gewann die französische Kriegführung höchstens die Bedeutung einer 2½-pro-

centigen Steuer auf die englische Schiffahrt[1]). Darunter litt sie nicht nur nicht, sondern sie wuchs so enorm, daß Großbritannien, welches mit den Besitzungen im Jahr 1795 die Zahl von 16,728 Schiffen besaß, im Jahr 1805 volle 22,000 zählte. Der „guerre de course" bewirkte kaum mehr als eine Verdoppelung der gewöhnlichen Seegefahr.

Nach Trafalgar that Napoleon das Aeußerste, um durch die Continentalsperre den britischen Wohlstand zu vernichten; es war sein letztes Mittel gegen den unerbittlichen Einfluß der Seemacht; ein Edict über das andere wurde für die Seegrenzen Frankreichs und aller ihm verbündeter Länder erlassen; ein doppelter Cordon französischer Truppen bewachte die Küste des Continents von Frankreich bis an das Ende der Ostsee; englische Waaren wurden nicht nur confiscirt, sondern auch öffentlich verbrannt, die Neutralen gezwungen, britische Manufactur- und Colonialwaaren von ihren Märkten auszuschließen, der verhängnißvolle spanische Krieg unternommen, und Rußland zu gleichem Zweck mit Krieg überzogen. Es war ein hoher Einsatz, und er hätte Großbritannien zu Grunde gerichtet, wenn dies die See nicht gehabt hätte. So aber brachte es den Imperator selbst zu Fall.

Es ist richtig: Leipzig und Waterloo sind nicht zu unterschätzen; es ist aber zu berücksichtigen, daß die unbeschränkte Seeherrschaft Großbritanniens auch jenen Hauptereignissen strategisch zu Hülfe kam. Es ist wohl zu beachten, mit wieviel weniger Schwierigkeit Napoleons russische Campagne sich vollzogen haben würde, wenn er die See-Flanke frei und für sich gehabt hätte.

Daß nur wer die See hat, auch das daranliegende Land beherrscht, weist Mahan deutlich nach; und „erst heute," fügt „Nauticus" hinzu, „fängt man an, dieses strategische Gesetz zu erkennen und zu würdigen. Schon hat diese Erkenntniß Unruhe in alle Werften und Arsenale Europa's gebracht. Mehr als einem halben Dutzend europäischer Mächte scheint es auf einmal einzuleuchten, daß sie sich Flotten bauen müssen, wenn thunlich, größer und stärker, als die ihrer Nachbarn. Das ist falsch; eine starke Flotte allein gewährt ihnen nicht die gewünschten militärischen Vortheile, so lange sie sich nicht auf ein entsprechendes Seewesen stützt; die Flotte bringt dies nicht zu Wege; wohl aber geht ein Seewesen zu Grunde, das nicht die entsprechende Flotte hat. Spanien besaß dereinst den größten Handel auf beiden Hemisphären. Es verlor ihn mit dem Verfall der Flotte. Die Niederlande traten die Erbschaft an, behielten sie aber nur so lange, als sie mit der entsprechenden Flotte Schutz boten. Kann eine Flotte einen nationalen Handel nicht hervorrufen, so kann sie ihn, durch ihren Verfall, doch zerstören, und ihn zwingen, sich Schutz unter anderer Flagge zu suchen. Daran knüpft „Nauticus" eine Deduction, die für den deutschen Leser Interesse hat, wenn er erfährt, daß jener Autor, wie er selbst sagt, kein Brite ist, sondern in seiner Anschauungsweise sich zur Observanz der „Indépendance Belge" bekennt, woraus wir unsern Schluß zu ziehen haben.

---

[1]) Im Laufe der Revolutionskriege sind — nach Mahan — nur 2½ Procent der englischen Handelsschiffahrt in die Hände der Franzosen gefallen.

Nachdem er an der Hand der Mahan'schen Ausführung gezeigt hat, wie eine große und hochentwickelte Schiffahrt durch die Vernachlässigung der Schutzmittel zerstört werden kann, deutet er auf den nächsten Erben: das in Handel und Schiffahrt erstarkte Deutsche Reich. Es mag an deutschen Enthusiasten kein Mangel sein, denen eine solche Andeutung gefallen wird; nichtsdestoweniger bedarf sie einer kühleren Betrachtung.

Daß die deutsche Schiffahrt sich eines gewissen Aufschwunges erfreut, unterliegt statistisch keinem Zweifel; es bezieht sich das namentlich auf die Schiffahrt von Hamburg und Bremen. Von derjenigen der Ostseestädte kann man es gerade jetzt nicht sagen.

Die Behauptung, daß die deutsche Schiffahrt nach der englischen in zweiter Reihe steht — in Europa nämlich —, trifft zu; man darf nur dabei den großen Bestandesunterschied nicht außer Acht lassen. Der Bestand der englischen Schiffahrt stellt etwa das Siebenfache der deutschen dar; und auch in England ist die Schiffahrt im Zu-, nicht im Abnehmen. Aber selbst dieser Vergleich gibt von dem Ueberwiegen der englischen Schiffahrt kein deutliches Bild, weil in der deutschen Fahrt die Küstenschiffe eine größere Quote beanspruchen. Vor noch nicht zehn Jahren hatte, nach der „Times", England etwa 900 Dampfer mehr, als alle Schiffahrt treibenden Länder zusammen; und vertheilt man die Bevölkerung der See, das sind die zur Zeit auf dem Meere schwimmenden Menschen, und greift an irgend einer Stelle 100 davon heraus, so sind von diesen hundert nicht weniger als 70 Briten und nur 7 Deutsche; es ist dies ungefähr das bezeichnendste Symptom britischer Seeherrschaft und — beiläufig — auch ein Zeichen, was man von einer, wenn auch nicht organisirten Personalreserve der Flotte zu halten hat.

Dagegen nimmt es sich nicht gut aus, wenn man sehen muß, wie die Kopfzahl preußischer Schiffsbesatzungen von 20598 im Jahr 1871 auf 12968 im Jahre 1891 zurückgegangen ist;[1]) das ist in zwanzig Jahren eine Verminderung um mehr als den dritten Theil. Ob danach, selbst im Fall eines anglo-französischen Krieges, ein englisch-deutscher Flaggenwechsel für den Welthandel so nahe liegt, wie der Anonymus der „Fortnightly" hinstellt, ist die Frage. Gewichtige Stimmen sind der Meinung, daß irgend welche Kriegführende von einer erheblichen Schädigung der englischen Schiffahrt keinen Vortheil haben würden; es könne, im Gegentheil, eine summarische Sistirung derselben eine große Schädigung aller Küstenländer und auch der inneren Märkte zur Folge haben, und dies ist richtig.

„Ich glaube nicht," fügt „Nauticus" hinzu, „daß ein solcher Wechsel in Frankreich weniger unangenehm empfunden werden würde, als in England," und nachdem er sich einmal auf diese den Deutschen so „wohlwollende" Betrachtung eingelassen, kann er es sich nicht versagen, noch eine weitere ähnlicher Art daran zu knüpfen. Ein Uebermaß von warmer Zuneigung glaubt er in Europa für den englischen Vetter nicht voraussetzen zu dürfen;

---

[1]) Siehe „Schutz für unsere Seeleute". Von G. Wislicenus. Leipzig, Fr. W. Grunow 1894. Danach beruht dies auf amtlichen Angaben.

die Abneigung gegen den „Deutschen" und die herzliche Mißgunst, wenn dieser etwa der Schiffahrtserbe werden sollte, schätzt er aber doch noch höher. „Selbst Oesterreich" — sagt er, und man wäre fast versucht, ihn im dortigen Lager zu vermuthen — „würde eine solche Veränderung des europäischen Gleichgewichts mit Schrecken ansehen."

Das Beispiel hatte den Zweck einer Warnungstafel für Großbritannien und wird seine Wirkung nicht verfehlt haben. Dabei ist „Nauticus" in einen Widerspruch gerathen. Er beklagt, daß Frankreich anscheinend blind ist gegen die vorher geschilderten Folgen einer Demüthigung Englands, daß es im Mittelmeer gelegentlich der Russenfeste chauvinistische Anglophoben, wie den Deputirten Deloncle, das Wort führen läßt; er beklagt aber ebenso, daß die „jeune école" in Frankreich sich nicht entschließen will, den ihr von Capitän Mahan an der Hand der Geschichte angedeuteten sicheren Weg zum Siege einzuschlagen. Mit Unzufriedenheit beurtheilt er das langsame Vorgehen Englands in der Verstärkung seiner Flotte; ihre Schwäche im Mittelmeer hält er für gefahrvoll; im Handumdrehen — meint er — könnte Frankreich sie vernichten — „wenn" es nicht durch noch anderweite Interessen in Anspruch genommen wäre, und „wenn" es Italiens Einschreiten nicht zu befürchten hätte; es sind das, wie man zugeben wird, zwei nicht ganz bedeutungslose „Wenn", die für die daran geknüpfte Betrachtung kaum noch Raum lassen.

„Ausgeschlossen vom Mittelmeer" — so wird weiter gefolgert — „kann England in der Politik eine wichtigere Rolle, als die der Niederlande oder Dänemarks kaum noch beanspruchen."

Ganz abgesehen von den mancherlei Hindernissen, die dem Ausschluß entgegenstehen, ist die Folgerung auch nach Maßgabe der Geschichte nicht zutreffend. Als Lord St. Vincent, dem Gebot der Nothwehr folgend, das Mittelmeer räumte und sogar die besetzten Inseln unfreiwillig aufgab, war England weit entfernt davon, einer politischen Demüthigung, wie die von „Nauticus" erwähnte, zu verfallen.

Die damalige Räumung des Mittelmeers war ein von der Staatsraison gebotener defensiver Act; das momentane Zurückweichen vor einer, für den Augenblick zu schwer drückenden spanisch-französischen Coalition, und in demselben Grade, in dem ein solch' defensiver Act stärkte, ebnete er den Weg für Aboukir.

Nauticus nennt es „kaum" eine Uebertreibung, wenn er sagt, der Versuch einer Vertreibung Englands aus dem Mittelmeer sei nur deshalb bis jetzt unterblieben, weil das anglo-italienische Einverständniß für ein wirkliches Bündniß gehalten werde, was es doch nicht sei, und britischer Stolz müsse es bitter empfinden, daß seine dortige Seemacht, ohne eine Stütze so zweifelhafter Art, sich nicht halten könne.

Ich mußte auf diese Ausführungen eingehen, soweit sie aus Mahan's Schriften gefolgert werden. Mit allem noch weiter an die Adresse Großbritanniens gerichteten Beiwerk mögen britische Federn sich abfinden. Was dessen „gegenwärtige Impotenz" genannt wird, möchte auf Widerspruch stoßen.

Von nicht geringem Interesse ist, was Capitän Mahan sagt über die heute so viel besprochene „Freiheit des Privateigenthums zur See im Kriege." Namentlich bestreitet er, daß England von einem Aufhören der Kaperei Vortheil, oder von der freien Ausübung derselben viel Schaden haben könne. Die Zerstörung feindlichen Handels bezeichnet er als eine unerläßlich nothwendige Kriegsoperation. Erst mit der Beendigung des Krieges könne man sich ihrer entschlagen; es sei fehlerhaft, sie in die erste Linie zu stellen, wie die heutige „jeune école" in Frankreich es thut; den finanziellen Vortheil, den man mit einer ähnlichen Marinepolitik dem Lande vorspiegelt, nennt er eine gefährliche Täuschung.

„Wo," so sagte er, „die Revenuen und der industrielle Erwerb in einer kleinen Zahl von Transportschiffen wie den „flotas" der spanischen Galleonen, geführt werden können, da läßt sich die Lebensader des Krieges vielleicht mit einem Schlage vernichten; wo aber der Reichthum eines Landes sich auf Tausende ein- und auslaufender Schiffe vertheilt, wo die Wurzeln des Systems bis in die weitesten Entfernungen reichen und tief sitzen, da verträgt die Schiffahrt manchen harten Verlust; der Baum kann manchen Zweig verlieren, ehe es ihm ans Leben geht .... Zweihundert Jahre lang war England die Handelsvormacht der Welt. Weder im Krieg noch im Frieden hat es Bedenken getragen, seinen Reichthum der See anzuvertrauen; und doch hat es sich von allen Nationen am meisten gesträubt, die Immunität des Seehandels und die dahingehenden Rechte der Neutralen zuzugestehen. Betrachtet man das nicht sowohl vom Standpunkt des Rechts, als von dem der Politik, so hat die Geschichte jene Weigerung gerechtfertigt, und wenn England seiner Flotte die ganze Stärke erhält, so wird die Zukunft jene Lehre der Vergangenheit unzweifelhaft wiederholen."

Vorstehendem Satz kann man beistimmen wie den meisten anderen; es gibt für alle Beziehungen der Staatskunst zur Seegeltung keine bessere Lehrerin, als die Seekriegsgeschichte. Kurzsichtigkeit, Selbstverblendung und halbe Maßregeln schaden im Punkte der Seegeltung am meisten.

„Eine nach der anderen," sagt der vortreffliche Geschichtschreiber der französischen Marine, Lapérouse-Bonfils, „eine nach der anderen sind die Marinen Spaniens, Frankreichs und Hollands von der britischen besiegt und vernichtet worden, weil jene Nationen den Fehler begingen, ‚de faire de leur puissance navale une force auxiliaire ou sécondaire.'"

Und das ist eine Warnung, die der Amerikaner Mahan als Lehre für ihre Staatskunst und Seegeltung auch seinen eigenen Landsleuten für die Zukunft auf den Weg gibt.

Wie sehen die Insecten?

Von

August Weismann.

[Nachdruck untersagt.]

Die Welt ist unsere Vorstellung; das ist das bedeutsame Ergebniß der Philosophie Kant's, welches uns zum Bewußtsein bringt, daß wir nur so viel von der Welt erfahren können, als die Sinnesorgane uns an Eindrücken von ihr mitzutheilen vermögen. Aus diesen Sinnesempfindungen setzen wir dann unsere Welt, d. h. die Welt unserer Vorstellung zusammen.

Niemand wird bezweifeln, daß dabei von unseren fünf Sinnen der Gesichtssinn die größte Rolle spielt. Auch wenn wir Geschmack-, Geruch- und Gehörsinn entbehren müßten, so würde doch das Auge allein schon im Stande sein, uns eine Weltvorstellung zu erwecken, die nicht allzu sehr verschieden wäre von derjenigen, welche wir thatsächlich besitzen.

Wenn man sich die Ueberlegenheit dieses Sinnes über die anderen recht klar machen will, braucht man nur zu fragen, wie wohl unser Bild von der Welt ausfallen würde, wenn wir bloß den Geruchssinn oder bloß den Geschmackssinn besäßen. Es gibt eben nicht immer etwas zu riechen oder zu schmecken, und das Weltbild, welches wir durch sie einzeln erlangen könnten, müßte von einer erschreckenden Langweiligkeit und Unvollständigkeit sein, vergleichbar etwa der Vorstellung, welche wir vom Weltmeer gewinnen würden, wenn es uns nur dadurch bekannt würde, daß wir bei Nacht in dunkelm Schiff über dasselbe dahin führen in tiefer Finsterniß, die nur dann und wann einmal unterbrochen würde durch das grünlich phosphorescirende Licht einer Qualle oder Feuerwalze, welche im Wasser auf unserem dunklen Wege vorbei glitte. — Glücklicher Weise dürfen wir im Lichte leben, und fort und fort Tausende und aber Tausende von Lichteindrücken in uns aufnehmen, und ohne Frage ist es der Gesichtssinn, dem wir das Meiste und Beste von dem verdanken, was für uns von der Welt zugänglich ist; auf ihm beruht die breite Basis unserer Weltvorstellung so sehr, daß wir die Eindrücke, die er uns vermittelt, unmittelbar als „die Welt" nehmen, wie es denn keine höhere Betheuerung der Gewißheit eines Vorganges gibt, als die Versicherung: ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.

Ich will diesen philosophischen Pfad nicht weiter verfolgen, ich wollte nur daran erinnern, wie sehr wir in unserem ganzen Vorstellen von diesem wichtigsten unserer Sinne abhängig sind, und wie viel Antheil er daran hat, daß wir Menschen sind. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß allein die Höhe unserer Sinnesorgane uns schon zu Menschen mache — auch zahlreiche Thiere besitzen Augen, und nicht wenige von ihnen dürften uns in der Schärfe des Sehens nicht nur gleich, sondern sogar überlegen sein, wie es denn überhaupt ein großer Irrthum wäre, wollten wir uns in körperlicher Beziehung den Thieren in jeder Beziehung überlegen glauben. Haben wir doch allen Grund zu der Annahme, daß gewisse Thiere einen sechsten oder vielleicht sogar noch einen siebenten Sinn vor uns voraus haben und Eindrücke von der Welt empfangen, von welchen wir keine Ahnung haben. Wir erkennen räthselhafte Organe bei ihnen, von denen wir mit Sicherheit sagen können, daß sie irgend welche Sinnesorgane sein müssen, wenn wir auch so wenig im Stande sind, die Empfindungen uns vorzustellen, welche sie vermitteln, als der Blinde im Stande ist, sich die Farben vorzustellen.

Gewiß aber müssen wir vorsichtig sein mit der Annahme unbekannter Sinne, besonders dann, wenn ihr anatomischer Nachweis noch aussteht und sie nur zur Erklärung wundersamer Lebensäußerungen und Leistungen der Thiere angenommen werden sollen.

So hat man schon öfter den Vögeln einen sogenannten Magnetsinn zuschreiben wollen, der es dem Thier gestattet, direct an seinem Körper zu empfinden, wo der magnetische Pol, also der Nordpol liegt. Man hat geglaubt, durch diese Annahme die allerdings ganz erstaunlichen Leistungen unserer Zugvögel erklären zu können, ihre Fähigkeit, über Länder und Meere weg den Weg zur Heimath zu finden. Vor vielen Jahren schon habe ich einmal diese Frage in einem Vortrage behandelt, und versuchte damals zu zeigen, daß mindestens bei den Vögeln eine solche Annahme nicht zulässig ist.

Aber keineswegs nur die Vögel zeigen uns dieses merkwürdige Talent des Wegfindens; viele andere Thiere besitzen es ebenfalls, und unter ihnen auch einige der Insecten, die Bienen und Wespen, diejenigen also, die eine Heimath, ein Haus besitzen, in welchem ihre Brut heranwächst und in welches sie Futter eintragen müssen, das sie in größerer Ferne geholt haben, bestehe es nun in Blüthenstaub und Honig oder in geraubten anderen Thieren.

Ein ungewöhnlich feiner und ausdauernder Beobachter, der Südfranzose Fabre, hat darüber sehr schöne Versuche angestellt. Er hielt in seiner Heimath bei Avignon mehrere Schwärme einer wilden Bienenart, der Maurerbiene (Chalicodoma muraria), unter einem schützenden Vordach seines Hauses. Die Bienen flogen aus und ein und fühlten sich dort mehrere Jahre lang völlig zu Hause. Um nun zu erfahren, ob sie im Stande sind, sich aus größerer Entfernung wieder nach Hause zu finden, zeichnete Fabre eine Anzahl von ihnen mit rother oder blauer Farbe, sperrte sie in kleine Schachteln, steckte die Schachteln in einen Sack, um sie dann von einiger Entfernung aus fliegen zu lassen. Er hatte von den Leuten sagen gehört, wenn man Katzen, die auf ein anderes Bauerngut versetzt werden sollen, verhindern wolle, wieder nach ihrer

Geburtsstätte zurückzulaufen, so brauche man sie nur in einem Sack zu transportiren und dann unterwegs einige Male im Kreis umher zu schwenken; sie verlören dann das Bewußtsein der Richtung, aus welcher sie kamen, und könnten später sich nicht wieder zurück finden. Im Vertrauen auf diese — übrigens irrige Angabe — machte es Fabre mit seinen Maurerbienen ebenso. Er ging erst eine Strecke weit nach Osten, schwenkte sie dann in ihrem Sack einige Dutzend Male nach allen Richtungen der Windrose hin und her, so daß sie unmöglich mehr eine Spur der Richtung behalten konnten, aus welcher sie hergetragen worden waren, und ging dann in umgekehrter Richtung, also nach Westen, etwa drei Kilometer weit, um sie schließlich fliegen zu lassen. Trotzdem dies an einem Punkte geschah, der ihnen völlig unbekannt sein mußte, kamen doch von den 49 Bienen 17 zurück, und zwar noch am selben Tag, eine sogar schon im Verlauf von einer Viertelstunde!

Fabre wiederholte den Versuch des Oefteren und immer mit ähnlichem Erfolg, und es war dabei ganz einerlei, ob das Manöver mit dem Herumschwenken gemacht wurde oder nicht; in beiden Fällen kamen etwa 30 bis 40 Procent der Bienen richtig wieder zum Stock zurück.

Wie ist das nun möglich? Wodurch finden die Thiere ihren Weg? Besitzen sie den problematischen Magnetsinn, und weist ihnen dieser die Richtung, in der sie fliegen müssen? Kein Geringerer als Ch. Darwin faßte diese Möglichkeit ins Auge und veranlaßte Fabre, einer seiner Maurerbienen einen kleinen wirklichen Magneten in Gestalt einer abgebrochenen Nähnadelspitze auf den Rücken zu kleben. Er dachte dadurch das Thier irre zu machen, falls es wirklich für Magnetismus empfindlich und mit einem Magnetsinn begabt sein sollte. In der That schien auch die Biene in sonderbarer Weise von dem Magneten beeinflußt zu werden, denn kaum war sie mit ihm aufgeflogen, so stürzte sie wieder zu Boden, wälzte sich wie toll umher, flog wieder auf, stieß an alle Gegenstände im Flug an, fiel wieder zu Boden, um denselben Tanz noch einmal aufzuführen, und sauste schließlich in pfeilschnellem Fluge zum Fenster hinaus.

Da haben wir also den wunderbaren Einfluß des Magnetismus, werden Manche sagen, aber Fabre war vorsichtiger als sie; er wartete die Rückkunft seiner Magnetbiene ab und stellte fest, daß es ihr glücklich gelungen war, das lästige Anhängsel von Magnet los zu werden. Um es ganz sicher zu stellen, daß alle die sonderbaren Evolutionen nichts weiter gewesen waren als Mittel zu diesem Zweck, leimte Fabre einer anderen Biene ein kleines Stückchen eines Strohhalms auf den Rücken, und sofort begann sie dieselben Manöver, bis auch sie sich endlich von dem Anhängsel glücklich befreit hatte.

Ueber den vermutheten Magnetsinn war nun freilich damit noch nichts entschieden. Es bedarf aber, wie mir scheint, überhaupt keiner Versuche, um sich klar zu machen, daß die Maurerbienen ihren Stock nicht mit Hülfe eines solchen Sinnes wieder finden. Denn hätten sie selbst einen Magnetsinn, was würde er ihnen nützen, da sie doch keine Landkarte bei sich führen und die Kenntniß der Nordrichtung sie doch nur dann nach ihrem Bau zurückleiten könnte, wenn sie wüßten, in welcher Weltrichtung derselbe von ihrem Aufflugs-

ort aus läge. Was nützt es dem Schiffer, wenn sein Compaß ihm zeigt, wo Norden liegt, wenn er nicht zugleich weiß, in welche Gegend des Weltmeeres ihn der Sturm verschlagen hat? Woher sollen diese Insecten aber wissen, an welchem Ort sie sich befinden, wenn sie frei gelassen werden? Daß sie ein Gefühl der Richtung, in welcher sie getragen wurden, beibehalten, auch wenn diese Richtung öfters gewechselt wird, wäre an und für sich wohl denkbar — wir können das auch bis zu einem gewissen niedrigen Grade behalten, und die Fähigkeit dazu läßt sich durch Uebung steigern — aber daß die Thiere während des Hin- und Herschwenkens in dem dunklen Sack, des mehrmals um sich selbst Drehens u. s. w. das Bewußtsein der Richtung, aus welcher sie hergetragen worden waren, nicht gänzlich verloren haben sollten, das ist nicht anzunehmen; und noch viel weniger, daß sie im Stande sein sollten, die Biegungen und Knickungen des dunkeln Weges, den sie kamen, nach Länge und Richtung so an einander zu setzen, daß sie beim Freilassen noch genau orientirt waren. Fabre nimmt das denn auch nicht an, aber er schreibt dafür seinen Bienen irgend einen anderen unbekannten Sinn zu, der ihnen den Weg weisen soll. Wie sollte aber dieser Sinn beschaffen sein? Ein Magnetsinn wäre ja an und für sich nicht undenkbar. So gut wir einen Sinn haben für die Lichtschwingungen des Aethers, könnten auch Thiere existiren, die einen Apparat hätten, der sie die magnetischen Schwingungen — falls Magnetismus auf solchen beruhen sollte — empfinden lasse. Aber zum Wiederfinden ihres Baues nützte ihnen das nichts, weil die magnetischen Ströme nicht von ihrem Baue ausgehen. Wenn irgend ein Sinnesorgan ihnen melden soll, wo ihr Nest liegt, so müßte von dort ein Reiz ausgehen, der bis zu ihnen dringt und der zugleich das Sinnesorgan darüber benachrichtigt, aus welcher Richtung er kommt. Hätte z. B. ihr Bau einen specifischen Geruch an sich, der ihnen durch den Wind zugetragen würde, so wäre das etwas. Aber erstens flogen Fabre's Bienen nach ihrem Bau zurück, mochte der Wind von dort kommen oder nicht, und dann finden sie auch andere Orte als ihren Bau mit großer Sicherheit wieder. Auch sähe man dann nicht ein, warum nicht alle freigelassenen Bienen nach dem Stock sich zurück fanden, vielmehr höchstens nur 40 Procent. Wenn sie wirklich einen so feinen Geruchssinn besäßen, um auf drei Kilometer weit ihren Bau zu riechen, dann müßten ja alle sich zurück finden! Das trat aber niemals ein.

Hören können sie ihren Bau auch nicht, denn er brummt höchstens ganz schwach, und ihr Gehör ist kein scharfes. Was ginge aber sonst möglicher Weise für ein Reiz von ihrem Bau oder von sonstigen Oertlichkeiten aus, der weit in der Ferne noch auf sie wirken und ihnen seinem Ursprung nach überall bewußt werden könnte? Wir brauchen nicht lange zu suchen! Es gibt einen Reiz, und einen sehr bekannten, der bis in die größten Fernen hin dringt, der zugleich von jedem, auch dem unscheinbarsten Körper, ausgeht, und zwar in einer solchen Weise, daß er selbst die Richtung angibt, aus welcher er kommt, und den Körper charakterisirt, von welchem er ausgeht; ein Reiz, der von besonderen, hoch organisirten Sinnesorganen aufgenommen und in ihnen so künstlich geleitet wird, daß er in derselben Ordnung, in welcher er von einem

Gegenstande ausgesendet wurde, auch den Nervenapparat dieses wunderbaren Organs trifft und zum Bewußtsein gelangt. Wir kennen ihn Alle, diesen Reiz, diese Bewegung; er wird gebildet von den Lichtwellen, die von den beleuchteten Körpern ausstrahlen, und das Organ, welches sie künstlich zu einem Bilde des Gegenstandes vereinigt, von welchem sie ausgehen, ist das Auge. Das ist die einzige richtige Lösung des Räthsels vom Pfadfinden der Chalicodomen; es gibt keine andere Erklärung: die Thiere suchen sich ihren Weg zurück mit ihren Augen.

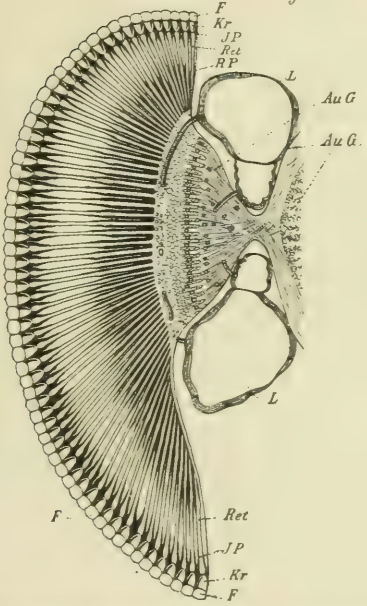
Wohl hat Fabre viele Thatsachen gesammelt, welche dem zu widersprechen scheinen. Er trug seine gezeichneten Thiere fünf Kilometer weit in einen großen Wald, der durch eine Hügelkette von seinem Hause getrennt war, und sah, daß sie — aus ihrem Gefängniß befreit — erst einige Kreise in der Luft zogen und dann alle in der Richtung nach Süden über den Wald und die Hügel weg flogen — und in dieser Richtung lag die Heimath. Kamen sie aber auch alle an? O nein! von vierzig nur neun, d. h. also etwa 22 Procent. Wie könnte das sein, wenn die Thiere bestimmt wüßten, wo ihre Heimath liegt. Nein! die Thatsachen erklären sich, wie mir scheint, ganz einfach, wenn wir annehmen, daß diese Bienen durch Wind, durch Licht, durch Gerüche, hauptsächlich aber durch den Anblick der unmittelbaren Umgebung bestimmt werden, in irgend einer Richtung pfeilschnell und auf gut Glück davon zu fliegen. In dem zuletzt erzählten Fall sind sie vielleicht aus dem Grunde gerade den Hügeln zugeflogen, weil diese die einzigen Theile der Landschaft waren, die über den Wald hervorragten, sie aber alle wünschten, den ihnen ungewohnten und unheimlichen Wald so bald als möglich hinter sich zu haben. In keinem der anderen Versuche Fabre's flogen sie alle in derselben Richtung ab, sondern stets die einen nach dieser, die anderen nach jener Richtung. Daher kommt es offenbar, daß niemals auch nur die Hälfte sich wieder nach dem Nest zurück fand. Denn nur diejenigen, die ungefähr die richtige Weltrichtung einschlugen, kamen zum Theil wenigstens an, insofern sie nämlich durch ihren raschen, gerade dahin schießenden Flug in bekannte Regionen gelangten, in denen sie schon oft gewesen waren, um Honig zu sammeln, wo sie sich also orientiren konnten. Nicht selten wird eine oder die andere der in günstiger Richtung fliegenden Bienen bald schon das heimathliche Dorf aus der Ferne erblickt haben, seinen Kirchthurm, eine bekannte Baumgruppe, einen blumenreichen Hügel oder einen oft schon gekreuzten Wasserlauf. So erklärt es sich, daß immer eine kleine oder größere Anzahl der Bienen den Weg nach Haus fand, ja daß dies gelegentlich mit fabelhafter Schnelligkeit statt hatte, wie denn einmal eine Biene aus der Entfernung von einem Kilometer schon nach fünf Minuten im Nest wieder eintraf. Alle die übrigen aber, die in falscher Richtung abgeflogen waren, konnten auch nicht in bekannte Regionen gelangen, sondern entfernten sich weiter und weiter von ihrem Bau, um ihn nicht wieder zu finden. So erklärt es sich nicht nur, daß so viele, 60—70 Procent, nicht zurückkehrten, sondern auch, daß Alle, die überhaupt zurückkehrten, schon bald, immer aber noch am selben Tage anlangten. Darin liegt offenbar der Beweis, daß nur diejenigen sich zurück fanden, die von vornherein ungefähr richtig geflogen waren.

Ich glaube also: Wir brauchen die Annahme eines sechsten Sinnes hier nicht, die fünf bekannten genügen zur Erklärung der Erscheinungen, und von den fünfen ist es vor Allem der Gesichtssinn, der hier wirksam ist.

Und nun bin ich bei meinem eigentlichen Thema angelangt, bei der Frage: Sehen denn diese Insecten so gut, daß sie sich durch das Gesicht in ihrem Flug leiten lassen können?

Wir kennen den Bau der Insectenaugen schon seit geraumer Zeit. Schon im Jahre 1826 veröffentlichte unser großer Forscher Johannes Müller sein berühmtes Buch über „Die vergleichende Physiologie des Gesichtssinnes" und gab in demselben eine geradezu classische Darstellung vom Bau und den Leistungen des Insectenauges.

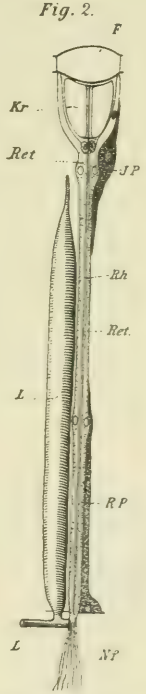
Fig. 1.



Schnitt durch das Auge einer Fliege, schwach vergrößert, frei nach Hickson.

F die Facetten der Hornhaut, Kr Krystallkegel, Ret Retina-Säulchen, an zwei Stellen von Pigmentzellen umhüllt, dem Iris-Pigment (JP) und dem Retina-Pigment (RP), Au G Augen-Ganglion mit Nervenzellen und Nervenfasern, L Luftröhren auf dem Querschnitt.

Fig. 2.



Ein Einzelauge aus demselben Schnitt bei starker Vergrößerung.

F Facette der Hornhaut, Kr Krystallkegel, Ret Retinula mit dem Rhabdom oder Achsenstäbchen (Rh), Nf sieben Nervenfasern, in welche die sieben (hier nicht einzeln zu erkennenden Retinula-Zellen) auslaufen werden, JP Iris-Pigmentzelle, RP Retina-Pigmentzelle, L Luftröhre.

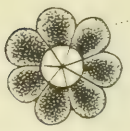
Ich spreche heute nur von den bekannten großen „Netzaugen" der Insecten, die wie zwei große Halbkugeln an den Seiten des Kopfes vorspringen, und aus Hunderten, oft auch aus Tausenden von Facetten sich zusammensetzen, kleinen sechseckigen Felderchen, vergleichbar den Flächen eines geschliffenen Edelsteins. Jede dieser Facetten entspricht einem Einzelauge, und

das Netzauge heißt auch zusammengesetztes Auge, weil es aus zahlreichen Einzelaugen zusammengesetzt ist. Jedes dieser letzteren nun stellt eine lange, dünne Pyramide dar (Fig. 2), deren Spitze gegen das Centrum der Augen-Halbkugel sieht, und deren Basis eben die von außen sichtbare sechseckige Facette (F) ist. Diese Letztere bezeichnen wir als Cornea oder Hornhaut, und unter ihr liegt ein krystallklarer, farbloser Kegel (Kr), der Krystallkegel, der den dioptrischen Apparat des Auges darstellt, d. h. der einer Linse entspricht, wie sie unser eigenes Auge enthält, bestimmt, die Lichtstrahlen, welche durch die Cornea eingedrungen sind, in bestimmter Weise zu brechen, zusammenzulenken und zu einem Bilde zu vereinigen.

Man hat bis vor einigen Jahren die Wirkungsweise dieser Krystallkegel nicht recht gekannt. Einige glaubten, ein solcher Kegel sei überhaupt nicht im Stande, ein Bild zu erzeugen und diene nur dazu, das Licht zu concentriren; Andere schrieben ihm zwar die Fähigkeit zu, ein Bild zu entwerfen, meinten aber, dieses müsse ein umgekehrtes sein, so wie es die Linse unseres Auges auf unserer Netzhaut entwirft, also mit Vertauschung von oben und unten, rechts und links. Erst der Wiener Physiologe Sigmund Exner zeigte, daß die Brechung der Lichtstrahlen in dem Krystallkegel in einer sehr eigenthümlichen und complicirten Weise stattfindet, nach dem sogenannten Princip des Linsencylinders, so zwar, daß unterhalb des Krystallkegels ein wirkliches Bild entsteht, und zwar nicht ein umgekehrtes, sondern ein aufrechtes.

Von wem wird nun dieses Bild percipirt? oder — was dasselbe heißt — welche nervösen Endapparate sind vorhanden, durch welche die Lichtstrahlen in Nervenerregung umgesetzt werden? Das geschieht im menschlichen Auge durch die sogenannten „Stäbchen" der Retina oder Netzhaut, und auch im Insectenauge sind stäbchenartige Gebilde enthalten, denen wir diese Functionen zuschreiben müssen, lange, säulenartige Gebilde, deren äußeres Ende an den Krystallkegel anstößt, während ihr inneres Ende direct in die feinsten Nervenfasern übergeht, die vom Gehirn zum Auge hinziehen. Diese Säulchen (Ret) bestehen aus vier bis acht langgestreckten, schilfblattähnlichen Zellen, die ganz regelmäßig um eine gemeinsame Achse herum geordnet sind, so daß sie auf dem Querschnitt wie eine vier- bis achtblättrige Rosette aussehen (Fig. 3). Das Ganze nennt man ein Netzhäutchen, eine Retinula, nach Analogie der Retina oder Netzhaut des Menschen. Diese Zellen tragen an ihrer inneren Kante krystallhelle, structurlose Leisten, die eigentlichen Sehstäbchen, die man hier Rhabdome (Rh) nennt, und die entweder getrennt bleiben, wie in Fig. 3, oder sich wenigstens scheinbar zu einem einzigen centralen Achsenstabe vereinigen.

Fig. 3.



Querschnitt durch die Retinula eines Käfers nach Grenacher.
Ret die sieben Retinula-Zellen, Rh die sieben dazu gehörigen Rhabdome.
Stärkste Vergrößerung.

Wie sehen nun die Insecten? Was sehen sie mit jedem Einzelauge, und wie kommt ein Gesammtbild zu Stande?

Johannes Müller dachte sich die Sache in folgender Weise. Wenn auch ein Bild hinter jedem Krystallkegel entworfen würde, so könnte dies nur ein umgekehrtes sein, die Bilder benachbarter Einzelaugen würden also mit den verkehrten Seiten an einander stoßen, und es müßte, falls wirklich jedes Auge ein Bild sähe, vollkommene Confusion im Gesammtbild entstehen. Folglich — so schloß er — wird kein Bild vom Einzelauge gesehen, sondern nur ein einziger Lichtpunkt, und das Gesammtbild setzt sich also aus so vielen Lichtpunkten zusammen, als Facetten oder Einzelaugen am Netzauge vorhanden sind, und ein Insect, das nur hundert Facetten auf einer bestimmten Fläche des Auges besitzt, sieht viel schlechter als ein anderes, das deren Tausend oder mehr auf derselben Fläche gleicher Krümmung hat. Die Insecten bedürfen nach dieser Anschauung auch keiner Einstellung des Auges auf die Nähe oder die Ferne, wie wir sie bedürfen, um scharf zu sehen. Sie sehen auf jede Entfernung, freilich aber nimmt die Deutlichkeit des Bildes ungemein rasch ab mit der Entfernung des gesehenen Gegenstandes, denn jede Facette entspricht einem Punkte des Sehfeldes; je weiter aber ein Gegenstand vom Auge entfernt ist, um so kleiner erscheint, d. h. um so weniger Sehpunkte nimmt er in dem Gesammtbild ein. Der Zweifel liegt nahe, ob das Sehen, welches nach dieser Theorie den Insecten zukäme, auch ihren thatsächlichen Sehleistungen entspricht; ich meine, ob nicht ihre Handlungen auf ein besseres Sehen schließen lassen, als sie es haben könnten, wenn die Müller'sche Theorie ganz richtig wäre. Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel!

Eine Libelle hat in jedem ihrer großen, halbkugeligen Netzaugen 12 000 bis 17 000 Einzelaugen, deren Facetten nicht ganz zwei Hundertstel Millimeter messen. Unter der Müller'schen Voraussetzung würde von Gegenständen, die einen Meter von ihrem Auge entfernt sind, das Licht in einer Kreisfläche von 24 Millimeter Durchmesser als ein einziger Punkt gesehen werden, d. h. alle Einzelheiten auf dieser Kreisfläche würden nicht unterschieden werden können, sondern zu einem gleichmäßigen Punkte zusammmenfließen, den man als Bildpunkt bezeichnen kann. Ein Gegenstand von einem Meter Länge und 24 Millimeter Dicke, z. B. der Stock eines Schmetterlingsnetzes würde von der Libelle als ein Bild gesehen, das aus einundvierzig Lichteindrücken bestünde, die in einer Reihe hinter einander lägen. Wäre der Stock abwechselnd schwarz und weiß angestrichen und hätten die Farbenringe eine Breite von 24 Millimeter, so würde die Libelle diese Farbenringe noch sehen, aber nicht als scharf begrenzte Bänder wie wir, sondern unbestimmt und verwaschen, als Wechsel von Weiß und Schwarz. In zwei Meter Entfernung würde der Stock nur noch als ein grauer Nebelstreif erscheinen, denn nun hätte ein Bildpunkt 48 Millimeter Durchmesser, da aber der Stock unserer Annahme gemäß nur 24 Millimeter dick ist, so würde also in jedem Einzelauge sich Licht vom Stock mit Licht vom Hintergrunde, sei dieser nun das Blau des Himmels oder das Grün des Bodens, vermischen, und so ein Gesichtseindruck zu Stande kommen, der zwar anders ist als jenes Blau oder Grün allein, aber auch anders als das Schwarz und Weiß des Stockes allein — kurz, eine nebelhafte Mischfarbe,

aus zwanzig der Länge nach sich an einander reihenden Bildpunkten zusammengesetzt, aber schattenhaft, ohne Conturen.

Wenn wir nun bedenken, wie überaus geschickt und sicher eine Libelle ihre Opfer zu erbeuten weiß, wie sie auf ein und demselben Platze in der Luft rüttelnd wie ein spähender Falke stehen bleibt, um dann plötzlich mit Sturmeseile auf einen Schmetterling oder eine Fliege loszufahren, die in einiger Entfernung von ihr über den Teich hinfliegt, und sie mit unfehlbarer Sicherheit mit ihren mächtigen Raubkiefern zu packen, so möchte man doch schon anfangen zu zweifeln, ob die Lehre Johannes Müller's vom „musivischen Sehen" der Insecten auch schon ganz das Richtige getroffen habe. Gerade die räuberischen Libellen geben sicheren Anhalt dafür, daß sie ihre Opfer noch in ziemlicher Ferne sehen. Sehr hübsch erzählt z. B. Dr. Hahnel, der längere Zeit am Amazonenstrome Schmetterlinge sammelte, wie große Libellen an den Rändern der Waldblößen hoch oben auf den Bäumen sitzen und auf die großen prächtigen Morpho-Arten lauern, die dann und wann mit majestätischem Flug über die Baumkronen daherschweben. Er sah zuerst nicht, was den azurblauen Falter veranlaßte, plötzlich seine Fluglinie zu ändern und kopfabwärts zu schießen, wie ein Stier mit gesenkten Hörnern, und stufenweise immer tiefer herabzukommen, um dann anscheinend nur mit Mühe wieder in die Höhe zu steigen und seinen alten Curs wieder zu gewinnen. Später erst merkte er, daß dieser scheinbar unmotivirte Zickzackflug durch die Angriffe eben jener lauernden Netzflügler veranlaßt war, deren Bisse man manchmal noch an dem später gefangenen Schmetterlinge als eigenthümliche Schrammen auf den Flügeln erkennen konnte. Nun sind freilich diese Morpho-Arten, die die Wissenschaft, entzückt über ihre Schönheit, mit den Heldennamen der griechischen Sage geschmückt hat: Menelaus, Paris, Achilles, Neoptolemus, Herkules u. s. w. — sehr große Falter, allein trotzdem müßten sie schon in sechs Meter Entfernung für die Libellen beinahe unsichtbar sein, d. h. nur noch als schattenhafte Nebel vorbeiziehen, wenn die Libellen wirklich so sähen, wie Müller es meinte. Als eben solche Schatten müßten ihnen dann auch ihre Feinde, die Vögel erscheinen, und es liegt auf der Hand, wie verhängnißvoll es für sie wäre, wenn sie Beute und Feind nicht unterscheiden könnten. Die Libellen müssen schärfer sehen, als diese Art des musivischen Sehens es zuließe. Das sieht man auch an ihrem Benehmen gegenüber ihren Feinden. Schon manche Beobachter haben es geschildert, wie die über dem Sumpfe im Sonnenglanz schwebende Libelle dicht vor dem mit Fangnetz bewaffneten Entomologen Halt macht, schwebend an einer Stelle, aber immer gerade weit genug, daß sein Netz nicht bis zu ihr hinreicht, ihn gewissermaßen verhöhnend. Holt er dann einmal recht weit aus, sich über das Ufer hinausbeugend, so empfiehlt sich das Thier mit einer eleganten Schwenkung, um kurz darauf wieder von der alten Stelle aus seinen Gegner neugierig zu mustern. Dabei handelt es sich um Entfernungen von drei bis vier Metern, so daß also der Stock des Netzes gar nicht, das dünne Netz selbst aber höchstens als ganz verlorener und verschwommener Schatten gesehen werden könnte, falls Müller Recht hätte.

Und nun gar, wenn es sich um Orientirung in der Landschaft handelt, wie bei dem Heimwärts-Finden der Maurerbienen! Es ist kein erheblicher Unterschied in der Güte der Bienen- und Libellenaugen unter der Müller'schen Voraussetzung; nehmen wir also einmal dieselbe Sehschärfe für die ersteren an, wie sie die letzteren besitzen. Dann würde in einem Kilometer Entfernung der Bildpunkt einer Kreisfläche von 24 Meter entsprechen, folglich nicht nur die Stämme der Bäume nicht gesehen werden können, da sie doch selten auch nur zwei Meter Dicke haben, sondern auch meistens nicht ihre Kronen. Denn Kronen von nahezu 80′ Durchmesser (24 Meter) sind wohl recht selten, und wären sie auch häufig, so würde jede von ihnen doch immer nur als ein einziger conturloser Punkt erscheinen, ebenso klein, als einer der Farbenringe des Netzstockes erscheint, den wir vorhin annahmen, aus einem Meter Entfernung. Ein Haus, das unter 80′ lang wäre, also ein gewöhnliches Bauernhaus, würde nicht die Hälfte eines Sehpunktes ausfüllen, also nur verschwimmend mit der Umgebung oder gar nicht gesehen werden, geschweige daß auch nur eine schwache Andeutung seiner Gestalt, seiner Fenster, seiner Schornsteine u. s. w. zur Anschauung kommen könnte. Ein Kilometer aber ist keine große Entfernung und kann bekanntlich von einem guten Fußgänger in zehn Minuten durchmessen werden. Wie sollten nun die Maurerbienen und ihres Gleichen sich mit dem Auge in der Landschaft orientiren, wenn sie auf solche Ferne nicht einmal ein Haus oder einen Baum sehen könnten?

Wir müssen also überlegen, ob nicht vielleicht doch die Leistungen des Insectenauges höhere sind, als Johannes Müller annahm, ob nicht etwas in seinem Bau enthalten ist, das etwa von ihm nicht mit in Rechnung gezogen wurde. Freilich könnte Jemand einwerfen, auch wenn ein solcher Nachweis gelänge, so sei noch nicht bewiesen, daß die Maurerbienen ihr Nest mit Hülfe des Gesichtssinnes wiederfinden, denn dazu genüge das scharfe Auge allein durchaus nicht. Dasselbe setze zugleich hohe psychische Fähigkeiten, vor Allem ein erstaunliches Ortsgedächtniß voraus; es müsse also erst gezeigt werden, daß die Thiere ein solches besäßen; das Gehirn der Bienen sei schon so mit ihren angeborenen Kunsttrieben und den verwickelten Handlungen der Brutpflege angefüllt, daß es sich keineswegs von selbst verstehe, daß dasselbe auch noch Platz habe für die Aufspeicherung von Tausenden von Ortseindrücken, wie sie doch unerläßlich sei, damit die Thiere ihre Wohnstätte und die Umgebung derselben erkennen. Allein den geforderten Beweis können wir vielfach liefern. Bienen und Wespen besitzen wirklich ein ganz außerordentliches Ortsgedächtniß; sie finden mit Sicherheit eine Stelle wieder, an der sie ein Beutestück niedergelegt haben, und zwar fliegen sie aus Hunderten von Metern in gerader Richtung auf den Punkt zu. Aber auch bei Insecten, von denen man es weniger erwarten sollte, weil sie am Boden leben und keinen weiten Ueberblick haben können, läßt sich ein hochentwickeltes Ortsgedächtniß nachweisen, nämlich für die Ameisen, und bei ihnen gelingt dieser Nachweis so bestimmt, daß es sich wohl der Mühe lohnt, darüber noch einige Worte zu sagen.

Ich berufe mich auch hierbei wieder auf den berühmten Beobachter von Avignon. Es gibt bekanntlich Ameisen, welche regelmäßige Raubzüge unternehmen; ihre Arbeiterinnen haben sich das eigentliche Arbeiten abgewöhnt, sie arbeiten nicht mehr, sondern sind kampfeslustige Amazonen geworden, welche, in größerer Anzahl beisammen, das Nest anderer Arten überfallen und diesen ihre Puppen wegnehmen, nicht etwa, um sie aufzufressen, sondern um sie in ihr eigenes Nest zu tragen und die dort ausschlüpfenden Arbeiterinnen der fremden Art als Sklaven bei sich zu behalten. Diese besorgen dann alle häuslichen Verrichtungen an ihrer Stelle. — Diese Amazonen-Ameisen nun offenbaren bei ihren Beutezügen ein großes Ortsgedächtniß; denn es läßt sich durch Versuche feststellen, daß sie nur dadurch ihren Weg von dem ausgeplünderten Nest nach ihrem eigenen Haus finden. Auf dem Hinwege marschiren sie aufs Geradewohl, so lange, bis sie ein fremdes Nest finden; in geschlossener Colonne, eine hinter der anderen ziehen sie über Wege und Blumenbeete, über Rasen und faules Laub, über Kiesflächen und Steinhaufen, und überwinden auch größere Hindernisse, wie z. B. eine hohe Gartenmauer. Wenn sie nun aber ein Nest ihrer gewöhnlichen Gegnerin, der schwarzen Ameise, gefunden und überwältigt haben, so handelt es sich darum, den Rückweg zu finden. Sehen können sie ihr eigenes Nest natürlich nicht, und da sie flügellos sind, können sie auch nicht in gerader Linie durch die Luft zurückfliegen. Daß ein Geruch von ihrem Nest ausginge, der bis zu ihnen dränge, denen vielleicht mehrere fremde Nester näher liegen als ihr eigenes, ist auch nicht anzunehmen. — Die Sache ist einfach: *sie gehen genau auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren*, sie schenken sich keinen Umweg und keine Schwierigkeit, die sie beim Herweg überwinden mußten, sondern folgen genau ihrer eigenen Spur. Das ließ sich einfach dadurch feststellen, daß *Fabre* den Weg, den sie hinwärts gezogen waren, nach der Methode von Hänsel und Grethel des Märchens mit Kieselsteinchen bezeichnete. Er beobachtete dann, daß sie selbst gefährliche Stellen, wo sie z. B. dicht an einem kleinen Teiche vorbei mußten, in welchen viele von ihren Genossen durch den stark wehenden Mistral hineingeworfen worden waren, auch auf dem Rückwege wieder passirten, obgleich sie die Stelle leicht hätten umgehen können; sie folgen also genau ihrer eigenen Spur, und es fragt sich nur, auf welche Weise sie dieselbe erkennen. Man möchte zunächst daran denken, daß sie auf dem Hinwege von Zeit zu Zeit etwas Ameisensäure ausspritzten, um sich dann auf dem Rückwege durch den Geruch leiten zu lassen. Allein dem ist nicht so. Durch eine ganze Reihe von Versuchen wurde bewiesen, daß sie ihren Rückweg nur dadurch finden, daß sie sich denselben auf dem Hinwege genau einprägen, mit anderen Worten dadurch, daß sie ein *außerordentlich feines Ortsgedächtniß* besitzen. *Fabre* ließ an einer Stelle Wasser über ihren Weg laufen, und zwar so lange, bis jede Spur von Ameisensäure, die etwa am Boden hätte haften können, weggetilgt sein mußte. Wenn dann die Amazonen, mit Puppen beladen, von ihrem Beutezuge zurückkamen, so stutzten sie zwar an der überschwemmten Stelle, gingen aber schließlich doch hinüber und verfolgten ihren Weg ruhig weiter. Nahm aber *Fabre* eine der Rückkehrenden

unterwegs von ihrem Wege auf und setzte sie auch nur drei Schritte seitwärts wieder hin, so hatte sie alle Orientirung verloren, irrte unsicher bald hierhin, bald dorthin und war nicht im Stande, ihr Nest wiederzufinden.

Also diese Ameisen werden auch durch das Auge geleitet; da sie aber an den Boden gebannt sind, haben sie keine Uebersicht, sehen nur auf kurze Strecken und können deshalb auch nur die Bilder der ihnen nächsten Gegenstände ihrem Gedächtniß einprägen und danach sich orientiren. Wenn sie durch eine Wiese hindurchziehen, so ist das für sie etwa, wie wenn wir durch einen Urwald uns durchschlagen, und sie werden gut aufpassen müssen, um sich den Weg zwischen allen den Grasstämmen, Wurzeln und Gestrüpp zu merken.

Das ist gewiß eine große Leistung, kaum geringer, als diejenige der Maurerbiene, die, einige Meter über dem Boden dahinschwebend, sich die Gegend einprägt, soweit sie dieselbe von da überschaut. Also ein sehr entwickeltes Ortsgedächtniß dürfen wir diesen Thieren zuschreiben, und es fragt sich nur, ob auch ihr Auge scharf genug ist, um Gegenstände wie Häuser, Bäume, Gebüsche aus größerer Entfernung zu erkennen.

Wie wir sahen, müßte diese Frage entschieden verneint werden, wenn die Müller'sche Theorie in der Form, wie er sie aufstellte, ganz zuträfe, d. h. wenn jedes Einzelauge wirklich nur einen Punkt sähe, nur einen Seheindruck vermittelte. Es fragt sich also, ob wir nicht im Stande und durch unser heutiges Wissen vom Bau des Insectenauges auch berechtigt sind, diese Theorie zu vervollständigen.

Eines steht jedenfalls fest, daß nämlich ein ganz schönes, wohlgeordnetes und ziemlich scharfes Bild auf der Retina des Insectenauges thatsächlich entsteht. Exner hat dies in sehr sinnreicher Weise dargethan. Er schnitt das Auge eines Leuchtkäfers, Lampyris splendidula, durch einen Flachschnitt so durch, daß dasselbe vom Gehirn getrennt und die Retinulae quer durchschnitten wurden. Brachte er nun dieses Auge so unter das Mikroskop, daß die Hornhaut gegen den Mikroskopspiegel gerichtet war und stellte dann das Instrument auf die Stelle hinter den Krystallkegeln ein, so konnte er durch das Mikroskop das Bild der Gegenstände sehen, die sich in dem Spiegel spiegelten, z. B. ein nahes Fenster und ein großes R, das er auf die Fensterscheibe gemalt hatte, ja sogar eine Kirche, die durch das Fenster hereinschaute. Er sah also, was das Insect gesehen hätte, wäre es noch mit dem Auge in Verbindung gewesen, und er konnte das Bild durch das Mikroskop hindurch photographiren lassen und die Photographie seinem Buche über das Sehen der Insecten beigeben.

Nun ist dieses Bild freilich etwas undeutlich und verschwommen, aber das kommt wohl zum Theil auf Rechnung der Unvollkommenheiten des Versuchs, und wir dürfen darum annehmen, daß das lebende Insect ein schärferes Retina-Bild besitzt, wie das auch Exner's Meinung ist. Freilich aber dürfen wir, wie ich glaube, durchaus nicht ohne Weiteres annehmen, daß das Bild in der Schärfe, in der es entworfen wird, auch wahrgenommen werde! Der Exner'sche Versuch beweist zunächst nichts weiter, als daß die

brechenden Medicen des Auges im Stande sind, ein zusammenhängendes Bild von dieser Schärfe im Auge zu entwerfen, keineswegs aber, daß das Auge auch den nöthigen Nervenapparat besitzt, um das Bild in seiner vollen Schärfe wahrzunehmen. Exner meint freilich, die Natur würde dem Thiere den complicirten Brechungsapparat der Krystallkegel nicht gegeben haben, wenn es nicht im Stande wäre, das entworfene Bild auch zu sehen; aber so sehr ich das Princip, welches diesem Argument zu Grunde liegt, anerkenne, so ist seine Anwendung doch gerade hier vielleicht weniger sicher als sonst. Wohl entsteht im Allgemeinen nur das Zweckmäßige, aber es gibt doch auch gewissermaßen „unbeabsichtigte" Nebenwirkungen des Zweckmäßigen. Jede einzelne Cornea-Facette des Fliegenauges gibt auch ein schönes, scharfes Bildchen, und doch wissen wir, daß dies nicht als solches wahrgenommen, sondern durch den dahinter liegenden Krystallkegel wieder aufgelöst wird, wie Exner selbst bestätigt hat. Es wäre also an und für sich durchaus nicht undenkbar, daß auch von den Krystallkegeln zwar ein sehr scharfes Bild entworfen, dasselbe aber nicht in seiner ganzen Schärfe percipirt würde. Dies wäre sogar an und für sich um so eher denkbar, als wir gerade durch Exner erfahren haben, daß in vielen, wenn nicht in allen Insectenaugen das Sehen mittelst eines sogenannten Superpositionsbildes zu Stande kommt, d. h. daß das Bildchen, welches im Krystallkegel des Einzelauges entworfen wird, durch die durchsichtige Wand des Einzelauges hindurch sich auf die umliegenden Retinulae ausbreitet und zwar derart, daß immer gleiche Bildpunkte aus verschiedenen Facetten kommend, genau aufeinander fallen. Das setzt also voraus, daß überhaupt ein Bild hinter jedem Krystallkegel entsteht und erklärt wohl zur Genüge schon die Anwesenheit eines so complicirten Brechungsapparates.

Aber ich bin mit Exner der Meinung, daß die Insecten das entworfene Bild in nahezu seiner ganzen Schärfe — und diese wird größer sein als die Schärfe der Photographie — zu sehen im Stande sind; nur glaube ich nicht, daß dies allein aus der Existenz des dioptrischen Apparates hervorgeht, sondern mit größerer Sicherheit aus den Lebensäußerungen, aus den Handlungen der Thiere, vor Allem aus ihrer Fähigkeit der Orientirung in einer ihnen bekannten Gegend, und es fragt sich nun, ob dieser Schluß nicht auch im Bau des Auges selbst eine Stütze findet.

Der Forderung einer größeren Sehschärfe wäre genügt, wenn jedes Einzelauge nicht bloß einen Punkt, sondern mehrere Punkte des aufrechten Bildes sähe, das durch den Krystallkegel entworfen wird. Wenn also ein Nervenapparat in jedem Einzelauge enthalten wäre, der im Stande wäre, mehrere Lichtpunkte getrennt von einander aufzunehmen und dem Bewußtsein zuzuführen, so wäre eine höhere Sehschärfe gegeben; denn wenn ein jedes Einzelauge auch nur vier, fünf oder sieben einzelne Punkte unterscheiden könnte, so würde das Gesammtbild sich doch schon aus vier-, fünf- oder sieben Mal mehr Punkten zusammensetzen, als Einzelaugen da sind; die Sehschärfe also würde sich vervier- bis versiebenfachen.

Nun besteht aber — wie wir besonders seit den vorzüglichen Untersuchungen Grenacher's wissen — jede Retinula aus mindestens vier Zellen, bei vielen Insecten aus deren sieben und bei einigen sogar aus acht Zellen, die alle gleich lang sind und von denen jede ihr Sehstäbchen (Rhabdom) an ihrem Innenrand trägt. Daher rührt das rosettenförmige Aussehen derselben auf dem Querschnitte (Fig. 3). Dürften wir nun annehmen, daß jede von diesen Zellen einen besondern Gesichtseindruck vermittelte und zwar natürlich einen andern, entsprechend dem andern Theil des Bildes, welcher auf sie fällt, so wäre eine bedeutende Steigerung der Sehschärfe gegeben und die Forderung erfüllt, welche, wie wir gesehen haben, die Lebensthätigkeit der Insecten zu stellen zwingen. Ich glaube nun, daß dem weder von anatomischer noch von physiologischer Seite etwas entgegen steht. Denn einmal sind die sieben oder acht Zellen, welche z. B. die Schmetterlinge und Bienen besitzen, so angeordnet, daß der Querschnitt einer jeden von einem andern Theil des Bildes getroffen wird, und dann läßt sich ganz deutlich bei starker Vergrößerung erkennen, daß zu jedem Einzelauge nicht etwa nur eine einzige Nervenfaser, vom Gehirn kommend, hinzieht, sondern deren mehrere (Fig. 2, Nf). Wie viele, ließ sich bis jetzt nicht genau feststellen, doch können es, nach dem, was man erkennt, ganz wohl vier bis acht Fasern sein.

Ich möchte daher annehmen, die Sache verhalte sich so, daß wirklich in jedem Einzelauge mehrere Punkte des Bildes percipirt werden, und ich hoffe, daß es durch speciell auf diesen Punkt gerichtete Untersuchungen auch gelingen wird, eine vollkommen ausreichende histologische Grundlage für diese Auffassung zu gewinnen und einige allerdings sich darbietende Bedenken zu beseitigen [1]).

Wenn nun diese Auffassung des Auges die richtige ist, wie gestaltet sich dann das Sehen der Insecten? Genügt dann ihre Sehschärfe zur Orientirung im Flug, und wie sehen sie in der Nähe?

Vor Allem darf man nicht vergessen, daß sie sehr verschieden scharf sehen. Es gibt Ameisen, deren Netzaugen nur aus drei oder vier Facetten bestehen; das sind solche, die im Finstern leben und selten aus ihren Gängen und unterirdischen Kammern hervorkommen. Es gibt dann andere, wie die vorhin erwähnten rothen Amazonen, welche sechshundert Facetten haben und jedenfalls also viel schärfer sehen. Aber abgesehen von der Facettenzahl wechselt auch die Zahl der Retinula-Zellen, und im Allgemeinen finden wir, daß sie bei denjenigen Insecten am höchsten ist, welche der Erfahrung nach am schärfsten sehen. Das ist von unserm Standpunkt aus sehr begreiflich: für die Sehschärfe ist die Zahl der Nervenelemente jedes Einzelauges weit wichtiger als

[1]) Noch ehe weitere Untersuchungen am Insectenauge angestellt werden konnten, hat die oben ausgesprochene Ansicht eine wesentliche Stütze durch Beobachtungen erhalten, welche an den Augen von Gliederspinnen angestellt worden sind. Diese Thiere besitzen zwar keine eigentlichen Netzaugen, aber sie haben Retinulä wie die Insecten, und die bedeutendere Größe dieser Elemente machte es möglich, festzustellen, daß hier jede der drei Retinula-Zellen mit einer besonderen Nervenfaser in Verbindung steht (s. Fred. Purcell, „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie" Bd. 58, 1894).

die Gesammtzahl der Einzelaugen, denn sie stellt den Factor dar, mit welchem die Zahl der Einzelaugen zu multipliciren ist, wenn man die Zahl der Bildpunkte erhalten will, aus denen das Gesichtsbild des betreffenden Insectes sich zusammensetzt.

Bienen haben acht Retinula-Zellen, die rosettenartig das centrale Rhabdom umstehen, sie werden also achtmal so scharf sehen, als wir auf Grundlage der Müller'schen Voraussetzung annehmen mußten. Sie werden als acht Bildpunkte wahrnehmen, was wir früher als einen Bildpunkt rechneten. So würde z. B. bei einer kleineren Wespe, Polistes gallica, deren Schärfe von derjenigen der Maurerbiene nicht weit abweicht, ein Sehpunkt in 1 Meter Entfernung nach unserer alten Rechnung etwa 12,2 Millimeter im Durchmesser haben, d. h. von einem Gegenstand, der 1 Meter vom Auge des Insectes entfernt ist, werden immer Stellen von 12,2 Millimeter Durchmesser von einem Einzelauge gesehen werden. Nun haben aber die Wespen, wie die Bienen, acht Nervenzellen in jeder Retinula; wir hätten also die Fläche, von der das Licht in ein Einzelauge fällt, in acht Theile zu theilen, mit andern Worten, der einzelne Sehpunkt verkleinert sich auf 1,5 Millimeter. Das Insect wird somit einen Draht von 1,5 Millimeter Durchmesser in 1 Meter Entfernung noch deutlich sehen als dunkle Linie; einen größeren Schmetterling, z. B. einen kleinen „Fuchs" (Vanessa Urticae) würde sie in der Entfernung von einem Meter der Breite nach mit 33 Bildpunkten sehen, seine ganze Fläche mit über 500 Bildpunkten. Die verschiedenen schwarzen, rothen und blauen Flecken würden je nach ihrer Größe deutlicher oder weniger deutlich erkannt werden, und auch der ungefähre Umriß des Thieres würde hervortreten, wenn freilich ein eigentlicher Contur nicht zu Stande kommt. Derselbe Schmetterling erscheint aber schon in zwei Meter Entfernung nur mit 16 Bildpunkten der Breite nach und in fünf Meter Entfernung nur noch mit 7 Bildpunkten. In 50 Meter Entfernung würde der Schmetterling nicht einmal einen Bildpunkt mehr ganz ausfüllen, also auch nicht mehr in reiner Färbung, aber doch immer noch als ein der Farbe desselben ähnlicher verwaschener Farbenfleck erscheinen.

Den Mittel- und Hintergrund der Landschaft sieht die Wespe nach unserer Voraussetzung noch ziemlich gut. Allerdings werden in der Entfernung von einem Kilometer Gegenstände, die unter 1,5 Meter groß sind, nicht mehr als etwas Besonderes gesehen, allein das genügt, um einen Kirchthurm, ein Haus in seiner ungefähren Gestalt zu erkennen. Ein gewöhnliches Haus von 15 Meter Länge und 10 Meter Höhe würde noch mit etwa 60 Punkten auf dem Bildchen im Grunde des Auges vertreten sein, würde also ganz wohl als solches erkannt, auch von kleineren Häusern unterschieden werden können. Gesetzt, es hätte Fenster von 1 Meter Breite und 2 Meter Abstand von einander, so würden dieselben als dunklere Flecke von unbestimmter Gestalt erscheinen und gezählt werden können, falls das Insect zu zählen gelernt hat. Kurz — es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Grad von Sehschärfe, obwohl dem eines normalen menschlichen Auges weit nachstehend, doch ausreichen würde, um eine bekannte Gegend wieder zu erkennen schon in der Entfernung eines Kilometers. Ich glaube

deshalb, daß die Annahme, jede der Retinula-Zellen percipire getrennt für sich, richtig ist, und daß sie den thatsächlichen Sehleistungen der Thiere entspricht. Das oben geschilderte Verhalten der Chalicodomen, wie das der Libelle und viele andere ähnliche Beobachtungen finden darin ihre genügende Erklärung. Die Annahme, jede der Retinula-Zellen percipire getrennt für sich, entspricht so sehr den thatsächlichen Sehleistungen der Thiere, daß ich schon daraus allein auf ihre Richtigkeit schließen möchte. Jedenfalls erklärt sich daraus hinlänglich das unbezweifelbare Fernsehen der Maurerbienen und Libellen.

Man könnte vielleicht einwerfen, ein Raubthier wie die Libelle müßte doch noch schärfer sehen, müsse auf zweihundert Meter Entfernung noch genau erkennen können, was für ein Thier es ist, das dort vorbeifliegt; allein ich zweifle, daß das nöthig ist. Jedes Insect, jeder Schmetterling wird von der großen Libelle als willkommenes Opfer betrachtet, und es wird ihr dabei ziemlich einerlei sein, ob es sich um einen Schwalbenschwanz, einen Fuchs oder um einen Admiral handelt. Zunächst fliegt sie auf Alles los, was sich bewegt, und Alles, was sich bewegt, sieht sie sofort; denn man weiß lange schon, wie groß gerade die Empfindlichkeit des Gesichtes für alles Bewegte bei den Insecten ist. Wie wir selbst mit den stumpfen peripherischen Theilen unserer Netzhaut jede Bewegung eines seitwärts von uns befindlichen Gegenstandes sofort bemerken, obwohl wir ihn nur undeutlich sehen, so empfindet es auch das Insect, wenn das Retina-Bild sich bewegt, mag dasselbe auch ganz verschwommen sein und etwa überhaupt nur als ein einziger Bildpunkt gesehen werden. Gerade für die in der Ferne etwas plumpe Mosaik des Retina-Bildes der Insecten ist das Sehen der Bewegung von großer Wichtigkeit und wird ihnen theilweise die Schärfe des Bildes ersetzen.

Nun bewegt sich aber für ein Insect während des Flugs Alles; das fliegende Thier befindet sich in der Lage des Eisenbahn-Reisenden, an dem die Felder, Bäume und Häuser vorbeifliegen, und dazu kommt noch die außerordentlich rasche Vergrößerung des Netzhautbildes, die mit der Annäherung an einen Gegenstand eintritt, und die den eben noch verschwommen gesehenen ein paar Augenblicke später sehr deutlich erkennen läßt. So wird die Libelle allerdings aus hundert Meter Entfernung eine Fliege oder Wespe nur als einen unbestimmten Schatten oder Farbenfleck sehen, sobald sie aber eine Viertelminute später in pfeilschnellem Flug ihr nahe gekommen ist, wird sie das harmlose Opfer, die Fliege, von dem gefürchteten Giftstachelträger der Wespe genau unterscheiden und den letzteren meiden können.

Wie sicher wissen nicht die von Honig lebenden Insecten ihre Nahrung spendenden Blumen zu finden, und Forel hat durch sinnreiche Versuche gezeigt, daß sie dabei lediglich durch das Gesicht geleitet werden. Er überzog Hummeln, die eben noch von Blume zu Blume geflogen waren, die Augen mit schwarzem Lack und warf sie wieder in die Luft. Sie flogen aber nur unsicher, kamen bald zur Erde herab und wollten nicht wieder auffliegen. Langsam und vorsichtig tasteten sie sich am Boden weiter, um ein Loch zu suchen, in das sie sich verkriechen konnten, wie das ihre Gewohnheit bei Nacht ist. Sie glaubten offenbar, es sei plötzlich Nacht geworden.

Schnitt er aber den Hummeln ihre Riech- und Tastorgane, ja sogar ihre Geschmacksorgane mit dem ganzen Rüssel ab, der ihnen zum Honigsaugen dient, ließ dagegen die Augen frei, so flogen sie nach wie vorher hartnäckig an den Blumen der Winden umher, als ob sie noch Honig daraus holen könnten. Dabei schwangen sie sich dazwischen — wie das die Hummeln thun — oft hoch in die Luft, um dann in weitem Bogen wieder zu den Blumen zurückzukehren. Wäre noch ein Zweifel geblieben, daß sie dabei nur durch das Auge geleitet wurden, so würde er dadurch beseitigt, daß eine andere Art von Hummeln, die einen andern Geschmack besitzt und die auf denselben Blumenbeeten, aber an andern Blumen, nämlich nur an blauen Veronica's geflogen war, dies nach der Operation ebenso fortsetzte, wie die erste Art ihr Sammelgeschäft an den Winden. Die Thiere müssen also diese Blumen doch so genau sehen können, daß sie sie schon aus der Ferne von 10—20 Metern, hoch oben in der Luft schwebend, unterscheiden.

Das Alles stimmt mit unserer Voraussetzung, und ebenso stimmt damit, was wir über das Sehen in die Nähe beobachten können. Seit den so lange verkannten und vergessenen Beobachtungen Sprengel's steht es fest, daß die Blumen in einer Menge von Einzelheiten ihrer Färbung und Zeichnung speciell auf den Besuch der Insecten eingerichtet, daß sie gewissermaßen speciell auf die Anlockung derselben berechnet sind. Wenn das Vergißmeinnicht gerade da einen gelben Ring auf seiner blauen Blumenkrone zeigt, wo das Insect, z. B. eine Schwebfliege, den Rüssel einsenken muß, um den in der Tiefe verborgenen Honig zu finden, und wenn wir an Tausenden von Blumen solche „Saftmale" beobachten, die den Insecten den Weg zum Honig weisen, so setzt das voraus, daß die Blumenbesucher die betreffenden Farbenflecke sehen können — nicht aus weitester Ferne, aber doch während sie auf die Blume zufliegen. Nach unserer Rechnung müssen nun die Insecten in der Nähe sehr scharf sehen, schärfer als wir selbst. Bei einem Tagfalter, dem Kohlweißling, mißt ein Bildpunkt in der Entfernung von 10 Centimeter nur drei Zehntel Millimeter, in der Nähe von 1 Centimeter nur drei Hundertstel Millimeter. Schon beim Anfliegen auf ein Vergißmeinnicht würde das Thier den gelben Ring deutlich sehen, beim Sitzen auf der Blume aber als einen dicken gelben Streifen. Die letztere Leistung läßt sich nur mit unserm Sehen vergleichen, wenn wir eine starke Lupe oder schwache Mikroskop-Vergrößerung anwenden, die wir aus einer so geringen Entfernung von einem Centimeter überhaupt nicht mehr sehen können. Der Schmetterling aber muß aus solcher Nähe nicht nur die kleinsten Fleckchen und Streifchen auf den Flügeln seinesgleichen sehen, sondern sogar die einzelnen farbigen Schüppchen, welche eben das Zeichnungs- und Färbungsmuster des Flügels herstellen, wenn auch nur in ihren Farbenunterschieden, nicht in ihren Umrissen.

Damit würde ich nun auch auf das Gebiet des Farbensehens geführt; ich muß es mir aber versagen, auch darauf wie auf manches Andere näher einzugehen, und will nur kurz bemerken, daß für viele Insecten das Unterscheiden von Farben durch sinnreiche Versuche nachgewiesen ist. Verschiedene ausgezeichnete Beobachter, Sir John Lubbock, Forel, Graber,

Plateau haben gezeigt, daß Bienen und Schmetterlinge Farben sehen. Wir hätten es freilich auch schon allein daraus erschließen können, daß die Blumen farbig sind, da wir wissen, daß die Blumen eben nur und gewissermaßen durch die Insecten entstanden, und ihre Farben Anlockungsmittel für sie sind. Aber directe Bestätigung eines solchen Schlusses ist natürlich sehr werthvoll, weil sie nun ihrerseits die ganze Kette von Folgerungen sichert, welche zu diesem letzten Schluß hingeführt hat.

So ist es auch sehr werthvoll, daß nachgewiesen werden konnte, daß gewisse Insecten nicht nur die Farben sehen, welche wir sehen, sondern auch solche, die für uns unsichtbar sind, nämlich die ultravioletten Strahlen des Spectrums. Damit wird es wohl zusammenhängen, daß Schmetterlinge künstliche Blumen, auch wenn sie vortrefflich nachgebildet sind, gänzlich unbeachtet lassen, wie Plateau nachwies; die Farben erscheinen ihnen offenbar anders als uns, und die für uns täuschende Aehnlichkeit in der Färbung unserer künstlichen Blumen mit den natürlichen ist für sie nicht vorhanden.

So sind die Insectenaugen nicht nur „zusammengesetzte", d. h. recht complicirte und hoch differenzirte Sinnesorgane, sondern sie übertreffen sogar in einzelnen Richtungen unser eigenes Auge in ihren Leistungen. Freilich in den meisten Beziehungen bleiben sie erheblich hinter uns zurück, vor Allem darin, daß ihre Schärfe mit der Entfernung ungemein rasch abnimmt. Aber wie bei den höheren Thieren große Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Augen hervortreten, so auch bei den Insecten; einige Arten haben viel schärfere Augen als andere, und immer ist die Augengüte genau angepaßt den Lebensbedingungen der Art. Die Natur treibt keine Verschwendung, wie so manches Mal irrthümlich gesagt wird, sie ist im Gegentheil äußerst haushälterisch und gewährt Keinem mehr als er braucht. Eine Art, die scharfer Augen nicht bedarf zur Erwerbung ihrer Nahrung, zur Versorgung ihrer Brut oder zur Sicherung gegen ihre Feinde, kurz zur Erhaltung der Arterxistenz, die hat auch sicherlich keine bekommen, und Arten, deren Lebensbedingungen sich im Laufe der Zeiten verändert haben, so daß der Besitz von Augen keinen besonderen Werth mehr für sie hat, haben sie verloren oder doch auf einen unscheinbaren Rest zurück gebildet. So die bereits erwähnten, im Dunkeln lebenden Ameisen, welche nur noch drei Facetten an ihren Augen haben. Wie überaus genau aber die Regelung des Organs nach dem Bedürfniß erfolgt, beweisen die zahlreichen Fälle, in welchen die Arbeiterinnen einer Ameisenart winzige Augen von sechs bis neun Facetten besitzen, weil sie meist unterirdisch leben, während die Männchen und Weibchen, die sich zum Hochzeitsflug hoch in die Lüfte empor schwingen müssen, deren 200—400 aufweisen.

Auch das Farbensehen ist sicherlich nicht bei allen Insecten gleich ausgebildet. Wir kennen allerdings die Einrichtungen bis jetzt noch nicht, auf welchen dasselbe beruht, aber es liegen Versuche an lebenden Thieren vor, die es wahrscheinlich machen, daß selbst Thiere mit sehr hoch ausgebildeten Augen, wie die Wespen, nur unvollkommen Farben unterscheiden können. Bei Bienen und Schmetterlingen dagegen, welche ihre Nahrung in Blumen suchen müssen, ist ein ausgebildeter Farbensinn mit Sicherheit festgestellt.

Je weiter wir in dem Verständniß des Sehens der Insecten kommen, um so mehr werden wir finden, daß die Anpassung der Augen an das Bedürfniß der betreffenden Art eine überaus genaue ist und daß sie bis in die feinsten Einzelheiten hinein reicht. So sind die Libellen in Bezug auf die Größe des Gesichtsfeldes sicherlich mit die besten Seher; ich glaube aber nicht, daß sie auch am schärfsten sehen, weil sie dessen wohl nicht bedürfen. In der That haben sie in jedem ihrer Tausende von Einzelaugen, die das enorme, beinahe kuglige Netzauge zusammensetzen, nur vier oder fünf Retinula-Zellen, und ihr Bildpunkt mißt in einem Meter Entfernung schon 5—6 Millimeter im Durchmesser. Das genügt aber, um über dem Sumpf schwebend die Fliegen, Schmetterlinge und Neuropteren vorbei ziehen zu sehen, von denen sie leben. Einen Bau, ein Nest haben sie nicht, und das Vermögen, noch weit über ihren Sumpf hinaus die Landschaft besonders genau zu sehen, würde ihnen nichts nützen, denn Ernährung und Fortpflanzung fesseln sie an die Wasserfläche; ihre Eier werden ins Wasser abgelegt. So haben auch die Tagfalter wohl große, halbkuglige Augen und also ein großes Gesichtsfeld, aber doch nicht ein so scharfes Gesicht wie die Wespen und Bienen, denn auch sie brauchen sich nicht in der Landschaft zu orientiren, brauchen nicht immer wieder nach demselben Punkt zurückzukehren, sondern können hinflattern, wo immer sie Blumen finden, in denen Honig für sie geborgen liegt. Der Bildpunkt eines Kohlweißlings hat, wie ich oben schon sagte, 3 Millimeter Durchmesser in 1 Meter Entfernung, in 10 Centimeter Ferne beträgt er 0,3 Millimeter, in 1 Centimeter 0,03 Millimeter. Die Thiere sehen also die Blume, auf der sie sitzen, in starker Lupenvergrößerung, allein schon in 10 Meter Entfernung beträgt ihr Bildpunkt 3 Centimeter, sie können also eine Blume aus dieser Entfernung nur dann noch in reiner Farbe, wenn auch nur als unbestimmten rothen, gelben oder blauen Fleck sehen, wenn dieselbe einen Durchmesser von mindestens 3 Centimeter hat. Nun sind aber die meisten unserer wild wachsenden Blumen kleiner, und so versteht man, daß es für sie, wenn sie für die Kreuzung durch Insecten eingerichtet sein sollten, von Wichtigkeit war, in größerer Zahl dicht beisammen zu stehen und so Farbenflecke größerer Ausdehnung zu bilden, die von den Schmetterlingen viel weiter hin gesehen werden als die einzelne Blume.

So finden wir auf diesem Gebiete des Sehens wie auf allen anderen Gebieten thierischer Thätigkeit immer wieder von Neuem die Wahrheit bestätigt, daß die Höhe der Leistungsfähigkeit eines Organs niemals größer ist, als durchaus nothwendig für die Existenzfähigkeit der betreffenden Art, daß sie aber auch nie geringer ist, daß also das Organ immer genau so vortrefflich ist, als es sein muß, damit alle Lebensthätigkeiten der Art erfüllt und ausgeübt werden können. Der Bau einer Art ist genau so fein und so hoch ausgebildet, als er sein muß, damit sie bestehen kann.

Und so ist es in dem ganzen Gebiete des Lebens, ja der ganzen Natur: die Welt ist genau so vortrefflich, als sie sein muß, damit sie Bestand habe.

Dem Andenken Gustav Freytag's[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Wohl hat der theure Mann, dem jüngst in einem stillen thüringischen Dorfe das letzte Bett bereitet worden ist, ein Recht darauf, daß sich der Festsaal des ersten deutschen Bürgerhauses ihm öffne, und wohl mußte ein die Schriftsteller und Journalisten der Reichshauptstadt umfassender Verein es für seine Ehrenpflicht erachten, uns zu ernster, dankbarer Erinnerung hier zu scharen. Dieser Raum ist weit; aber wie müßten seine Mauern sich dehnen, um all die Freunde deutscher Art und Kunst einzulassen, die Lorbeerkränze für den Dichter und Forscher, Eichenkronen für den Patrioten herbeitragen nach seiner steten Losung: Wir wollen bürgerliches Wesen in Ehren halten! Was sein Lehrer an unserer Hochschule, Lachmann, dem schwäbischen Sänger und Gelehrten als Widmung schrieb, dürfen wir, nur den Namen ändernd, auch auf das Denkmal des jetzt Vollendeten in goldenen Lettern setzen: Gustav Freytag zum Dank für deutsche Dichtung, deutsche Forschung und deutsche Gesinnung. Diese drei Mächte waren in ihm unlöslich verschmolzen. Der Dichter hat dem Forscher eine lebendige Kraft der Vergegenwärtigung und Rundung und farbigen Ausdruck geliehen, der Forscher den Dichter im Bezirk der Wahrheit festgehalten und sicheren Schrittes durch die langen, verdunkelten Hallen der Vorzeit geleitet, und was er freischöpferisch, nachbildend, lehrend vor das Auge der Nation trug, war durchwärmt und erleuchtet von den Strahlen einer innigen Vaterlandsliebe. Seine Werke wurzeln tief in deutscher Erde; es ist kein Zufall, daß unter den reiferen ein Römerstück den schwächsten Widerhall gefunden hat. Gleich zu Hause in dem Getriebe und der Heimlichkeit der Gegenwart wie in den Ahnensälen, leidet Freytag's eigene Person kein Mißverständniß, sondern steht rein und klar, gesund und tüchtig vor uns. Jeder hat ein ungefähr richtiges Bild von ihm. Ein treuer Diener am Wort, hat er sich selbst erzogen, indem er die Feder rührte, und uns nicht bloß eine stattliche Schicht von Büchern hinterlassen, sondern in der Summe des Ergötzens und Erschütterns, des Erbauens und Wissens zugleich eine fortwirkende Manneskraft. Diese Unsterblichkeit, die in anderen Seelen sich weiter regt,

[1]) Rede zur Gedächtnißfeier, die am 19. Mai vom Verein „Berliner Presse" im Festsaale des Berliner Rathhauses veranstaltet und durch einen Prolog Ernst's von Wildenbruch eröffnet wurde; den musikalischen Theil leitete Prof. Gernsheim.

war ihm der höchste Lohn für alle schöpferischen Geister. Künftige „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" werden berichten, was von seinem Dasein der deutschen Volksseele des neunzehnten Jahrhunderts zu Gute gekommen ist.

Gustav Freytag war, ohne augenblicklich zu blenden oder die gangbare Beliebtheit wohlfeil einzukaufen, allen Kreisen vertraut, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Männern und Frauen, Zünftigen und Unzünftigen, auch den Deutschen über dem Weltmeer drüben, denen er vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren in schöner Rede des Reiches neu erkämpfte Herrlichkeit verkündigte. Er hat manchem Stand eine besondere Bescherung gerüstet und, wenn er ihm verdientes Lob darbot, auch das Gewissen für die höheren und höchsten Berufspflichten geschärft. Sein Gesichtskreis war weit, sein Wissen groß, seine Beobachtung des Lebens mannigfach und sicher, und nirgends, auch wo ein Straucheln schwer zu meiden war, ist er von der Treue gegen sich abgeglitten.

Er stand ohne Herrendienst in vertraulicher Nähe des Fürsten und zeigte als Romandichter seine scharfe Kenntniß der Hofart; aber nicht bloß im Dichtwerk hat der Freund des Herzogs eindringlich wie kein Anderer und ohne jede flach liberalisirende Redensart wiederholt die Gefahren des Schloßparquets für den Gelehrten und Künstler beleuchtet, und während er sich selbst die Ehrenleiter vom Hofrath bis zur Excellenz weder stolzirend noch mit eitler Geringschätzung hinauf befördern ließ, hat er es gleich Jacob Grimm gern und fest ausgesprochen, warum in unseren Tagen der Bürgerliche keinem Adelsbrief nachtrachten solle. Keineswegs blind gegen die historische Bedeutung und die Verdienste der Adeligen und mehreren Häusern nahe befreundet, richtete er sein strafendes Wort an die Rothsattel hier und dort und ward nicht müde, gegen veraltete Privilegien mahnend aufzutreten. Das freie Urtheil wahrte er auch in den oberen Regionen dermaßen, daß selbst manche alte Freunde an ihm irre wurden, als seine letzte Schrift so überraschend mitten in schweren Wandelungen unserer preußischen und deutschen Dinge erschien. Er hat sehr geistreich über römischen Cäsarenwahnsinn gesprochen und ein modernes Beispiel zu geben versucht; er hat Karl den Großen und Friedrich den Großen, jeden in seiner Zeit und in seiner Eigenthümlichkeit, ergriffen; er hat dem Hause Hohenzollern als ein treuer Kenner und Bekenner deutscher Geschichte gehuldigt, ohne eitel Lichtbilder zu geben, und schon 1859 aus der Leipziger Journalistenstube heraus mit wundervollen Worten den Prinzregenten gepriesen, der dann als König und Kaiser eine lang gestaute Fülle der Liebe und Begeisterung genießen sollte; aber er hat auch unverhohlen die Wahrheit gepredigt, daß der Mann, je höher er stehe, um so stärkerer Schranken bedürfe, damit er die Willkür seines Wesens bändige.

Er saß als beredter, ehrenfester Politiker im Rathe der Männer, die während verworrener tumultuarischer oder dumpfer Jahre, da leider begreiflich genug so Manchem sein Staat und sein Vaterland ein Zerrbild wurde, den Muth und das Vertrauen nicht sinken ließen, und erwarb als nimmermüder Journalist durch reine Gesinnung, wohl erwogenes Urtheil, edle Form dem ganzen Stand Achtung. Was ihm an Gutem und Schlimmem, Ernstem und Drolligem in dieser papierenen Welt begegnete, wußte er humoristisch zu einem

frischen Zeitbilde zu gestalten und auf die Bretter zu heben. Er regte sich scherzend und lernend im Zwielichte der Coulissen. Er weilte aufmerksam im Contor des deutschen Kaufherrn: schon da oberflächliche Beobachter den Breslauer Doctor nur als Reigenführer munterer Geselligkeit erblicken mochten, sammelte er im Hause Molinari Eindrücke für die Firma T. O. Schröter, ohne das Auge von den Itzig, den Ehrenthals, den Tinkeles abzuwenden, und in Leipzig fing er Motive zum lustigen Kampf zwischen Hahn und Hummel, Stroh und Filz. Er waltete wiederum von früh auf im Geisterreich der Bücher und in der Werkstatt der Professoren, die er in allen Spielarten und Regungen kannte, Einigen der Besten engbefreundet, selbst eingeschworen auf den Imperativ wissenschaftlicher Wahrheit. So konnte er dann das Elend eines Magister Knips und den gefährlichen Stolz eines Felix Werner, die hohe Arbeit und die menschlichen Schwächen treu abschildern, auch das Zöpfchen, das uns wohl hinten hängt; der Studenten nicht zu vergessen, die er von der alten Bacchantenburse aus mehrmals bis zur heutigen Kneipe und Mensur begleitet hat. Als vor sieben Jahren unsere Facultät ihrem Doctor nach gutem Brauch das Diplom erneuerte, fügte sie den persönlichen Dank für die „Verlorene Handschrift" bei: „Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune; Sie wissen, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt." Denn daß er selbst fünf Jahre hindurch auf ein Breslauer Katheder gestiegen ist, will am wenigsten besagen; auch soll man nur lächelnd verzeichnen, daß die hochmögenden Ordinarii dem noch unfertigen Docenten eine Vorlesung über deutsche Culturgeschichte als unakademisch strichen und er darauf gern dem Hörsaal überhaupt Valet sagte, um erst in seiner Reife das Colleg publice für das ganze Volk zu halten.

Wir preisen es, daß dieser Mann niemals ein Stubenmensch war; und nur weil er von mancherlei Weltgängen an den Schreibtisch zurückkehrte, konnte ihm so Lebendiges gedeihen. Der beste Kenner des alten Soldatenwesens durfte 1870 mit ins Feld reisen, wahrlich kein Schlachtenbummler und auch nicht gemeint, nach eitler neuer Bardenart den Siegesruhm Moltke's für sich zu beanspruchen. Nicht von ihm, sondern von einem jungen Officier hat der Freund es erfahren, daß der Verfasser gediegenster, die besondere Kampfschilderung weislich meidender Berichte mitunter ein gefahrvolles Abenteuer suchte. Freytag hätte auch sein Bestes als Dichter und Forscher nicht schaffen können, wenn er ein Stadtmensch gewesen wäre, ohne innigen Verkehr mit der Natur, der er niemals empfindsam gegenübertrat, ohne den Zusammenhang mit der Landbevölkerung vom großen Rittergutsbesitzer bis zum kleinen Häusler. Wie fest steht in der „Verlorenen Handschrift" der Herr Bauer auf seinem Grund und Boden! Und wie viele Vögel zwitschern munter im Revier Freytag's, der es immer für heilsam hielt, die gedruckten Gesellschafter zeitweilig zu verabschieden, und mir einmal auseinandersetzte, was er seiner Conchyliensammlung verdanke. In der Autobiographie freut er sich des altgermanischen Familiennamens und zeigt uns als frühesten nachweisbaren Vorfahr einen Freibauer des Reformationszeitalters; was Wunder, daß er

selbst so gern Landluft athmete, nach Erwerbung des Siebleber Hauses und Gartens (1851) wie ein eingeborenes Gewächs in Thüringen gedieh und am liebsten hier in der altmodischen „guten Schmiede", wo einst Minister Frankenbergs Goethe und Herder bewirthet hatten, die Entwürfe des Leipziger Winters ausgestaltete.

Gustav Freytag bewährte auch am Leibe die Tüchtigkeit seines Geschlechts. Er war hoch und breit gewachsen, ein reisiger Mann, ungebeugt bis ans Ende; „groß und stramm wie ein Oberst", so bezeichnet Karl Stauffer den „alten Prachtmenschen", von dem er 1886 in Siebleben ein gutes Oelbild für die Nationalgalerie und eine noch bessere Radirung geschaffen hat. Wie undichterisch er aussah, mußte selbst in unseren Tagen befremden, wo von Künstlern nicht mehr ein romantisches Gewand und wallende Locken verlangt werden. Besonders frappirten die kleinen Augen in dem sehr lebhaft gefärbten Gesicht. Wer ihm nahte und nur ein paar Sätze von ihm gehört hatte, wußte sich einem außerordentlich klugen, sicheren, behaglichen Manne gegenüber. Mit Frauen war er ritterlich, beredt, launig, nie tändelnd. Eine Fülle frischer, lustiger Wendungen strömte ihm zu und spülte manchmal auch ein eben aufgebrachtes Thema rasch hinweg oder verrann im alten Bolz-Stil, wenn der Partner sich lieber festgesetzt hätte. Er sprach gern und gut, klar und bestimmt, besonders über Politik und die von ihm selbst gepflegten Gebiete der Wissenschaft, beredete aber nur mit den nächsten Zugehörigen seine Dichtwerke und ließ sich von keinem Eckermännchen oder Eckerweibchen katechisiren, auch sachten Fragen und Vermuthungen ausweichend. Am wenigsten, selbst gegen die Intimen nicht, liebte er Erörterung der Wirren, die seinem scheinbar so einfach gezimmerten Leben keineswegs erspart geblieben waren, und hatte, wie gemüthlich ihm auch die ausgeprägteste schlesische Mundart von den Lippen ging, mit seinen lieben, von ihm selbst köstlich geschilderten Landsleuten die Neigung, uns ohne Säumen das Herz wortreich auszuschütten, nicht gemein. In den letzten Jahren war er nach außen schweigsam geworden, lebte aber in einem dankbar genossenen Eheglück und waltete als verehrter munterer Hausherr, dem es wohl that, alten und neuen Freunden den Becher mit fester Hand zu füllen und sogar dem jungen Völkchen wie in Fink's und Anton's Tagen zum Tanz aufspielen zu lassen. Ob sein Pult noch Größeres birgt, steht dahin. Er war ein Feind aller Schnitzelliteratur und schon in der Auswahl politischer und literarischer Aufsätze gewiß eher zu geizig als zu duldsam. Auch ist kein Zweifel, daß der umsichtige, allgemach zu großem Wohlstand aufgestiegene Mann sein Haus nach jeder Richtung weise bestellt hat. Ein völlig ausgelebtes Dasein liegt vor uns, reich gesegnet — wodurch? Das mag uns sein eigener Mund bekennen:

„Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demüthig verstehe ich, daß zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der

Heimathstaat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Antheil und die Achtung meiner Zeitgenossen. Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zutheilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugetheilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unseren guten Kaiser Wilhelm, und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn."

In der kleinen schlesischen Landstadt Kreuzburg 1816 geboren, ein Sohn der Grenze zwischen Deutschen und Slaven, der früh den Polen scharf auf den Weg paßte und Kämpfe im Markgebiet durch alle Zeiten als dankbaren Gegenstand ergriff, ein Protestant mit unbehindertem Zugang zur freien Wissenschaft, ein Preuße, dem die Hingebung des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich erschien, ist er auf den vielverschlungenen Pfaden des Lebens rüstig ausgeschritten. Seine weit ausholende, im rechten Ahnenstil anhebende Autobiographie unterdrückt Manches, was der Schriftsteller nicht in die öffentliche Beichte zu tragen braucht, aber sie bezeichnet auch nicht stark genug den Wandel, den das Sturmjahr 1848 in seinem Streben und Wirken vollzog, obwohl er weder auf den Barrikaden gestanden noch dann in der Paulskirche die großen Redeschlachten über die Grundrechte und die Kaiserkrone mitgekämpft hat. Was dahinter liegt, wird mehr den historischen Betrachter beschäftigen. Kleine Abhandlungen, aus deren Schullatein wohl einmal eine schalkhafte Wendung hervorlugt, gelten den Anfängen des deutschen Dramas und fallen nicht schwer in die Wagschale. In der Breslauer Lyrik eigene starke Töne anzuschlagen, blieb ihm versagt; überhaupt erwies sich der Vers, wie noch die Jamben der „Fabier" zeigen und womit vielleicht auch eine gewisse Halbschürigkeit des ins gebundene Heldenepos hinüberstreifenden „Ingo" zusammenhängt, diesem Sohne des allzu reimfrohen Schlesien spröde. Seine älteren Dramen, soweit er ihnen das Tageslicht gegönnt hat, sind unserer Bühne fremd oder beginnen zu verblassen. Es muthet uns seltsam an, daß er dem greisen Romantiker Tieck eine „Brautfahrt" zueignete, Liebes- und Staatsactionen des letzten Ritters Max, im lockersten Götzstil entworfen, mit jugendlicher Lust an bunten Minnespielen und am heimlichen Treiben der Fahrenden, an klirrenden Speeren und zumal am Geläut der Schellenkappe: der Nebentitel „oder Kunz von der Rosen" verrieth ungeschickt die Schwäche des Bau's, aber zugleich, wohin das fröhliche Herz des Dichters am liebsten zielte, und wenn dieser prächtige Gesell den Scheinknaben Toni freit, mag es uns schon warm ums Herz werden. Dann hat auch Freytag der öden Verstimmung des Zeitalters seinen Tribut zahlen müssen. Liberale Weltschmerzler declamiren im „Gelehrten", ein Journalist heißt „Priester und Opferthier der kranken Zeit", und das Schlußwort des Helden „Ich gehe in das Volk" wird ins Blaue hinein gesprochen. Wohl lernt der Dichter bald im Verkehr mit der lebendigen Bühne und im Hinblick auf französische Gewandtheit, was die Composition, die Charakteristik und der Dialog erfordern, aber wie fern liegen uns trotz solchen Fortschritten die Intriguen und Tiraden der „Valentine", des von

einem lüsternen Fürsten umbuhlten emancipirten Machtweibes und ihres als Demagog gen Amerika zu höchst romantischen Indianern und wieder in die heimathliche Stickluft zurück verschlagenen Ritters! Der lustige Spitzbube Benjamin macht doch die beste Figur; er weiß, was er will, während die Aristokratin und der Mann aus dem Volke so vag von einem stillen Bund aller ringenden Geister schwärmen und vermuthlich diesen Idealen landflüchtig bei einer vorurtheilslosen Lady in Italien nachhängen werden. Und ein Jahr später, 1847, erscheint „Graf Waldemar", noch immer gern gesehen, eine überaus dankbare Rolle mit sehr wirksamen Nachbarn, wieder ein Zeuge seltener rascher Arbeit zum Besseren und gewiß seines fast fünfzigjährigen Beifalls werth — aber dieser edle abgetriebene Sportsmann ist auch ein Zerrissener und wird schwerlich auf dem Lande neben der holden Gärtnerstochter von aller Blasirtheit gesunden. „Was ich achte? in unserer nervösen, schwachen, auflösenden Zeit? Sehr wenig! Und die Kraft, wozu soll ich sie gebrauchen? Welche Männerthat räthst du mir an?" ruft er höhnisch dem Vetter zu; die Frage bleibt offen, wenn der Vorhang über die Mesalliance niederrollt. „Graf Waldemar" schließt mit der Weltflucht eines Müdlings.

Fünf Jahre später zeigen „Die Journalisten" ein ganz ander Gesicht; sechs Jahre später beginnt der Dichter das „Soll und Haben" thatkräftiger Menschen ins Hauptbuch einzutragen. Ihn selbst hat inzwischen der Dienst für das Vaterland gestählt.

1848 übernahmen Gustav Freytag und Julian Schmidt von dem Oesterreicher Kuranda in Leipzig die Redaction der „Grenzboten", und die grünen Hefte, eine der besten Zeitschriften, die es je gegeben hat, übten lange Jahre in Politik, Kunst und Wissenschaft treulich, tapfer, geistvoll, mit seltener Meisterschaft der Sprache ihre Pflicht und eine tiefe Wirkung, bis Freytag 1871 mit den schönen Kriegs- und Friedensbriefen sein Journalistenamt erfüllt glaubte und dann nur noch vereinzelte Blätter, wie eine Wiener Pfingstpredigt, ausgehen ließ. Wir aber wollen heute von den Kränzen, die wir ihm winden, einen ergreifen und auf dem Grabe des guten Kameraden Julian niederlegen, der ihm vor neun Jahren vorangegangen ist. Damals schrieb Freytag in einem Brief: „Ich habe den Freund, das darf ich von mir sagen, immer treu im Herzen getragen, und in stiller Nacht beschäftige ich mich viel mit ihm und unserem Zusammenleben in langen Jahren gemeinsamer Thätigkeit. So redlich, so warmherzig, so gescheit, ein so guter Preuße, seine Seele so rein wie die eines Kindes und sein Urtheil oft wundervoll klar und hoch. Wenn ich damals etwas Größeres geschrieben habe, Die Journalisten, Soll und Haben, so war seine Ansicht die erste, die ich suchte, und seine Beistimmung gab mir gegenüber der Oeffentlichkeit eine Sicherheit, die gar nicht mehr um den Erfolg sorgte." Was Freytag über österreichische und preußische Dinge, über Dichtung und Wissenschaft den Grenzboten eingepackt hat, liegt heute gesichtet in zwei Bänden zum Genuß und zur Erbauung vor uns. Im Kunstbereich erwies er mehr den selbstthätigen Poetiker als Julian, der, ein wehrhafter Ostpreuße, den jungdeutschen Tendenzmachern zu Leibe ging und die Ritter vom Geist in den Sand streckte, aber auch neuen Ankömmlingen zu

huldigen wußte, so wie Freytag herzlich einen Wilibald Alexis und einen Fritz Reuter, einen Otto Ludwig, eine Luise von François begrüßte und einmal liebenswürdig zu reimenden Volksdichtern herniederstieg, ja selbst dem Strickzeug der Dame Marlitt flüchtiges Wohlwollen erwies. Von dem näheren Collegen Jacob Kaufmann an, „dem böhmischen Judenknaben, der aus eigener Machtvollkommenheit ein deutscher Patriot wurde", fanden die Grenzboten lebhafte Unterstützung, vor Allem in Leipzig selbst, der an preußischen Sympathien reichen Handels- und Literaturstadt. Freytag hat hier manche Freundschaft fürs Leben geschlossen: mit seinem Verleger, dem klugen Salomon Hirzel, mit den Professoren Haupt, Jahn und Mommsen, die dann der sinnlose Gewaltact eines in zwei Reichen unseligen Ministers als vermeinte Umstürzler hinausstieß, später mit dem schwergeprüften und allzeit echt befundenen Karl Mathy, dem er ein unvergängliches Denkmal errichtet hat: Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, der Preuße dankbar dem Badenser. Besonders lieb wurde ihm unter den Jüngeren Heinrich v. Treitschke, der hochgemuth Alles auf Preußens Beruf setzte. Erinnern wir uns, weiter zurückblickend, wohl daran, wie schwer es namentlich nach den Tagen von Bronzell und Olmütz den herzhaften Herolden der neuen Zeit gemacht war, Preußens Gegner zu bestreiten und wiederum, bis in den sechziger Jahren allmälig die Pfade sich erhellten und ebneten, die Berliner Regierung zu tadeln, ohne die Hoffnung auf den Flug und die Fänge des schwarzen Adlers zu schädigen! Und nicht bloß lächeln sollen wir heute darüber, daß im Winter 1853 auf 1854 diesen guten Preußen, den Dichter der vom Kgl. Schauspielhaus vorerst sacht abgelehnten „Journalisten" und des just sich bildenden Romans, nur eine schleunige Gothaische Hofbestallung vor einem preußischen Haftbefehl, wegen unliebsamer Correspondenzen seiner Zeitung, schützte! Aber 1867 erschien der Grenzbote hier als Reichsbote, und im letzten Jahrzehnt schmückte ihn das schwarzweiße Band des Ordens pour le mérite. Freytag ist bei manchen einzelnen Irrthümern, die Keinem erspart bleiben, in der Politik stets seiner Sache sicher und im Widerstreit der Stämme und Parteien stets maßvoll gewesen. Wie tief er ein jüngeres Geschlecht ergriff, mag uns Wilhelm Scherers letztes Blatt bezeugen, der in einem Glückwunsche zu Freytags siebzigstem Geburtstag, auf seine österreichische Jugend zurückschauend, für dichterische und wissenschaftliche Gaben dankte, aber das Alles gering anschlug neben einer anderen Macht: „Ich weiß ganz sicher, daß mich in jungen Jahren nächst Jacob Grimm Niemand mit einer solchen Liebe für unser Volk erfüllt hat, wie Sie!"

Drei Werke der fünfziger und der sechziger Jahre ragen aus diesem Lebensertrag am höchsten und verdientermaßen am traulichsten hervor, so daß es heute nicht nöthig erscheint, dem Blick erst ein Ziel zu weisen und um Gunst zu werben für das, was Allen ans Herz gewachsen ist; unbeschadet der Bedeutung selbst unsern Backfischen, die Herrn von Fink scheu bewundern und den Knaben Anton Wohlfart so bieder finden wie seinen Namen.

Das Herz geht uns auf bei den „Journalisten", ihrem den vaterländischen Dingen zugewandten Ernst und ihrer köstlichen Laune, die dem lieben über-

müthigen Gesellen Konrad Bolz so behend von den Lippen springt, vielen Tausenden fort und fort den Sinn erfrischt und auch, wo sie einmal zur Hanswurstpritsche greift, nie den Schlag eines guten Herzens verleugnet. Wie wohl that den Deutschen dieser sprudelnde Humor und Piepenbrink's dröhnendes Gelächter beim Gelbgesiegelten, und wie gesund mußte der Dichter sein, um gerade in jenen sorgenvollen Jahren so befreiende Töne anzuschlagen! Wenn Lessing's „Minna von Barnhelm" im Strome der Zeit ein Versöhnungsamt der Poesie bewährt und durch allen Hader den Heilsweg zur Fröhlichkeit und Güte gefunden hatte, so zeigte auch Freytag an seinem Theil diese friedliche, aufheiternde Sendung. Er gab dem Spiel, das endlich, wie nochmals am Schlusse der „Ahnen", den Journalisten mit dem Edelfräulein, seiner klugen, anmuthigen Adelheid, verlobt, einen „specifisch temporären Gehalt" und schützte es vor der Gefahr örtlicher und zeitlicher Einschränkung, indem er nicht bloß eine zufällige Wirklichkeit nachschrieb. Harmlos fügte er Alles zum Guten; denn das unsterbliche Geschlecht der Schmock, die nach Wunsch links oder rechts schreiben und sich tief, brillant geben sollen, war wohl schon damals geriebener. Wir hören heutzutage nichts davon, daß fortschrittliche Sieger einem durchgefallenen conservativen Obersten a. D. Ständchen bringen, und auch im fernsten, tiefsten Thal der Provinz stimmt kein Bellmaus für den Parteigegner die kleine Harfe.

Freytag aber wandte sich dann leidenschaftlichen Römerkämpfen zu und gab unserer an Lustspielen so armen Bühne kein erquickendes Stück mehr, obwohl es ihn bekümmerte, welcher Aufwand alljährlich fruchtlos verthan wurde, wie Weniges aus dem Schwall das Lampenlicht erblickte, geschweige denn eine kurze Spielzeit überdauerte, und wie fremd die meisten deutschen Freier dem Theater gegenüber standen. Da nun unleugbar jede Gattung, besonders aber das Drama, die mächtigste und die gebundenste zugleich, gewissen großen Gesetzen folgt und auch das Genie nicht, sondern nur die Unvernunft auf eigene Hand ganz von vorn anheben will, gab Freytag mit strenger Induction, einer Fülle feiner Beobachtungen im Allgemeinen und Besondern und der Liberalität, die allen Kunstrichtern ziemt, den Genießenden, Forschenden, Schaffenden eine trotz seiner Erkenntniß des geschichtlichen Wandels doch wohl noch zu kanonische „Technik des Dramas" in die Hand. Ich will endlich nicht verschweigen, wie unbefangen der Meister von Zeit zu Zeit mit den Herren vom Theater und vom Katheder über den schwierigen Schillerpreis verhandelte, und welches Labsal es einem armen Secretär bot, nicht bloß das klare Urtheil des wahrhaft Sachverständigen, sondern auch Freund Bolzens Mahnung zu hören: „Seid, obgleich ihr vornehme Berliner seid, doch Mitmenschen, seid coulant, seid spendabel! Was soll das Geld im Kasten?", das einen frischen Jungen erfreuen könnte. Er wußte, was Sudermann den Schauspielern schaffe, und welche ernste Kraft in Hauptmann arbeite.

„Der deutsche Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit" steht als Julian-Schmidt'sches Motto auf dem Roman „Soll und Haben". Man fasse den Begriff der Arbeit so weit wie möglich, die Losung bleibt einseitig; aber es war ein gesunder

Mahnspruch zur rechten Zeit und das Exempel heilsam, obwohl Freytag von seinen Kaufleuten, den Adeligen und den Juden, den deutschen Colonisten und den Polen nicht ohne jeden Vorgang erzählte; um so heilsamer, als das Erziehliche nicht in unmittelbarer leidiger Belehrung, sondern in leibhaften Gestalten verkörpert und in Zuständen und Begebenheiten vermittelt erschien, auch ein reicher, durch alle Tonarten des Heitern, Ironischen und Grotesken spielender Humor den schweren Ernst löste. Die jüngsten Zeitgeschichten boten wenig Erfreuliches. Der Romantik mit ihrem ästhetischen Theegespräch, ihren thatenlos durch die Welt schwadronirenden, singenden, Waldhorn blasenden, und minnenden Taugenichtsen war man müde; Immermann's bedeutender Versuch, Politik und Großindustrie in das alte Gehege einzustellen, war ohne rechte Folge geblieben. Nun erschien ein Roman, der, hie und da frei an den geliebten Dickens erinnernd, statt von schönen Geistern und schönen Seelen oder modernsten Strudelköpfen ernstlich von einem braven Calculatorssohn anhob und in manchem Betracht den größten Gegensatz zu Goethe's altem Evangelium der Roman- und Lebenskunst, dem „Wilhelm Meister", bildete. Dort eine, freilich durch „Hermann und Dorothea" schön beglichene Ungerechtigkeit gegen das Bürgerthum, wie denn der Kaufmann nur als öder Krämer erschien und überhaupt auf Jahrzehnte hin eine gefährliche Ansicht vom „Philister" um sich griff; eine laxe Behandlung der Ehe; ein seltsames Gängeln des für immer dem engen Contor entweichenden Kaufmannssprossen durch vornehme Leute; eine gesunde Abwehr zwar des Romantisch-Kranken, des theatralischen Scheinwesens, des frivolen Schloßlebens, des weltfremden Pietismus — aber endlich in den „Wanderjahren" construirte der Dichter mit erlahmter Greisenhand ein pädagogisches Nirgendheim und eine vorurtheilslos alle Völker, Religionen und Stände zur Gemeinthätigkeit bindende Internationale: vom Staat ist in diesem großen Bildungsroman, dessen erste Gestaltung der windstillen Zeit vor der Revolution angehört, gar nicht die Rede. Dagegen führt Freytag seinen guten Anton aus der Adelssphäre in das Haus des Herrn Schröter zurück, wo die Arbeit eine Freude ist und die Ehre eine Heimath hat, von dem Freifräulein zurück zu Sabine, indem er Gleich und Gleich paart. Wer nicht redlich auf seinem Posten arbeitet, geht hier zu Grunde, aber ein respectvoller Humor umspielt die so hübsch unterschiedenen Gehilfen der Firma; nur der Hausgeist, die gelbe Gipskatze, der wir den struppigen Unhold Speihahn vorziehen, hat etwas Spieleriges. Die größten preußischen Ueberlieferungen vom achtzehnten Jahrhundert her wirken mächtig fort in den lang gesponnenen Kämpfen des Deutschen und des Polen, und anders als im „Wilhelm Meister" dürfte Herr v. Fink, ein herberer aristokratischer Vetter Bolzens, die Losung aussprechen: Hier oder nirgends ist Amerika! Er vollzieht keine unmuthige Weltflucht mehr wie Graf Waldemar mit seiner Gertrud, sondern wird an Lenorens Seite sich kräftig rühren zum Siege gegen die finstern Geister der Landschaft: „daß aus dem Slavenschoß eine neue Schar kraftvoller Knaben hervorspringe und ein neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, sich über das Land verbreite, ein Geschlecht von Colonisten und Eroberern".

So war es eine gesegnete Stunde, als Moritz Haupt den Freund antrieb, einen deutschen Roman zu schaffen, wie er selbst später dem Professor der „Verlorenen Handschrift" seine starken Seiten als ein Urbild lieh und auch die Mahnung aussprach, Vorarbeit zu historischer Dichtung liege in den von ihm durch ein ernstes Stück Familienchronik bereicherten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Diese Bände, vom Jahr 1859 an in freier Folge erschienen, rücken Freytag in den vordersten Rang der deutschen Prosaiker, in die erste Reihe unserer Germanisten und Geschichtschreiber. Kein Lob ist zu hoch gegriffen für diese herrlichen Früchte des Bundes zwischen einer tiefgründenden, alles wägenden und sichtenden Gelehrsamkeit und einer die Ergebnisse anmuthig rundenden, viele Stimmen ferner und näherer Menschen harmonisch einfügenden Künstlerschaft. Jede Nation muß uns um solche Schatzkammern beneiden, worin das Wohl und Wehe der Deutschen seit der Völkerwanderung bis nah an die Wiedergeburt des Reiches, worin die mittelalterliche Gebundenheit und die allmäligen Regungen eines neuen Geistes beschlossen sind, das Bleibende und die Wandlungen der deutschen Volksseele.

Es gibt keine bessere Culturgeschichte als dieses ungemein gehaltvolle und nirgend überlastete, gedankenreiche und nirgend schillernde, warmherzige und und nirgend deutschthümelnde Werk. Herder's Geschichte der Menschheit ist eine Urania, die von der höchsten geschichtsphilosophischen Warte aus die Bahnen überfliegt; die Culturgeschichte der Bücherfabrikanten ist statt der erhabenen Königin ein Bettelweib, das mit dem Henkeltöpfchen vor den Thüren lungert und sich oft an eklen Speisen behaglich genügen läßt. Freytag verbindet den Blick für das Gewaltigste mit der Beobachtung des Kleinsten. Wir wissen, daß ihn einst Ranke's Papstbuch erkältete und er überhaupt nicht die völlige Gelassenheit des unbefangenen Weisen als Aufgabe eines Historikers inmitten bewegter Kämpfe ansprach; wir verstehen, was ihn ferner in den Werken dieses Meisters mangelhaft dünken mußte: man erfuhr zu wenig von all den derben und zarten Regungen der mittlern und untern Volksschichten. Und wenn heute wohl einzelne Geistesaristokraten ihr vornehmes Auge nur auf ein paar Riesengipfel der Welt heften, anderseits aber Vertreter der Wirthschaftshistorie der Persönlichkeit in der Geschichte beinahe den Garaus machen, so hat Freytag stets klar gezeigt, wie Jeder, auch der Größte, mit seinem Volk und seinem Zeitalter zusammenhängt, und er hat zugleich über dem Studium der Niederungen und Durchschnittszustände, des Handels und Wandels nie der Höhen, der individuellen Mächte, der gebietenden Männer vergessen. Sein Luther, sein Friedrich der Große sind bei etwas weicher Pinselführung Meisterstücke des historischen Porträts. Freytag hat aus allen Quellen geschöpft und gar Vieles nicht den großen Urkunden, sondern der versteckten Kleinliteratur abfragen müssen, von der er selbst eine reiche Auswahl besaß. Er führt uns in die Hallen der Könige, in die Burgen und Schlösser des Adels, in eine Stadt des vierzehnten Jahrhunderts, in Küche und Keller, in die Zunftstube, zum Turnier wie zum Freischießen, in die Dome, die Kirchlein und in die Dämmerung des Aberglaubens, unter all das fahrende Volk, zu den Kippern und Wippern, den frummen Landsknechten, den Alamode-

gecken, vor der Rohheit nicht ausbiegend, aber ihr nicht wie gemeine Speculanten thun nachtrachtend. Er kennt alle Waffen und Geräthe, Kleidung und Schmuck, den Stil jedes Zeitalters und Standes, nur gegen süddeutsche Art manchmal zu verschlossen; er weiß, wie das Liebesbekenntniß sich wandelte, und was jeweilig unsern Vorfahren die höfische Zucht, die Galanterie, die Conduite gebot, welche Anrede, ja welche kleine Gebärde ihnen ziemlich erschien.

Nachdem er so alles deutschen Wesens von den Kriegen des vierten Jahrhunderts bis zu den inneren Kämpfen des neunzehnten, von Ammianus bis zu seinem Mathy völlig Herr geworden war und er auch meinen durfte, die eigentlichen Studien weit genug abgestoßen zu haben zu Gunsten freier Bewegung, trug er sich seit 1867 mit dem Plan eines cyklischen Romans von unsern „Ahnen", bis ihm 1870 plötzlich vor Straßburg, da sein geistiges Auge hinter den lebendigen Heerscharen den Schattenzug aus der alten Alemannenschlacht gewahrte, die Gestaltung als unabweisliche Pflicht erschien. Er war nach früher Begeisterung für Scott gern durch die Romanwelt seines lieben Landsmannes Alexis wie durch eine märkische Ahnengalerie geschritten und lang gewöhnt, im Gegenwärtigen Vergangenes, im Vergangenen Zukünftiges aufzuspüren: so kann der Doctor Fritz Hahn die schöne Ilse von Bielstein nicht anschauen, ohne sie zurückzuversetzen in die graue Heidenzeit, ins Balkenhaus eines christlichen Sachsenhäuptlings, auf die Burg eines Raubritters, ins stille Jagdschlößchen des siebzehnten Jahrhunderts, immer so anders und doch dieselbe. Eine sechstheilige Symphonie sollte nun nach einem wohlberechneten Schematismus deutsche Seelenwanderungen vorüberführen und allerdings ihre Motive im Großen und Kleinen dem Kreise der „Bilder" entlehnen, frei erfundene Figuren und Ereignisse mit geschichtlichen verbinden. Und kein gleichmäßiger epischer Vortrag sollte durch die einzelnen Theile gehen, sondern jeder auf den eigenthümlichen Ton seines Zeitalters gestimmt werden, ohne doch allzu fremdartig zu erklingen; also der „Ingo" gemäß altgermanischem Heldensang, der „Freicorporal" aber nach der Mundart Sachsens und Preußens im achtzehnten Jahrhundert. Ueber die Sicherheit solcher Wiederbelebung haben, für die ersten Stücke namentlich, Männer wie Haupt und Scherer[1]) ihr gewichtiges Urtheil abgegeben; doch begreift man leicht, warum etwa „Das Nest der Zaunkönige" sich die Popularität des von innen und außen viel moderneren „Ekkehard" nicht erwerben konnte. Es ist manchmal doch mehr Culturgeschichte als Poesie. Auch erscheint germanische Weise, so fern unserm Dichter alle Schönfärberei liegt, zu stilvoll gebändigt, dichterischer Ausdruck zu reichlich auf die gemeine Umgangssprache übertragen, der Edelrost etwas künstlich aufgelegt, der Humor mitunter zu gravitätisch gefaßt. Und vergleichen wir seinen Staufer Friedrich II. mit dem Hohenzoller Friedrich II. in den „Bildern", den Luther dort und den Luther hier, so kann kein Zweifel darüber bestehen, in welchem Falle Freytag dem Menschen tiefer in die Seele

[1]) Sehr interessante Blätter aus dem Briefwechsel Haupt's und Freytag's bietet Velger, Moritz Haupt als akademischer Lehrer 1879, S. 34 ff. Die ausgezeichneten Abhandlungen Scherer's findet man jetzt in seinen von Burdach und mir herausgegebenen „Kleinen Schriften", 1893 Bd. II S. 3—39, beisammen, auch den Festgruß von 1886.

geschaut hat. Gern folgte man ihm immer wieder an die kleine Itz, wo einst Ingo's Burg emporgeragt haben soll und wo die Feste Coburg steht, auf den Rennstieg, der nicht weit von Siebleben Thüringen und Franken scheidet. Man vergaß eine leichte Ermüdung, die uns nicht im ersten Heldenalter oder in den Jahren des Bonifaz und der Sorbenkämpfe, aber bisweilen in der klösterlich-ritterlichen Welt des Zaunkönigs, der christlich-orientalischen des Spielmannskönigs ergreifen wollte, wenn dann Marcus Königs Sohn als Fähnrich sein zartes Gemahl unter die Landsknechte führte und der derbe Hans auf breiter Heide sank. Ich will nur andeuten, daß einer unserer namhaftesten Novellisten und Lyriker, den ich statt aller Wortgefechte auf diese Scenen hinwies, nach ihrer Betrachtung die Waffen willig streckte. Gegen Ende freilich des langen Weges vom König Ingo zum Journalisten König, vom grimmen Zweikampf und der Männerschlacht zur Corpshatz akademischer Vandalen und Thüringe war sinkende Gestaltungs- und Sprachkraft nicht zu verkennen. —

Gustav Freytag hat jedem Deutschen die Geschichte seiner Ahnen zwiefach geschrieben. Wer diese Bilder recht betrachtet, wird sich nicht bloß erquickt und belehrt, sondern auch gefestigt und verpflichtet fühlen für sein Thun im engeren Kreise und im weiten Vaterland, im Beruf und als Staatsbürger. Er hält eine treue Geschichte der deutschen Lebensideale in Händen.

„Wir haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen" — mit solchen Worten besiegelte Freytag viel mehr als das eine Hauptwerk. Unsere Trauer verklärt und löst sich in dem unvergänglichen Segen seiner Lebensarbeit. Darum neigen wir uns in dieser Feierstunde vor ihm zum Dank für deutsche Dichtung, deutsche Forschung und deutsche Gesinnung.

Erich Schmidt.

Drei ostpreußische Lehrer.

[Nachdruck untersagt.]

1. Carl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geschildert von S. Hensel. Berlin, B. Lehr's Verlag (E. Bock). 1894.
2. Geologische Wanderungen durch Altpreußen. Gesammelte Aufsätze von Julius Schumann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und mit einer (von C. Witt verfaßten) Lebensskizze eingeleitet von seinen Freunden. Königsberg, Hübner & Matz. 1869.
3. Gesammelte Abhandlungen von Dr. Alexander Schmidt. Mit einer (von C. Witt verfaßten) Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Mit Alexander Schmidt's Bildniß. Berlin, Georg Reimer. 1889.

Der Name Carl Witt's wird den meisten Lesern dieser Blätter unbekannt sein, obwohl seine Jugendschriften nicht bloß in Deutschland, sondern durch eine englische Uebersetzung auch in England und Nordamerika eine große, wohlverdiente Verbreitung gefunden haben. In Ostpreußen bewahren ihm, der mehr als vierzig Jahre mit seltener Begabung und kaum zu überbietender Liebe und Hingebung als Lehrer und Erzieher gewirkt hat, zahlreiche Generationen von Schülern ein dankbares Andenken. Doch er gehörte zu den edeln Naturen, die mehr mit dem zahlen, was sie sind, als mit dem, was sie thun, und der Adel und die Lauterkeit seiner Seele sollte sich in nicht gewöhnlichen Prüfungen bewähren. Herrn Hensel (dem Verfasser der „Familie Mendelssohn") gebührt der wärmste Dank Aller, für die der wichtigste Gegenstand des Studiums der Mensch ist, daß er uns von diesem herrlichen Menschen — größtentheils auf Grund von dessen eigenen Aufzeichnungen und Briefen — ein überaus anziehendes Lebensbild entworfen hat.

Carl Witt (geboren 1815, † 1891) war der Sohn eines Stadtmusikus in Königsberg, der zwölf Kinder hatte und es bei einem sehr kärglichen Einkommen möglich machte, drei Söhne die Universität beziehen zu lassen. Einer von diesen, Oberlehrer am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg, gerieth am Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. mit der vorgesetzten Behörde in Conflict, weil er zu der Redaction der scharf oppositionellen „Königsberger Zeitung" gehörte [1]). Ein anderer Bruder, Julius Witt (geboren 1819, † 1890), ist als Componist von Männerquartetten („Nur im Herzen wohnt die Liebe", „Wenn du im Traum wirst fragen") bekannt. Carl Witt, der klassische Philologie studiert hatte, erhielt seine erste feste Anstellung 1845 am Gymnasium zu Hohenstein, einem dürftigen Städtchen in dem südlichsten polnischen Theil Ostpreußens. Hier bildete sich zwischen ihm und dem in der Nähe angesessenen, später als Führer der Opposition im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage vielgenannten Freiherrn von Hoverbeck (geboren 1822, † 1875) ein Freundschaftsverhältniß, das trotz mancher, besonders seit 1866 mehr und mehr hervortretenden politischen Differenzen bis zu Hoverbeck's Tode in unverminderter Innigkeit fortbestand. Im Jahre 1848 zum Abgeordneten für die Berliner Nationalversammlung gewählt, schloß sich Witt dem linken Centrum

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 243 f.

(Rodbertus, Bucher u. A.) an. Nach der Auflösung dieses Parlaments kehrte er zu seiner Lehrerthätigkeit in Hohenstein zurück und gab zugleich die für die Aufklärung des Landvolks bestimmte „Osteroder Zeitung" heraus, die er ganz selbst geschrieben zu haben scheint. Sie war auf einem Quartblatt groben Papiers gedruckt, links deutsch, rechts polnisch, erschien einmal wöchentlich (Sonnabends) und kostete vierteljährlich einen Silbergroschen (10 Pf.). Ihre Tendenz war eine maßvoll freisinnige; in den deutschen Angelegenheiten vertrat sie die Einigung Deutschlands unter dem Könige von Preußen als deutschem Kaiser; während des dänischen Krieges war sie voll Begeisterung für die Erfolge der deutschen Waffen. Daß die Reaction, die Ostpreußen sich als ein Versuchsfeld ausersehen hatte, eine solche publicistische Thätigkeit eines Gymnasiallehrers nicht zu dulden entschlossen war, versteht sich von selbst; in ihren Mitteln war sie nicht wählerisch. Einen Erlaß des Cultusministers vom 26. Juli 1849, nach welchem die außeramtliche Thätigkeit der Lehrer als Dienstvergehen aufgefaßt werden konnte, wurde rückwirkende Kraft auf die vor dem 26. Juli erschienenen ersten zwanzig Nummern der „Osteroder Zeitung" gegeben und Witt 1850 vom Amte suspendirt. Als er sich darauf nach Königsberg begab, um dort durch Ertheilung von Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, wurde er vom Provinzialschulcollegium genöthigt, nach Hohenstein zurückzukehren und dort das Ende der Voruntersuchung abzuwarten: eine Maßregel, die keinen andern Zweck haben konnte, als ihm die Quelle seines kärglichen Verdienstes abzuschneiden. Der Disciplinarhof verurtheilte ihn nur zur Versetzung in ein Amt von gleichem Range, aber geringerem Gehalt; doch das in zweiter Instanz von dem gesammten Staatsministerium im September 1851 gefällte Urtheil sprach die Amtsentsetzung aus, und Witt mußte zehn Jahre lang auf die über Alles geliebte Wirksamkeit an einer öffentlichen Schule verzichten. Als sich beim Beginn der neuen Aera (im Herbst 1858) Aussichten auf eine Wiederanstellung zu zeigen schienen, stellte ihn die demokratische Partei in Königsberg, ohne ihn zu befragen, als Candidaten für die Wahl zum Landtage auf, obwohl diese Candidatur völlig aussichtslos war, und obwohl sie wußte, wie sehr dadurch für Witt die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, der Wiedereintritt in ein Schulamt, erschwert, vielleicht für immer unmöglich gemacht wurde — und er war selbstlos genug, keinen Einspruch zu erheben; denn es schien ihm „unanständig und nur aus persönlicher Besorgniß erklärbar, wenn er sich geweigert hätte, seinen Namen der Partei, deren Gesinnung er theilte, zur Disposition zu stellen". Endlich durfte er 1860 als Hülfslehrer beim altstädtischen Gymnasium eintreten, doch diese Anstellung war und blieb eine provisorische, kündbare. Im Jahre 1864 machte das Provinzialschulcollegium sein Verbleiben in derselben von seinem Austritt aus dem Handwerkerverein abhängig. Witt, dem seine dortige, auf ganz unpolitische Vorträge (über Schiller, Fichte u. A.) beschränkte Thätigkeit lieb geworden war, hätte sich zu diesem Schritte kaum entschlossen, wenn ihm nicht seine Wirksamkeit als Lehrer über Alles gegangen wäre. Als er nun aus dem Handwerkerverein austrat, zürnten ihm die Catonen der Königsberger Demokratie, weil er lieber seinem innersten Beruf gefolgt war, als der verhaßten Regierung Trotz geboten hatte, und bezeigten ihm eine auffallende Kälte. Uebrigens erlangte er eine definitive Anstellung doch erst 1870, nachdem der Königsberger Magistrat ihn schon vorher aus eigener Initiative als pensionsberechtigt anerkannt hatte.

Auf Witt's politische Ansichten übten seine persönlichen Erfahrungen nicht den mindesten Einfluß. In einem Briefe an Hoverbeck mißbilligt er (1865) entschieden die unbedingt ablehnende Haltung der Fortschrittspartei gegenüber dem „verhaßten Ministerium" und erklärt sich der Politik des Hasses überhaupt abgeneigt; im Jahre 1867 wollte er selbst eine Despotie in Kauf nehmen, wenn dadurch die Einheit Deutschlands hergestellt werde. Aber nicht bloß der Wärme seines Staatsgefühls und seiner Vaterlandsliebe thaten jene Erlebnisse, die Viele tief verbittert haben würden, keinen Eintrag: sie vermochten auch seine sonnige Heiterkeit, „diesen

lieblichsten Gast des Menschenherzens", immer nur auf kurze Zeit zu verscheuchen: Ihn hob über alle Widrigkeiten wie über die Enge und Kleinlichkeit des Alltagslebens der Glaube an die Macht ewiger Ideale, die zuversichtliche Hoffnung auf ihre Verwirklichung hinaus. Auch durch die Musik fühlte er sich „schon früh in höhere Regionen gehoben"; er nennt sie den schützenden Genius seines Lebens, der ihn in der Jugend vor Verirrungen behütete. Er gehörte zu den Beglückten, denen auch im engsten Raum, aus dem steinigsten Boden immer neue Quellen der Freude fließen. Er verglich sich selbst mit dem Jean Paul'schen Schulmeister Wuz, aber er hatte mehr Aehnlichkeit mit einer der liebenswürdigsten Dickens'schen Gestalten, mit Tom Pinch: er war wie dieser selbstlos und zu bescheiden, unendlich liebevoll gegen Andere, hart gegen sich selbst, stolz und tapfer, und von Früh auf ein Entsagender. Auch insofern war er glücklich beanlagt, als er für die Natur und die Grenzen seiner Begabung die klarste Erkenntniß besaß. Das Streben nach Gelehrsamkeit gab er früh auf. „Wenn man ein Kant, ein Bessel, ein Lehrs ist, so kann man sein Leben gewiß nicht besser anwenden, als indem man seine ganze Kraft auf strenge Studien richtet." Die kleinen Geister, die an dem von genialen Händen entworfenen und aufgerichteten Bau einzelne Theile sorgfältig ausführen, seien eine sehr nützliche Classe von Gelehrten, doch ihr Name etwas zu theuer erkauft durch die Beschränkung auf ein kleines Gebiet. Mit Recht schätzte er die Arbeit des Lehrers und Erziehers, wie er selbst sie übte, höher. „Und die Nachwirkungen solcher Arbeit pflanzen sich ohne Zweifel ebenso auf die Zukunft fort, wie die von wissenschaftlichen Leistungen. Ein edler Sinn und ein reiner Eifer für Wissenschaft in etlichen jungen Leuten entzündet, machen diese in der Folgezeit zu Mittelpunkten ähnlicher Anregungen, wenn auch die Quelle, aus der solche Ströme flossen, bald namenlos ist." Auch sein Streben nach möglichst vielseitiger Bildung war durch die Rücksicht auf das Wohl der ihm anvertrauten Jugend mit bestimmt, für die ihm das Beste gerade gut genug erschien. „Ich scheine mir," schreibt er 1868, „für meinen nächsten Beruf, die Schule, nicht etwa schon zu gelehrt, sondern noch ziemlich unwissend. Bis ich für die Jungens genug habe, wird sich die Welt vergebens darauf freuen, von mir belehrt zu werden." Seine philosophische Bildung war eine gründliche, besonders hatte er Spinoza und Kant studiert, doch gehörten auch Lucrez und Montaigne zu seinen Lieblingsschriftstellern, und ab und zu beschäftigte er sich auch mit der Differentialrechnung.

Witt unterrichtete in Prima und Serta, das letztere auf seinen besonderen Wunsch; er nannte sich die Kinderfrau seines Gymnasiums. Die Ansprüche an Liebe, Schonung und Geduld des Lehrers, zu denen die Kinder berechtigt sind, hielt er für so hohe, daß er kaum glaubte, ihnen genügen zu können. Zu Anfang seiner pädagogischen Laufbahn schreibt er (1847) aus Hohenstein an Hoverbeck: „Er bemühe sich, seinen Sertanern das mensa und amo leicht zu machen, das Unzähligen in der schönsten Zeit ihres Lebens schon so viel Kummer gemacht habe. Es ist mir klarer als je, obwohl ich allenfalls zu den gewissenhaften Lehrern gehöre, so hätte ich doch alle Tage Grund genug, die Jungen um Verzeihung zu bitten für das Unrecht, das ich ihnen anthue. Je mehr mir die Menschennatur deutlich wird, desto mehr wächst die Lehrerdemuth in mir, die übrigens ganz gut ist, wenn man nur die Jungen darüber nicht aus Rand und Band kommen läßt. Von jeher hat man, mit mehr oder weniger Heuchelei, das, was einem bequem ist, unter den Schutz der Moral und Religion gestellt. So führen denn die Lehrer als höchste Menschentugend immer den Gehorsam im Munde, denn wie unbequem wäre es, wenn sie die freie Zustimmung der Kinder brauchten! Das Verhältniß der Lehrer zu dem Schüler ist wesentlich durch das Faustrecht constituirt, mag dieses noch so unkenntlich im Hintergrunde stehen. Vielleicht können wir dessen nicht ganz entrathen — aber gut bleibt's immer, wenn man darüber mit sich im Reinen ist." Und sechzehn Jahre später schreibt er aus Königsberg an seine Schwägerin: „Meine Kinderstube ist unsere Serta. Nicht nur, daß ich acht Stunden wöchentlich in der

Classe habe, mir ist auch die Aufsicht über die ganze Haltung und das Gedeihen der kleinen Knirpse übertragen: ich muß sagen, daß dies ganz nach meinem Geschmack und der Gedanke für mich etwas Erquickendes ist, daß ich durch umsichtige Milde das Lebensloos dieser Kleinen vor schwarzen Wolken einigermaßen bewahren kann. Ich besinne mich, daß ich selbst als Quintaner mich auf einer Spazierfahrt im Haff ertränken wollte, weil einer meiner Kameraden sein Schulgeld, theilweise mit mir, aber ohne daß ich davon wußte, in Kuchen durchgebracht hatte, und meine Theilnahme an der Unterschlagung herausgekommen war. Schließlich konnte ich doch den richtigen Moment für den Selbstmord nicht finden. Nun, diese Erfahrungen kommen jetzt den kleinen Sextanern zu Gute. — Mit einer Art von Stolz sage ich mir jetzt am Ende des Vierteljahrs, daß ich im ganzen Verlauf desselben keinen einzigen habe nachbleiben lassen, nur ein Paar ganz beiläufige Mutzköpfchen (man kann sie wirklich so gemüthlich bezeichnen) ausgetheilt, und nur in einem Falle, wo ein Paar rohe Jungen eine wirkliche Brutalität begangen hatten, ganz kräftig und nachdrücklich die Peitsche geführt habe. Dieses negative Verdienst sehe ich wirklich als nichts Geringes an, es hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Jungen sehr gern bei mir Stunde haben und am Ende auch mehr lernen, als wenn ich sie nicht so vorsichtig behandelt hätte. Als eine beträchtliche Unterstützung für mein Vornehmen mit den Jungen sehe ich eine Stunde an, die ich alle Sonnabende von 5 bis 6 Uhr Abends gebe. Dann dürfen die Kinder, welche Lust dazu haben — es sind immer starke drei Viertel der ganzen Classe — in die Schule kommen, und ich erzähle ihnen Reinecke Fuchs, Robinson u. dergl., was bei dem Lampenlicht viel größeren Eindruck macht, als wenn ich es ihnen am Tage erzählte. So sind wir denn so weit mit einander gekommen, daß wir uns gegenseitig Freude machen und die Jungen mir recht freundlich anhängen." In der That konnte, wer so wie Witt Liebe säete, nur Liebe ernten. In einem Nachrufe eines seiner ehemaligen Schüler heißt es: „Es muß ein notorisch schlechter Schüler, ein ganz verdorbener Junge gewesen sein, der nicht voll schwärmerischer Liebe zu diesem Lehrer aufgesehen hat. Die Stunden im Latein, die wir auf Sexta bei ihm hatten, vergingen fast zu schnell; seine leichte, gemüthlich humoristische Art, beinah spielend den vorliegenden Gegenstand zu beherrschen, mußte in Fleisch und Blut übergehen, und wurde es dem Einen oder dem Andern schwer, so half seine Milde und Nachsicht, seine joviale Aufmunterung, sein ewig gütiges Wesen bedeutend nach: er verlangte nur eins: guten Willen und anständiges Betragen. Witt strafte selten oder gar nicht und verstand es zuweilen, schweigend mehr auszurichten, als mancher Lehrer durch viele Worte."

Die Erinnerungen an jene Erzählstunden an den Sonnabend-Abenden rechnen noch heute viele zu ihren liebsten: „Wer ihn nicht gehört hat," heißt es in demselben Nachruf, „möchte man sagen, hat nie einen Erzähler gehört." Witt wurde nicht müde, diese Kunst zu üben und auszubilden. Als er nach seiner Amtsentsetzung 1852 Hauslehrer auf einem Gute war, ging er zweimal wöchentlich in die dortige Elementarschule und erzählte den Kindern Robinson. „Bevor ich anfing," schreibt er an Hoverbeck, „hielt ich es für unmöglich, die Worte zu finden, welche sich in dem vertrauten Kreise der Kinder bewegen. — Es scheint aber über Erwarten gut gegangen zu sein; ein kleines Mädchen von acht Jahren, das im Sommer die Enten hütete, hat gleich, was ich in der ersten Stunde erzählte, einem Dienstmädchen hier im Hause weitläufig wiedergesagt, und — die beste Probe, daß ich nicht unverständlich gewesen bin — erzählt, alle Kinder freuten sich darauf, wenn ich wieder kommen würde. Mir war es eine höchst schmeichelhafte Kritik, und die Freude der Kinder auf die Stunden kann schwerlich größer gewesen sein als die meinige. Und welche prächtige Gelegenheit, hier einmal die Kinder des ‚dummen Landvolks' kennen zu lernen. Ich verspreche mir eine Ausbeute vortrefflich orientirender Beobachtungen, aber dennoch glaube ich versichern zu können: mein Hauptbemühen wird sein, den Kindern ein Paar angenehme Stunden zu bereiten."

Aus diesen Erzählungen sind Witt's[1]) Jugendschriften hervorgegangen, die gewiß zu dem Besten gehören, was diese unermeßliche Literatur aufzuweisen hat. Sie konnten so nur einem Kinderfreunde gelingen, der in lebenslänglichem Verkehr mit Kindern unablässig bestrebt war, sein Verständniß der Kindesseele zu erweitern und zu vertiefen, und darum auch alle poetischen Momente der Sage und Dichtung, die dem kindlichen Auffassungsvermögen zugänglich sind und die kindliche Phantasie anregen, in unübertrefflicher Weise zu verwerthen vermochte.

Auch die beiden Freunde, deren gesammelte Schriften Witt mit einer Lebensskizze eingeleitet hat, gehörten zu den Zierden des ostpreußischen Lehrerstandes. Julius Schumann (geboren 1810, Lehrer der Mathematik und Physik am altstädtischen Gymnasium seit 1844, † 1868) war ein in mehr als einer Beziehung ungewöhnlicher Mann[2]). Den Keim der Krankheit, der er nach langen Leiden erliegen sollte, trug er von Jugend auf in sich: er mußte sich „sein Dasein ertrotzen." Mit eiserner Willenskraft härtete er seinen schwachen Körper aufs Aeußerste ab und zwang ihn zu fast unglaublichen Leistungen; er war ein tüchtiger Schwimmer und Schlittschuhläufer, ein ausgezeichneter Billardspieler und Pistolenschütze. Die größte Virtuosität erreichte er im Wandern, und durch sie eine Art provincieller Berühmtheit: er hatte einmal zwischen Sonnenaufgang und Mitternacht zwölf Meilen zurückgelegt, wobei er die Erfahrung gemacht zu haben meinte, daß man auch im Wandern schlafen könne. Diese Virtuosität kam ihm bei seinen zu wissenschaftlichen Zwecken (besonders in seiner heimathlichen Provinz, 1865 auch in der hohen Tatra) unternommenen Reisen sehr zu Statten. Eine hohe Begeisterung für Naturerkenntniß im weitesten Sinne des Worts erfüllte ihn ganz: die großen Züge der physischen Weltordnung in eine innere Verbindung zu bringen und so eine ideale Einheit zwischen ihnen herzustellen, war ihm nicht bloß ein geistiges, sondern auch ein Herzensbedürfniß. Seine Studien führten ihn zu streng materialistischen Anschauungen. Er lebte im festen Glauben an eine Zukunft, in der von dem mechanischen Princip aus über immer höhere und höhere Gebiete der Natur und des Menschenlebens ein helles Licht aufgehen werde. Für ihn gab es nur eine Wissenschaft, die auf Mathematik begründete Naturwissenschaft, und er versuchte selbst die Sicherheit und Schärfe mathematischer Formeln in die Gebiete der organischen Natur und Geschichte hineinzutragen. In der Natur verehrte er je länger je mehr nicht nur die allweise, sondern auch die allgütige Macht, welcher der Mensch sich selbst und sein Schicksal mit unbedingter Zuversicht anheimstellen könne. So wurde die Naturwissenschaft seine Theologie. Bei aller Schroffheit und Einseitigkeit seines Materialismus war er in seinem innersten Wesen der entschiedenste Idealist, und in seinem Handeln wie in seinen sittlichen Anschauungen durch einen ebenso hohen und reinen wie unerbittlich strengen Idealismus bestimmt.

In der Schule, in den empfänglichen Gemüthern der Jugend fand Schumann das beste Feld, den Samen der Naturerkenntniß und der Liebe zur Natur auszustreuen. Aber so hoch ihm seine Wissenschaft stand, ebenso hoch oder noch höher stand ihm die andere Seite der Verpflichtung, die ihm sein Schulamt auferlegte: der erziehende charakterbildende Einfluß auf die Jugend. Wie er selbst durch einen festen Willen, Selbstüberwindung und Ausdauer seine Kraft gesteigert hatte, hielt er auch seine Schüler mit Strenge zur Pflichterfüllung an. Bemerkte er, daß ein

[1]) Griechische Götter- und Heldengeschichten. Sechste durchgesehene Auflage. 1890. Der trojanische Krieg und die Heimkehr des Odysseus. Zweite Auflage. Die tapferen Zehntausend. Eine Kriegsgeschichte aus dem Alterthum.

[2]) Das über ihn hier Mitgetheilte ist der Lebensskizze von Witt entnommen, größtentheils wörtlich.

Theil der Classe seinem Vortrage nicht folgte, dann brauste er auf, das Auge sprühte Feuer, die Stimme, die gern sanft und leise sprach, wurde laut und hart, und man vernahm gewaltige Worte: „Ich fordere Aufmerksamkeit; wir treiben hier Dinge, an denen Himmel und Erde hängt!“ Doch die Schüler fühlten stets, daß sie an ihm den liebevollsten väterlichen Freund besaßen, und hingen mit schwärmerischer Verehrung an ihm. In wenigen Gymnasien wurde eine so große Zahl von Talenten für die Mathematik gewonnen als dort. Auch er beschränkte sich nicht auf den Verkehr mit der Jugend in der Schule, er versammelte an den Sonnabend-Abenden einen Kreis bald Aelterer, bald Jüngerer, zeigte und erklärte ihm seine Sammlungen und knüpfte Erzählungen daran, die er mit so leiser Stimme vortrug, daß sie nur bei lautloser Stille verstanden werden konnten. So erzählte er einmal eine Reise um die Erde, wie eine von ihm selbst gemachte: „Dadurch gewann die Darstellung gewaltig an Lebendigkeit, und es kam sicherlich ein so richtiges und anschauliches Bild von dem Wesen fremder Länder heraus, wie es nur die Erinnerung eines wirklichen Weltumseglers bieten konnte.“

Von seiner Meisterschaft im Vortrage kann man sich nach seinen „geologischen Wanderungen“ eine Vorstellung machen. Besonders seine Schilderungen der kurischen Nehrung wird Niemand ohne Interesse lesen. In der That ist diese Landzunge mit ihren ungeheueren (stellenweise bis fast 63 Meter hohen) wandernden, Wälder und Dörfer verschüttenden Dünen in ihrer Art einzig, und wohl in wenigen Gegenden Europas fühlt man sich so von den Schauern der Einsamkeit erfaßt als dort. Aufs Anschaulichste beschreibt Schumann die verschiedenen Formen des unaufhörlichen ungleichen Kampfes, der dort zwischen Vegetation und Dünensand, stattfindet. Theils reibt der fliegende Sand die Rinde der Bäume ab, bis ihre Lebensschicht zu Tage gelegt ist, und sie absterben und beim ersten Sturm den Wipfel verlieren oder nahe an der Wurzel abbrechen; beim Vorrücken der Düne wird der Stumpf allmälig verschüttet; eine neue Reihe von Bäumen wird auf dieselbe Weise angegriffen, getödtet, vergraben. Theils beginnt der Proceß mit der Verschüttung und endet mit dem langsamen Tode. Bäume, die fünf bis zehn Fuß bereits verschüttet sind, vegetiren scheinbar ungestört weiter; hat man die Düne erstiegen, so gelangt man in ihre Kronenäste und schreitet über die Wipfel fort. Dann folgt nach langer Zeit eine schreckhafte, man möchte sagen, gespenstische Auferstehung. Wie der Baum auf der einen Seite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der anderen wieder heraus. Doch nur festere Stämme erheben sich fünf bis fünfzehn Fuß über die Sandfläche, alle ohne Aeste, da diese nach der Verdorrung, wenn der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomenweise fortgeführt werden, und ohne Rinde. Diese ist aber unter der Oberfläche der Düne stets vorhanden, ja manchmal bleibt sie fast allein übrig, eine äußerst lockere Holzmasse, wenigen herabgefallenen Sand umschließend. Diese Bäume markiren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring, und der sorglose Wanderer ist in Gefahr, in einen solchen Baumstamm hineinzufallen, ja man möchte sagen, in dem Baumstamm zu ertrinken. Der Dünenaufseher in Nidden erzählte Schumann, daß er bereits zwei Menschen gerettet habe, die in solche Stämme gefallen waren und sich allein nicht helfen konnten, und er selbst wurde erst vorsichtig, nachdem er sich einer solchen Situation noch rechtzeitig entzogen hatte.

Auch Schumann hatte in der auf das Jahr 1848 folgenden Reactionsperiode wegen seiner politischen Ueberzeugungen zu leiden. Obwohl er seiner Begeisterung für das Freiheitsideal, das damals der Verwirklichung nahe schien, nie in gesetzwidriger Weise Ausdruck gegeben hatte, strafte ihn die Regierung um seiner offenkundigen Gesinnung willen, indem sie ihn von der kümmerlichen Stelle, welche er an dem Gymnasium einnahm, nicht aufrücken ließ. Als in kurzen Zwischenräumen drei Vacanzen in dem Collegium eintraten, wurde er jedes Mal von dem Director zur Ascension vorgeschlagen, von dem Magistrat, dem Patron der Anstalt dazu

bestimmt, aber jedes Mal von der Regierung die Bestätigung versagt. Erst 1858 wurde er über vier Lehrerstellen hinweg in diejenige versetzt, die seinem Dienstalter entsprach. Nun erst konnte er seine wissenschaftlichen Bedürfnisse vollauf bestreiten und brauchte seiner Großmuth gegen arme Schüler und Andere nicht mehr zu enge Schranken zu setzen.

Alexander Schmidt (geb. 1816, † 1887), ein Schüler von Lobeck und Lehrs, war Senior einer Verbindung gewesen, der Witt auf der Universität angehört hatte. Dreißig Jahre lang leitete er ein städtisches Realgymnasium in Königsberg mit ebenso großer Humanität als Pflichttreue; er „regierte die Schule mit den Augen"; auch er hatte ein hohes Maß von Achtung vor der Jugend und ließ ihr so viel Freiheit, als er irgend verantworten konnte. Seine freie Zeit (namentlich im Winter wie im Sommer die Frühstunden von 4—8 Uhr) war wissenschaftlicher Arbeit gewidmet. Seine mehr als vierzig Jahre fortgesetzten Shakespeare-Studien haben die reichsten Früchte getragen. Dazu gehört die Bearbeitung von zweiundzwanzig Dramen in der neuen, von der deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstalteten Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung; vortreffliche Ausgaben von Coriolan, Lear und Julius Cäsar im Original mit erklärenden Anmerkungen; fünf der „gesammelten Abhandlungen" (vier textkritische, namentlich über das Verhältniß der Folio und der Quartos, und der überaus lehrreiche Essay „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's in Frankreich"; vor Allem das Shakespeare-Lexikon, das er in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von etwa zehn Jahren ausarbeitete (erste Ausgabe 1874—75, zweite 1886). Dies unvergängliche Werk bildet, wie einer der angesehensten englischen Shakespeare-Forscher sagt, den Markstein einer neuen Aera in der Shakespeare-Literatur. Daß diese, allerdings ein sehr hohes Maß von Kraft und Ausdauer erfordernde, doch für das volle Verständniß des Dichters völlig unentbehrliche Arbeit von einem Deutschen ausgeführt werden mußte, ist für England beschämend, doch keineswegs unbegreiflich; haben doch sogar englische Beurtheiler mehrmals ausgesprochen, daß sich in der Heimath des Dichters dafür schwerlich ein Verleger gefunden haben würde. Wenn jedoch das Shakespeare-Lexikon ein Denkmal jenes Fleißes genannt worden ist, „dem man das ehrende Beiwort des deutschen zu geben pflegt", so erscheint die Erinnerung nicht überflüssig, daß gerade die größten lexikographischen Arbeiten (von Robert und Heinrich Stephanus, Ducange, Littré, Forcellini) Denkmäler französischen und italienischen Fleißes sind: eines Fleißes, der gar nicht überboten, ja kaum erreicht werden kann. Mit größerem Recht als ihres Fleißes darf sich die deutsche Wissenschaft der Auffindung richtiger, sicher zum Ziel führenden und dilettantische Fehlgänge ausschließenden Methoden und ihrer consequenten Anwendung rühmen. Schmidt hat zum ersten Male die Worterklärung bei Shakespeare auf dieselbe Basis gestellt, wie Aristarch bei Homer. Hier wie dort beruht sie auf zwei Grundsätzen: erstens, die Frage nach der Bedeutung eines Wortes darf nur auf Grund einer absolut vollständigen Sammlung aller bei dem Dichter vorkommenden Belegstellen beantwortet, und zweitens, jeder Gebrauch eines anderen Autors muß dabei aufs Strengste ausgeschlossen werden. So einfach und einleuchtend diese Grundsätze zu sein scheinen, so sind doch nicht viel weniger als dreihundert Jahre vergangen, ehe sie für Shakespeare durch Schmidt zur Anwendung gekommen, und zweitausend, ehe sie für Homer von Lehrs aufs Neue ans Licht gezogen und zur allgemeinen Geltung gebracht worden sind.

Schmidt war auch ein Meister der Uebersetzungskunst und fand Freude daran, sie an englischen Dichtungen zu üben. Interessante Proben, in denen sich ein ebenso gebildeter Geschmack als lebhafte poetische Empfindung offenbart, bieten in den „Gesammelten Abhandlungen" die Essays über Milton's dramatische Dichtungen und über Walter Scott, besonders aber die Reproduction der „Lieder der schottischen Cavaliere" von W. E. Aytoun († 1854). Schmidt's Uebersetzung von Th. Moore's „Lalla Rookh" ist 1876 in zweiter Auflage erschienen.

Die drei ausgezeichneten Schulmänner, deren Andenken diese Zeilen gewidmet sind, dachten in religiöser wie in politischer Beziehung sehr verschieden. Schumann, der sich nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 ganz von der Politik abwendete, und kaum noch jemals eine Zeitung las, war ein Radicaler. Witt ging von der Demokratie zum Nationalliberalismus über. Schmidt konnte man etwa einen Freiconservativen nennen; sein letzter, von seinem Arzt sehr ungern gestatteter Gang über die Straße war der zum Locale der Reichstagswahl, um seine Stimme für das umstrittene Septennat abzugeben. In religiöser Beziehung stand Witt auf dem Boden der „Weltauffassung, welche mit dem Namen Christi sich verbindet"; „seit es ihm vollkommen klar war, daß der Kern der christlichen Lehre bestehen bliebe, auch wenn man den Auswüchsen der Ueberlieferung allen Glauben versage, hatte er sich mit der edelsten Erscheinung der Menschengeschichte wieder inniger befreundet." Um die unlösbaren Fragen nach Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. kümmerte er sich wenig. Von Schmidt erfahren wir nur, daß er fest an ein jenseitiges Leben glaubte. Schumann stand der Religion ganz fern; wollte er Christ werden, schreibt er einmal aus Reichenhall, so würde er den Katholicismus als die „heiterste und schmuckvollste Religion" wählen. Seine materialistischen Anschauungen hielt er bis zu seiner Todesstunde, in die er mit großartiger Ruhe und Heiterkeit eintrat, fest. Sicherlich hat aber Keiner von den Dreien seinen politischen oder religiösen Ueberzeugungen auch nur den geringsten Einfluß auf seine Thätigkeit als Lehrer und Erzieher eingeräumt.

L. Friedländer.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Die Hoffnungen des Centrums, daß die von ihm im klerikalen Sinne in der Commission veränderte „Umsturzvorlage" im deutschen Reichstage zur Annahme gelangen würde, sind erfreulicher Weise nicht in Erfüllung gegangen. Nicht einmal bis zur dritten Lesung sind diese Commissionsvorschläge gediehen, bei denen die Beseitigung des „Kanzelparagraphen" dem Centrum als die Hauptsache erschien. Vom Standpunkte der Freiheit der Wissenschaft und der Literatur darf das jähe Ende, das der klerikalisirten „Umsturzvorlage" am ersten Mai im Reichstage bereitet wurde, nur mit Genugthuung begrüßt werden. Wiederum zeigte sich, wie seiner Zeit in Bezug auf den Entwurf eines preußischen Volksschulgesetzes, wie dafür gesorgt ist, daß die Bäume der Reaction nicht in den Himmel wachsen.

Die Feierlichkeiten aus Anlaß der Eröffnung des Nordostsee-Canals werden sich in Folge der Theilnahme von Kriegsschiffen der seefahrenden civilisirten Nationen zu einer imposanten friedlichen Kundgebung gestalten. Mag immerhin das gewaltige Werk für Deutschland auch strategischen Zwecken dienen, so soll doch nicht minder der friedliche Verkehr der Völker dadurch gefördert werden. Die fremden Regierungen konnten aber um so bereitwilliger die an sie gerichteten Einladungen annehmen, als Deutschland durch sein gesammtes Verhalten in den letzten Jahrzehnten den vollgültigen Beweis seiner jeder kriegerischen Verwicklung abgeneigten Gesinnungen erbracht hat. Dies zeigte sich mit Deutlichkeit im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge in Ostasien, als die weitgehenden Forderungen Japans gegenüber China es insbesondere für Rußland angezeigt erscheinen lassen konnten, selbst auf dem Plane zu erscheinen. Allerdings waren zugleich deutsche Interessen wesentlich gefährdet, so daß es nur mit Genugthuung begrüßt werden konnte, daß der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, und der Staatssecretär des Auswärtigen, Freiherr von Marschall, bereits am 6. März vorbereitende diplomatische Schritte zur Wahrung dieser Interessen unternahmen.

Einer der vorzüglichsten Kenner Ostasiens, der frühere deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brandt, hat während des chinesisch-japanischen Krieges in diesen Blättern zu wiederholten Malen auf die Gefahren hingewiesen, die sich für die europäischen Interessen aus einer ungezügelten Ausbeutung der militärischen Erfolge Japans ergeben müßten. Insbesondere hob er bereits im Februar-Hefte der „Deutschen Rundschau" hervor, daß die Phrasen von der Eröffnung des ganzen China und dem civilisatorischen Einflusse des Auslandes auf dieses für den, der die Verhältnisse kenne, ohne jeden praktischen Werth wären. Damals schon bezeichnete Herr von Brandt als die materiellen Vortheile, die Japan beanspruchen würde: eine hohe Kriegsentschädigung und die Abtretung von Formosa, Liaotung und Shinking, d. h. dem südlichen Theile der Mandschurei. Von Anfang an

durfte jedoch angenommen werden, daß die an den Vorgängen im äußersten Oriente betheiligten europäischen Mächte, nachdem sie während des Krieges selbst strenge Neutralität gewahrt hatten, beim Friedensschlusse die Schädigung der eigenen Interessen zu verhüten bemüht sein würden.

Deutschland hatte bereits am 6. März in Tokio auf die gewichtigen Bedenken hingewiesen, die gegen allzu weit gehende Forderungen Japans sich geltend machen würden. Auch konnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Rußland als Nachbarstaat Chinas es nicht geschehen lassen könnte, daß Japan, im Besitze der Halbinsel von Liaotung, in der Lage wäre, die Hauptstadt Peking mittelbar zu bedrohen. Daher ergab sich von selbst eine Ideen- und Interessengemeinschaft Deutschlands und Rußlands, an die Frankreich sich sogleich anschloß. So überraschend vollzog sich das Einvernehmen zwischen den europäischen Großmächten, daß die mannigfachsten Erörterungen an eine internationale Combination geknüpft wurden, die aber am einfachsten durch den ganzen Verlauf des chinesisch-japanischen Conflictes erklärt wurde. Mußten doch wichtige Handelsinteressen Deutschlands in Ostasien gefährdet erscheinen, wenn Japan gegenüber China eine so beherrschende Position erlangte, daß dieses gewissermaßen von einem Gürtel umgeben wurde, der es von den europäischen Mächten abschloß. Unverständlich mußte daher das Verhalten Großbritanniens erscheinen. Hatte dieses nach dem Ausbruche des Krieges vergebliche Sondirungsversuche gemacht, um einen Druck der Großmächte auf Japan behufs Einstellung der Feindseligkeiten herbeizuführen, so veränderte es seine Taktik nach der militärischen Niederlage Chinas, indem es sich nunmehr auf die Seite des Siegers stellte. Sei es nun, daß das Cabinet Rosebery das Zusammengehen Rußlands, Deutschlands und Frankreichs nicht erwartet hatte, sei es, daß der Ernst dieser gemeinsamen diplomatischen Action unterschätzt wurde, jedenfalls zeigte das Verhalten des englischen Cabinets im Gegensatze zu dem der drei erwähnten europäischen Großmächte einen schwankenden Charakter. Gefiel die englische Regierung sich eine Zeit lang in der mit dem ursprünglichen Verhalten allerdings schlecht im Einklange stehenden Rolle, die Forderungen Japans als gerecht und billig anzuerkennen, so rieth sie diesem zur Nachgiebigkeit, als sie sich überzeugte, daß Rußland, Deutschland und Frankreich den in Tokio gemachten Vorstellungen erforderlichen Falls den geeigneten Nachdruck geben würden.

Die drei an der diplomatischen Action betheiligten Mächte wahrten aber nicht bloß ihre eigenen Interessen, wenn sie gegen die Abtretung chinesischen Festlandes an Japan Verwahrung einlegten, sondern sie erfüllten zugleich eine hervorragende Friedensaufgabe. Rußland, das früher freiwillig die Verpflichtung eingegangen war, nicht auf eigene Faust den status quo im äußersten Oriente zu verändern, hätte sich mit Fug für jeder solchen Verpflichtung ledig erachtet, falls die südliche Mandschurei dem japanischen Gebiete einverleibt worden wäre. Sicherlich hätten sich dann auch die Begehrlichkeiten Großbritanniens und Frankreichs geregt, so daß die Theilung der chinesischen Beute unvermeidlich gewesen wäre. Ob dies aber sich ohne Rückwirkung auf die europäischen Verhältnisse hätte vollziehen können, muß sehr zweifelhaft erscheinen.

Von besonderem Werthe für die Aufrechterhaltung des Friedens war die Theilnahme Deutschlands. Ein gemeinschaftliches Vorgehen Rußlands und Frankreichs ohne Deutschland hätte sogleich die Vorstellung erweckt, daß das französisch-russische Zukunftsbündniß, nachdem es durch die Flottenbesuche in Kronstadt und Toulon gewissermaßen die Weihe erhalten, im chinesisch-japanischen Conflicte die erste Feuerprobe bestanden habe. Ist andererseits die durch den Beitritt Deutschlands geschaffene Lage so dargestellt worden, als ob dieses lediglich von Rußland für dessen eigennützige Politik ins Schlepptau genommen worden wäre, so wird eine solche Auffassung einfach dadurch widerlegt, daß gerade Deutschland es war, das zuerst einen freundschaftlichen Mahnruf in Tokio vernehmen ließ. Nicht verhehlt werden darf in diesem Zusammenhange, daß der Leiter der auswärtigen

Politik Japans, Graf Ito, unter dem Drucke der Militärpartei seines Landes steht, so daß die allzu weit gehenden Forderungen sich auch aus solchem Drängen erklären. Wie verfehlt ist z. B. die Auffassung, daß Japan das mit dem Blute seiner Armee „eroberte" chinesische Gebiet nicht wieder aufgeben dürfe! Als ob Deutschland im Kriege von 1870—71 in weit blutigerem Ringen nicht einen großen Theil Frankreichs occupirt hätte, dessen dauernde Besitzergreifung auch nicht einen Augenblick ernsthaft geplant werden konnte. Mit derselben Begründung wie Japan die südliche Mandschurei hätte Deutschland französisches Gebiet bis zur Normandie annectiren dürfen.

Daß andererseits den Japanern die Früchte ihrer militärischen Tüchtigkeit nicht vorenthalten werden sollen, entspricht nur der Billigkeit, die jedoch zugleich erheischt, daß keine wesentlichen Interessen Chinas und der europäischen Mächte beeinträchtigt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre es durchaus angemessen, wenn die Gebietserweiterung Japans auf die geforderten chinesischen Inseln beschränkt bliebe, während zugleich die Kriegsentschädigung in entsprechender Weise erhöht werden könnte. Die japanische Regierung erklärte denn auch, sobald sie den Ernst der von Rußland, Deutschland und Frankreich gemeinsam unternommenen diplomatischen Action erkannt hatte, ihre Bereitwilligkeit, auf die Halbinsel Liaotung mit Ausnahme von Port Arthur zu verzichten. Der Besitz dieses befestigten Platzes würde jedoch für die Zukunft eine neue Gefahr bedeuten, da er als Stütz- und Ausgangspunkt späterer militärischen Operationen dienen könnte. Hieraus erklärt sich unschwer der Widerspruch Rußlands gegen ein solches Zugeständniß, der auch von den beiden anderen betheiligten europäischen Mächten getheilt wurde. Japan hat dann den Beweis seiner Mäßigung erbracht, indem es auf Port Arthur Verzicht leistete.

Hie und da tauchte die Annahme auf, daß das europäische Friedensbündniß, die Tripelallianz Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens, durch das Zusammengehen Deutschlands mit Rußland und Frankreich in dem chinesisch-japanischen Conflicte in den Hintergrund gerückt werden könnte. Stets von Neuem ist aber betont worden, daß der Dreibund der central-europäischen Mächte einen durchaus friedlichen Charakter aufweise, so daß es unter Anderem nur mit Genugthuung begrüßt werden könnte, wenn Oesterreich-Ungarn mit Rußland, Italien mit Frankreich freundnachbarliche Beziehungen pflegte. In diesem Gedankengange wurde betont, daß die europäische Tripelallianz ihren friedlichen Zweck am besten erfüllen würde, wenn andere Mächte diesen Bestrebungen sich anschlössen. Ohne nun im geringsten behaupten zu wollen, daß Rußland oder gar Frankreich, als sie in Tokio in Gemeinschaft mit Deutschland ihre Vorstellungen machten, ein weitergehendes Einvernehmen ins Auge faßten, darf doch hervorgehoben werden, daß Oesterreich-Ungarn und Italien keinerlei Veranlassung haben, die Zwecke des Dreibundes gefährdet zu sehen. Hierzu kommt, daß keine dieser beiden Mächte in demselben Maße wie Deutschland wichtige handelspolitische Interessen in Ostasien wahrnehmen muß.

Dagegen ist in Oesterreich-Ungarn in unerwarteter Weise eine innere Krisis entstanden, die im Zusammenhange mit der kirchenpolitischen Gesetzgebung in Ungarn steht. Hatte diese im Vatican unangenehm berührt, so ließ der päpstliche Nuntius in Wien, Msgr. Agliardi, bei einer Reise in Ungarn sich zu Aeußerungen und Kundgebungen hinreißen, die von der liberalen Partei als eine unberechtigte Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes gedeutet werden konnten. Der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy nahm dann auch Veranlassung, den Grafen Kalnoky als gemeinsamen Minister des Auswärtigen für Oesterreich-Ungarn davon in Kenntniß zu setzen, daß ein Abgeordneter der äußersten Linken das Verhalten des päpstlichen Nuntius im Parlamente zur Sprache bringen wollte. Der ungarische Ministerpräsident bezweckte mit dieser Mittheilung vor Allem, eine Uebereinstimmung mit dem Leiter der auswärtigen Politik darüber zu erzielen, welche Antwort auf eine

solche Anfrage ertheilt werden könnte. Allem Anscheine nach hat nun Graf Kalnoky das Vorgehen des päpstlichen Nuntius Msgr. Agliardi gemißbilligt, jedoch zunächst eine sorgfältige Prüfung des Sachverhaltes für geboten erachtet. Als dann aber im ungarischen Abgeordnetenhause am 1. Mai die Interpellation über das Verhalten des päpstlichen Nuntius eingebracht wurde, antwortete Banffy mit einer Schärfe, die mit diplomatischen Gepflogenheiten nicht ganz im Einklange stehen mochte. Nachdem er gegen Msgr. Agliardi unter Anderem den Vorwurf erhoben hatte, daß er, vielleicht ohne jede Absichtlichkeit, seinen Rechts- und Wirkungskreis überschritten habe, wies er darauf hin, daß er in seiner Antwort auf die Interpellation die Anschauung der ungarischen Regierung in Uebereinstimmung mit dem gemeinsamen Minister des Auswärtigen wieder gebe, der in dieser Hinsicht den Standpunkt der ungarischen Regierung zu dem seinigen gemacht habe. Der Ministerpräsident ging aber noch weiter und versicherte, die Regierung habe ihrer Auffassung bereits auf diplomatischem Wege durch die Vermittlung des Grafen Kalnoky beim päpstlichen Stuhle Ausdruck verliehen, indem sie einerseits Aufklärungen wünschte, andererseits zur Kenntnißnahme bringen wollte, daß durch die Handlungsweise des Nuntius Agliardi der Schein der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns hervorgerufen werde. Daß die Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten, die vom Unterhause „zur Kenntniß genommen" wurden, Anlaß zu einer stürmischen Scene boten, kann nicht überraschen. Einen nicht minder lebhaften Widerhall fanden diese Erklärungen aber in Wien. Graf Kalnoky ließ in der „Politischen Correspondenz" ein Communiqué veröffentlichen, in dem Baron Banffy aufs Schärfste „corrigirt" wurde.

Der gereizte Ton dieser „Richtigstellung" ließ darauf schließen, daß die „Enthüllungen" des ungarischen Ministerpräsidenten vor Allem an einer Stelle unliebsam berührt haben, auf die Graf Kalnoky besondere Rücksicht nehmen muß. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Kaiser Franz Joseph aus Rücksicht auf den Papst bis zum heutigen Tage den Besuch des Königs von Italien in dessen Hauptstadt noch nicht erwidert hat, um zu beweisen, daß die im ungarischen Unterhause abgegebene, „wie ein Schlachtruf tönende Erklärung" vom Könige von Ungarn unangenehm empfunden worden ist. Selbst wenn der päpstliche Nuntius eine unerlaubte Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns sich hätte zu Schulden kommen lassen, würde der Vertreter Oesterreich-Ungarns beim Vatican in diplomatischen Moll-Accorden, nicht aber in der Dur-Tonart des ungarischen Ministerpräsidenten Vorstellungen erhoben haben. Deshalb wird in dem Communiqué der „Politischen Correspondenz" auch die Unvertrautheit des Barons Banffy mit diplomatischen Geschäften hervorgehoben, die an erster Stelle erheischen, daß alle scharfen Spitzen umgebogen werden.

Als unmittelbare Folgen der Erklärungen des Barons Banffy konnte das Entlassungsgesuch des österreichischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, von Anfang an vorhergesehen werden. Der Conflict zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten und dem Grafen Kalnoky fand jedoch zunächst eine unerwartete Lösung, indem Kaiser Franz Joseph an den Leiter der auswärtigen Politik ein Handschreiben richtete, worin er unter dem Ausdrucke des vollen Vertrauens die Annahme des Demissionsgesuches ablehnt. Andererseits wurde der ungarische Ministerpräsident, Baron Banffy, ermächtigt, durch die am 6. Mai im ungarischen Abgeordnetenhause vollzogene Verlesung der an ihn gerichteten Note des Grafen Kalnoky den Beweis zu erbringen, daß er sich bei seinen früheren Mittheilungen in Bezug auf den päpstlichen Nuntius in gutem Glauben befunden habe. Erklärt sich doch der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen am Schlusse dieser Note bereit, falls die ungarische Regierung es für angezeigt erachte, durch den Botschafter beim päpstlichen Stuhle gegen das „in der gegenwärtigen Situation entschieden taktlose Auftreten und Eingreifen des Nuntius", das die Agitation in Ungarn noch mehr anzufachen geeignet sei, Einspruch und Klage zu

erheben, sowie den Standpunkt zu vertreten, der jede Einmischung des apostolischen Nuntius in die kirchenpolitischen Verhältnisse und Kämpfe ausschließe. Allerdings fehlt es in der Note des Grafen Kalnoky nicht an Vorbehalten, wie denn unter Anderem betont wird, daß neben der Rücksicht für den greisen Papst es nicht im Interesse Ungarns liegen könne, die Beziehungen zum heiligen Stuhle ernstlich zu stören, mit dem es gelungen war, trotz der langwierigen kirchenpolitischen Action, Freundschaft zu erhalten. Nicht minder wies Graf Kalnoky sogleich im Anfange der Note auf die Schwierigkeit hin, sich ein Urtheil über das Maß der Einmischung des päpstlichen Nuntius in die inneren Angelegenheiten Ungarns zu bilden, solange nur Zeitungsmeldungen vorlägen. Der Minister des Auswärtigen erachtete daher genauere Feststellungen für geboten, damit er in der Lage wäre, die Situation auf Grund zuverlässiger Daten zu beurtheilen. Durch die Verlesung dieser Note im ungarischen Unterhause konnte nun Baron Banffy sein eigenes Verhalten für gerechtfertigt erachten, während zugleich Graf Kalnoky von seinem Standpunkte aus geltend machen durfte, daß er sich nicht so weit vorgewagt habe, wie es nach den ersten Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten den Anschein gewinnen mußte. Auf dieser Grundlage sollte denn auch der Ausgleich zwischen den beiden Staatsmännern gefunden werden, obgleich mit Recht betont wurde, es müßte für die Zukunft der Wiederholung solcher Vorgänge vorgebeugt und die Gewähr dafür geschaffen werden, daß in Bezug auf die auswärtige Politik und die internationalen Beziehungen nicht von Seiten eines Ministers der einen oder der anderen Reichshälfte Erklärungen erfolgen, durch welche die Verantwortlichkeit des Ministers des Aeußeren illusorisch gemacht werde. Sehr bald zeigte sich aber, daß der Conflict sich so sehr zugespitzt hatte, daß der Rücktritt des Grafen Kalnoky unvermeidlich war. Kaiser Franz Josef nahm denn auch das wiederholte Entlassungsgesuch des Grafen Kalnoky an und ernannte den Grafen Goluchowski zu dessen Nachfolger. Wie der frühere österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen sich als eine Stütze des europäischen Friedens im Sinne der Tripelallianz erwiesen hat, wird dies auch vom Grafen Goluchowski gelten, zumal da Kaiser Franz Josef in dieser Beziehung in seiner Monarchie gewissermaßen den festen Punkt in der Erscheinungen Flucht darstellt.

Während in Ungarn eine Verschärfung der Beziehungen zur römischen Curie eingetreten ist, hatte sich das Verhältniß des Quirinals zum Vatican allem Anscheine nach freundlicher gestaltet. Zeigten sich in dieser Hinsicht zunächst in der Colonie Eritrea günstige Symptome, wo auf Veranlassung der Congregatio de Propaganda Fide der französische apostolische Präfect durch einen Italiener ersetzt wurde, so fehlte es auch im Uebrigen nicht an solchen Anzeichen, so daß sanguinische Gemüther bereits eine Betheiligung der dem Papstthume anhangenden Katholiken an den allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer in Aussicht stellten. Thatsächlich hält Papst Leo XIII. wie sein Vorgänger Pius IX. officiell an der Losung nè elettori, nè eletti fest, wonach die ihm ergebenen Katholiken weder activ noch passiv an den politischen Wahlen theilnehmen sollen. Bei den in jüngster Zeit vollzogenen Gemeinde- und Provinzialrathswahlen haben diese Elemente allerdings vielfach zum Siege der gemäßigteren Candidaten über die radicalen beigetragen. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß trotz der officiellen Losung des Vaticans hier und da die Ultraradicalen und Socialisten zugleich von den Anhängern des Papstes bekämpft werden.

Vergebens ist von der Opposition auch der Versuch gemacht worden, aus der Angelegenheit des früheren Conseilpräsidenten Giolitti neue Angriffswaffen gegen Crispi zu schmieden. Noch sind die tumultuarischen Parlamentsscenen in Aller Erinnerung, die, durch die Ueberreichung der angeblichen Actenstücke Giolitti's hervorgerufen, zur Schließung der Kammern und dann zur Auflösung der Deputirtenkammer sowie zu den Neuwahlen Anlaß boten. Beeilte sich der Leiter der gegenwärtigen Regierung, im Namen seiner schwer gekränkten Gattin gegen seinen Vorgänger die Verleumdungsklage sowie die Anschuldigung wegen Beseitigung amtlicher

Schriftstücke zu erheben, so hätte man annehmen müssen, daß Giolitti die ihm gebotene Gelegenheit benutzen würde, um den Beweis der Wahrheit zu erbringen und auch im Uebrigen sein Verhalten zu rechtfertigen. Statt dessen zog er vor, sich zunächst durch eine fluchtähnliche Abreise nach Deutschland der Verantwortung zu entziehen, zumal da auch andere hervorragende Persönlichkeiten die Verleumdungsklage gegen ihn angestrengt hatten. Nach geraumer Zeit erst kehrte er nach Italien zurück, im Vertrauen, daß er durch seine frühere Position als Ministerpräsident gegen die gerichtliche Verfolgung von Handlungen geschützt wäre, die er zur Zeit seiner amtlichen Stellung begangen haben sollte. Giolitti machte als Einwand geltend, daß nur die Deputirtenkammer ihn in Anklagezustand versetzen, nur der Senat als Staatsgerichtshof über ihn aburtheilen könnte, eine Auffassung, die jedoch von den ersten richterlichen Instanzen verworfen wurde. Der römische Cassationshof adoptirte dann aber die entgegengesetzte Ansicht, so daß die neue Kammer berufen sein wird, ihre Entscheidung zu treffen. Mag nun immerhin darüber gestritten werden, ob Handlungen, die mit den Regierungsgeschäften auch nicht das Geringste gemein haben, der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen werden dürfen, jedenfalls steht fest, daß der leitende italienische Staatsmann, Crispi, seine bona fides erwiesen hat, indem er das Urtheil über sein eigenes Verhalten ohne Weiteres den Gerichten des Landes überließ, während Giolitti die Vermuthung herausfordert, daß er wenig Vertrauen zur Beweiskraft seiner Documente und Argumente habe. Geradezu unverständlich erscheint, daß nach der Auffassung gewisser Organe Giolitti über Crispi einen Sieg davon getragen haben soll, weil der römische Cassationshof anders wie die früheren Instanzen entschied. Wird doch die materielle Frage, ob der frühere Conseilpräsident verleumdet und amtliche Schriftstücke unterschlagen habe, durch die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes über die Competenz in keiner Weise berührt. Ja, es kann leicht geschehen, daß die neue Deputirtenkammer sich sehr streng gegen den ehemaligen Conseilpräsidenten erweist, der überdies im Senate, wie sich bei früheren Anlässen deutlich zeigte, viele politische Widersacher zählt.

Die Neuwahlen für die Deputirtenkammer sind auf den 26. Mai, die Stichwahlen auf den 2. Juni anberaumt, so daß die neue Kammer am 8. Juni eröffnet wird. In einem Berichte des gesammten Ministeriums, der dem königlichen Decrete über die Auflösung der früheren Deputirtenkammer, sowie über die Neuwahlen beigefügt ist, waren die Gründe dargelegt, aus denen die Vertagung des Parlamentes geboten erschien. Hervorgehoben wird, daß, weit entfernt, einen Angriff auf die verfassungsgemäßen Freiheiten zu unternehmen, die Regierung bei dieser Vertagung vielmehr durch den Gedanken, die Würde der parlamentarischen Einrichtungen hoch zu halten, geleitet worden sei. Das Ministerium Crispi verleiht am Schlusse des Berichtes der Zuversicht Ausdruck, daß das ruhige Urtheil des Landes aller Ungewißheit ein Ende machen, sowie eine seit langer Zeit herbeigesehnte Aera nutzbringender gesetzgeberischer Arbeit eröffnen werde, durch die der Nation Sicherheit für ihre Zukunft gewährt würde. Die Ergebnisse einer Anzahl Gemeinde- und Provinzialrathswahlen hatten bereits vor der Auflösung der Deputirtenkammer gezeigt, daß die italienische Bevölkerung mit dem tumultuarischen Vorgehen der Radicalen keineswegs einverstanden ist, vielmehr das besonnene Verhalten der Regierung durchaus billigt, der es vor Allem gelungen ist, eine wesentliche Besserung des Finanzwesens herbeizuführen, so daß die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im italienischen Staatshaushalte ernsthaft in Aussicht genommen werden kann.

εσ. **Hans Sachs in Weimar.** Gedruckte Urkunden zum vierhundertsten Geburtstage des Dichters aufs Neue herausgegeben von Bernhard Suphan. Weimar, Böhlau. 1895.

Hans Sachs' Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans-Sachs-Feier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan. Weimar Böhlau. 1895.

Das vorjährige Jubiläum des Altmeisters hat zwar leider keine löbliche große Gesammtdarstellung seines Lebens und seiner Poeterei hervorgerufen, aber eine Reihe die Wissenschaft ungemein fördernder Publicationen und Abhandlungen von Götze, Stiefel, Michels, Drescher, Bolte, Herrmann u. A. in der stattlichen Nürnberger „Festschrift"; und als jeder Feuilletonist sich zum Festruf „In Froschpfuhl all das Volk verbannt" aufschwang, wollte Weimar nicht schweigen, woher das erlösende Wort zuerst erklungen ist. Es war ein glücklicher Gedanke, Goethe's Gedicht und was viel später hinzu kam, Wieland's Aufsatz mit den Beilagen, Herder'sche und Lessing'sche Briefe in einem Heftchen sauber abzudrucken und kundig zu erläutern. Der Director des Goethe-Schiller-Archivs rief seine Mitarbeiter Wahle, Heitmüller, Leitzmann auch hier zur ersprießlichen Theilnahme auf. Gleichzeitig konnten Ruland und Bojanowsky aus den Schätzen ihrer Institute eine sehr bedeutende Ausstellung von Bildern, Handschriften, Drucken veranstalten. Suphan hat in Weimar-Jena, an beiden Enden der großen Stadt, die Festrede gehalten, ohne allen gelehrten Habitus, gern angesteckt von der behaglichen Redseligkeit des Alten, indem er Zeugniß davon ablegt, warum und wie der Jubilar einst auf Weimars Classiker wirkte und nun ihren Großsiegelbewahrer fest hält. Der artige Scherz, in der Weimarischen Zeitung einen gewissen C. M. W. unter dem Strich sich aussprechen zu lassen und in der nächsten Nummer den etwas altmodischen neuen Mitarbeiter als Christoph Martin Wieland zu entmummen, ist dem Büchlein eingefügt worden nebst einem Hans Sachsisch-Aristophanischen Verstoast auf Jenas „Rose".

xγ. **Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes.** Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung in Industrie- und Handelsstädten. Bericht über den am 8. und 9. October 1893 vom Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. veranstalteten socialen Congreß. Berlin 1894, Verlag von Otto Liebmann.

Das „Freie Deutsche Hochstift" hat seit einer Reihe von Jahren volkswirthschaftliche Interessen in seinen Bereich gezogen, Vorlesungen über einzelne Partieen der Nationalökonomie, der Socialpolitik, der Rechtswissenschaft veranstaltet, einzelnes dahin Gehörige veröffentlicht und hat endlich im Jahre 1893 einen neuen socialen Congreß ins Leben gerufen, der sich von den mancherlei ähnlichen Versammlungen dadurch unterscheidet, daß er eine stärkere Mischung verschiedener Gesellschaftsschichten herbeigeführt, in welcher das Element der Arbeiter und der Socialdemokraten eine vorzugsweis lebhafte Vertretung gefunden hat. Der hier vorliegende Bericht über die Verhandlungen spiegelt die Buntheit der Gegensätze, von dem gewöhnlichen Programm-Socialdemokraten und dem gelehrten, socialdemokratisch gestimmten Romantiker bis hinüber zu dem praktischen Gemeinnützler und dem wohlgesinnten Fabrikherrn. Das Thema der Verhandlungen, „Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung", war nach seinem Theile dazu geschaffen, solchen weitgehenden Gegensätzen Stoff zu gewähren, d. h. ebensowohl die grundlegenden Fragen unserer volkswirthschaftlichen Organisation, als die technischen Aufgaben eines verbesserten Arbeitsnachweises anzuregen. Inmitten von Minderwerthigem ist manches Gute und Förderliche in den Verhandlungen zu finden.

γ. **Die Hauschronik Konrad Pellikan's von Rufach.** Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theodor Vulpinus. Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 1893.

Aus Anlaß der vierten Säcularfeier der Universität Tübingen hat Professor Dr. Bernhard Riggenbach in Basel 1877 die lateinische Urschrift der Hauschronik herausgegeben, welche Konrad Kürschner, genannt Pellikanus, für seinen Sohn Samuel verfaßt und ausdrücklich nur für ihn, sowie seine Nachkommen, nicht aber für die Oeffentlichkeit bestimmt hat. Pellikanus war 1478 zu Rufach, einem Städtchen des Bisthums Straßburg, von armen, aber ehrlichen Leuten geboren, trat in den Franciscanerorden und ward Guardian des Klosters in Basel. Als Luther gegen die Mißbräuche der Kirche auftrat, las Pellikanus seine Schriften und gerieth, da sie ihn überzeugten, bald mit seinem Orden in Conflict, weshalb er 1526 gerne einem Rufe als Lehrer des Hebräischen nach Zürich Folge leistete. Hier wirkte er in Segen bis an seinen Tod, der in den Osterferien des Jahres 1556 eintrat. Er war „seinen Gebärden nach ein gar kindlicher, huldseliger, sanftmüthiger Mensch, so geneigt zu lehren, daß er mit dem kleinsten Kind zu studiren begehrte, und Tag und Nacht und unverdrossen mochte Müh' und Arbeit erdulden". Ganz so tritt er uns in den vertraulichen Aufzeichnungen entgegen. Wie ihm Zürich jährlich 60 Gulden Gehalt bietet, antwortet er, er begehre so viel nicht; er getraue sich auch mit 16 auszukommen. Nur schwer entschließt er sich, als Achtundvierzigjähriger in die Ehe zu treten; er wählt sich dann ein Mädchen aus armem Stande, Anna Fries, damit Mann und Frau aus gleichen Verhältnissen hervorgegangen seien und sich leichter zusammengewöhnten. Wie er allmälig bescheidenen Wohlstand erwirbt, dankt er Gott herzlich dafür: mit horazischem Sinn hält er zu viel von irdischem Gut für ebenso schädlich, als zu wenig. Seine gelehrten Amtsgenossen rühmt er mit einer neidlosen Treuherzigkeit, die in solchen Kreisen sehr selten ist. Das ganze Büchlein ist ein anspruchsloser und eben darum sehr willkommener Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit; es durch eine fließende deutsche Uebersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ein Verdienst des pseudonymen Herrn Theodor Vulpinus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Friedrich Nietzsche. Von Dr. Th. Achelis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895.

Andrejanoff. — Weltgericht. Von Victor von Andrejanoff. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1895.

Armand's ausgewählte Romane. Neunte und zehnte Lieferung. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Arnold. — Novellen von Hans Arnold, mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Aula, Die. Wochenblatt für die akademische Welt. Erster Jahrgang, erstes Heft. München, R. W. Vobach.

Bachhaus. — Literarische Essays von Wilhelm Emanuel Bachhaus. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895.

Bauer. — Unter rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim. Jubiläums-Erinnerungen von Kriegsfahrten 1870/71. Von Dr. jur. Max Bauer. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Beltrami. La Certosa di Pavia. Milano, Hoepli 1895.

Beneke. — Lawn Tennis. Anleitung und Beschreibung. Von Louis Beneke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. — Sechster Band. Michail Bakunin's social-politischer Briefwechsel mit Alexander Jw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung von Prof. Dr. B. Minzes. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895.

Bismarck. Illustrirte Rundschau für Bismarck-Biographie, Deutsche Geschichte, Kunst und Leben. Erstes Heft. Berlin, Heuer & Kirmse.

Böthlingk. — Der Naïatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine aktenmäßige Darstellung von Arthur Böthlingk. Heidelberg, J. Hörning. 1895.

Bormann. — Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. Von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1895.

Bosanquet. — The essentials of logic being ten lectures on judgment and inference. By Bernard Bosanquet. London, Macmillan and Co. 1895.

Brandes, Georg. William Shakespeare. Zweite Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Briefwechsel. — Nach vierzig Jahren. Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in späterer Lebenszeit. Leipzig, Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber). 1895.

Busse. — Gedichte von Carl Busse. Dritte Auflage. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1895.

Calmettes. — Mémoires du général Bon. Thiébault. Publiés sous les auspices de sa fille Mlle. Claire Thiébault d'après le manuscrit original par Fernand Calmettes. IV. 1806—1813. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon.

Carus. — The Gospel of Buddha. According to old records told by Paul Carus. Second edition. Chicago. The open court publishing company. 1895.

Collignon. — Geschichte der griechischen Plastik von Maxime Collignon. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer. Erster Band. Zweite Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1895.

Cyon. — Les finances russes et l'épargne française. Réponse a M. Witte par E. de Cyon. Troisième édition. Paris, A. Charles, librairie. 1895.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Erste Lieferung. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1895.

Deutschtum, Das, in Elsaß-Lothringen. 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895.

Dreux-Brézé, Marquis de. Notes et souvenirs pour servir à l'histoire du parti royaliste. 1872—1883. Paris. Librairie académique Perrin et Cie. 1895.

Duruy. — Memoiren von Paul Barras, Mitglied des Directoriums. Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von Georges Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Enfian. — Clericale Umstürzler. Eine Studie zur Geschichte der ultramontanen „Volkspartei" in Ungarn. Von H. von Enfian. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Erinnerungen und Reflexionen, einige, eines ehemaligen Göttinger Studenten im Auslande. Hannover, Menz & Lange. 1895.

Ernst. — Die größte Sünde. Drama in fünf Acten von Otto Ernst. Hamburg, Conrad Kloß. 1895.

Fastenrath. — Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1895.

Fowler. — Progressive morality. An essay in ethics by Thomas Fowler. Second edition, corrected and enlarged. London, Macmillan and Co. 1895.

Fretwell. — Newfoundland and the Ingoes. An appeal to England's honor by John Fretwell. Boston, Mass., Geo. H. Ellis.

Gerling. — Familie Barren. Schauspiel in 5 Acten von Fr. Wilh. Gerling. Leipzig, E. Wiest Nachf. 1895.

Gisbert. — Eine Sache für sich! Social-politische Studie, der Handelswelt zugeeignet von Paul Gisbert. Berlin, Druck und Verlag von Gregor Hornberg Nachf. 1895.

Gnad. — Literarische Essays von Dr. Ernst Gnad. Neue Folge. Wien, Karl Konegen. 1895.

Grabowsky, Dr. Norbert, und seine reformatorische Bedeutung für die Menschheit. Leipzig, Verlag des „Literarisch-wissenschaftlichen Jahrbuchs", Theodor Thomas. 1895.

Grandmaison. — Napoléon et les cardinaux noirs (1810—1814). Par Geoffroy de Grandmaison. Paris, Perrin et Cie. 1895.

Henning. — Die Zeitmessung, ein Mittel zur Aufdeckung des Humbugs in Pferderennen von Richard Henning. Berlin, G. Schubert. 1895.

Hiltl. — Der französische Krieg von 1870/71 von Georg Hiltl. Jubiläums-Ausgabe 1895. Siebente neubearbeitete Auflage. Erste und zweite Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Hoernes. — Das Erdbeben von Laibach und seine Ursachen. Vortrag von Dr. Rudolf Hoernes. Graz, Druck und Verlag „Leykam". 1895.

Jacoangeli. — L'insegnamento secondario in Italia. Mali e rimedii per L'ing. Odoardo Jacoangeli. Piacenza. Tipografia Marchesotti e Luigi Porta. 1895.

Journal du maréchal de Castellane 1804—1862. Tome premier 1804—1823. Paris, Librairie Plon 1895.

Königslöw. — Die Arbeiterfrage und praktische Winke zu ihrer Lösung von C. von Königslöw. Berlin, Richard Taendler.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Siebente und achte Lieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Kühnemann. — Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik. Von Dr. phil. Eugen Kühnemann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Lanzac de Laborie. — La domination française en Belgique 1795—1814. Par L. de Lanzac de Laborie. Deux tomes. Paris, Librairie Plon. 1895.

Lothar. — Kritische Studien zur Psychologie der Literatur. Von Rudolph Lothar. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst und Verlags-Anstalt von S. Schottländer. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BIND... JUN 15 19[illegible]

AP
30
D4
Bd.83

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY